

Beruf: Frau  
Arbeitsbiographien in Jena vom Beginn  
bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts

Dissertation  
zur Erlangung des akademischen Grades  
Doctor philosophiae (Dr. phil.)

vorgelegt dem Rat der Philosophischen Fakultät der  
Friedrich-Schiller-Universität Jena

von Eva V. Chen  
geboren am 9.12.1971 in Pforzheim

Erstgutachterin: Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger,

Zweitgutachterin: Prof. Dr. Marita Metz-Becker

Datum des Rigorosums: 05.12.2006

# Inhaltsverzeichnis

<b>I. Start: Begriff, Fragestellung, Methode</b>	<b>1</b>
<b>II. Fluchtwege: Selbstmordgeschichten</b>	<b>19</b>
II.1. »Aschenputtel«– Lebenstraum und Realität eines Dienstmädchens . . . . .	20
II.2. Das »kunstseidene Mädchen«oder »das ältere Fräulein in braunen Strümpfen«?	26
II.3. Macht und Missgunst am Arbeitsplatz? – Die Filialleiterin . . . . .	31
<b>III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?</b>	<b>35</b>
III.1. Im Teleskop: Zur Stadtgeschichte . . . . .	35
III.2. Mit dem Fernglas: Jenas Entwicklung 1900–1950 . . . . .	38
III.3. Unter der Lupe: Frauen in Jena 1900–1950. Institutionen als Wegbereiterinnen?	41
III.4. Durchs Mikroskop: Zeiss und Schott und die Anfänge der Frauenarbeit . . . .	56
<b>IV. Frauenwege: Biographien, Strategien</b>	<b>75</b>
<b>A. Anpassung und Widerstand</b>	
IV.1. Eine bürgerliche Karriere? – Elisabeth Heintzen, Fabrikpflegerin . . . . .	79
IV.2. »Man MUSSTE ja!«– Johanna Czerny, Büroangestellte . . . . .	117
IV.3. »Ich war schließlich wer«und »man muss bescheiden bleiben«– Brigitte Lohmann, Büroangestellte . . . . .	134
<b>B. Einzelkämpferinnen und Netzwerke</b>	
IV.4. Selbstbestimmung und Netzwerke – Martha Beeg, Werbedame . . . . .	155
IV.5. Glasarbeiterin, Bürgermeisterin und zurück – Erika Weise . . . . .	187
IV.6. Der Traum von der Kunst – Grete Berg . . . . .	207
<b>C. Weibliche Nischen und Freiräume</b>	
IV.7. Von der Gutshoftochter zur Krankenschwester – Eva Münzer . . . . .	225
IV.8. Von der Arbeitertochter zur Oberschwester – Inge Zeisig . . . . .	249
IV.9. Vom Kindermädchen zur Beamtin – Else Ridder . . . . .	267
<b>V. Barrieren</b>	<b>293</b>
V.1. Hire and Fire . . . . .	293
V.2. Geschlecht und Status . . . . .	298
V.3. Geschlecht und Verdienst . . . . .	311
V.4. Geschlecht und Ehre . . . . .	315

<b>VI. Am Ende: Angekommen?</b>	<b>325</b>
<b>A. Quellen</b>	<b>335</b>
A.1. Stadtarchiv Jena (StAJ) . . . . .	335
A.2. Betriebsarchiv Carl Zeiss Jena (BACZ) . . . . .	335
A.3. Unternehmensarchiv Schott & Gen. Jena (SchA) . . . . .	336
A.4. Interviews . . . . .	336
A.5. Literaturverzeichnis . . . . .	337
<b>B. Kurzbiographien der porträtierten Frauen</b>	<b>355</b>
B.1. Beeg, Martha . . . . .	355
B.2. Berg, Grete . . . . .	355
B.3. Czerny, Johanna . . . . .	355
B.4. Heintzen, Elisabeth . . . . .	356
B.5. Lohmann, Brigitte . . . . .	356
B.6. Münzer, Eva . . . . .	356
B.7. Ridder, Else . . . . .	356
B.8. Weise, Erika . . . . .	357
B.9. Zeisig, Inge . . . . .	357

# I. Start: Begriff, Fragestellung, Methode

## Beruf: Frau?

*»Warum liegt in vielen Ländern die Arbeitslosenquote bei Frauen höher als die bei Männern? In Spanien ist Arbeitslosigkeit geradezu ein weibliches Problem – Frauen sind mit einer Quote von knapp 23 Prozent mehr als doppelt so häufig davon betroffen wie Männer (11 Prozent). Auch in Deutschland ist die Quote der Frauen höher, um etwa einen Prozentpunkt – während es sich in Ländern wie Großbritannien oder Irland genau andersherum verhält. Nach einer Studie, die das britische Center for Economic Policy Research veröffentlicht hat, gibt es für dieses Phänomen keine plausible Erklärung – außer: Diskriminierung.*

*Bei dieser Untersuchung ging es ausdrücklich nicht darum, zu ergründen warum viele Frauen zu Hause bleiben und sich lieber Kindern statt der Karriere widmen. Die Forscher wollten vielmehr herausfinden, warum selbst diejenigen Frauen, die sich für eine Berufstätigkeit entschieden haben, in vielen Ländern keine Arbeit finden.*

*Dazu wurden verschiedene Hypothesen geprüft – etwa schlechtere Qualifikationen der Frauen oder ihre im Verhältnis zu den Männern geringere Bereitschaft, Vollzeit-Jobs anzunehmen. Doch all diese Faktoren erwiesen sich nicht als ausschlaggebend. Das Fazit: Die Unterschiede bei den Arbeitslosenraten seien so wenig nachvollziehbar wie die bereits bekannte, schlechtere Bezahlung von Frauen.«*

Diese Notiz in »DIE ZEIT« vom 25. 3. 2004 verweist auf die vielen offenen Forschungsfragen und fehlenden Erklärungsansätze im Hinblick auf die heutige Erwerbstätigkeit von Frauen. Die angesprochene Studie kommt zu dem – für die Kulturwissenschaft nicht überraschenden – Ergebnis, dass es eben nicht ausreicht, nach den ›harten‹, unwiderlegbar ›greifbaren‹ Fakten zu suchen, um hinreichende Antworten auf die immer noch bestehenden, teils gravierenden, Unterschiede in den Erwerbswirklichkeiten von Männern und Frauen zu finden. Allem Anschein nach existiert bis heute der ›Beruf Frau‹ als ein Sonderfall in der Erwerbslandschaft, der sich durch bestimmte Berufsbilder, schlechtere Bezahlung, schlechtere Aufstiegschancen von der zur Norm erklärten männlichen Erwerbsbiografie unterscheidet. Wodurch genau die konstatierte Diskriminierung zustande gekommen ist, worin sie sich bis heute äußert, welche konkrete Auswirkungen sie auf die Entscheidungen von Frauen für und gegen bestimmte Berufswege hat, und wie sie es schafft, sich immer weiter zu tradieren, das kann der Blick allein auf Zahlen und Gesetze nicht klären. Wie Karin Hausen bereits 1993 festgestellt hat, ist »die in der modernen Erwerbsarbeit deutlich ausgeprägte Geschlechterhierarchie [...] nicht allein mit der den Wirtschaftsprozessen unterstellten ökonomischen Logik zu erklären.«<sup>1</sup> Um diese Antworten zu finden, bedarf die

---

<sup>1</sup> Hausen, Karin: Einleitung. In: dies. (Hg.): Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher

## *I. Start: Begriff, Fragestellung, Methode*

Forschung der Ebene der kulturellen Normen, Zuschreibungen, Selbstbilder und der individuellen Lebensverläufe der Frauen. Es reicht auch nicht aus, erst an dem Moment mit den Fragen anzusetzen, an dem eine Frau sich nach ihrer Berufsausbildung auf den Arbeitsmarkt begibt, und mit den Fragen bereits wieder aufzuhören, in dem Moment, in dem sie den Arbeitsplatz wieder verlässt.

Was für die gegenwärtige Situation zutrifft, stimmt erst recht für die Vergangenheit. Frauenerwerbstätigkeit ist eines der am längsten und am ausführlichsten erforschten Gebiete der sozial-, kultur- und geschichtswissenschaftlichen Genderforschung; es liegen bereits eine Vielzahl beeindruckender Studien zu diesem Teilgebiet vor. Trotzdem sind auch hier längst nicht alle Fragen geklärt. Zwar hat es – durch die Fülle an Veröffentlichungen – den Anschein, es sei bereits alles gesagt, es seien bereits alle Daten erhoben und ausgewertet, alle wichtigen Thesen aufgestellt und bestätigt. Bei näherer Sichtung wird jedoch deutlich, wie nach der wichtigen und richtigen Erhebung der diesbezüglichen Fakten, Zahlen und Daten, der Konstatierung der fast durchgängigen Benachteiligung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt, ihrer ›Besonderheit‹ im Hinblick auf die Ausbildungssituation, den Karriereverlauf und die Gebrochenheit ihrer Erwerbsbiographien plötzlich die Forschungsneugier zu einem resignierten Ende gekommen ist. Ähnlich wie die oben erwähnte Studie des Center for Economic Policy Research kamen die Forschenden zwar sehr schnell zu der Erkenntnis, dass Diskriminierung der Schlüsselbegriff für die spezielle Situation von Frauen im Erwerbsleben ist. Solange man rechtliche Vorschriften, staatliche Regelungen und den, an der zeitgenössischen Literatur ablesbaren, öffentlichen Diskurs eindeutig als ›Urheber‹ dieser Diskriminierung ausmachen konnte, schien es relativ einfach, den Entwicklungsprozess der Frauenerwerbsarbeit zu erklären. Ohne die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen jedoch mit den Subjekten der Forschung zusammenzubringen, bleiben die Ergebnisse unausgewogen und theoretisch.

Das Hauptinteresse der vorliegenden Arbeit gilt weniger der Frage, aus welchen Gründen sich viele Frauen eher am reinen Hausfrauen- und Mutterdasein orientierten. Die aus der gängigen Doppelbelastung der Frauen durch Erwerbstätigkeit und Familienarbeit resultierenden Benachteiligungen sind ebenfalls hinreichend dargelegt worden. Ich frage – ebenso wie die oben zitierte Studie – nach denjenigen Frauen, deren Entscheidung aus den unterschiedlichsten Motiven und Bedingungsgefügen heraus für eine außerhäusliche Erwerbstätigkeit gefallen ist, und dabei interessiere ich mich für die Perspektive dieser Frauen, ihren konkreten Arbeitsalltag<sup>2</sup>, ihre Erlebnisse in Fabrik und Büro, ihre Motive, Einstellungen, Wertungen und Erwartungen in Bezug auf sich selbst und ihr Umfeld. Es geht mir um die Kombination des Zugangs auf zwei verschiedenen Ebenen und deren Gegenüberstellung: die Frauen nach ihren Selbstbildern, Motivationen und Strategien zu fragen und sie mit den Zuschreibungen, Erwartungshaltungen und Vorgaben zu spiegeln, die von außen – institutionell oder familiär, diskursiv oder direktiv,

---

Erwerbschancen von Männern und Frauen. Göttingen 1993. S. 8.

2 Der Alltagsbegriff in den Sozial- und Kulturwissenschaften wird nicht einheitlich verwendet bzw. häufig ohne nähere Definition benutzt. Im folgenden soll unter dem Konzept des untersuchten Alltags ein Handeln verstanden werden, das – nach Söeffner – »nicht zufällig oder strukturlos abläuft, sondern durch Ordnungsprinzipien, Regeln, Deutungsprozeduren, Pläne und Zwecke strukturiert ist.« Söeffner, Hans-Georg: Auslegung des Alltags – Alltag der Auslegung. Zur wissenschaftlichen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt/Main 1989. S. 15. Dahinter steht die Auffassung, »dass Alltagsdenken und -handeln logischen und rationalen Regeln folgt, ferner das Konzept der intersubjektiven Konstruktion von Wirklichkeit und zuletzt die Bedeutung der gesellschaftlichen Praxis als Erzeugerin gesellschaftlicher Strukturen.« Lipp, Carola: Alltagskulturforschung in der empirischen Kulturwissenschaft und Volkskunde. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster 1994. S. 78–93. Hier: S. 81.

subtil oder direkt – an die Frauen herangetragen wurden.

Dieser Versuch eines ganzheitlichen Ansatzes hat zum Ziel, neben den offensichtlichen und verifizierbaren Rahmenbedingungen ökonomischer, rechtlicher und politischer Natur auch diejenigen Aspekte zu fassen, die sich einem unmittelbaren Zugriff zunächst entziehen. Denn es gibt nicht nur die objektiven, nachvollziehbaren Faktoren, die Entwicklungen und Entscheidungen beeinflussen. Es gibt auch die viel schwieriger fassbaren Faktoren des Gesellschaftlichen, Familiären, oder der Internalisierung kultureller Werte, die eine wesentliche Rolle spielen. Und gerade Frauen als die zu ›Beziehungswesen‹ erklärte Hälfte der Gesellschaft – Anfang des 20. Jahrhunderts noch ungleich systematischer und expliziter als heute – richteten sich in ihren Lebenswegen oft gerade nach diesen ›weichen‹ Entscheidungsfaktoren. Um mit Lutz Niethammer zu sprechen: »In dieser Dimension des Alltäglichen, dessen schon äußere Geschichte nur mühsam und mit methodischer Phantasie zu erschließen ist, wird nach der Subjektivität derer gefragt, die wir als Objekte der Geschichte zu sehen gelernt haben, nach ihren Erfahrungen, ihren Wünschen, ihrer Widerstandskraft, ihrem schöpferischen Vermögen, ihren Leiden.«<sup>3</sup> Der Lebens- und Arbeitsalltag verschiedener Frauen soll, auf die Erwerbstätigkeit hin zugespitzt, einer kulturwissenschaftlichen Interpretation geöffnet werden, die auch den Blick auf deren eigene Perspektive freilegt.

## Arbeitsbiographien statt Erwerbsbiographien

Den Begriff der »Arbeitsbiographien«<sup>4</sup> ziehe ich demjenigen der »Erwerbsbiographien« vor, um deutlich zu machen, dass meine Fragestellung bereits im Ansatz über eine völlig isolierte Betrachtung der Erwerbssphäre hinausreicht. Dabei geht es nicht nur um die hinlänglich konstatierte Mehrfachbelastung vieler Frauen, die aus deren gleichzeitigen Übernahme von Erwerbstätigkeit und Familienarbeit resultiert, und die in einer – häufig sich gegenseitig hindernden – Interdependenz dieser beiden ›Zuständigkeitsbereiche‹ ihren Ausdruck findet. Wer nach den Formen, Bedingungen und Wahrnehmungen von Erwerbstätigkeit fragt, kommt nicht umhin, sich, soweit möglich, im Leben der Frauen jenseits der Werkstore umzusehen. Es geht auch um eine Einbettung der Erwerbs- und Arbeitstätigkeit in den Gesamtkontext der individuellen Biographie von der Kindheit an bis über den Zeitpunkt der Pensionierung hinaus, und in den Gesamtkontext des persönlichen Umfelds, soweit aus dem Quellenmaterial hierzu Aussagen getroffen werden können. Nichtsdestotrotz soll das Hauptaugenmerk in der vorliegenden Betrachtung auf die Erwerbstätigkeit der Frauen gerichtet werden; es geht darum, die Porträtierten hier vorwiegend als Berufstätige wahrzunehmen und die berufliche Sphäre in das Zentrum der Beobachtung und Interpretation zu stellen. Frauen werden hier nicht primär in der Rolle der Ehefrauen, Witwen, Mütter oder Töchter gesehen, sondern als Erwerbstätige. Dies dient nicht einer erneuten Reduzierung auf bestimmte ›Funktionen‹, denn die Berufstätigkeit macht immer nur einen Aspekt eines Menschenlebens aus, und zwar nicht unbedingt den größten oder entscheidendsten. Hier jedoch geht es darum, den ganzen Ballast des emotional stark besetzten Überbaus von Familien-,

3 Niethammer, Lutz: Einführung. In: ders. (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«. Mit einem neuen Vorwort zur Taschenbuchausgabe von Lutz Niethammer. Frankfurt/Main 1985. S. 10.

4 Peter Alheit und Bettina Dausien verwenden in einer Untersuchung über das Arbeitsleben von Industriearbeiterinnen und -arbeitern den Begriff der »Arbeitsbiographie«, allerdings nur einmalig, in Anführungszeichen, und ohne eine entsprechende inhaltliche Reflektion. Vgl. Alheit, Peter/Dausien, Bettina: Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten. Frankfurt/Main 1985. S. 220.

Haushalts- und Erziehungspflichten temporär an den Rand zu stellen, um den Blick auf die weibliche Erwerbstätigkeit freizulegen, um unbelastet von Klischees, Vorannahmen und oberflächlichen Urteilen die Arbeitsbiographien wahrzunehmen. Mit dieser Strategie soll erreicht werden, der historischen, sowie gegenwärtig teils immer noch andauernden, Marginalisierung weiblicher Berufstätigkeit entgegenzuwirken. Denn gerade die Perspektive, die Erwerbstätigkeit von Frauen, zumal die gering qualifizierte und nur in Teilzeit ausgeübte, spiel(t)e für weibliche Biographien gemeinhin eine weitaus geringere Rolle als für die meisten Männer trägt dazu bei, sie lediglich an der Oberfläche wahrzunehmen und einer tiefgründigeren Fragestellung zu verschließen.

## **Arbeitsbiographien in Jena – zur Auswahl**

Bei der Komplexität der Fragestellung und dem Versuch einer ganzheitlichen Annäherung empfiehlt sich die Beschränkung des Forschungszugriffs in einer anderen Hinsicht – in derjenigen von Raum und Zeit. Will man die gebotene Offenheit der Forschungsneugier wahren, ohne den Gefahren der Uferlosigkeit und des Verschwimmens von Deutungskategorien zum Opfer zu fallen, so ist eine Limitierung des Forschungsfeldes unumgänglich. In der vorliegenden Arbeit fiel die Wahl auf die zeitliche Beschränkung der Jahre zwischen circa 1900 und 1960, sowie auf die räumliche Beschränkung mit der Stadt Jena. Jena empfiehlt sich aus mehrerlei Gründen als ein geeigneter Forschungspool für die Beschäftigung mit weiblichen Arbeitsbiographien. In seiner Mischung aus städtischen und provinziellen, modernen und traditionellen, industriellen und akademischen Charakterzügen<sup>5</sup> bietet es ideale Voraussetzungen für die Suche nach den entscheidenden Elementen von Kontinuität und Wandel, die in der Geschlechterforschung eine große Rolle spielen. Innerhalb eines lokal abgegrenzten, überschaubaren Rahmens besteht so die Möglichkeit, einzelne Institutionen und Personen in Jena hinsichtlich der Fragestellung näher zu beleuchten und zu interpretieren.

Welche Institutionen und Personen wurden für die vorliegende Arbeit ausgewählt? Es versteht sich von selbst, dass nur ein exemplarischer Zugriff gelingen kann, wenn der detaillierte Blick auf einzelne Biographien gerichtet werden soll. Aus diesem Grund steht auch nicht das gesamte Spektrum weiblicher Erwerbstätigkeit im Fokus; ein Anspruch auf gleichmäßige Verteilung oder gar Repräsentativität soll nicht gestellt werden. Bewusst vermieden wurde jedoch die Auswahl von Frauen, die als Ausnahmen charakterisiert werden könnten, was die Art ihrer beruflichen Tätigkeit betrifft.<sup>6</sup> Ausgehend von der Überlegung, wer die herausragendsten Arbeitgeber in Jena waren, in welchen Berufsfeldern Frauen in jener Zeit in größerer Zahl zu finden waren, und welche Berufszweige in Jena bereits wissenschaftlich bearbeitet wurden, fiel die Entscheidung für eine Konzentration auf die Stiftungsbetriebe<sup>7</sup> Zeiss und Schott, die Stadtverwaltung und die Universitätskinderklinik. Die Firmen Zeiss und Schott waren während des Untersuchungszeitraums nicht nur die quantitativ größten Arbeitgeberinnen; sie spielten auch für die sonstige ökonomische und soziokulturelle Entwicklung der Stadt eine bedeutende Rolle (siehe Kapitel III). Besonders

---

<sup>5</sup> Vgl. Kapitel III

<sup>6</sup> Hiermit ist besonders das Thema Frauen in ›frauenuntypischen‹ Berufen ihrer Zeit gemeint. Arbeitsbiographien dieser Frauen müssten mit einem wesentlich erweiterten Frageansatz bearbeitet werden, da die kulturelle und soziale Akzeptanz bezüglich dieser ›Pionierinnen‹ einen anderen Charakter hat, als in Bezug auf Frauen, die in bereits weitgehend vom Umfeld akzeptierten Berufsfeldern tätig sind.

<sup>7</sup> Zur besonderen Rechts- und Organisationsform der Firmen Zeiss und Schott vgl. Kap. III.4.



reizvoll erschien es, die Frauen in den Stiftungsbetrieben im Hinblick auf ihren Arbeitsalltag näher zu untersuchen, da die Firmen in der öffentlichen Meinung ihrer Zeit als ausgesprochen moderne, großzügige, humane und arbeitnehmerfreundliche Betriebe galten – weit über die Region hinaus.<sup>8</sup> Zahlenmäßig war die Stadtverwaltung Jena im Vergleich dazu weniger bedeutend als Arbeitgeberin, doch die Sphäre des Öffentlichen Dienstes, die sich im Betrachtungszeitraum von einem marginalen zu einem immer wichtigeren Tätigkeitsfeld für berufstätige Frauen entwickelte, soll an ihrem Beispiel befragt werden. Die Universitätskinderklinik hingegen steht stellvertretend für eine in jenem Zeitraum von Frauen dominierte und eindeutig besetzte Branche, was das Pflegepersonal betrifft. Wichtig ist: im Zentrum stehen jeweils die Frauen und ihre Arbeitsbiographien, nicht die einzelnen Firmen. Über die Erfassung des gesamten Lebensverlaufs kommen daher auch immer wieder andere Betriebe und Arbeitgeber mit ins Blickfeld.

Auf die Einbeziehung von Frauen aus dem akademischen Umfeld in Jena wurde verzichtet, weil zu diesem Thema bereits einige Veröffentlichungen vorliegen.<sup>9</sup> Aus dem selben Grund werden auch die gesellschaftlich »herausragenden« Frauen Jenas im 20. Jahrhundert nicht miteinbezogen: Künstlerinnen, Schriftstellerinnen, Politikerinnen, und andere Angehörige der »freien Berufe«<sup>10</sup>. Die große Gruppe der in den häuslichen Diensten und im Einzelhandel beschäftigten Frauen kann, bis auf je ein Einzelbeispiel (II.1 und II.3) nicht berücksichtigt werden, da für meine Art des Forschungszugriffs und der längerfristigen Fragestellung kein entsprechend geeignetes Quellenmaterial zur Verfügung stand.

## Jenseits der gängigen Zäsuren

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts ist bis dato vergleichsweise wenig untersucht, was längerfristige Entwicklungen der Geschlechtergeschichte betrifft. Für die vorliegende Arbeit erschien die herkömmliche Ausrichtung entlang der politischen Epochen des 20. Jahrhunderts – Kaiserreich, Weimarer Republik, Nationalsozialismus, DDR – nicht sinnvoll. Ziel war es, die längerfristigen

---

<sup>8</sup> Schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts setzte der Jenaer Feinmechanik- und Optik-Konzern eine weitreichende betriebliche Sozialpolitik um, die unter anderem in einer Reduzierung der Arbeitszeit, der Gewährung von Urlaubsgeld, einer privaten Form der Arbeitslosenversicherung und einer Gewinnbeteiligung der Arbeiter am Unternehmen bestand. Vgl. Plumpe, Werner: Menschenfreundlichkeit und Geschäftsinteresse. Die betriebliche Sozialpolitik Ernst Abbes im Lichte der modernen Theorie. In: Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. 150 Jahre Arbeit und Alltag bei Carl Zeiss. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung von Nov. bis Jan. 1998 in Jena. Berlin 1997. S. 10–33. Hier: S. 12.

<sup>9</sup> Zum Thema Studentinnen, Professorinnen, Doktorandinnen und wissenschaftliche Mitarbeiterinnen vgl.: Horn, Gisela (Hg.): Die Töchter der Alma mater Jenensis. Neunzig Jahre Frauenstudium an der Universität Jena. Rudolstadt 1999. Der Sammelband enthält auch Forschungen zu den ersten Professorinnen, wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und zur Lehrerinnenausbildung in Jena. Vgl. auch Martin, Ursula: Im Bewusstsein weiblicher Art leben und arbeiten. Frauenstudium und Jenaer Studentinnenverein bis 1918. Jena 1997. Stiefel, Katrin: »Die rein intellektuelle Frau lehnen wir radikal ab«. Die Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen (ANSt) an der Universität Jena 1931–1936. In: Hoßfeld, Uwe (Hg.): »Kämpferische Wissenschaft«. Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus. Köln 2003. S. 290–310. Zum Thema Lehrerinnen vgl. Halm, Evelyn: Der Aufbruch Jenaer Lehrerinnen. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. Frauen in Jena 1900 bis 1933. Rudolstadt 2001. S. 35–68.

<sup>10</sup> Vgl. die Aufsätze über die Stadtratsabgeordnete Grete Unrein, die Künstlerinnen Frida Mentz-Kessel und Martha Bergemann-Könitzer, die Museumsdirektorin Johanna Hofmann-Stürnemann, die Theologin Hanna Jursch, die Pastorin Gertrud Schäfer u.a. in Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. Frauen in Jena 1900–1933. Rudolstadt 2001.

Prozesse in weiblichen Arbeitsbiographien vom Beginn des 20. Jahrhunderts an zu verfolgen<sup>11</sup>, und im Zeitrahmen den ›erfassten‹ Arbeitsjahren der von mir beforschten Frauen zu folgen. Insofern ist die Eingrenzung auf die Zeit zwischen 1900 und circa 1960 nicht absolut, sondern nur als grobe Orientierungslinie zu verstehen, denn diese Jahre bilden inhaltlich den Schwerpunkt der im folgenden präsentierten weiblichen Arbeitserfahrungen. Die Prämisse, den Arbeitsalltag unter den wechselnden Bedingungen von Krieg, Diktatur und Wirtschaftskrisen immer in direktem Bezug zu den spezifischen zeitlichen Gegebenheiten zu sehen, wird durch diese übergreifende Betrachtung nicht aufgehoben. Aus der bisherigen Alltags- und biographischen Forschung hat sich gezeigt, dass die Einteilung in Epochen ausschließlich nach politisch-staatlichen Zäsuren nicht greift.<sup>12</sup> Denn diese strikte Orientierung an Zeitschnitten verstellt den Blick auf die *longue durée*<sup>13</sup> der kulturellen Prozesse, wie sie sich beispielsweise in den ›zählen‹ Geschlechterrollen ausdrücken, die dem schnelleren Wechsel politischer Systeme nicht hinterherkommen. Eine Entpolitisierung der Geschlechterforschung soll mit dieser Entscheidung für die epochenübergreifende Untersuchung nicht beabsichtigt werden, es handelt sich ebenso wenig um einen Versuch der Entpolitisierung der ohnehin als apolitisch präjudizierten Frauen. Im Gegenteil: Frauen sollen – ebenso wie Männer – in der vorliegenden Arbeit als politisch denkende und handelnde Subjekte charakterisiert werden, die in permanenter Wechselwirkung zwischen dem politischen Einfluss von außen und einem politischen bzw. politisierten ›Habitus‹ ihrerseits stehen – auch wenn sie sich dessen nicht vordergründig bewusst sind, oder sich gar selbst explizit als ›unpolitisch‹ definieren. Unter Politik wird hier viel mehr als Parteipolitik oder bewusste gesellschaftspolitische Aktivität verstanden. Denn was Carola Lipp bereits in Bezug auf ihre Forschungen über Frauen im 19. Jahrhundert formulierte, gilt – unter veränderten Rahmenbedingungen – letztlich auch noch für die 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts: »Solange Politik entlang der Geschichte institutioneller Entscheidungsprozesse oder entlang von Bewegungen und Organisationen definiert wird, bleiben Frauen in der politischen Geschichte des 19. Jahrhunderts marginal. [...] Frauenverhalten am politischen Handlungs- und Entscheidungsspielraum der Männer zu messen, hätte zwangsläufig in eine Sackgasse geführt.«<sup>14</sup> Der Politikbegriff in diesem erweiterten Sinne umfasst die Erkenntnis, dass jegliches menschliches Handeln und Denken innerhalb einer Kultur durch bestimmte politische Strukturen, Organisationen und Denkweisen geprägt ist und sich der oder die einzelne dem

11 In Bezug auf die Interviews soll damit versucht werden, ähnlich wie in Lutz Niethammers Forschungen über die Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960, »anhand individueller Erinnerungen lebensgeschichtliche Schnitt- und Wendepunkte im Verlauf dieses Prozesses zu erkennen und zu fragen, welche Erfahrungen sich aus dem Erleben der einzelnen historischen Perioden ergeben haben. Dieser Weg könnte zu einer Sichtweise führen, durch die neue Fragestellungen für die Interpretation dieses Zeitabschnittes möglich werden.« Herbert, Ulrich: »Die guten und die schlechten Zeiten«. Überlegungen zur diachronen Analyse lebensgeschichtlicher Interviews. In: Niethammer, Lutz (Hg.): »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. Bd. 1., 2. Aufl. Berlin/Bonn 1986. S. 67–96. Hier: S. 68.

12 Z.B. Niethammer, Lutz (Hg.): »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. 3 Bände. 2. Aufl. Berlin/Bonn 1986.

13 Vgl. Braudel, Fernand: Geschichte und Sozialwissenschaften – Die ›longue durée‹. In: Wehler, Hans-Ulrich (Hg.): Geschichte und Soziologie. Königstein/Taunus, 2. Aufl. 1984, S. 189–215 (zuerst als: Histoire et sciences sociales. La Longue Durée. In: Annales 13, 1958. S. 725–753).

14 Lipp, Carola: Vorwort. In: dies. (Hg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution 1848/49. Moos/Baden-Baden 1986. S. 8.

auch nicht durch die aktive individuelle Verweigerung oder Ignoranz entziehen kann.<sup>15</sup> Gerade im Deutschland des 20. Jahrhunderts war es zudem durch die Konfrontation mit dem Thema im Schulunterricht, der Zeitung und anderen Druckmedien, dem Einzug der Wochenschauen im Kino, der allmählichen Verbreitung des Radios und später des Fernsehens schlicht unmöglich, völlig vom – großen wie kleinen – politischen Zeitgeschehen abgekoppelt zu leben. Auch die ›Frauen am Herd‹, besonders aber die Frauen am außerhäuslichen Arbeitsplatz, lebten durch die Medienpräsenz in einer an der Oberfläche politisierten Umwelt.

Die im folgenden porträtierten Frauen verbrachten mehrere Jahre ihres Lebens innerhalb der nationalsozialistischen Diktatur, sei es als Kinder, Jugendliche oder in reiferen Jahren – und es wird deutlich zu sehen sein, dass diese Prägung sich in spezifischer Weise in ihren Lebensläufen und Lebenserinnerungen ausdrückt. Da die Biographien allerdings nicht ausschließlich unter dieser Perspektive erschlossen werden, ergibt sich ein offenerer Zeitrahmen. Gerade an jenen Stellen, wo die Übergänge vom einen ins nächste politische und wirtschaftliche System, von der Friedens- in die Kriegszeit und umgekehrt, stattfinden, ist das genauere Hinsehen auf Elemente der Veränderung oder der Konstanz in den Frauenleben und Geschlechterrollen angebracht.<sup>16</sup> Durch die zeitlich erweiterte Perspektive werden die während des Nationalsozialismus systematisch entrechteten Frauen – jüdische und sonstige ›nichtarische‹ Frauen, Behinderte, politisch Verfolgte, Zwangsarbeiterinnen und sonstige marginalisierte Gruppen nicht eigens zum Thema gemacht. Dies möge nicht als eine Verharmlosung oder Ausblendung historischer Realitäten verstanden werden. Man könnte diesen Frauen jedoch mit einem Forschungsansatz wie dem meinen nicht annähernd gerecht werden, da hier nach dem Alltag und den Lebensbedingungen derjenigen gefragt wird, die in ihrer Vita keine besondere ›Verfolgungsgeschichte‹ aufweisen, sondern die scheinbar ›unbehelligt‹ durch die Jahre der Diktatur gekommen sind. Weibliche Arbeitsbiographien von ehemaligen Zwangsarbeiterinnen, jüdischen Frauen und anderen im Nationalsozialismus Verfolgten weisen von vornherein andere Brüche und Ausnahmsbedingungen auf, denen in dieser Arbeit nicht Rechnung getragen werden kann. Selbstverständlich spielt das Thema der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter implizit durchaus eine Rolle, wie sich

15 »Letztlich zielt jenes Politikverständnis darauf ab, »alle ungleichen Beziehungen als auf die eine oder andere Weise ›politisch‹ anzusehen, weil sie »eine ungleiche Verteilung von Macht und Herrschaft einschließen«, und danach zu fragen, »wie diese begründet, abgelehnt oder aufrechterhalten wird.«« Scott, Joan W.: *Women's history*. In: dies. (Hg.): *Gender and the Politics of History*. New York 1988. S. 25f. Deutsche Übersetzung: Scott, Joan W.: *Von der Frauen- zur Geschlechtergeschichte*. In: Schissler, Hanna (Hg.): *Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel*. Frankfurt/Main 1993. S. 37–58. Hier: S. 50. Zitiert nach: Kühne, Thomas: *Staatspolitik, Frauenpolitik, Männerpolitik. Politikgeschichte als Geschlechtergeschichte*. In: Medick, Hans/Trepp, Anne-Charlott (Hgg.): *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven*. Göttingen 1998. S. 171–231. Hier: S. 187.

16 Ute Gerhard forderte 1994, »bei allen [...] Themenstellungen den systematischen Stellenwert der Geschlechterfrage für die DDR-Gesellschaft im Vergleich zur BRD herauszuarbeiten.« Gerhard, Ute: *Die staatliche institutionalisierte »Lösung« der Frauenfrage. Zur Geschichte der Geschlechterverhältnisse in der DDR*. In: Kaelble, Hartmut (Hg.): *Sozialgeschichte der DDR*. Stuttgart 1994. S. 383–403. Hier: S. 384. An diese Forderung lehnt sich meine Untersuchung an, in Richtung eines genaueren Blicks auf den Übergang von der nationalsozialistischen zur sozialistischen Gesellschaft. Der Fokus gilt hier der Geschlechterfrage, und zwar in ihren praktischen, alltäglichen Auswirkungen. Die Leitidee hierbei ist, darauf zu achten, inwieweit sich gerade im ersten Jahrzehnt der DDR – trotz einer offiziell ›verordneten‹ Gleichberechtigung – traditionale Frauenbilder und Rollenzuweisungen in der Arbeitswelt erhielten, und ob im Endeffekt die ›Arbeitserfahrungen‹ in Ost und West noch lange Zeit darüber hinaus möglicherweise weniger gravierende Unterschiede aufwiesen, als man aufgrund der unterschiedlichen staatlichen und gesellschaftlichen Zielsetzungen vermuten würde.

zeigen wird, da die von mir befragten Frauen in der Mehrzahl an ihrem Arbeitsplatz mehr oder weniger mit ihnen konfrontiert waren. Das erste Jahrzehnt der DDR soll ausdrücklich in den Zeitrahmen miteinbezogen werden, da sich die Arbeitserfahrungen meiner Interviewpartnerinnen bis in diese Zeit – und darüber hinaus – erstrecken. Auf diese Weise soll der Eindruck vermieden werden, in den Rollenbildern, den Erwerbsmöglichkeiten und im Arbeitsalltag habe es nach 1945 – beziehungsweise ab 1949 – in Ostdeutschland so etwas wie eine ›Stunde Null‹ gegeben. Auch wenn das Jahr 1945 in vielerlei Hinsicht in den Frauenbiographien durch Brüche gekennzeichnet ist, so blieb ihr Leben, und damit auch ihr Erwerbsleben, doch nicht mit dem Einmarsch der Alliierten stehen; ebenso wenig nahm es mit dem 7. Oktober 1949<sup>17</sup> eine abrupte Wende. Dass mit der Etablierung eines neuen Staatswesens selbstverständlich neue rechtliche, ökonomische und soziale Regeln direkt und indirekt auch die Existenzbedingungen der Frauen in Jena veränderten, ist durch diese Sichtweise nicht ausgeblendet. Sie eröffnet vielmehr die Frage, ab wann und inwiefern sich diese Veränderungen im Lebensalltag niederschlugen, und wie diese Veränderungen von den Frauen wahrgenommen, genutzt oder verweigert, und im Nachhinein gewertet wurden.<sup>18</sup>

## **Zu den Quellen und Interviews**

Die Materialbasis für einen Teil der Biographien bildeten Akten aus dem Unternehmensarchiv der Firma Carl Zeiss Jena, aus dem Unternehmensarchiv der Firma Schott Jena und dem Jenaer Stadtarchiv. Das Betriebsarchiv Carl Zeiss ist sehr umfangreich, komplett über Karteien erschlossen und umfasst Akten aus der Zeit der Firmengründung bis in die 1970er Jahre. Allerdings sind die Personalakten nicht zugänglich, da dieser Bestand bei der Aufteilung des ehemaligen Zeiss-Kombinats komplett an die Jenoptik AG abgegeben wurde, bei der eine Recherche nicht möglich war. Für die vorliegende Untersuchung musste daher auf den allgemeinen Schriftverkehr der Personalabteilung zurückgegriffen werden, so zum Beispiel Dokumente über Streitigkeiten zwischen Betriebsangehörigen und der Firma, Bewerbungsschreiben, Lohn- und Personalstatistiken, Anschläge und Mitteilungen, Akten der Betriebswohlfahrtspflege, Ausgaben der Werkszeitschrift. Im Schott-Firmenarchiv sind Akten von der Betriebsgründung 1884 bis zu den 1980er Jahren erhalten, allerdings ist bis jetzt nur ein kleiner Teil über Karteikarten erschlossen. Eine systematische Suche ist daher nicht möglich. Die hauptsächliche Materialbasis stellten hier die Personalakten aus den Jahren 1930 bis 1950, die Ein- und Austrittsbücher sowie Akten aus der Werbeabteilung. Im Stadtarchiv Jena, das für Nutzerinnen und Nutzer über Findbücher vollständig erschlossen ist, haben sich – bis auf einzelne Reste – nur drei Personalakten weiblicher städtischer Angestellter aus der Zeit vom Beginn bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts erhalten. Das noch Vorhandene wurde zur Recherche ebenso herangezogen wie ein Aktenbestand der städtischen Polizei, der die unnatürlichen Todesfälle aus dem Zeitraum 1920–1940 umfasst.

Zum Archivmaterial kommen die anonymisierten, verschriftlichten lebensgeschichtlichen Interviews mit sieben Jenaer Zeitzeuginnen der Geburtsjahrgänge 1918 bis 1929. Grundlage für

<sup>17</sup> Gründungsdatum der DDR.

<sup>18</sup> Für Westdeutschland liegt eine Studie über berufstätige Frauen in der Zeit zwischen 1945 und 1963 vor; sie befasst sich allerdings nicht mit der Alltags- und biographischen Ebene, sondern konzentriert sich auf institutionelle, strukturelle und diskursive Kontinuitäten und Brüche. Vgl. Ruhl, Klaus-Jörg: *Verordnete Unterordnung. Berufstätige Frauen zwischen Wirtschaftswachstum und konservativer Ideologie in der Nachkriegszeit (1945–1963)*. München 1994.

die Entscheidung dieses kombinierten Zugangs war folgende Überlegung: Arbeitsbiographien und Einblicke in die Arbeitserfahrungen einzelner Frauen sollten das Zentrum bilden. Aufgrund der Tatsache, dass für die ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts Interviewpartnerinnen nicht mehr zur Verfügung stehen, sollten für diesen früheren Zeitraum die Archive – statt der Frauen im persönlichen Gespräch – befragt werden. Über die freundliche Vermittlung durch einheimische Bekannte<sup>19</sup> gelang es mir, einige Frauen für ein Interview zu gewinnen. Insgesamt führte ich lebensgeschichtliche Interviews mit sieben Frauen, die in der Zeit zwischen 1918 und 1929 in Jena geboren wurden und ausschließlich, bzw. zum überwiegenden Teil, ihre Kindheits-, Jugend- und Berufsjahre in der Stadt verbracht haben. Sechs dieser Frauen werden jeweils in einem eigenen Kapitel biographisch vorgestellt, eine weitere Frau findet nur in Kapitel III kurze Erwähnung. Die Interviews wurden in den Jahren 2001 und 2002 geführt. Sie dauerten jeweils zwischen zweieinhalb und vier Stunden; eine der Frauen habe ich zweimal, eine weitere dreimal interviewt. Alle Interviews fanden in den Wohnungen der Befragten und ohne Beisein Dritter statt. Da nur in wenigen Fällen Bildmaterial direkt aus dem Überlieferungszusammenhang der vorgestellten Lebensläufe zur Verfügung stand – und bei den anonymisierten Biographien ohnehin nicht verwendbar war – bieten die folgenden Fotografien und Abbildungen eher exemplarische, skizzenhafte Einblicke zur Illustration weiblicher Arbeitswelten in Jena.

Sowohl die Interviews als auch die Dokumente wurden in zweierlei ›Richtungen‹ gelesen: was sagen sie aus über die Selbstbilder und Perspektive der Frauen, und was sagen sie aus hinsichtlich der Zuschreibungen, Erwartungen und Rahmenbedingungen, die von außerhalb an die Frauen herangetragen wurden? So wird die Ebene der Selbstdeutung gespiegelt an den Projektionen auf und den öffentlichen Diskurs über die erwerbstätigen Frauen, wie sie sich – auf unterschiedliche Weise und in unterschiedlichem Umfang – in den Akten und Interviews niederschlagen. Dazu zählen beispielsweise Zeitungsartikel und zeitgenössische Literatur, Akten des Personalbüros, Zeugenprotokolle und Gerichtsurteile – kurz alles, was zum Blick ›von außen‹ auf die Frauen gezählt werden kann. Die Äußerungen und Verhaltensweisen des Personalchefs, des Vorgesetzten, des Vaters und des Ehemanns, des Richters und des Arbeitsministers werden dabei ebenso beachtet wie diejenigen der Nachbarin, der Mutter und Schwestern, der Schwägerin, der Arbeitskollegin, der Frauenrechtlerin und der Wissenschaftlerin.

Was hinsichtlich einer notwendigen Quellenkritik an den Archivalien bereits längst als selbstverständlich gilt<sup>20</sup>, bedarf in der Arbeit mit lebensgeschichtlichen Interviews immer noch der einleitenden Erläuterung. Selbstverständlich sollen die Erinnerungen der Zeitzeuginnen nicht als wertneutrale Darstellung einer vermeintlich objektiven Wirklichkeit genommen werden. Seit geraumer Zeit weist die Biographieforschung – gestützt durch neuere Ergebnisse der Hirnforschung – darauf hin, dass autobiographische Erinnerungen stets ein – ständigen Bearbeitungen

---

19 An dieser Stelle nochmals mein herzlicher Dank an Birgitt Hellmann und Dr. Dietmar Ebert, Jena.

20 Als einer der Begründer historisch-philologischer Quellenkritik gilt Barthold Georg Niebuhr (1776–1831). Bis heute sind seine Forderungen nach einer gründlichen Durchdringung und Hinterfragung der Quellen anerkanntes und oberstes Forschungsprinzip für die Geschichtswissenschaften. Vgl. Christoph Frhr. von Maltzahn in: Bruch, Rüdiger vom/ Müller, Rainer A. (Hgg.): Historikerlexikon. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. München 1991. s.v. Niebuhr, S. 224.

unterliegendes<sup>21</sup> – Konstrukt und eine festgelegten Mustern folgende, erlernte Kulturtechnik<sup>22</sup> darstellen, die sich zudem aus einem jeweils spezifischen Bedingungsgefüge aus Erzählmotivation, Erzählsituation und der Interaktion zwischen den Interviewpartnerinnen ergibt. Die übergeordnete Gesamtperspektive auf ein Zeitgeschehen ist immer ein Konstrukt, und die subjektive Wahrheit ist eine Wahrheit, auf die sich das autobiographische Ich mit all seinen Widersprüchen und Brüchen in Identität und Lebenslauf geeinigt hat.<sup>23</sup> Wie jede und jeder einzelne die Welt sieht, erlebt und deutet, ist von höchster Bedeutung für ihr und sein Denken und Handeln. Alle haben ›ihre eigene Welt‹, und um Biographien zu interpretieren, muss ich mich als Forscherin auf diese ›eigene Welt‹ einlassen und sie ernst nehmen.

Von Vorteil war hierbei der Fokus der Fragestellung, der sich vorwiegend auf die Selbstbilder der Frauen einerseits sowie deren Interaktionskontext andererseits konzentriert, und die Suche nach einer bloßen Darstellung historischer Fakten ohnehin nicht ins Zentrum stellt. Bei dem offenen, narrativen Zugang sollte im Gespräch explizit der thematischen Eigengewichtung durch die Interviewten Raum gegeben werden, was auf der Interpretationsebene nicht bedeutet, fraglos und unkritisch die Erzählerinnenperspektive zu repetieren, sondern heißt, bewusst auch gerade nach den Gründen für diese Gewichtungen und die Erinnerungs- und Erzähllücken zu fragen. Der eigenen Perspektive der erzählenden Frauen folgen, und zu verstehen, wie und warum sie sich in bestimmten Kontexten und Werthaltungen mit ihrer Erinnerung verorten, steht vor dem Anspruch, ihre Aussagen auf einen ›absoluten Wahrheitsgehalt‹ zu überprüfen. Das macht für mich den Unterschied zwischen einem Verhör, einer Befragung und dem lebensgeschichtlichem, narrativen Interview aus.

Der Schritt von der akustischen Tonaufzeichnung zur geschriebenen Sprache stellt bereits ein entscheidendes Moment der Überarbeitung dar. Um diesen Verfremdungseffekt einerseits so gering wie möglich zu halten, dabei andererseits die Lesbarkeit nicht zu gefährden, habe ich mich für eine eigenen Transkriptionscode entschieden, der sich an einer phonetischen Übertragung des Gesprochenen orientiert.<sup>24</sup> Er versucht, im Rahmen der Möglichkeiten auch die Sprechpausen und starke Betonungsunterschiede darzustellen. Für eine situationsnahe Interpretation

21 »Die (überwiegend) qualitative Biographieforschung geht davon aus, dass durch die historische Plazierung des Lebenslaufs, die Generationsprägung und das Durchlaufen von Statuspassagen der Mensch nicht nur einen gesellschaftlichen Ort zugewiesen bekommt, sondern Erfahrungen macht, die sich in einer biographischen Wissensstruktur aufschichten. [...] Aber von Zeit zu Zeit werden Individuen mit Anforderungen konfrontiert, die den Lebensplan irritieren und bei denen gerade nicht auf bereits Abgelagertes oder antizipatorisch Erworbenes zurückgegriffen werden kann, um sich mit der neuen Situation umstandslos zu arrangieren. Damit die Menschen mit diesen Veränderungen leben beziehungsweise sich in diese einleben können, entwickeln sie (bewusst oder unbewusst) eine dialektische Beziehung zwischen Bruch und Kontinuität, die einerseits das Gelebte bewahrt, andererseits eben dieses Gelebte so transformiert oder verwandelt, dass es in die ›neue‹ Zeit hineinpasst.« Hoerning, Erika M.: Biographische Sozialisation. Theoretische und forschungspraktische Verankerung. Eine Einleitung zu den Beiträgen. In: Hoerning, Erika M. (Hg.): Biographische Sozialisation (= Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 17). Stuttgart 2000. S. 1–20. Hier: S. 6.

22 »Jedermann [und jede Frau, E. C.] erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.« (Max Frisch, ich schreibe für Leser, 11). Zit. n.: John, Johannes (Hg.): Reclams Zitaten-Lexikon. Stuttgart 1992. S. 160.

23 »Jedermann [und jede Frau, E. C.] erfindet sich früher oder später eine Geschichte, die er für sein Leben hält.« (Max Frisch, ich schreibe für Leser, 11). Zit. n.: John, Johannes (Hg.): Reclams Zitaten-Lexikon. Stuttgart 1992. S. 160.

24 Diesem Prinzip entsprechend folgt in der Transkription die Interpunktion nicht den grammatischen Regeln, sondern orientiert sich an Sprechpausen und Tonhöhen; besonders stark betonte Wörter sind in Großbuchstaben umgesetzt, dialektal gefärbte Wörter wurden ebenfalls an die Phonetik angelehnt wiedergegeben. Para- und nonverbale Äußerungen wurden, soweit möglich, mit miteinbezogen.

schien mir die Einbeziehung dieser Elemente unverzichtbar. Eine angemessene Reflektion meines Forscherinnen-Ichs im Gegenüber zu meinen Gesprächspartnerinnen gehört ebenfalls zum notwendigen Interpretationsrahmen für die Interviews. Als ›Zugezogene‹ hatte ich vorher keine persönlichen Kontakte zu in Frage kommenden Interviewpartnerinnen. Die Ausgangssituation der Gespräche war jeweils gekennzeichnet von einer mehrfachen Fremdheit. Nicht nur als Wissenschaftlerin von der Universität wurde ich als fremd wahrgenommen, auch als ›Zugereiste‹, die nicht aus Jena stammt, sondern aus einer ganz anderen Gegend: aus dem Gebiet der ›alten‹ Bundesrepublik, aus Schwaben – ein Signalwort für meine Gesprächspartnerinnen, die mich so gleich assoziativ mit Lothar Späth<sup>25</sup> verknüpften. Ein weiteres Element der Fremdheit bildete die relativ große Altersdistanz von 41 bis 53 Jahren zwischen uns. Die Zeit, über die mir die Frauen erzählen, hatte ich nicht selbst miterlebt, und wurde somit keinesfalls als ›Expertin‹ wahrgenommen. Diese mehrfache Fremdheit wirkte sich auf den Gesprächsverlauf sowohl vorteilhaft als auch nachteilig aus: Als Ortsfremde bekam ich hin und wieder heimatkundliche Lektionen erteilt und konnte manchen Hinweisen auf die Lokalgeschichte während des Interviews nicht folgen. Auch als ›Westdeutsche‹ wurde ich gelegentlich misstrauisch beäugt und als ›unwissende‹ junge Frau nicht ganz ernst genommen. In allen diesen Zuschreibungen liegt jedoch der Vorteil, dass ich auf die Frauen – meiner Wahrnehmung nach – nicht bedrohlich, stattdessen ausgesprochen harmlos-freundlich wirkte. Die meisten ›adoptierten‹ mich während des Gesprächsverlaufs bald wohlwollend als ›Enkelin auf Zeit‹ und erzählten in einer sehr entspannten Haltung ohne die Angst, ich könne irgendeinem der Details – aus besserer Kenntnis heraus – widersprechen. Auch meine gelegentlichen Nachfragen wurden deshalb meist gerne angenommen. Trotz des hier sehr harmonisch geschilderten Bildes kam es selbstverständlich hin und wieder zu spannungsreichen, sprachlosen Momenten, an den Punkten, als die Interviewten zu den emotional sehr stark besetzten Erinnerungen kamen. An diesen Stellen war es für die spätere Interpretationsleistung besonders wichtig, sich die bereits von Lutz Niethammer konstatierte »historische Berufskrankheit« der »Identifikation mit unseren Untersuchungsobjekten«<sup>26</sup> – in diesem Fall -subjekten – ins Bewusstsein zu rufen. Als junge Frauen oder Angehörige der »Hitlerjugendgeneration«<sup>27</sup> haben sie alle während der Kriegszeit mehr oder weniger traumatisierende Erfahrungen gemacht, die bis heute nachwirken. Direkte Ablehnung und Zurückweisung habe ich allerdings in keinem Gespräch erfahren.

25 Lothar Späth, der – merkwürdigerweise – fast auf den Tag genau im Zeitraum zwischen meiner Einschulung 1978 und meinem Abitur 1991 als Ministerpräsident von Baden-Württemberg amtierte, fungierte zwischen Juni 1991 und Juni 2003 als Chef des Jenoptik-Konzerns in Jena, dem Rechtsnachfolger des ehemaligen VEB Carl Zeiss Jena. In seiner Funktion nahm er umstrittene Eingriffe in den Konzernbetrieb vor, machte sich dann aber in Jena und darüber hinaus bald einen Namen als Persönlichkeit im Projekt des wirtschaftlichen ›Aufbau Ost‹. Gegenwärtig nimmt er im kollektiven Gedächtnis der Stadt, sowohl bei Befürwortern als auch Kritikern, nach wie vor einen festen Platz ein.

26 Niethammer, Lutz: Vorwort. In: ders. (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«. Mit einem neuen Vorwort zur Taschenbuchausgabe von Lutz Niethammer. Frankfurt/Main 1985. S. III.

27 Der Begriff wird in der Literatur häufiger benutzt und bezieht sich auf die Jungen und Mädchen, die den überwiegenden Teil ihrer Kindheit und Jugend während des Dritten Reiches verbracht haben. So z. B. bei Rosenthal, Gabriele (Hg.): Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung. Essen 1986. Vgl. Dörr, Margarete: »Wer die Zeit nicht miterlebt hat...« Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach. Bd. 3: Das Verhältnis zum Nationalsozialismus und zum Krieg. Frankfurt/Main 1998. S. 215.

## Zusammenbringen was (nicht) zusammengehört? Dichte Beschreibung als Methode

Auf der einen Seite stehen die Archivalien, auf der anderen Seite lebensgeschichtliche Interviews – zwei auf den ersten Blick höchst unterschiedliche Quellengattungen mit spezifischen Anforderungen an die Interpretationsleistung. Beide sollen gleichermaßen als Basis dienen für die Skizzierung und Interpretation weiblicher Arbeitsbiographien, denn »die Annäherung an die Abbildung mikroskopischer Wirklichkeiten als solche [bringt, E. C.] noch keine Erkenntnis.«<sup>28</sup> Wie lässt sich die Auswertung von – oft fragmentarischen – Archivbeständen mit der Auswertung von Interviews am besten zusammenbringen? Ein Lösungsansatz ergibt sich aus der Anlehnung an die von Clifford Geertz formulierte »Dichte Beschreibung«<sup>29</sup>. Ursprünglich als ethnologische Methode entwickelt, um fremdkulturelle Systeme zu verstehen, lässt sie sich auch als kulturwissenschaftlicher, hermeneutischer Zugriff auf die »eigene« Kultur anwenden. Geertz definiert Kultur als das »selbstgesponnene Bedeutungsgewebe«<sup>30</sup> des Menschen und begreift die kulturellen Objektivationen und Subjektivationen in einem semiotischen Sinn als Ausdruck symbolischer Handlungen. Aufgabe der Kulturwissenschaften sei es, die kulturellen Erscheinungen zu interpretieren und nach ihren Bedeutungen zu suchen. In diesem Zusammenhang erweist sich für die vorliegende Arbeit Geertz' Auffassung von diesem kulturellen Bedeutungsgeflecht als einer Art »Text«<sup>31</sup>, den es entsprechend zu lesen, »dicht« zu beschreiben und interpretieren gelte, als besonders fruchtbar, denn »der Zugang zu den Bedeutungssystemen einer Gesellschaft erfolgt über die Sprache«<sup>32</sup>. Aus diesem Blickwinkel ist die Methode durchaus übertragbar von der ethnologischen teilnehmenden Beobachtung im »Feld« auf die kulturwissenschaftliche Interpretation von tatsächlichen Texten, die ihrerseits Teil und Spiegel ihrer Kultur sind. Historische Dokumente, Briefe, autobiographische schriftliche – und aus einem mündlichen Interview verschriftlichte – Lebenserinnerungen, sind demnach Elemente des Bedeutungsgeflechts, das es dicht zu beschreiben gilt. Um deutlich zu machen, dass es bei dieser Methode keineswegs darum geht, auf der Ebene des positivistischen Beschreibens stehen zu bleiben, sei hier kurz auf Geertz' berühmtes »Blinzelbeispiel«<sup>33</sup> verwiesen: Das Zucken eines menschlichen Lids kann, je nach der Absicht des Ausführenden und dem kulturellen Kontext, verschiedenes bedeuten: beispielsweise ein nervöser Tic, eine heimlich-verschwörerische Geste, eine Parodie oder das bewusste Einüben der kulturellen Geste des Zuzwinkerns. Eine »dünne« Beschreibung bestünde darin, den bloßen Vorgang der schnellen Lidöffnung und –schließung detailliert zu schildern. Die Dichte Beschreibung beschreibt nicht nur, sie interpretiert bewusst, indem sie den gesamten Kontext der Handlung sowie die mögliche Absicht und Motivation des Ausführenden mit einbezieht – sie interpretiert

28 Niethammer, Lutz: Einführung. In: ders. (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«. Mit einem neuen Vorwort zur Taschenbuchausgabe von Lutz Niethammer. Frankfurt/Main 1985. S.11.

29 Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Übersetzt von Brigitte Luchesi und Rolf Bindemann. Frankfurt/Main 1983.

30 Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. S. 9.

31 Vgl. auch Aleida Assmanns Definition von der »Welt als Text«. Assmann, Aleida: Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hgg.): Materialität der Kommunikation. 2. Aufl. Frankfurt/Main 1995. S. 242.

32 Großmann, Katrin: Das Ende der befestigten Stadt. Stadtentwicklung in der Zeit der Entfestigung der Städte am Beispiel Gießen. Hg. von Christine Weiske. Chemnitz 2000. S.3.

33 Vgl. Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. S. 10–12.



auf Basis des Kontextwissens. Aus der Forderung nach einem Vorgehen in zwei Schritten, erstens dem genauen Beobachten und Beschreiben, sowie zweitens dem Deuten, ergibt sich für diese Arbeit eine große Gewichtung auf das Zitieren der Akten bzw. Interviewtranskription, in zum Teil ausführlicheren Passagen. Was für andere Forschungsansätze leicht in einen Vorwurf der textlichen Überfrachtung münden könnte, gehört für die Dichte Beschreibung zum Konzept. Da der Text die Bilder für die Dichte Beschreibung liefert, die wiederum so präzise und nachvollziehbar wie möglich vonstatten gehen soll, ist es nicht möglich, die Argumentation ausschließlich auf indirekten Zitaten, Kürzungen und Zusammenfassungen aufzubauen. Zu diesem Ansatz gehört auch ein besonders feinfühliges Umgang mit den Details der Sprache; die Wortwahl, einzelne Begriffe, die verwendet werden, Sprechpausen und Reformulierungen – all dies hat Gewicht und Bedeutung.

Die Methode der Dichten Beschreibung eignet sich aufgrund ihrer Anpassungsfähigkeit besonders für die Arbeit mit Quellen heterogenen und fragmentarischen Charakters, um die es im Folgenden gehen wird, denn sie lässt sich auf das Material ein, so wie es ist, ohne gleich nach Repräsentativität und Vergleichbarkeit zu fragen. Sie ist in der Lage, unterschiedliche Perspektiven auf die beforschten Subjekte einzubeziehen, um zu Erkenntnissen zu gelangen. Die Dichte Beschreibung legt die Begrenztheit ihrer Reichweite von Anfang an offen, ohne ihre Aussagekraft damit zu schmälern. In ihrem ›Mut zur Lücke‹ wirkt sie der Illusion entgegen, selbst mit einem vollständigen Quellenbestand und gründlichster Analyse ließe sich jemals eine wissenschaftliche Fragestellung erschöpfend beantworten.

## Vorbilder: Geschlechterforschung, Oral History, Alltagsgeschichte

Zum Thema Frauenarbeit und Frauenerwerbstätigkeit in der Geschichte haben vor allem Forscherinnen wie Karin Hausen und Ute Gerhard bereits viele Erkenntnisse beigetragen, und dabei hauptsächlich die Prozesse der Geschlechterpolarisierung und Intimisierung im ›Bürgerlichen Zeitalter‹ und die damit einhergehende Verdrängung von Frauen in den häuslichen Bereich untersucht, die rechtlichen Rahmenbedingungen reflektiert, aber auch auf strukturelle Ungleichheiten der heutigen Situation auf dem Arbeitsmarkt referiert.<sup>34</sup> In der Volkskunde setzte die aktive Auseinandersetzung mit dem Thema Frauenarbeit bereits in den 1980er Jahren ein.<sup>35</sup> Die Geschichte und die Konzepte einzelner ›Frauenberufe‹ und einzelner, von Frauen besetzter,

34 Vgl. Hausen, Karin/Krell, Gertraude (Hgg.): Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart. München 1993. Hausen, Karin: Dies.: Frauenerwerbstätigkeit und erwerbstätige Frauen. Anmerkungen zur historischen Forschung. In: Budde, Gunilla-Friederike (Hg.): Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Elf Beiträge. Göttingen 1997. S. 8–32. Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen. Göttingen 1993. Dies.: Arbeit und Geschlecht. In: Kocka, Jürgen/Offe, Klaus (Hgg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt/Main 2000. S. 343–361. Gerhard, Ute: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Mit Dokumenten. Frankfurt/Main 1978. Bajohr, Stefan: Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914–1945. Marburg 1979.

35 Als impulsgebend erwies sich hier vor allem die Tagung der Kommission »Frauenforschung« der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde im Jahr 1988. Vgl.: Rund um die Uhr. Frauenalltag in Stadt und Land zwischen Erwerbsarbeit, Erwerbslosigkeit und Hausarbeit. 3. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 2.-5. Juni 1988 am Institut für Europäische Ethnologie Marburg. Marburg 1988.

## I. Start: Begriff, Fragestellung, Methode

Erwerbszweige, wurden ebenfalls schon von verschiedenen Seiten bearbeitet.<sup>36</sup> Neben dem ›klassischen‹, historisch-archivalischen Zugang trägt die Oral History seit einigen Jahren zur Erforschung der konkreten Arbeitserfahrungen der Frauen in ihrem Erwerbs- und häuslichen Alltag bei.<sup>37</sup> Als eindrucksvolles Beispiel sei an dieser Stelle auf die dreibändige Sammlung von Margarete Dörr<sup>38</sup> über die Zeit des 2. Weltkriegs und der Nachkriegsjahre hingewiesen.<sup>39</sup> An derlei lebensgeschichtlichen Interviews ließen sich die meist archivalisch gewonnenen, scheinbar objektiven ›harten Fakten‹, Statistiken und Analysen an den Erfahrungen und subjektiven Deutungen durch die befragten Zeitzeuginnen spiegeln und brechen – und somit die verschiedenen Wege der Konstruktion von Realität erkennen. Die Dimension der Selbstdeutung beziehungsweise der Versuch, sich der Perspektive der Frauen anzunähern, kommen durch diesen Weg bestmöglich zur Geltung.

Biographische Forschungen über den Arbeits- und Lebensalltag, die den Zeitraum vor und nach dem Zweiten Weltkrieg einbeziehen und in den neuen Ländern der heutigen Bundesrepublik verortet sind, liegen bislang kaum vor, da Oral History in der DDR durch die drohende Gefahr systemkritischer Äußerungen weitgehend unerwünscht war.<sup>40</sup> Als bislang umfangreichstes und herausragend einzustufendes Gegenbeispiel sei auf die Publikation des Forscherteams um Lutz Niethammer verwiesen<sup>41</sup>, die anhand von 30 interviewbasierten Biographien eine »Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR« entwirft. Noch während der letzten DDR-Jahre war es dem westdeutschen Historiker gelungen, mit einer Kollegin und einem Kollegen umfangreiche Forschungsarbeiten in Eisenhüttenstadt, Chemnitz und Bitterfeld durchzuführen, wenn auch unter mehr oder weniger strenger Beobachtung und mit einer gewissen Vorauswahl der Befragten durch staatliche Organe. Der Fokus in der Fragestellung richtete sich auf die Nach-

36 Vgl. Neugebauer, Andrea: »Frauen, welche ein Hauswesen zu versorgen haben, werden nicht angenommen«. Frauenarbeit in den Opelwerken von 1880 bis 1945. In: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte, 2/1999, S. 172–195. Böhnke, Bärbel (Hg.): »Ich hab mich hochgetippt«. Frauenarbeit im Büro. Quickborn 1998. Nienhaus, Ursula: Vater Staat und seine Gehilfinnen. Die Politik mit der Frauenarbeit bei der Deutschen Post (1864–1945). Frankfurt/Main 1995. Zeller, Susanne: Ausbildung und Erwerbsbedingungen von kommunalen Fürsorgerinnen im Wohlfahrtswesen der Weimarer Republik. Ein Beitrag zur Geschichte der Sozialarbeit als »Frauen-Beruf«. o.O. 1986.

37 Vgl. Schmidt, Margot: »Krieg der Männer – Chance der Frauen?«. Der Einzug von Frauen in die Büros der Thyssen AG. In: Niethammer, Lutz (Hg.): »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.« Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet. Bd. 1. 2. Aufl. Berlin/Bonn 1986. S. 133–162. Schmidt, Margot: Im Vorzimmer. Arbeitsverhältnisse von Sekretärinnen und Sachbearbeiterinnen bei Thyssen nach dem Krieg. In: Niethammer, Lutz (Hg.): »Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist.« Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. Bd. 2. Berlin/Bonn 1983. S. 191–232. Clemens, Petra: Die aus der Tuchbude. Alltag und Lebensgeschichten Forster Textilarbeiterinnen. Münster 1998. Schüle, Annegret: »Die Spinne«. Die Erfahrungsgeschichte weiblicher Industriearbeit im VEB Leipziger Baumwollspinnerei. Leipzig 2001.

38 Dörr, Margarete: »Wer die Zeit nicht miterlebt hat ...«. Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach. 3 Bde. Frankfurt/Main u.a. 1998.

39 Als frühes Beispiel aus der volkskundlichen Forschung vgl. die Dissertation von Metz-Becker, Marita: »Hab aber auch gar nichts gehabt auf der Welt«. Zur Lebenssituation von Frauen in einem Westerwälder Dorf. Eine soziokulturelle Untersuchung anhand von narrativen Interviews. Bonn 1987.

40 Zum Problem und zu den Vorbehalten bezüglich der Oral History in der DDR vgl. Niethammer, Lutz: Glasnost privat 1987. In: Niethammer, Lutz/Plato, Alexander von/Wierling, Dorothee: Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen. Berlin 1991. S. 9–75. Hier: S. 11–15.

41 Niethammer, Lutz/Plato, Alexander von/Wierling, Dorothee: Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen. Berlin 1991.

kriegsgeschichte des Zweiten Weltkriegs<sup>42</sup>, wobei die offene, narrative Interviewführung zeitliche Rück- und Ausblicke ausdrücklich mit einbezieht. Da die Interviewpartnerinnen und -partner den Geburtsjahrgängen zwischen 1906 und 1929 zuzurechnen sind, ergeben sich bisweilen nicht nur politisch-administrative, sondern auch zeitlich bedingte, interessante Überschneidungen in den Erfahrungswelten zwischen den Biographien im Niethammer-Projekt und den im folgenden vorgestellten Jenaer Frauenbiographien.

Zum Thema Frauen in der DDR sind in den letzten Jahren einige Publikationen erschienen. Die Mehrzahl befasst sich allerdings vorrangig mit Statistiken, den rechtlichen und administrativen Maßnahmen, dem Ausbau der Familienpolitik und der beruflichen Qualifizierungsprogramme ab Mitte der 1960er Jahre.<sup>43</sup> Die Jahre vor 1965 und die Ebene weiblicher Alltagserfahrungen werden – bis auf wenige Ausnahmen<sup>44</sup> – ausgeblendet; dadurch entsteht ein seltsam statisches und einheitliches Bild von den Lebensumständen und Erfahrungswelten der Frauen in der DDR.

## Eine Frau ist eine Frau ist eine . . . – Zur Konstruktion von Geschlecht

Die Ansätze in der Geschlechterforschung sind heterogen. In den letzten Jahren hat sich der Hauptstreit über die Frage der Konsistenz von Geschlecht entzündet; dabei lassen sich vor allem zwei Theorien herausarbeiten: Verfechterinnen des sex-gender- Modells<sup>45</sup> vertreten die Ansicht, es existiere neben einer biologischen, auf der körperlichen Ebene nachweisbaren Geschlechts-

42 »Ich wollte damals eine deutsche Nachkriegsgeschichte Ost und West schreiben und empfand, dass unsere Oral History-Befragungen im Ruhrgebiet meine Sicht der westdeutschen Erfahrungen stark geprägt und auch verändert hatten, während mir die Literatur über die Geschichte der DDR überpolitisiert und in ihrer kanonischen Weise dem Leben entfremdet erschien.« Niethammer, Lutz: Glasnost privat 1987. Reportage über eine Befragung unter den Zeitgenossen Honeckers zur Zeit Gorbatschows. In: Niethammer, Lutz/Plato, Alexander von/Wierling, Dorothee: Die volkseigene Erfahrung. S. 9.

43 Vgl. z. B. Budde, Gunilla-Friederike (Hg.): Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Elf Beiträge. Göttingen 1997. Gysi, Jutta/Meyer, Dagmar: Leitbild: berufstätige Mutter. DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe. In: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hgg.): Frauen in Deutschland 1945–1992. Bonn 1993. S. 139–165. Bertram, Barbara: »Nicht zurück an den Kochtopf« – Aus- und Weiterbildung in Ostdeutschland. In: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hgg.): Frauen in Deutschland 1945– 1992. Bonn 1993. S. 191–214. Bühler, Grit: Mythos Gleichberechtigung in der DDR. Politische Partizipation von Frauen am Beispiel des Demokratischen Frauenbunds Deutschlands. Frankfurt/Main 1997. Müller-Rückert, Gabriele: Frauenleben und Geschlechterverhältnis in der ehemaligen DDR. Weibliche Lebenswelten im Spiegel literarischer »Frauengeschichten« und sozialwissenschaftlicher Auswertung. Bielefeld 1993. Nickel, Hildegard Maria: »Mitgestalterinnen des Sozialismus« – Frauenarbeit in der DDR. In: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hgg.): Frauen in Deutschland 1945–1992. Bonn 1993. S. 233–256. Trappe, Heike: Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik. Berlin 1995.

44 Vgl. Clemens, Petra: Die aus der Tuchbude. Niethammer, Lutz/Plato, Alexander von/Wierling, Dorothee (Hgg.): Die volkseigene Erfahrung. Schüle, Annegret: »Die Spinne«.

45 Vgl. hierzu vor allem: Scott, Joan W.: Gender: A Useful Category of Historical Analysis. In: American Historical Review, Bd. 91, Nr.5, 1986. S. 1053–1057. In deutscher Übersetzung: Gender: eine nützliche Kategorie der historischen Analyse. In: Kaiser, Nancy (Hg.): Selbst Bewusst. Frauen in den USA. Leipzig 1994. S. 27–75. Vgl. auch: Scott, Joan W.: Gender and the politics of history. New York 1988.

## I. Start: Begriff, Fragestellung, Methode

zugehörigkeit (sex)<sup>46</sup>, die noch viel wirksamere Ebene des ›sozialen‹ Geschlechts (gender)<sup>47</sup>. Durch eine entsprechende Sozialisation und Erziehung, geprägt von Vorstellungen, Normen und Zuschreibungen idealer ›Weiblichkeit‹ und ›Männlichkeit‹, internalisiere jeder Mensch kulturell spezifische Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder und leite daraus auch seine eigene Geschlechtsidentität ab. Ausgehend von den poststrukturalistischen Impulsen Judith Butlers entwickelte sich eine Kritik an diesem Denkmodell, weil es die Vorstellung von einer quasi ›natürlichen‹, überzeitlichen Geschlechtsidentität zementiere und damit indirekt die bestehenden Machtverhältnisse zwischen Männern und Frauen, sowie die Idee der Zweigeschlechtlichkeit reproduziere. Butlers Theorie besagt im Wesentlichen, die Prämisse der Binarität von Geschlecht und Geschlechtsidentität sei nicht zulässig; theoretisch sei eine endlose Zahl verschiedener Geschlechtsidentitäten denkbar. Auch auf der körperlichen Ebene sei Geschlecht das Produkt eines jeweils spezifischen kulturellen Diskurses.<sup>48</sup> Hinter der oberflächlichen Diskrepanz dieser beiden viel diskutierten Thesen verbirgt sich eine strukturelle Gemeinsamkeit, denn die beträchtlichen Unterschiede in der Auslegung des Phänomens ›Geschlecht‹ sind zwar graduell enorm, letztlich jedoch nicht prinzipiell verschieden. Uneinigkeit besteht vorwiegend in der Frage, bis zu welchem Punkt ›Geschlecht‹ auf einer Konstruktion basiert. Doch trotz aller Differenzen ist sich die historische, kultur- und sozialwissenschaftliche Forschung einig, dass es sich bei ›Geschlecht‹ insgesamt um eine Kategorie handelt, die wesentliche Momente der kulturellen Konstruiertheit enthält<sup>49</sup>, welche sich in ihrer Omnipräsenz wiederum auf das jeweilige Selbstbild der Subjekte auswirken<sup>50</sup>. Die vorliegende Arbeit konzentriert sich, in Anerkennung dieser von der Forschung

46 Inzwischen hat Scott ihren Ansatz um den Aspekt erweitert, dass mit der Annahme der Existenz von ›gender‹ keineswegs bedingt sei, bei ›sex‹ handle es sich um eine überzeitliche, stabile und von der Kultur unbeeinflusste Größe. In ihren neueren Ausführungen wendet sie sich vor allem gegen jüngere Bestrebungen der Evolutionspsychologie, die Geschlechterdifferenz durch den ›Nachweis‹ genetischer ›Programme‹ bis in soziale Verhaltensmuster hinein festzuschreiben. Vgl. Scott, Joan W.: Die Zukunft von gender. Fantasien zur Jahrtausendwende. In: Honegger, Claudia/Arni, Caroline (Hgg.): Gender – die Tücken einer Kategorie. Joan W. Scott, Geschichte und Politik. Beiträge zum Symposium anlässlich der Verleihung des Hans-Sigrist-Preises 1999 der Universität Bern an Joan W. Scott. Zürich 2001. S. 39–64.

47 Die Begriffe sex und gender können im Deutschen nur unzureichend mit »biologischem« und »sozialem Geschlecht« wiedergegeben werden. Ursprünglich bezeichnet gender in der englischsprachigen Linguistik das grammatische Geschlecht von Wörtern (Maskulinum, Femininum – im Deutschen zusätzlich Neutrum). Die erstmalige Übernahme des Begriffs in die Geschlechterforschung durch Feministinnen sollte zum Ausdruck bringen, dass ›Geschlecht‹ in diesem Sinne, ebenso wie das grammatische Geschlecht, »für ein sozial vereinbartes System von Unterscheidungen eher als für eine objektive Beschreibung gegebener (inhärenter, angeborener Eigenschaften)« steht. Scott, Joan W.: Die Zukunft von gender. S. 53.

48 Vgl. Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Übers. von Kathrina Menke. Frankfurt/Main 1991. S. 22.

49 »Das Geschlecht ist ins Gerede gekommen. Es wird konstruiert, dekonstruiert, rekonstruiert, je nach Lust und Laune des feministischen Diskurses. Die Meinungen gehen weit auseinander. [...] Obwohl die Anhängerinnen der einzelnen Richtungen heftig und ausdauernd miteinander streiten, stimmen sie sämtlich darin überein, dass das Geschlecht keine natürlich-ontologische Kategorie ist, sondern eine Konstruktion.« Frevert, Ute: »Mann und Weib, und Weib und Mann«. Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München 1995. S. 13.

50 »Die Diskussion um die Kategorie Geschlecht verdeutlicht, dass der/die einzelne am Prozess der Herstellung von Geschlechtlichkeit direkt beteiligt ist. [...] Lindemann verweist darauf, dass die Veränderung sozialer Wirklichkeiten schwierig ist und man sich hüten soll vor vereinfachenden Sichtweisen, »die eine willkürliche Macht und damit Veränderbarkeit sozialer Wirklichkeit suggerieren«. Und auch Hagemann-White warnt davor, Zweigeschlechtlichkeit als ein Konstrukt zu betrachten, dem zufolge jede und jeder »für sich nach seinem eigenen Wunsch« sein/ihr Geschlecht herstellen kann, da eine derartige Sichtweise »Gewalt neutralisieren« und »Macht verharmlosen« würde. [...] Auch Butler vertritt keinen Standpunkt der Beliebigkeit von Konstruktionen: »Die Behauptung, das Geschlecht

vielfach belegten These<sup>51</sup>, auf die jeweils historische Konkretisierung von Geschlecht und Geschlechterdifferenz in der Arbeitswelt.<sup>52</sup> So gesehen wird die Arbeitswelt zu einer Bühne der permanenten Konstruktion von Geschlecht. Dieser Sichtweise entspricht auch Kaspar Maases Definition des Alltags als »soziales Theater«<sup>53</sup>, wobei die Aufgabe der Forschenden darin bestehe, den Rahmen der Handlung zu rekonstruieren, »den umfassenden sozialen Kontext und die symbolischen Ordnungen des Legitimen und Illegitimen ebenso wie das bedeutungsvolle Arrangement der konkreten Theateraktionen.«<sup>54</sup> Das Ziel dieses Vorgehens ist, den subjektiven, mehrdeutigen und situationsgebundenen »Sinn der Schauspiele zu erschließen«<sup>55</sup> – auf Grundlage einer detaillierten und feinsinnigen Quellenanalyse. Es ist nicht möglich, über Frauen zu forschen und zu schreiben, ohne permanent den gesamten symbolischen ›Überbau‹, der Frauen in unserer Kultur zugewiesen wurde und wird, zu transferieren. Auf diese Weise erfolgt bis zu einem gewissen Grade auch in Texten, welche die Kategorie Geschlecht kritisch hinterfragen wollen, eine Reproduktion gängiger Geschlechterbilder. Dieses grundsätzliche Problem lässt sich nicht auflösen, sondern lediglich ins Bewusstsein bringen. Wenn also im folgenden immer wieder von »Frauen« die Rede ist, so muss bedacht werden, dass durch diese begriffliche Vereinnahmung weiblicher Individuen im Plural keine per se Zuschreibung zeitlich und räumlich abstrahierter Geschlechtsmerkmale intendiert ist. Im Gegenteil: in der folgenden Arbeit soll gezeigt werden, wie Geschlechterrollen in der Arbeitswelt unter wechselnden Bedingungen produziert, korrigiert und reproduziert werden – in einem permanenten, meist unbewussten Akt, die Welt zu ordnen.

---

(gender) sei performativ, bedeutet nicht, das Geschlecht sei Gegenstand einer individuellen Wahl. Im Gegenteil, das Geschlecht ist die zwingende, ständige Wiederholung kultureller Konventionen am Körper und durch den Körper, die man niemals gewählt hat. Sie vollzieht sich durch verschiedene institutionelle und sozialen Normen.«  
 Küchler, Petra: Zur Konstruktion von Weiblichkeit. Erklärungsansätze zur Geschlechterdifferenz im Lichte der Auseinandersetzung um die Kategorie Geschlecht. Pfaffenweiler 1997. S. 67f. Vgl. auch: Lindemann, Gesa: Wider die Verdrängung des Leibes aus der Geschlechterkonstruktion. In: Feministische Studien 11 (1993), Bd. 2. S.44–54. Hagemann-White, Carol: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: Feministische Studien 11 (1993), Bd. 2. S. 68–78. Butler, Judith: Ort der politischen Neuverhandlung. Der Feminismus braucht die Frauen, aber er muss nicht wissen, »wer« sie sind. In: Frankfurter Rundschau Nr. 176 vom 27.7.1993, S.10.

51 Vgl. z. B. Gaugele, Elke: Schurz und Schürze. Kleidung als Medium der Geschlechterkonstruktion. Köln 2002.

52 So forderte Regina Schulte im Hinblick auf die Untersuchung historischer Geschlechterverhältnisse folgendes, um die kontinuierliche Reproduktion der Geschlechterpolarität in der eigenen Forschungsarbeit zu unterlaufen: »Ich möchte diese grundlegende Polarität [der Geschlechter, E. C.] in Frage stellen und die scheinbar naturhafte Eindeutigkeit dessen, was ein Mann und eine Frau, was Weibliches und was Männliches ist, historisieren. Ich möchte auf diese Weise ein Moment der Unentschiedenheit, des Prozesshaften des Geschlechtlichen betonen.«  
 Schulte, Regina: Die Heimkehr des Krieges. Das Phantasma vom Stillstand der Frauen. In: dies.: Die verkehrte Welt des Krieges. Studien zu Geschlecht, Religion und Tod. Frankfurt/New York 1998. S. 15–34. Hier: S. 15.

53 Maase, Kaspar: Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnographie. In: Eisch, Katharina/Hamm, Marion(Hgg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Bd. 93). Tübingen 2001. S. 255–271. Hier: S. 258.

54 Ebd.

55 Ebd.

*I. Start: Begriff, Fragestellung, Methode*

## II. Fluchtwege: Selbstmordgeschichten

Selbstmordfälle als Zeugnisse weiblicher Arbeitsbiographien? Im Stadtarchiv Jena ist ein Aktenkomplex der polizeilich erfassten Todesfälle durch Suizid, Unfall und Mord aus den Jahren 1920 bis 1940 erhalten, der auf den ersten Blick allenfalls von kriminalhistorischem Interesse ist.<sup>1</sup> Es handelt sich hierbei um die chronologische Sammlung der polizeilichen Todesfallprotokolle vom Moment der Auffindung des Leichnams bis zu dessen Freigabe an die Angehörigen. Insgesamt sind in diesem Zeitraum 993 Todesfälle verzeichnet; die Suizidfälle nehmen mit 589, also 59,32 %, gegenüber 370 (37,26 %) Unfällen und 34 (3,42 %) Morden den weitaus größten Raum ein. Von den 589 Selbstmorden wurden 238 (40,41 %) von Frauen verübt. Dabei liegen in 96 Fällen keine näheren Angaben über die Todesumstände vor.

Diese polizeiliche Todesfallstatistik der Stadt Jena erfasst die Jahre 1920 bis 1940, und aus der Mehrzahl der Aufzeichnungen gehen nur der Name des Opfers, die Klassifizierung nach Selbstmord oder Unfall, sowie Geburts- und Sterbedatum hervor. Manche Suizidfälle sind jedoch ausführlicher dokumentiert und enthalten, so wie in den nachfolgend vorgestellten Fällen, detailliertere Angaben über die Lebensumstände der Betroffenen. Somit ergeben sich aus diesen Dokumenten des Scheiterns und der Flucht aus dem Dasein manche Einblicke in unerfüllte Wünsche, ungelebte Träume, nicht befriedigte Bedürfnisse und übermächtige Ängste der Frauen; aber auch in scheinbar nebensächliche Details menschlicher Existenz, die ein Leben doch zu einem erheblichen Maße begleiten und beeinflussen: Zeugen alltäglicher Sachkultur, die Rückschlüsse auf Konsumgewohnheiten und Lebensstile erlauben, Hinweise auf Familienkonstellationen und Umgangsformen, Angaben zu bevorzugten Aufenthaltsorten und Wegen in der Stadt. All dies zusammengenommen bietet einen Weg, Spuren des weiblichen Lebensalltags aufzunehmen und zu interpretieren, wo dies bislang mangels Quellen nicht möglich schien. So kurz und knapp die Belege in diesen Akten sind, sie fungieren als erste Indikatoren für relevante Themen im Bereich weiblicher Lebens- und Berufsalltage und bieten somit erste Eindrücke und Ansätze für eine exemplarische Recherche über Frauen vom Beginn bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. Kann man solch kurze Dokumentationen von Todesfällen als Dokumente des Lebens – spezifischer: Arbeitslebens – lesen? Nicht alle, aber einige. Diejenigen, die nicht nur Auskunft über Namen, Lebensdaten und Todesumstände geben, sondern die in ihren Protokollen auch, knapp aber doch prägnant, Einblicke in die Lebenswelt der Verstorbenen bieten: Familie, Berufswege, Nachbarschaft, und oft genug auch Reflexionen Dritter über die Gedanken- und Gefühlswelt der Selbstmörderinnen – gilt doch die erste Frage nach der Tat sowohl von Seiten der Kriminalbehörde als auch der Angehörigen der Motivation für den Selbstmord. Diese den Akten implizite Frage des ›Warum hat sie das getan?‹ eröffnet die Möglichkeit, Bruchstücke und Zeichen aus der Komplexität vergangener Frauenleben herauszulösen, und zwar ganz unabhängig davon, ob diese Frage beantwortet werden kann. In dieser Art von gerafften und auf ein spezifisches Ende

---

<sup>1</sup> StAJ D II 33: Leichenaufhebungen, tödliche Unfälle usw. 1920–1940.

## II. Fluchtwege: Selbstmordgeschichten

hin pointierten Biographien – als solche könnte man die meist nur wenige Seiten umfassenden Kriminalprotokolle bezeichnen – trifft man auf Schlüsselthemen und Schlüsselfragen, die das Leben von Frauen in dieser Epoche bestimmten. Diese Schlüsselthemen bilden dann ein erstes Gerüst für eine kulturwissenschaftliche Hermeneutik weiblicher Arbeitsbiographien. Beispielhaft herausgegriffen stehen im Folgenden drei Fälle aus den Selbstmordakten, die einerseits eine grobe Trennung nach sozialer und beruflicher Zugehörigkeit erkennen lassen, andererseits alle die Komplexität und Verknüpfung der verschiedenen Existenzbereiche – Erwerbsarbeit, häusliche Arbeit, soziales Umfeld - verdeutlichen sollen, um damit gleich anklingen zu lassen, dass der »Beruf: Frau« sich bei allen diesen unterschiedlichen Frauen wie ein roter Faden durch ihre Biographie hindurchzieht. Die drei Frauen repräsentieren drei verschiedene, »typisch weibliche« Erwerbsfelder des 19. bis 21. Jahrhunderts: private Dienstleistung, Bürotätigkeiten und gewerbliche Dienstleistung.

### II.1. »Aschenputtel« – Lebenstraum und Realität eines Dienstmädchens

*»Mittwoch den 7. Februar 1940, nachmittags 4 Uhr ist die ledige Erika Zorn, geb. 31. 10. 1921 in Jena, hier am Steinborn 79 bei ihren Eltern wohnhaft, in ihrer elterlichen Wohnung von dem Vater gasvergiftet aufgefunden worden. [...]*

*Soweit die Feststellungen ergeben haben, war die Zorn seit Anfang Januar 1940 erwerbslos. Ihre letzte Stellung war in der in der Lutherstraße befindlichen Turnhalle, derzeitiger Pächter Unkrodt. Unter ihren Briefschaften fanden sich drei Vermittlungen von dem Arbeitsamt Jena als Hausgehilfin, sowie eine 2. Aufforderung, unverzüglich in den Vermittlungsräumen des A.A.<sup>2</sup> zu erscheinen, andernfalls von Zwangsmaßnahmen Gebrauch gemacht werden müsse.*

*Die Zorn befand sich an diesem Tage allein zu Hause. Der Vater ist seit Kriegsbeginn bei den Sanitätern eingezogen und in dem Felsenkeller einquartiert. Die Mutter ist Dienstag früh zu ihrer in der Theodor Fritschestraße 9 wohnhaften und verheirateten Tochter, der Ehefrau Charlotte Schmidt, geb. Götze, um dortselbst an ihrer Wäsche mitzuhelfen.*

*Um ¼ 11 Uhr vormittags ist die Stiefschwester Charlotte Schmidt in die Wohnung der Erika Zorn. Hier habe sie ihre Schwester noch im Bett liegend angetroffen. Sie sei dann plötzlich aufgestanden, habe ihre Handtasche herbeigeholt und sich wieder in das Bett begeben. Nachdem die Schwester ihre Besorgungen verrichtet und sie noch einmal aufgesucht und zum Essen eingeladen habe, sei sie in dem Mantel gekleidet zum Ausgang bereit gewesen. Der Einladung habe sie nicht Folge geleistet, sie wollte nach der Stadt gehen. Gegen 7 Uhr abends desselben Tages hat dann die Schwester ihren Mann zu ihr geschickt, um sie mitzubringen. Auf wiederholtes Klingeln sei ihm jedoch nicht geöffnet worden. Die Mutter ist nicht nach Hause gegangen und hat gleich den Abend bei ihrer Tochter geschlafen.*

---

<sup>2</sup> Abkürzung für Arbeitsamt.



## II.1. »Aschenputtel« – Lebenstraum und Realität eines Dienstmädchens

*Am Mittwoch kurz vor 4 Uhr nachmittags ist der Vater von einer inneren Unruhe getrieben worden und hat sich nach Hause begeben. Hier fand er seine Tochter zwischen Gasherd und Liegesofa auf dem Erdboden sitzend vor. Der Gashahn war geöffnet, der Gasgeruch nicht mehr allzu stark. Die Familie hat in der Küche einen Gasautomat, der erst nach Einwurf eines 10 Pfg. Stückes benutzt werden kann. Nach Angabe des Gaswerkes gibt der Automat nach Einwurf eines 10 Pfg. Stückes 500 Liter Gas ab. Ob die Zorn nun mehrere Groschen eingeworfen hat, kann nicht festgestellt werden.*

*Nach Lage der Sache dürfte Selbstmord vorliegen. Die Zorn war mit einem Soldaten verlobt, der aber verstorben ist. Zur Zeit steht sie wieder mit einem Soldaten in Verkehr. Sie wird von der letzten Dienstherrschaft als ein träges und bequemes Mädchen geschildert, die gern der Arbeit aus dem Wege gegangen sei. Allgemein herrscht die Ansicht, daß der Vater das Mädchen sehr verwöhnt habe, während die Mutter dem Mädchen tagtäglich Vorwürfe gemacht, sie solle nun endlich arbeiten, so ein strammes Mädchen mache keinen Finger krumm und sie als alte Frau müsse noch Aufwartungen verrichten. Eine Stellung wollte sie nicht mehr annehmen, sie wollte in den Zeissbetrieb, da sie dort mehr freie Zeit hätte.*

*Aus einem von ihrem an den in Aschaffenburg dienenden Soldaten [geschickten Brief, E. C.] geht hervor, daß er ihr Reisegeld geschickt und ein Quartier dortselbst besorgt habe. In der nächsten Karte teilt sie ihm mit, daß bei Erhalt der Karte sie unterwegs sei. Da sie nun mit ihren Lügen nicht weiter gekommen, das Arbeitsamt mit Zwangsmaßnahmen gedroht hat, sie aber ihren lockeren Lebenswandel nicht aufgeben wollte, hat sie anscheinend ihrem Leibe keinen Rat mehr gewußt und den Schritt als letzten Ausweg genommen.<sup>3</sup>«*

Dokumente über eine Frau, die in den Tod verschwand. Sie war eine von 15 Frauen, die sich im Kriegsjahr 1940 in Jena das Leben nahmen, und ihr Fall steht am Anfang meiner Arbeit, weil die Umstände ihres Lebens – nicht die ihres Todes – für eine Untersuchung von weiblichen Arbeitsbiographien zwischen 1900 und 1960 in mehreren Punkten bedeutsam sind. Man könnte diesen Fall als einen Beleg für die Auswirkungen der unmenschlichen Nazi Herrschaft lesen: eine junge Frau entzieht sich drohenden staatlichen Zwangsmaßnahmen durch Selbstmord. Sie ahnte oder wusste vielleicht, dass sich hinter dem Begriff »Zwangsmaßnahmen«<sup>4</sup> ein Aufenthalt in einem Arbeitslager für sogenannte »Asoziale« befand, weil sie sich nicht vom Arbeitsamt vermitteln lassen wollte. Weiterhin könnte man an dieser Geschichte die nicht weniger fatalen Auswirkungen des Krieges auf die gesamte Zivilbevölkerung ablesen: Eine Frau verliert ihren Verlobten auf dem Schlachtfeld und kommt nicht darüber hinweg, obwohl sie versucht, sich mit einer neuen Beziehung zu trösten. Schließlich bringt sie sich vor Kummer um. Beide Lesarten wären stimmig.

An dieser Stelle kommt es jedoch nicht darauf an, nach einem bestimmten Auslöser für den Selbstmord zu suchen; viel ergiebiger ist es, sich die Lebenssituation der jungen Frau anzusehen, und vor allem zu fragen, inwieweit sie sich mit ihrem Lebensentwurf decken, der sich zumindest

<sup>3</sup> StAJ DII 33 Leichenaufhebungen, tödliche Unfälle usw. 1920–1940. Suizidprotokoll vom 7.2.1940.

<sup>4</sup> Ebd.

## II. Fluchtwege: Selbstmordgeschichten

in Teilen aus dem obigen Dokument rekonstruieren lässt. Es gilt also, die Perspektive Erika Zorns einzunehmen; nachzuvollziehen, wie ihre Lebensumstände und wie ihre Vorstellungen vom Leben aussahen.

Es entsteht das Bild einer durchaus als typisch geltenden Arbeiterfamilie Jenas dieser Zeit: Erika Zorn stammte aus einer evangelischen Familie in der protestantisch geprägten Stadt. Der Vater Hugo Zorn – eigentlich Bauarbeiter – war seit Kriegsbeginn für den Sanitätsdienst verpflichtet und zumindest offiziell außerhalb der eigenen Wohnung in Ziegenhain<sup>5</sup> untergebracht, am anderen Ende der Stadt in der Felsenkellerstraße. Die Mutter, Martha Zorn geb. Götze, verdiente Geld mit Aufwartungen, also als Putzfrau. Dementsprechend sind die finanziellen und sozialen Verhältnisse als recht bescheiden einzuschätzen. Die Küche mit Gasautomat und Liegesofa wurde gleichzeitig als Wohnraum genutzt. Martha Zorn hatte ihr erstes Kind außerehelich zur Welt gebracht, was an der Tatsache abzulesen ist, dass Erikas Schwester, Charlotte Schmidt, als Stiefschwester bezeichnet wird und mit Mädchennamen ebenfalls »Götze«<sup>6</sup> hieß. Diese war bereits verheiratet und lebte mit ihrem Ehemann in einer eigenen Wohnung; sie hatte außerdem das Glück, daß er (noch) nicht zum Krieg eingezogen war. Charlotte Schmidt entsprach damit in ihrer Lebensweise sowohl den gängigen gesellschaftlichen, als auch den Wünschen ihrer Mutter. Den Makel ihrer unehelichen Geburt hatte sie bereinigt, indem sie sich in »anständige« Verhältnisse geheiratet hatte. Zwischen Martha Zorn und ihrer ältesten Tochter Charlotte bestand zumindest hinreichender sozialer Kontakt, wenn nicht Sympathie. Ansonsten wäre die Mutter sicher nicht bereit gewesen, der Tochter bei der schweren Arbeit des Wäschewaschens zu helfen. Außerdem zog die Mutter es vor, gleich dort zu übernachten, anstatt in die eigene Wohnung zurückzukehren, in der die »missratene« Tochter alleine zurückgeblieben war.

Man kann davon ausgehen, dass Erika Zorn im Höchstfall einen Volksschulabschluss besaß. Obwohl zum Zeitpunkt ihrer Geburt schon seit 11 Jahren das Mädchenlyzeum in Jena existierte, wird diese gemeinhin nur von den »höheren« Töchtern besuchte Schule, schon allein wegen des zu entrichtenden Schulgelds, ihr nicht offengestanden haben. Um eine Bürostelle bei Zeiss zu bekommen, war ein höherer Bildungsabschluss nicht zwingend notwendig, aber auf jeden Fall zählten Kriterien wie Fremdsprachen- und Maschinenschreibkenntnisse, sowie die Sicherheit, dass die Bewerberin aus gutem Hause stammte.<sup>7</sup> Selbst wenn sie sich lediglich für eine Arbeiterinnenstelle beworben hatte, standen ihre Chancen auf Einstellung im zweiten Kriegsjahr noch nicht gut. Es gab genügend Aspirantinnen aus Familien, von denen andere Mitglieder bereits in der Firma arbeiteten; oft war dies, oder zumindest die persönliche Empfehlung eines Zeiss-Mitarbeiters, der entscheidende Grund für eine Aufnahme in die Firma.<sup>8</sup> Für eine Bewerberin, die noch nie zuvor in einer Fabrik Erfahrungen gesammelt hatte, sondern nur auf eine Laufbahn als Dienstmädchen zurückblicken konnte, standen die Aussichten denkbar ungünstig, solange in der Firma nicht gerade größere Umstrukturierungen und Erweiterungen anstanden, die den

---

5 Ziegenhain ist ein in den 1920er Jahren eingemeindetes Dorf im östlichen Stadtgebiet, das bis weit in die 1950er Jahre seinen ländlichen Charakter bewahrte.

6 StAJ DII 33 Leichenaufhebungen, tödliche Unfälle usw. 1920–1940. Suizidprotokoll vom 7.2.1940.

7 Im Betriebsarchiv der Firma Zeiss haben sich aus den Jahren 1921–1933 einige Briefe von Frauen erhalten, die sich als Angestellte bewarben. Sie alle hatten eine Höhere Töchterschule, und/oder eine kaufmännische Aus- und Weiterbildung absolviert. BACZ 284, BACZ 287, BACZ 288: Bewerbungen und Neueinstellungen 1921–1933.

8 Angaben stammen aus den Interviews mit Johanna Czerny (8.4.2002), die selbst bei Zeiss beschäftigt war, und mit Brigitte Lohmann (17.6.2002), deren Mutter, Schwester und Vater bei der Firma angestellt waren.

Bedarf an Arbeitskräften schlagartig vergrößert hätten.

Jugendliche – zumal weibliche Jugendliche – im Jahr 1940 aus einfacheren Familien hatten sich ihren Beruf nicht selbst auszusuchen, sondern sich nach den Wünschen und Möglichkeiten der Familie, und den zunehmenden staatlichen Eingriffen in den Arbeitsmarkt<sup>9</sup> zu richten. Die meisten erkannten diese Maxime an und richteten sich bereits frühzeitig in ihren Lebensplanungen danach aus – von ihnen wird später die Rede sein. Erika Zorn aber hatte ihre eigenen Wünsche und Ziele zur obersten Priorität erhoben. Nicht der Berufswunsch an sich machte sie jedoch zur »verwöhnten«<sup>10</sup> Tochter, sondern die Tatsache, dass sie auch noch eingestand, durch eine Stelle bei Zeiss über mehr freie Zeit verfügen zu wollen. Das Bedürfnis nach mehr Freizeit stand einem unverheirateten »einfachen Mädchen« nicht zu, er brachte sie in den Ruch eines »lockeren Lebenswandels«<sup>11</sup>. Ihre letzte Stelle in der Turnhalle Lutherstraße hatte sie gekündigt; ihre dortigen Arbeitgeber hatten sie als »träges und bequemes Mädchen«<sup>12</sup> geschildert, das »gern der Arbeit aus dem Wege«<sup>13</sup> ging. Erika Zorn war entschlossen, nicht mehr als Hausgehilfin zu arbeiten. Sie ging so weit, die in den folgenden Wochen eintreffenden Stellenangebote des Arbeitsamtes mehrmals abzulehnen, und sich statt dessen lieber den täglichen Vorwürfen der Mutter auszusetzen. Die einzige positive Bezugsperson aus der Familie war, so schildert die Akte, der Vater, dem unterstellt wird, er trage die Mitverantwortung am häuslichen Drama, da er die Tochter zu sehr verwöhnt habe. Verwöhnen – von einem materiellen Verwöhnen ist in diesen Familienverhältnissen nicht auszugehen – bedeutet in diesem Fall: die Tochter in ihren eigenen Wünschen und Neigungen zu unterstützen, und sei es auch nur ideell. Aber auch er konnte ihr nicht zu der gewünschten Stelle verhelfen. Außerdem hatte er seit Kriegsbeginn und dem damit verbundenen Umzug in die Felsenkellerstraße noch seltener Gelegenheit, ihr bei Streitigkeiten zu Hause beizustehen.

Durch die Verlobung bot sich Erika Zorn zum ersten Mal eine realistische Chance, ihr Dasein als eine entweder vom Arbeitsamt und der Mutter bedrängte Arbeitslose oder als unzufriedenes Dienstmädchen zu beenden – vorausgesetzt der zukünftige Ehemann verfügte über ausreichend Mittel, so dass sie zumindest eine Zeitlang nur den eigenen, und nicht dazu noch fremde Haushalte zu besorgen hatte. Ob sie mit der Heirat der finanziellen Bedrängnis und der Notwendigkeit, selbst Geld zu verdienen entkommen wäre, bleibt offen. Sicher ist, dass sie dadurch den Auseinandersetzungen im täglichen Zusammenleben mit der Mutter entkommen wäre. Aber der Krieg zerstörte diese Pläne, und so setzte sie ihre Hoffnungen in die nächste Beziehung mit einem Mann. Diese war aber nicht so weit gediehen, dass schon von einer Verlobung die Rede gewesen wäre. Angesichts der immer näher rückenden Gefahr staatlicher Zwangsmaßnahmen fasste Erika Zorn

---

9 Hier nur zwei Beispiele für die staatlichen Eingriffe in das Erwerbsleben der Bevölkerung, die bereits zu Lebzeiten von Erika Zorn in Kraft getreten waren: Die Notdienstverordnung vom 15.10.1938 ermöglichte, dass Frauen und Männer für Arbeiten zur »Bekämpfung öffentlicher Notstände« herangezogen werden konnten. Am 4.9.1939 wurde der Reichsarbeitsdienst für alle 17–25 jährigen Frauen obligatorisch, sofern sie nicht berufstätig waren, in Ausbildung oder als Familienangehörige in Arbeit standen. Vgl. Hagemann, Karen: Heimat – Front. Militär, Gewalt und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege. In: dies./Schüler-Springorum, Stefanie (Hgg.): Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege. Frankfurt/Main 2002. S. 13–52. Hier: S. 32/33.

10 StAJ DII 33 Leichenaufhebungen, tödliche Unfälle usw. 1920–1940. Suizidprotokoll vom 7.2.1940.

11 Ebd.

12 Ebd.

13 Ebd.

## II. Fluchtwege: Selbstmordgeschichten

den Plan, die Familie zu verlassen und zu ihm nach Aschaffenburg zu reisen, eher: zu fliehen. Letztendlich entschied sie sich anders; vielleicht hatte sie die Aussichtslosigkeit ihrer Flucht vor Augen. Was hätte sie bei einem in Franken stationierten Soldaten anfangen sollen, der jederzeit versetzt oder an die Front beordert werden konnte? Erika Zorns Ausbruchversuch in ein Leben nach ihren Vorstellungen misslang. Sie bezahlte mit einem 10-Pfennig-Stück für ihre Flucht in den Tod.

Ein Jenaer Wirtschaftswissenschaftler interpretierte seine Befragungen von Jenaer Industrie-arbeiterinnen in den Jahren 1931/32 dahingehend, dass der Wunsch vieler Hausangestellter, in die Fabrik zu wechseln, tatsächlich nicht deshalb erfolge, um mehr Geld zu verdienen, sondern dem Verlangen nach mehr persönlicher Freiheit und danach, sich auch einmal selbst kleinere Wünsche erfüllen zu können: »Tatsächlich übersteigt, auch in wirtschaftlich guten Zeiten, der Lohn der Fabrikarbeiterin das Gesamteinkommen der Hausangestellten nur in seltenen Fällen. [...] Nicht die Notwendigkeit höheren Barverdienstes, sondern das Verlangen nach freierer Verfügungsgewalt über den Arbeitsverdienst ist es, das die jugendliche und junge Erwerbstätige in den Fabrikbetrieb treibt. Die persönliche Befragung der Arbeitssuchenden ergab, dass nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz der Arbeiterinnen einen erheblichen Anteil ihres Einkommens für den Lebensunterhalt ihrer Angehörigen abgab. Die meisten von ihnen verausgabten ihren Arbeitslohn für Anschaffungen, die von ihrem Standpunkt aus wünschenswert erschienen, keineswegs aber immer notwendig waren.«<sup>14</sup>

Um zu rekapitulieren: der Fall Erika Zorn spricht beispielhaft verschiedene Themen an, die für die Auseinandersetzung mit der Frage nach weiblichen Lebensentwürfen, weiblichen Lebensrealitäten und die Rolle der (Erwerbs-)arbeit in ihren Biographien eine Schlüsselstellung einnehmen:

1. Die eigenen Lebenspläne und der Wunsch nach einem Beruf, der neue Alternativen bot zu den körperlich belastenden, gering bezahlten, kaum durch Rechte gesicherten, sozial weit unten angesiedelten Tätigkeiten weiblicher Hausarbeit in direkter Abhängigkeit durch private Dienstherrn.
2. Die Konfrontation mit den neuen Verheißungen der individualisierten Gesellschaft, wie Freizeit, Unterhaltung und expandierende Konsumgewohnheiten – sei es durch die Printmedien, das Kino oder die realen Beispiele von jungen Frauen aus der Nachbarschaft, aus den »besseren Gegenden«, aus Begegnungen in der Stadt.
3. Die Frage nach der Unterstützung der eigenen Lebensentwürfe durch die Familie und das unmittelbare Umfeld. Waren sie finanziell überhaupt möglich? Und spielten eine moralische Unterstützung, positive Zuwendung, Anerkennung und die Bestärkung in den eigenen Plänen eine nicht mindestens gleiche, eventuell sogar viel größere Rolle für die Zukunft der jungen Frauen?
4. Das Zusammenspiel von staatlich-administrativen Rahmenbedingungen, ökonomischen Gegebenheiten, sozialen Verhältnissen, kultureller Prägung, familiären Settings und indi-

---

<sup>14</sup> Junghans, Fritz: Der weibliche Arbeitsmarkt des Arbeitsamtsbezirkes Jena. Seine Gestaltung seit dem Bestehen der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung und seine Entwicklung in den Krisenjahren. Dissertation, Jena 1934. Großalmerode 1934. S.60.

## II.1. »Aschenputtel« – Lebenstraum und Realität eines Dienstmädchens

viduellem Selbstbewusstsein, die erst in ihrer Kombination die Lebens- und Arbeitswege von Frauen im 19. und 20. Jahrhundert verstehbar machen.

Diese vier Punkte zusammengefasst bilden die Basis für die Lebensentwürfe und das Handeln der Frauen. Hierbei ist auszugehen von einem subjektorientierten Verständnis menschlichen Handelns, das Menschen stets als Akteure ihres eigenen Lebens begreift, ohne gleichzeitig der Illusion zu verfallen, dieses menschliche Handeln finde jemals unter voller individueller Souveränität und frei von äußeren und inneren Zwängen statt. Doch »menschliches Handeln lässt sich nicht allein aus den jeweils vorfindlichen Handlungsbedingungen erklären, es hängt darüber hinaus entscheidend davon ab, wie die historischen Akteurinnen und Akteure ihre Handlungsmöglichkeiten interpretierten. Wie also deuteten Frauen den Raum, in welchem sie sich bewegten? Wo sahen sie ihre Chancen und ihre Grenzen? Was ermutigte und was lähmte sie? Welche Einstellungen bestimmten ihre Entscheidungen, und was versprachen sie sich von ihrem Verhalten?«<sup>15</sup>

Die Geschichte Erika Zorns liest sich wie eine reale Variante des Aschenputtel- Märchens – inklusive böser (Stief-)Mutter und privilegierter Halbschwester. Das Aschenputtel lebt in einer sozial, familiär und finanziell bedrückenden Situation, aber ihre Träume und Sehnsüchte gehen in Richtung eines unerreichbar erscheinenden »Prinzessinnendaseins« der Selbstbestimmung, der »Freiheit« und des Wohlstands. Zwar begleitet sie der wohlwollende Vater, er ist allerdings aus beruflichen Gründen abwesend und kann kaum noch helfend zugunsten seiner Tochter eingreifen. Doch es zeigen sich bereits erste Risse in der Aschenputtel-Rolle: Sie ist nicht bereit, dem Wunsch der Mutter zu folgen, und in der Küche »Erbsen zu lesen«. Sie verweigert sich dem Dasein als Küchenmagd. In ihrer scheinbar machtlosen Position, ohne erkennbare Unterstützung durch das Umfeld, liegen alle Hoffnungen zunächst auf dem rettenden »Prinzen«, dem Verlobten. Nachdem dieser jedoch im Krieg gestorben ist, sind die Träume von einer neuen Identität geplatzt. »Aschenputtel« findet einen neuen »Prinzen«, doch dieser ist weit entfernt, und weder eine Hochzeit noch ein »Schloss« sind in Sicht. An diesem Punkt bricht die Heldin endgültig aus dem klassischen Aschenputtel- Schema<sup>16</sup> aus. Sie wartet nicht, bis der »Richtige« die Frau mit den passenden

15 Weckel, Ulrike/Heinsohn, Kirsten/Vogel, Barbara: Einleitung. In: Heinsohn, Kirsten, u.a.: Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt/Main 1997. S. 7–24. Hier: S. 14.

16 »Der Cinderella-Komplex – die heimliche Angst der Frauen vor der Unabhängigkeit«, so nannte Colette Dowling in ihrem 1981 erschienenen gleichnamigen Buch das von ihr beobachtete Phänomen, dass Frauen jedes sozialen, beruflichen oder finanziellen Status' aufgrund der vorherrschenden Erziehungsdoktrin dazu tendierten, in einer passiv-abhängigen Haltung auf eine Verbesserung ihrer Lebenssituation von außen zu verharren, anstatt selber die Initiative zu ergreifen und ihr Schicksal eigenverantwortlich in die Hand zu nehmen. Aus mehreren Interviews, selbst erhobenen Fallbeispielen und der Literatur entwirft sie ein Bild der auch heute noch unbewusst nach Abhängigkeit strebenden Frauen. »Der Drang zur Abhängigkeit ist für Männer und Frauen in gewissem Maß normal. Aber wie wir sehen werden, sind Frauen seit ihrer Kindheit dazu ermutigt worden, in geradezu ungesunder Weise abhängig zu werden. Jede Frau, die sich nichts vormacht, weiß, dass sie nie dazu erzogen wurde, sich mit der Idee anzufreunden, für sich zu sorgen, auf sich selbst gestellt zu sein und sich zu behaupten«, so Dowlings Kernthese. Das Buch fand auch in Deutschland nach der dortigen Veröffentlichung 1984 regen Zuspruch und wird bis heute immer wieder aufgelegt. Die Autorin ist keine ausgebildete Psychologin, sondern eine an Geschlechterthemen interessierte Journalistin, und das Werk ist dementsprechend von Anspruch und Validität am ehesten in die Sparte der populären Ratgeberliteratur einzuordnen. Trotz umfangreicher Recherchen und der Bezugnahme auf verschiedene psychologische Literatur kann es strenger Kriterien wissenschaftlicher Bearbeitung nicht standhalten. Doch obgleich mit einer gewissen provokativen Polemik und journalistischen Unschärfe verfasst, traf das Buch offensichtlich auf einen Nerv der Zeit,

## II. Fluchtwege: Selbstmordgeschichten

Füßen findet, sondern sie plant, sich selber auf den Weg zu ihm zu machen. Inzwischen ist es aber zu spät für das aktive Handeln ›Aschenputtels‹, um ihre Lage zu verbessern; zu viele Hindernisse stehen einem erfolgreichen Ausgang der Geschichte im Weg – die Strategie scheitert, und als Ausweg sieht sie nur den Selbstmord.

### II.2. Das »kunstseidene Mädchen« oder »das ältere Fräulein in braunen Strümpfen«?

Beispielhaft gegenübergestellt sei dem Fall Erika Zorn ein weiblicher Suizid aus dem Jahr 1936, also vier Jahre zuvor – und zwar wiederum nicht primär, um über mögliche Ursachen für den Selbstmord zu spekulieren, sondern um die verschiedenen Möglichkeiten weiblicher Lebensstile und –entwürfe in jener Zeit in Jena aufzuzeigen:

*»Kahleyss, Frieda. Beruf: Sekretärin, geb. 1. 3. 1890 in Apolda. Staatsangehörigkeit: Deutsch. Wohnort: Jena, Katharinenstr. 9. Familienstand: ledig. Eltern: Oskar Kahleyss, Lina K. geb. Kirchner verst., Religion: evangelisch. Heute, am 19. 9. 34, gegen 10 Uhr vorm., wurde in der Saale gegenüber der Leutramündung an das rechte Ufer eine unbekannte weibliche Leiche angespült.*

*Die Unbekannte ist ca. 1,60 groß, kräftig, hat rotblonden Bubikopf, ovales volles Gesicht, viel Sommersprossen und ist schätzungsweise etwa 35 Jahre alt. Bekleidet war sie mit schwarzem Sommermantel, blauweißem Kleid (blau mit weißen Punkten) mit 8 weißen Perlmutterknöpfen, weißem Trikot-Unterrock, weißem Trikot-Schlüpfer (gezeichnet FK), weißem Leinenhemd mit Zwirnspitze, rosa Korsett, braunen langen Strümpfen, braunen Halbschuhen zum Schnüren und blauer Wollmütze. Sie trug ferner einen Pelz (imitierten Iltis), 2 gold. Ringe mit je 1 roten und 2 weißen Steinen, gold. Ohrringe in Tropfenform und eine silberne Armbanduhr mit arab. Zahlen und Sekundenzeiger.*

*[...] Es erscheint der Kaufmann Oskar Kahleyss, Apolda, Buttstädterstr. 51 in Begleitung seines Bruders, des Kaufmanns Gerhard Kahleyss, Apolda, Heidenberg 16 wohnhaft und erklären: Die Tote ist unsere Schwester. Sie wohnte hier Katharinenstr. 9 und war bei Zeiss tätig. [...]»<sup>17</sup>*

Ohne zunächst auf den eigentlichen Selbstmord einzugehen, lohnt es sich, diesen kurzen Ausschnitt eines zu Ende gegangenen Frauenlebens genauer anzuschauen. Auch wenn in diesem Fall im Gegensatz zum zuvor geschilderten nur spärliche Informationen über die genauen Lebensumstände genannt werden, sind die wesentlichen Unterschiede zum Fall Erika Zorn klar

---

wenn man den kommerziellen Erfolg eines Druckwerks nicht ausschließlich auf entsprechende Marketingstrategien zurückführen will. Ohne dem oberflächlichen Label »Cinderella Komplex« die Anwendbarkeit und Erklärungskraft einer ausgereiften wissenschaftlichen These zuzutrauen, scheint es doch lohnenswert, das Stichwort »Cinderella« bei der Hermeneutik weiblicher Arbeitsbiographien im Hinterkopf zu behalten – in Bezug auf die Frage, inwieweit die internalisierte Tendenz zu einem ›Aschenputtel-Verhalten‹ eine Rolle in den untersuchten Lebensläufen spielen könnte. Vgl.: Dowling, Colette: Der Cinderella-Komplex. Die heimliche Angst der Frauen vor der Unabhängigkeit. Aus d. Amerikanischen übersetzt von Manfred Ohl und Hans Sartorius. Frankfurt/Main 1984. S. 11f.

<sup>17</sup> StAJ D II 33: Leichenaufhebungen, tödliche Unfälle usw. 1920–1940. Suizidprotokoll vom 19.9.1934.

## II.2. Das »kunstseidene Mädchen« oder »das ältere Fräulein in braunen Strümpfen«?

erkennbar: sozial, beruflich, in Alter und Lebensstil. Ironischerweise verkörperte Frieda Kahleyss in einigen Punkten genau die Wunschvorstellung, die Erika Zorn in ihrem Leben nicht verwirklichen konnte – sie arbeitete als Sekretärin bei der angesehensten und größten Firma der Stadt. Sie lebte fern der Familie in einem Zimmer oder einer Wohnung, relativ unbehelligt also von möglichen Konfrontationen mit anderen Familienmitgliedern. Sie legte so weit Wert auf ihr Äußeres, daß sie sich von ihrem Gehalt zumindest die billige Version einer zeitgemäß modischen Aufmachung leisten konnte: Bubikopf, farblich abgestimmte Kleidung, Kunstpelz, Schmuck und Armanduhr. Standeszeichen weiblicher Angestellter und Symbole bescheidenen Wohlstands – auf den ersten Blick ähnlich wie »das kunstseidene Mädchen«<sup>18</sup> aus Irmgard Keuns Roman, einem Sittengemälde moderner Urbanität in den 1930er Jahren. Allerdings trug die Jenaer Sekretärin noch braune Strümpfe und nicht die »kunstseidenen« Strümpfe, deren Nachfolger – die Nylonstrümpfe – bis weit nach dem Ende des 2. Weltkriegs das Luxusymbol schlechthin für Weiblichkeit, Modernität und Erotik waren.

Der zweite auffällige Unterschied zwischen der fiktiven Büroangestellten in Keuns Roman und der realen Sekretärin bei Zeiss besteht im Alter. Mit ihren 44 Jahren galt Frieda Kahleyss als »alte« Angestellte<sup>19</sup> – ungeachtet des Umstands, daß sie in ihrer modischen Aufmachung von dem protokollführenden Polizeibeamten auf zehn Jahre jünger geschätzt worden war. Mit ihren 44 Jahren und der entsprechenden Welt- und Berufserfahrung entsprach sie, trotz ihrer optischen Verjüngungsversuche, nicht dem omnipräsenten (Wunsch-)Bild eines jungen, modernen Büromädchens, wie es in Werbeanzeigen, Kinofilmen und Romanen bildlich und verbal propagiert wurde. Daß auch in der Realität die jungen Angestellten bevorzugt wurden, weil sie einerseits für die Firmen billiger waren, andererseits als vorzeigbare Repräsentationsobjekte fungieren sollten, zeigt sich nicht nur im Sprachgebrauch von den »Büromädchen«, sondern diese Tatsache ist auch von der Forschung bereits hinreichend dargelegt: »Im allgemeinen hat es sich eingebürgert, von »alten« Angestellten zu sprechen, wenn sie über 40 Jahre alt sind. Aber leider kann man bei den weiblichen Angestellten schon die Dreißigjährigen zu den »älteren« rechnen, da sie die Wirtschaft so behandelt.«<sup>20</sup> Siegfried Kracauer berichtet in seinem Klassiker »Die Angestellten« von dem Konzept der Arbeitgeber, stets einen Stamm von jungen, billigen weiblichen Arbeitskräften zu beschäftigen, in der meist bestätigten Erwartung, diese würden nach wenigen Jahren durch eine Heirat oder die Aussicht auf eine etwas besser entlohnte Arbeit wieder von selbst kündigen. Wie fatal sich dieses Konzept auf diejenigen Frauen auswirkte, die sich diesem Schema nicht anpassten – besonders in Zeiten von Wirtschaftskrisen und Entlassungswellen –, beschreibt Kracauer in seinem typisch zynischen Tonfall über die »törichten« Frauen:

*»In einer Großfabrik sind vor einiger Zeit einem Haufen von Maschinenmädchen Kündigungsbriefe zugeschickt worden, deren Kürze der Beschäftigungsdauer des Personals umgekehrt proportional war. Bei den lochenden Mädchen rechnet man*

18 Keun, Irmgard: Das kunstseidene Mädchen. Berlin 1932.

19 Suhr, Susanne: Die weiblichen Angestellten. Berlin 1933. Zit. n.: Lorentz, Ellen: Büro 1880 – 1930. Frauenarbeit und Rationalisierung (= Arbeitsheft 11 der IG Metall zur Humanisierung des Arbeitslebens). Frankfurt/Main 1984. S. 138.

20 Bei der Berufszählung von 1925 waren 4/5 aller weiblichen Angestellten jünger als 30 Jahre. Vgl. Koch, Annette: Die weiblichen Angestellten in der Weimarer Republik. In: Gold, Helmut/Koch, Annette (Hgg.): Fräulein vom Amt. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Deutschen Postmuseum Frankfurt/Main vom 4. Mai – 15. August 1993. München 1993. S. 163–176. Hier: S. 166.

## II. Fluchtwege: Selbstmordgeschichten

*im Allgemeinen mit dem »natürlichen Abgang«; das heißt, man erwartet, daß sie von selber den Betrieb verlassen, wenn sie das Alter herannahen fühlen. Obwohl die Gekündigten schon über dreißig Jahre zählten, wankten und wichen sie nicht. Hatten sie etwa die Absicht, sich durch fortgesetztes Lochen solange abzunutzen, bis ihnen die Extravergütung sicher gewesen wäre? Man hat ihnen eine großzügige Abfindung gewährt, aber sie werden in ihrem Alter kaum wieder unterkommen. Eine von ihnen ist neununddreißig und besitzt außer der Abfindung nur noch eine arbeitsunfähige Mutter. An dem Unglück der Mädchen trägt allerdings oft die eigene Torheit die Schuld. Da sie mit einem durch die Bürozulage vermehrten Gehalt ganz erträglich wirtschaften können, scheuen sie vor der Ehe zurück, in der sie sich materiell verschlechterten. Werden sie dann später freigesetzt, so kriegen sie weder eine neue Stellung noch einen Mann.<sup>21</sup>«*

Ganz deutlich wird hier die allgemeine Erwartungshaltung gegenüber den weiblichen Angestellten artikuliert, nach einigen Jahren der Berufstätigkeit aus eigenem Entschluss ihre Stelle aufzugeben, ehe es zu spät sei, um noch den Einstieg in ihren eigentlichen ›Beruf‹ als Ehefrau verwirklichen zu können. Ebenso deutlich, wenn auch von Kracauer als »Torheit«<sup>22</sup> verunglimpft, ist das Gefallen an der Unabhängigkeit und dem größeren finanziellen Spielraum, welches diese Frauen durch ihre Erwerbstätigkeit offensichtlich gefunden hatten. Sie hatten es nicht nötig, aus vorwiegend wirtschaftlichen Gründen zu heiraten, um versorgt zu sein – doch langfristig ging ihre Rechnung nicht auf. Wenn sie dann im Alter von dreißig oder mehr Jahren mit der Kündigung konfrontiert wurden, hatten sie kaum noch Chancen auf einen neuen, vergleichbaren Arbeitsplatz. Mit zunehmendem Alter und entsprechend zunehmender Berufserfahrung erhöhten sich somit nicht die Möglichkeiten auf einen beruflichen Aufstieg, sondern im Gegenteil: die berufliche Sackgasse oder gar die Degradierung rückte näher.

Hierzu zwei Beispiele aus der empirisch-soziologischen Studie Susanne Suhrs über die weiblichen Angestellten aus dem Jahr 1930: »»Ich finde es bedauerlich«, schreibt eine 31jährige Stenotypistin, »daß man in meinem Beruf für gewöhnlich keine Aufstiegsmöglichkeiten hat. Man bleibt dadurch nicht nur im Gehalt stecken, man sieht auch, daß dieser Beruf zuletzt in einer Sackgasse endet.«<sup>23</sup> Gerade dieses ›In-einer-Sackgasse-enden‹ war für viele ältere weibliche Angestellte eine häufige Situation. Die Aufstiegsmöglichkeiten der weiblichen Angestellten sind erschwert, weil sie eine Frau ist. Beruf: Frau. Auch hier wird die besondere Diskriminierung der älteren weiblichen Angestellten beleuchtet. So schreibt z. B. eine 36jährige Stenotypistin: »Um in der Gruppe bleiben zu können, wo ich jetzt bin, muß ich eine Prüfung machen, die ich heute nach 22jähriger Bürotätigkeit zu machen nicht mehr in der Lage bin – da meine Nerven das nicht zulassen – sonst muß ich eine Gruppe tiefer.«<sup>24</sup> Der gesellschaftliche Druck auf die 44 Jahre alte Zeiss-Sekretärin, eventuelle Entlassungsängste, die Erwartungshaltungen ihr gegenüber von Seiten der jüngeren Kolleginnen und Vorgesetzten im Büro – all das lässt sich aus den Akten nicht rekonstruieren. Doch kann man davon ausgehen, daß die berufliche Situation für sie unter den oben genannten Bedingungen nicht allzu günstig war.

21 Kracauer, Siegfried: Die Angestellten. Frankfurt/Main 1930. S. 69.

22 Kracauer, Siegfried: Die Angestellten. S. 69.

23 Suhr, Susanne: Die weiblichen Angestellten. S. 144.

24 Ebd.



## II.2. Das »kunstseidene Mädchen« oder »das ältere Fräulein in braunen Strümpfen«?

Nun lassen sich die Beobachtungen Kracauers und Suhrs nicht deckungsgleich auf den vorliegenden Fall der Zeiss-Sekretärin übertragen, da sie erstens aus den schlimmsten Jahren der Wirtschaftskrise 1929/30 stammten, die zur Zeit von Frida Kahle's Selbstmord bereits überstanden war, da sie zweitens als Sekretärin eine höhere Qualifikation und umfangreichere Kenntnisse besaß, und schließlich sind die Verhältnisse in einer Berliner Großbank nicht ohne Weiteres gleichzusetzen mit einem feinoptisch-mechanischen Betrieb wie Zeiss. Doch aus den Akten des Betriebsarchivs Zeiss ist die Tendenz zur Beschäftigung jüngerer Frauen ebenfalls erkennbar – wie hier ein Ausschnitt aus einem Bewerbungsbrief des Jahres 1930 an die Firma Zeiss belegt:

*»Die langjährige Sekretärin der Volkshochschule Thüringen hat sich vor einiger Zeit um eine Stellung im Betrieb der Firma Carl Zeiss beworben, ist aber benachrichtigt worden, dass eine Übernahme nicht möglich sei. Ergänzend ist dem ergebenst Unterzeichneten mitgeteilt worden, dass das Alter von Frl. Raebel dabei im Wege stehe, da man weibliche Angestellte und Beamte nach Vollendung des 30. Lebensjahres nicht gern einstelle.<sup>25</sup>«*

Nach einer Zählung der Betriebskrankenkasse im Februar 1934 stellte bei den Männern die Gruppe der 45–49 Jährigen die zahlenmäßig stärkste Gruppe; bei den Frauen war es die Gruppe der 20–25 Jährigen. Allerdings waren die Sekretärinnen als »weibliche Beamte« im Vergleich zu den ungelernten Lohnempfängerinnen im Büro nicht ganz so jung: 1924 lag das Durchschnittsalter der weiblichen Gehaltsangestellten bei 35,7 Jahren, wobei fast ein Drittel der Altersgruppe von 26 bis 30 Jahren zuzurechnen ist.<sup>26</sup> Die Frauen im Lohnverhältnis dagegen waren durchschnittlich fast zehn Jahre jünger<sup>27</sup> – und zu den Frauen im Lohnverhältnis zählten bei Zeiss nicht nur die in der Produktion beschäftigten Arbeiterinnen, sondern auch die für untergeordnete Bürotätigkeiten eingesetzten jungen Frauen. Mit diesem Vorgehen folgte Zeiss einer allgemeinen Tendenz, die mit der zunehmenden Technisierung der Büroarbeit einherging. Diese Strategie war ziemlich geschickt, denn von der Bezeichnung und dem Standesbewusstsein her konnten sich die niedrig entlohnnten Bürokräfte weiterhin den Angestellten zurechnen<sup>28</sup>, obgleich dadurch die klassische Unterscheidung zwischen den Arbeiterinnen als Lohnempfängerinnen und den Angestellten als Gehaltsempfängerinnen aufgebrochen und neben den Lehrlingen so eine weitere Art »unterer Kaste« in den Büros geschaffen wurde – mit dem Unterschied, daß diese im Gegensatz zu den Lehrlingen aus ihrem subordinaten Status nicht emporsteigen konnten. Christel Köhle-Hezinger konstatiert in ihrer Untersuchung über die Maschinenfabrik Esslingen im 19./20. Jahrhundert ebenfalls eine starke Tendenz, die »Stände und Klassen« in der Fabrik klar zu trennen. Diese nominelle und ideologische Separierung habe durch die Einführung der Angestelltenversicherung im Jahre 1911 (in Abgrenzung zur Arbeiterversicherung) staatlicherseits eine weitere Verstärkung

25 BACZ 288. Bewerbungen und Neueinstellungen. 1921–1933. p.80: Brief der Volkshochschule Jena an Firma Zeiss, 24.3.1930.

26 BACZ 6873. Betriebskrankenkasse. Mitgliederstatistik 1914–1934: Altersaufbau der weiblichen Beamten, Stichtag 8.3.1924.

27 BACZ 6873: Durchschnittsalter der Frauen im Lohnverhältnis, Stichtag 8.3.1924: 26,88 Jahre.

28 Vgl. Köhle-Hezinger, Christel: Von der »Roten ME« zur »Braunen ME«. Die Maschinenfabrik Esslingen als Fallbeispiel. In: Von Weimar bis Bonn: Esslingen 1919–1949. Begleitband zur Ausstellung »Von Weimar bis Bonn« im Alten Rathaus und an elf Stellen in der Stadt vom 15. Mai bis 18. August 1991. Sigmaringen 1991. S. 27–47. Hier: S. 45f.

## II. Fluchtwege: Selbstmordgeschichten

gefunden, während sich gleichzeitig ein massenhafter Anstieg der Angestelltenzahlen und die Proletarisierung dieses »Standes« vollzog. De facto unterschied sich die Unterscheidung bei Zeiss zwischen Lohn- und Gehaltsangestellten zur Kosteneinsparung nicht von der damals ebenfalls aufkommenden Idee, »derartige Kräfte für einfacher zu handhabende Maschinen als gewerbliche Arbeiterinnen zu führen.«<sup>29</sup> Doch durch die Wahrung der Bezeichnung »Angestellte« wurden die Frauen gedanklich nicht mit den Arbeiterinnen in Verbindung gebracht.

Der Bildungs- und Berufsweg Frieda Kahleyss' sowie die näheren Umstände ihres Familienlebens lassen sich aus der knappen Dokumentation des Falles nicht mehr rekonstruieren, doch die Angabe, daß sie aus einer Kaufmannsfamilie stammte, bedeutet, sie war sozial, finanziell und von ihren Bildungschancen her besser gestellt als Erika Zorn aus dem ersten Fallbeispiel, die den Weg ins Büro nicht geschafft hatte. Aus der Perspektive einer einfachen Hausangestellten wie Erika Zorn, die unerfüllte Träume von einem Angestelltendasein bei Zeiss hegte, war das Leben von Frieda Kahleyss in mancher Hinsicht erstrebens- oder gar beneidenswert. Beruflich und sozial war Kahleyss ihr gegenüber weit gekommen, doch ob sie das selbst so empfunden hätte, kann nicht geklärt werden. Zu registrieren ist, daß trotz all der äußerlichen Zeichen von Bürgerlichkeit, Modernität und einem emanzipierten Lebensstil – dem Antibild des Aschenputtels – auch die Zeiss-Sekretärin keine ausreichend positiven Zukunftsaussichten mehr wahrnehmen konnte und ihrem Leben ein Ende setzte. Bislang hat sich die Forschung zur weiblichen Erwerbstätigkeit hauptsächlich den verschiedenen Arbeitsmarkttheorien gewidmet, die sich mit der faktischen Benachteiligung der Frauen beschäftigen. Die inzwischen weithin akzeptierten Theorien von den Frauen als »industrielle Reservearmee«<sup>30</sup>, und von der geschlechtsspezifischen Segmentation der Arbeitsmärkte<sup>31</sup> bestätigen die historischen Befunde einer Diskriminierung. Der übergroße Anteil der Jüngeren an der Gesamtzahl der weiblichen Beschäftigten wird vorwiegend dadurch erklärt, daß es sich damit um eine Anpassung der Arbeitgeber an weibliche Biographiemuster und gesellschaftliche Erwartungshaltungen gehandelt habe: nur die jungen Frauen wollten arbeiten, später hörten sie freiwillig wieder auf. Diese Sichtweise ist jedoch verkürzt und nicht nur durch das Einzelbeispiel Frida Kahleyss in Frage zu stellen. Die Staatswissenschaftlerin Hildegard Sachs, die ihre Einblicke in weibliche Erwerbswelten unter anderem durch ein Betriebspraktikum unter den Zeiss-Arbeiterinnen gewonnen hatte, wies bereits 1925 auf das entscheidende Problem in der Einschätzung der Frauenerwerbstätigkeit hin<sup>32</sup>: Das in sich geschlossene Argumentationsmuster

29 Walbrodt, Luise: Rationalisierung in Büro und Handel. In: Arbeit und Beruf 9/5, 1930, S. 109–111. Zit. n.: Lorentz, Ellen: Büro 1880 – 1930. Frauenarbeit und Rationalisierung (= Arbeitsheft 11 der IG Metall zur Humanisierung des Arbeitslebens). Frankfurt/Main 1984. S. 83.

30 Priemel, Isabel/Schuster, Annette: Frauen zwischen Erwerbstätigkeit und Familie. Historische und aktuelle Entwicklungen. Pfaffenweiler 1990. S. 34.

31 Vgl. ebd. S. 33–40.

32 »Ein [...] Grund, weshalb trotz gleicher Eignung bei gleicher Entlohnung die Einstellung von Frauen vermieden wird: der Arbeitgeber ist der Meinung, dass die Frauen dem Beruf interesselos gegenüberstehen. Der junge Mann will früher oder später zu höheren Posten aufsteigen und ist darum strebsam, während das junge Mädchen den Beruf als ein Provisorium in ihrem Leben betrachtet und ihm folglich wenig Teilnahme entgegenbringt. Wir verkennen nicht den Wahrheitskern, der dieser Ansicht zugrunde liegt[...]. Aber es ist eine Umkehrung von Ursache und Wirkung, wenn grundsätzlich viele kaufmännische Arbeitgeber mit dieser Begründung es auch den Strebsamen unter den Frauen praktisch so gut wie unmöglich machen, ihre Strebsamkeit zu betätigen.« Sachs, Hildegard: Psychologie und Berufsberatung. Die Bedeutung der systematischen Berufseignungspsychologie für die Verteilung der Arbeitskräfte im Wirtschaftsleben. Nebst einem Anhang über das Problem einer glücklicheren Eingliederung der Frauen in das Berufsleben. Langensalza 1925. S. 144.

von der Abgestimmtheit weiblicher Erwerbsmuster auf das Arbeitsmarktangebot und umgekehrt, ist ein Zirkelschluss. Er lässt keinen Raum für die Frage, wie ›freiwillig‹ der Ausstieg ›alternder‹ Frauen aus dem Erwerbsleben war und wie bewusst die Konzentration der Arbeitgeber auf die jungen Arbeitnehmerinnen. Wenn die Frauen älter wurden, hatten sie eventuell gar keine andere Möglichkeit, als durch unqualifizierte Nebentätigkeiten oder auf selbständiger Basis Geld zu verdienen: Mittagstische für Studenten, Aufwartungsdienste, Erteilung von Unterricht und andere stundenweise Beschäftigungen. Vollzeitstellen im Büro oder im Dienstleistungsbereich hatten sie nicht mehr zu erwarten. Die Professionalisierungsthese reicht hier als Erklärungsmuster nicht aus; auch eine vergleichsweise hochqualifizierte Sekretärin war ab einem gewissen Alter in der Arbeitswelt nicht mehr willkommen.

### II.3. Macht und Missgunst am Arbeitsplatz? – Die Filialleiterin

Nachdem wir im Fall der Zeiss-Sekretärin gesehen haben, dass die Chancen auf einen beruflichen Aufstieg für angestellte Frauen sich keineswegs selbstverständlich mit den Jahren ihrer Beschäftigung und der Zunahme ihrer Arbeitserfahrung verbesserten, sondern schon nach relativ kurzer Zeit auch bei hoher Qualifikation eine berufliche Sackgasse – zuweilen sogar die Degradierung – erreicht war, stellt sich eine weitere Frage: Wie wichtig war für Frauen die Option, nicht nur subalternes Exekutivorgan zu sein, sondern die Chance auf die Übernahme von Leitungsfunktionen und eigenen Verantwortungsbereichen im Berufsleben zu bekommen? Was bedeutete sie denjenigen, die eine solche Position erreicht hatten, abgesehen von den finanziellen Vorteilen? Die Akten legen diese Ebene der Selbstdeutung nur indirekt frei; doch das Beispiel einer jungen Filialleiterin aus der Lebensmittelbranche im Dezember 1933 kann ein paar erste interessante Hinweise liefern.

*»Wiedecke, Gertrud. Beruf: Filialleiterin, geb. 11. 10. 1913 in Jena. Staatsangehörigkeit: Thüringen. Wohnort: Jena, Eisenbergerstraße 62. Familienstand: ledig. Eltern: Albert Wiedecke. Auguste geb. Stiebritz, tot.*

*Am 9. Dezember 33 gegen 4.50 Uhr nachm. wurde von der Zentrale gemeldet, daß sich auf dem Landgrafenberg in der Nähe des Blinkerdenkmals eine weibliche Person erhängt habe. [...]*

*Am Tatorte, etwa 1,50 m von de Baume entfernt wo die Leiche hing, befand sich im Schnee eine Blutspur. [...] Neben der Leiche auf dem Boden lag eine bunte Stoffhandtasche. An einem danebenstehenden Baum hing eine weiße Baskenmütze. Aus dem Inhalt der Handtasche ging hervor, daß es sich bei der Leiche um die seit 7. 12. 33 als abgänglich gemeldete Fil. Leiterin Wiedecke handelte.*

*Die Leiche hing etwa 40 cm über dem Boden. Zum Erhängen war ein dünner Schal benutzt worden. Nach den vorhandenen Spuren (abgebrochener Ast) zu urteilen, ist der erste Versuch der Wiedecke mißlungen und ist abgestürzt, wobei sie sich vermutlich am rechten Backenknöchel aufgeschlagen hat und woher auch die Blutspur gekommen sein dürfte. Die Leiche war vollständig durchgefroren.*

## II. Fluchtwege: Selbstmordgeschichten

*Die Wiedecke war bei der Fa. Butterschreiber, hier, in der Verkaufsstelle am Magdelstieg als Filialleiterin tätig. Nach Angaben der Angehörigen ist es am Donnerstag, den 7. Dezember, zwischen ihr und dem Chef zu einer Auseinandersetzung gekommen. Eine in der Filiale mitbeschäftigte Verkäuferin soll sie beim Chef verklatscht haben, daß sie sich abfällig über dessen Sohn geäußert habe und einmal sollte sie billiger Butter an die Kundschaft abgegeben haben.*

*Weil sie eine gute Verkäuferin gewesen sei, sollte sie nicht entlassen werden, sondern sollte nach der Johannisstr. in dem dortigen Geschäft als Verkäuferin weiter tätig sein. Mit dieser Regelung ist sie nicht einverstanden gewesen und hat am Donnerstag im Laufe des Nachmittags laut weinend das Geschäft verlassen. Sie ist seitdem nicht wieder im Geschäft und auch nicht bei den Eltern gewesen. Bei der Abgängigmeldung wurde sofort Selbstmord angenommen. [...]»<sup>33</sup>*

Selbstmord im Affekt aufgrund beruflicher Degradierung? Auch wenn die näheren Zusammenhänge nicht erhellt werden können, und möglicherweise noch ganz andere Konflikte in dieser Geschichte eine Rolle spielten: die Auseinandersetzung mit dem Vorgesetzten und die damit einhergehende Zurückstufung der Filialleiterin zur einfachen Verkäuferin scheinen die unmittelbaren Auslöser für die Tat gewesen zu sein. In seinen Auswirkungen ist dieser Fall zweifellos ein extremes Beispiel für Konflikte am Arbeitsplatz, doch in seinen Grundzügen weist er Punkte auf, die für weibliche Arbeitsbiographien von allgemeiner Bedeutung sind: Handlungsspielraum und betriebliche Position, Ausmaß und Nähe von Kontrolle durch Vorgesetzte und Mitarbeiter/-innen, und schließlich wieder die Verfügbarkeit von beruflichen Alternativen und das Angebot an Arbeitsstellen. Auf den vorliegenden Fall lassen sich diese Kategorien folgendermaßen übertragen:

Trotz ihres jugendlichen Alters von 20 Jahren hatte Gertrud Wiedecke bereits die Position einer Filialleiterin erreicht und damit eine relativ verantwortungsvolle Stellung als Leiterin eines kleinen Ladengeschäfts inne. Es ist anzunehmen, dass sie aus einem kleinbürgerlichen oder Arbeiterhaushalt stammte, denn nach zeitgenössischer Einschätzung wurde »der Verkaufsberuf von den sogenannten höheren Ständen gemieden.«<sup>34</sup> Schließlich besaß diese dienende Tätigkeit, »vor aller Augen«<sup>35</sup> kein hohes Renommee, zumal in einem einfachen Lebensmittelgeschäft<sup>36</sup>. Gegenüber der Fabrikarbeit oder der Arbeit als Hausangestellte, bot dieser Beruf den »einfacheren« jungen Frauen allerdings erhebliche Vorzüge – finanziell und statusmäßig<sup>37</sup>. Dass die Position

33 StAJ D II 33: Leichenaufhebungen, tödliche Unfälle usw. 1920–1940. Suizidprotokoll vom 9.12.1933.

34 Mleinek, Clara: Die Frau im Handelsgewerbe (= Gloeckners Handels-Bücherei, Bd. 68). Leipzig 1921. S. 7. Zit.n: Spieker, Ira: Ladenfräuleins und Geschäftsfrauen. Ideale und Realitäten von Frauen im Handel zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (MAGW), Bd. 130/131, 2000/2001, S. 203–214. Hier: S. 208.

35 Ebd.

36 »Selbst innerhalb der städtischen Verkäuferinnenschicht gab es erhebliche Statusunterschiede: Während Herrenmodeartikel, Schmuck und kunstgewerbliche Gegenstände eine gehobene Stellung im Verkauf symbolisierten, stellten Schuhe und Wäsche die mittlere Hierarchie dar; billige Haushaltsartikel und Lebensmittel hingegen bildeten die unterste Stufe.« Spieker, Ira: Ladenfräuleins und Geschäftsfrauen. S. 210.

37 »Der Verdienst von Verkäuferinnen war zwar relativ gering, überstieg jedoch den einiger alternativer Erwerbsmöglichkeiten, wie beispielsweise die Gehälter von Fabrikarbeiterinnen. [...] Einen weiteren Anreiz zur Entscheidung für diese Tätigkeit stellte der Kontakt zu gesellschaftlich höheren Schichten dar, der die Brücke zu einer anderen Welt zu schlagen versprach.« Spieker, Ira: Ladenfräuleins und Geschäftsfrauen. S. 208f.

### II.3. Macht und Missgunst am Arbeitsplatz? – Die Filialleiterin

als – vergleichsweise – eigenständig agierende Filialleiterin für Gertrud Wiedecke geradezu als Zenit ihrer beruflichen Möglichkeiten erschien, leuchtet vor diesem Hintergrund ein. Ihr Handlungsspielraum, auf die räumliche Distanz zum Chef hin bezogen, war durch dessen Präsenz in einem anderen Verkaufslokal vergleichsweise groß – seine direkten Kontrollmöglichkeiten auf sie dementsprechend eingeschränkt. In der Verkaufsfiliale fungierte die Filialleiterin als Vorgesetzte mindestens einer weiteren Mitarbeiterin. Die direkte Kontrolle durch den Chef war weniger spürbar, hingegen zeichnete sich der Arbeitsalltag eher durch einen engen Kontakt zwischen der Filialleiterin und ihrer Mitarbeiterin aus. Man kann sich die Beziehung der beiden Frauen in der Filiale zueinander als geprägt von einem gewissen Maß an Vertrautheit vorstellen, in dessen Rahmen etwa auch Äußerungen über den Chef und dessen Privatleben fallen konnten. Doch genau diese Vertrautheit im engen Kontakt miteinander barg auch die Seite der gegenseitigen Kontrolle, die relativ unbeeinflusst von der beruflichen Hierarchie stattfand.

Folgt man den Angaben im Polizeiprotokoll, so war es letztlich die Kontrolle, die stärker wog als das Vertrauensverhältnis der Frauen zueinander – und so führte schließlich das »Verklatschen«<sup>38</sup> der Filialleiterin beim Chef durch die andere Mitarbeiterin zur beruflichen Degradierung der Gertrud Wiedecke, die auf diese Katastrophe mit einer Flucht in den Selbstmord reagierte. Der Arbeitgeber bekam zugetragen, dass seine Angestellte »abfällig«<sup>39</sup> über seinen Sohn geredet, und außerdem noch Butter unterhalb des festgesetzten Verkaufspreises abgegeben habe. Diesen Anschuldigungen schenkte der Chef Glauben, und es kam zu einer direkten Auseinandersetzung der Beteiligten. Bezeichnenderweise ging es bei dem Streit nicht nur um den eindeutigen Betrug in der »Butterangelegenheit«; zu einer Diskreditierung der Filialleiterin trug auch die Annahme bei, dass sie – in welchem Ausmaß auch immer – schlecht über ein Familienmitglied des Arbeitgebers geredet habe. Es zählte also nicht nur der Verstoß gegen eine eindeutige, dem Arbeitsverhältnis implizite Regel, sondern ebenso der Verstoß gegen die kulturelle Norm der Ehrerbietung gegenüber allen Familienmitgliedern des Geschäftsinhabers.<sup>40</sup> Für die Beschuldigte war es keine akzeptable Alternative, fortan unter der direkten Aufsicht des Geschäftsinhabers zu arbeiten. Nach dem doppelten Fehltritt des Ehrabschneidens und des Betrugs wollte sie sich den Blicken und dem Misstrauen der übrigen Belegschaft nicht mehr aussetzen. An berufliche Anerkennung war nicht mehr zu denken, und sich mit einem durch diesen Vorfall gebrandmarkten Arbeitszeugnis auf eine neue Stelle in Jena zu bewerben, könnte ebenfalls sehr schwer geworden sein. Aufgrund des Machtgefälles zwischen Chef und Untergebenen, des mangelnden Rückhalts durch die Arbeitskollegin und der Schwere der Vorwürfe konnte Gertrud Wiedecke aus der Auseinandersetzung mit ihrem Chef nicht als die Siegerin hervorgehen. Doch das »Urteil« war sie nicht bereit, hinzunehmen.

38 Vgl. die Formulierung »verklatscht« im Suizidprotokoll vom 9.12.1933. StAJ D II 33: Leichenaufhebungen, tödliche Unfälle usw. 1920–1940.

39 StAJ D II 33: Suizidprotokoll vom 9.12.1933.

40 Vgl. Brunner, Otto: Das »ganze Haus« und die alteuropäische »Ökonomik«. In: Oeter, Ferdinand (Hg.): Familie und Gesellschaft. Tübingen 1966. S.23–56. Brunners Thesen sind von der neueren Forschung kritisch kommentiert worden; v.a. wird seiner Darstellung eine beschönigende Darstellung der sozialen Beziehungen vorgeworfen. Trotzdem sind die in seiner Arbeit beschriebenen Grundzüge eines traditionellen, erweiterten »Familienverbandes« mit festgelegten Loyalitäts- und Unterordnungsnormen für die dem »Hausvater« unterstellte Ehefrau, Kinder, sonstige Familienangehörige, Angestellte und Dienstboten unbestritten. Vgl. Troßbach, Werner: Das »ganze Haus« – Basiskategorie für das Verständnis der ländlichen Gesellschaft in der frühen Neuzeit? In: Blätter für deutsche Landesgeschichte. Bd. 123, 1993, S. 277–314.

## II. Fluchtwege: Selbstmordgeschichten

Das Ende dieser Geschichte ist zweifellos die krasseste – und sicher eine nicht- alltägliche – Art möglicher Reaktionen auf Konflikte von Frauen im Berufsalltag. Allerdings wird eine ähnliche Struktur von beruflichen und persönlichen Beziehungen im Arbeitsleben, verbalisierten und nonverbalen Kontrollmechanismen, offenen und verschleierte Hierarchien, die Präsenz von sichtbaren wie unsichtbaren kulturellen Regeln, Handlungsspielräumen und -grenzen, auch in einigen der folgenden weiblichen Arbeitsbiographien eine entscheidende Rolle spielen.

Ob diese drei Frauen es wollten oder nicht, von außen wurden sie in der Berufswelt stets primär als ›Frau‹ eingeordnet, ihre Chancen ergaben sich aus der Geschlechtszugehörigkeit und den damit verbundenen Zuschreibungen – und nicht so sehr aus ihrer Qualifikation, ihren Einsatzmöglichkeiten, ihren beruflichen Zielen und ihrem Engagement. Bei allen Unterschieden in ihrer Persönlichkeit, ihrer Herkunft und ihrem Lebensweg, stießen sie alle letztlich an die Mauer ihrer Geschlechterrollen und den damit verknüpften Erwartungen. Die erste, weil sie keine Lust mehr hatte, zu dienen. Die zweite, weil sie eine ›ältere‹ Frau war, die nach zeitgenössischer Einschätzung den Zeitpunkt für eine Heirat ›verpasst‹ hatte, und die dritte, weil sie es als Untergebene gewagt hatte, sich Eigenmächtigkeiten herauszunehmen, so dass sie in ihrem beruflichen Status degradiert wurde. Gemeinsam ist diesen Frauen auch das Scheitern, ihr Erleben der Ausweglosigkeit und die Einschätzung, in einer Sackgasse gelandet zu sein. Auf die eine oder andere Weise hatten sie den Verlauf ihres Lebens, den Punkt, an dem sie angelangt waren, so weit als gescheitert angesehen, konnten so wenig Positives oder zum Positiven Veränderbares darin für sich entdecken, dass sie sich für das Verschwinden aus dem Leben entschieden. Worin aber unterscheiden sich diese ›gescheiterten‹ Lebensläufe von den ›gelingenen‹<sup>41</sup> Arbeitsbiographien der im Folgenden Porträtierten? In unterschiedlichen Rahmenbedingungen – hier die ungünstigen, dort die günstigeren? In unterschiedlichen Familienkonstellationen, Finanz- und Wohnverhältnissen, Ausbildungsbedingungen und Ausbildungswegen? Welche Faktoren spielten außerdem eine Rolle für die Jenaer Frauen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts? Diese Fragen werden die Arbeitsbiographien im Hauptkapitel IV begleiten, nachdem zunächst das zeitliche und räumliche Setting in Jena allgemeiner vorgestellt werden soll.

---

<sup>41</sup> Die Gegenüberstellung von ›gescheitert‹ und ›gelingen‹ ist relativ zu verstehen, da eine solche Bewertung immer nur in Bezug auf spezifische Erfolgskriterien gesehen werden kann. Im vorliegenden Fall dienen die Begriffe lediglich einer ersten Unterscheidung zwischen den Kurzbiographien der Selbstmörderinnen und den Lebensläufen der in den folgenden Kapiteln porträtierten Jenaer Frauen.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?<sup>1</sup>

Bevor eine tiefer gehende Präsentation und Interpretation weiblicher Arbeitsbiographien in Jena stattfinden kann, ist es wichtig, sich kurz zu vergegenwärtigen, was für eine Stadt Jena vom Beginn bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts war, welche Spezifika sie aufwies und welche wirtschaftliche, soziale, politische und kulturelle Entwicklung sie durchlaufen hatte – denn all diese Einzelheiten ergeben schließlich die Rahmenbedingungen für das Leben und Arbeiten der Frauen in der Stadt. Für die Einordnung meines Untersuchungsgegenstandes ist es nicht nötig, an dieser Stelle einen weit ausholenden Abriss der Stadtgeschichte zu bieten, zumal zu diesem Themenkreis bereits einige Monographien, Sammelbände und Einzelpublikationen vorliegen<sup>2</sup>. Die bisher erschienen Titel fassen in Schlagwörtern wie »Zwischen Konvention und Avantgarde«<sup>3</sup> und »Moderne in der Provinz«<sup>4</sup> bereits die Hauptcharakteristika Jenas im 19. und 20. Jahrhundert zusammen.

#### III.1. Im Teleskop: Zur Stadtgeschichte

Wie kam es in Jena zu dieser durch die Forschung konstatierten, eigenartigen Mischung von Rückständigkeit auf der einen und Modernität auf der anderen Seite? Ohne zu ausführlich in die Vergangenheit ausholen zu wollen, ist ein erster Grund die Tatsache, dass Jena sich verkehrs- und kulturgeographisch durch die Jahrhunderte hinweg im Vergleich zu anderen Städten in einer relativ marginalen Lage befunden hatte. Im mittleren Saaletal an einem nur für die Flößerei und kleinere Boote schiffbaren Flusslauf gelegen, hatte dieser Binnenverkehrsweg jedoch nie überre-

---

1 Eine Anspielung auf Christine de Pisans (1365–1435) »Buch von der Stadt der Frauen« (Livre de la Cité des Dames). Sie sei hier allerdings nur als Wortspiel, nicht als inhaltliche Verknüpfung verstanden.

2 Obgleich die älteren Veröffentlichungen heutiger Quellenkritik und Methodik in etlichen Punkten nicht mehr standhalten, seien sie doch genannt, da sie wichtige Basisarbeit für die Forschung geleistet haben: Schultze, Joachim H.: Jena. Werden, Wachstum und Entwicklungsmöglichkeiten der Universitäts- und Industriestadt. Jena 1955. Koch, Herbert: Geschichte der Stadt Jena. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1966. Mit einem Nachwort von Jürgen John. Jena/Stuttgart 1996. Aktuelle Forschungen zur Stadtgeschichte des 18.-20. Jahrhunderts finden sich vor allem in folgenden Sammelwerken: Stolz, Rüdiger/Wittig, Joachim: Carl Zeiss und Ernst Abbe. Leben, Wirkung und Bedeutung. Wissenschaftshistorische Abhandlung. Jena 1993. John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. Doppelstadt Jena Weimar (= Bausteine zur Jenaer Stadtgeschichte Bd. 2). Weimar/Köln/Wien 1995. Mit mehreren stadtgeschichtlichen Beiträgen: Hahn, Hans- Werner u.a. (Hgg.): Bürgertum in Thüringen. Lebenswelt und Lebenswege im frühen 19. Jahrhundert. Rudolstadt 2001. Werner, Meike G.: Moderne in der Provinz. Kulturelle Experimente im Fin de Siècle Jena. Begleitband zur Ausstellung »Moderne in der Provinz« in den Städtischen Museen Jena 2003. Göttingen 2003.

3 John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. Doppelstadt Jena Weimar (= Bausteine zur Jenaer Stadtgeschichte Bd. 2). Weimar/Köln/Wien 1995.

4 Werner, Meike G.: Moderne in der Provinz. Kulturelle Experimente im Fin de Siècle Jena. Begleitband zur Ausstellung »Moderne in der Provinz« in den Städtischen Museen Jena 2003. Göttingen 2003.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

gionale Bedeutung erlangt, und weder auf dem Land- noch auf dem Wasserwege führten wichtige innerdeutsche oder gar europäische Fernhandelsrouten durch Jena hindurch. Obgleich Jena vom Mittelalter bis zum Dreißigjährigen Krieg zu den sieben einwohnerreichsten Städten Thüringens gehörte<sup>5</sup>, war die Stadtfläche mit nur 14,6 Hektar recht klein. Bis in das 16. Jahrhundert lebten die 4300 Einwohner vorwiegend als Weinbauern und Ackerbürger; der Weinbau erlebte ab der Mitte des 16. Jahrhunderts einen immer weiteren Rückgang und kam schließlich ganz zum Erliegen. Einen wichtigen Einschnitt für die weitere Stadtentwicklung brachte die Erhebung der ehemaligen Dominikanerschule und Hohen Schule Jena zu einer protestantischen Universität 1558 zehn Jahre nach der ernestinischen Landesteilung, mit der Landesherr Johann Friedrich der Großmütige den Verlust der Wittenberger Universität wettzumachen gedachte. Zwar bedeutete die Universitätsgründung den Einzug der Wissenschaften und Künste und ein Aufblühen des kulturellen Lebens, einen erheblichen Bevölkerungszuwachs brachte sie jedoch zunächst nicht, da die Studentenzahlen sich bis 1800 in einer Größenordnung von 100 bis 150 bewegten und den Einwohneranteil von circa 3 % kaum überschritten<sup>6</sup>. Vom rein zahlenmäßigen Kräfteverhältnis abgesehen, ist das Auftreten einer in Opposition zur Stadtbürgerschaft befindlichen neuen akademischen Elite für die Identitätsbildung einer Stadt jedoch nicht zu unterschätzen, da die Universitätsangehörigen mit ihren landesherrlichen Privilegien und rechtlichen Sonderstellung in vielen Punkten wie eine eigene »Stadt in der Stadt« in Erscheinung traten. Auch nachdem die explizite juristische Ausnahmestellung der Akademiker längst erloschen war, spiegelte sich diese Zweiteilung noch lange Zeit in Angelegenheiten wie Heiratspolitik, Cliquenbildung und anderen Bereichen soziokultureller Distinktionsmaßnahmen wider<sup>7</sup>. Diese Reibung zwischen Studentenschaft und Stadtbürgern ist nun beileibe kein exklusives Spezifikum Jenas, sondern sie ergab sich gleichermaßen in allen Universitätsstädten des Reiches. Trotzdem ist dieser Faktor für die Stadtkultur Jenas mit einzubeziehen.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist die Frage nach landesherrschaftlicher Präsenz in der Stadt, da das Vorhandensein höfischer Kultur – vor allem seit dem enormen Machtzuwachs der Territorialherren vom 16. bis zum 18. Jahrhundert – eine Konzentration finanzieller, künstlerisch-kunsthandwerklicher und gesellschaftlicher Kräfte bedeutete. Anders als Gotha, Eisenach oder Weimar erlebte Jena keine Blütezeit als Herrschersitz. Jena war lediglich im 15. Jahrhundert unter Herzog Wilhelm zu Sachsen, dann wieder von 1662–1678 als Mikroterritorium einige Jahre Herzogssitz<sup>8</sup>, aber in diesen Jahrzehnten der Erbstreitigkeiten, Brückenkriege und immer weiterer Herrschaftszersplitterungen in Thüringen befand sich gerade Jena in einer höchst ungünstigen territorialen Situation und hatte somit keine Chance auf eine positive Entwicklung, sondern büßte in dieser Zeit sogar noch an Einwohnern und Wirtschaftskraft ein. Seit der vormundschaftlichen

5 Vgl. Schultze, Joachim H.: Jena. S. 77: Die Einwohnerzahl Jenas wird mit etwa 4300 beziffert und liegt so größtmäßig neben Gotha, Eisenach und Schmalkalden mit ca. 4500 Einwohnern und nach Nordhausen mit 6300, Mühlhausen mit 9000 und der Domstadt Erfurt (zum Erzbistum Mainz gehörend) mit 18000 Einwohnern.

6 Schultze, Joachim H.: Jena. Tabelle S. 85.

7 Hinsichtlich der Verhältnisse im Jena des 18. Jahrhundert konstatiert Birgitt Hellmann eine enge Vernetzung der akademischen Kreise z. B. durch Heiraten, Patenschaften und Mitgliedschaften in verschiedenen Logen und Landsmannschaften. Vgl. Hellmann, Birgitt: »Die Studenten sollen die Nächte nicht außer ihrem Logis zubringen, noch andere Ungezogenheiten verüben«. Alltag in Jena in der Mitte des 18. Jahrhunderts. In: Bauer, Joachim u.a. (Hgg.): Logenbrüder, Alchemisten und Studenten. Jena und seine geheimen Gesellschaften im 18. Jahrhundert. Rudolstadt 2002. S. 9–17. Hier: S.15.

8 Vgl. Schultze, Joachim H.: Jena. S. 67. und Koch, Herbert: Geschichte der Stadt Jena. S. 146–150.



Regentschaft der Herzogin Anna Amalia über ihren minderjährigen Sohn Carl August vom Jahre 1758 an<sup>9</sup> entwickelte sich das nur 20 Kilometer von Jena entfernte Weimar zu einer reichsweit beachteten Residenzstadt, in der die Wissenschaften und Künste gefördert wurden. Unter der Regentschaft Carl Augusts seit 1775 in der »klassischen Zeit«, die das Weimar Goethes, Schillers und Herders zum Inbegriff für eine ganze Ära werden ließ, profitierte schließlich auch Jena von dieser Entwicklung. Fortan lag die Stadt jedoch endgültig im Schatten Weimars, unterbrochen von den Jahren der »Jenaer Romantik« im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, die auch der Universität für kurze Zeit wieder vermehrten Zulauf brachten. Auch hier steht wieder eine Stadt als Metapher für eine als prägend empfundene Geistesströmung, aber nach diesem Höhepunkt in elitär- kultureller Hinsicht versank Jena für viele Jahrzehnte in einen ungewöhnlichen Dornröschenschlaf und verpasste damit längere Zeit den Anschluss an die für das 19. Jahrhundert wichtigen technischen, industriellen, naturwissenschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen.

Kriege, Hungersnöte und Naturkatastrophen als Faktoren, die den Werdegang einer Stadt maßgeblich beeinflussten, verschonten selbstverständlich auch Jena nicht. Wie alle anderen mitteleuropäischen Regionen betrafen im 16. Jahrhundert besonders stark die Auseinandersetzungen um die Reformation das Leben der Bevölkerung. Jena erlebte im Dreißigjährigen Krieg, im Siebenjährigen Krieg, den Auseinandersetzungen mit Napoleon und allerlei anderen Kämpfen rivalisierender Regenten etliche Truppendurchmärsche und Verwüstungen. Sie alle trafen die Einwohner hart und oft genug bis an die Grundlagen ihrer Existenz. Allerdings trafen diese Schläge nicht nur Jena, sondern die ganze thüringische Region, die als zentraleuropäische Landschaft für Kriegszüge in alle Himmelsrichtungen ein Durchmarschgebiet war. Jenas Schicksal war in dieser Hinsicht also ebenso wenig außergewöhnlich wie in punkto Missernten, Epidemien oder Hochwasserkatastrophen.

All diese Faktoren zusammen erklären jedoch immer noch nicht, warum im »schnellen« 19. Jahrhundert die Stadt Jena sich zunächst als ausgesprochene Spätentwicklerin erwies – abgesehen davon, dass die erwähnten jahrhundertealten kleinräumigen Strukturen auch nach der Aufhebung von Zollgrenzen und Gewerbebeschränkungen noch traditionell ihre Wirksamkeit zeigten. Die Einwohnerzahlen waren von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis 1820 nahezu konstant um 4500 geblieben<sup>10</sup>. Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1840 betrug der prozentuale Zuwachs 38 %, während im gleichen Zeitraum die Einwohnerzahlen in Gera um 71 % und Weimar um 76 % zunahmen. Bis 1840 überschritt die Zahl in Jena noch nicht die 6000, und der Anstieg auf über 7000 Einwohner dauerte bis 1864. Erst 1880 wohnten mehr als 10000 Menschen in der Stadt; von da an kamen jährlich circa 1000 weitere dazu. Nachdem an der Wende zum 20. Jahrhundert ungefähr 20000 Einwohner erreicht waren, setzte erst eine rasante Bevölkerungsentwicklung ein, wie sie in anderen Städten schon im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts vonstattengegangen war. In den zehn Jahren bis 1911 hatte sich die Zahl schließlich mit 39000 fast verdoppelt, und kurz vor dem ersten Weltkrieg kommt man – auch durch die Eingemeindungen Lichtenhains

<sup>9</sup> Vgl. Koch, Herbert: Geschichte der Stadt Jena. S. 189.

<sup>10</sup> Diese und die folgenden statistischen Angaben über die Einwohnerzahlen entstammen der Stadtgeschichte Schultzes aus dem Jahr 1955, S. 79f., wohl wissend, dass aufgrund fehlender Quellenangaben manche Unsicherheiten bezüglich der Verlässlichkeit bestehen. Im Abgleich mit anderen Literaturangaben, wie z. B. dem Adressbuch der Stadt Jena von 1948/49, S. XVII, wurde eine ungefähre Übereinstimmung festgestellt, und da es in diesem Kapitel nicht um Details bei den Einwohnerzahlen, sondern um die allgemeine Entwicklungslinie geht, sollten diese Angaben ausreichen.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

und Ziegenhains<sup>11</sup> – auf mehr als 48000 Einwohner. In der Krisenzeit 1922–1924 erfolgten die Eingemeindungen weiterer Nachbarorte, und 1930 wurden ca. 59000 Bürger gezählt. Im ersten Jahr der nationalsozialistischen Herrschaft waren die Einwohnerzahlen erstmals um wenige Hundert rückläufig, um dann ab 1936 von über 60000 bis zum Beginn des Krieges und während der Kriegsjahre auf über 73000 anzusteigen. 1945 und die folgenden drei Nachkriegsjahre brachten dann durch die Flüchtlingswellen analog zu Restdeutschland einen raschen Anstieg auf circa 82000 Personen. Schließlich fand von 1948 auf 1949 wieder eine leichte Rückwärtsentwicklung statt, die bis 1950 anhielt – man zählte in jenem Jahr 80185 Personen. Erst der massive wirtschaftliche und infrastrukturelle Ausbau Jenas in den 1970er und 1980er Jahren brachte die Stadt an die Hunderttausender-Grenze.

#### III.2. Mit dem Fernglas: Jenas Entwicklung 1900–1950

Dieses stark verzögerte Städtewachstum ist ein herausragendes Charakteristikum Jenas. Es hängt erstens damit zusammen, dass die Anbindung an die Eisenbahn erst sehr spät erfolgte – zunächst an die Strecke entlang des Saaletals 1874 und zwei Jahre später mit dem Westbahnhof in Richtung Gera.<sup>12</sup> Der kleingewerblich-handwerkliche Charakter Jenas auf wirtschaftlichem Gebiet blieb im Wesentlichen bis um 1900 erhalten<sup>13</sup>, auch wenn erste Industriebetriebe – so etwa 1883 eine Blech- und Maschinenfabrik<sup>14</sup> und 1895 die Zollstockfabrik Schietrumpf in Camsdorf<sup>15</sup> – bereits im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts eröffnet wurden.<sup>16</sup> Die vorhandenen Betriebe mit ihrem Schwergewicht auf Gastronomie und Beherbergung, Buchdruck und Verlagen spiegeln ansonsten eine Ausrichtung auf die Bedürfnisse der Universität wider. Auch wenn Firmen wie Zeiss und Schott schon vor der Jahrhundertwende gegründet wurden, setzte – und damit zum zweiten Grund des späten Städtewachstums – deren explosive Expansion erst nach 1900 ein. Um den Energiebedarf größerer Betriebe zu decken und die neue Straßenbahn in Betrieb zu nehmen, wurde 1901 das Elektrizitätswerk der Stadt eröffnet<sup>17</sup>, während das seit 1862 bestehende Gaswerk<sup>18</sup> darauf angelegt war, die privaten Haushalte mit Energie zu versorgen und auch die nächtlichen Straßen mit Gasbeleuchtung zu versehen. Es wird deutlich, dass

11 Schultze, Joachim H.: Jena. S. 86.

12 Vgl. ebd. S. 200.

13 Als Beispiel für einen größeren Gewerbebetrieb in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts sei die ab 1834 bestehende Ziegelei von Johann Jakob Böhme genannt. Böhme engagierte sich auch schon in den 1840ern für einen Eisenbahnanschluss Jenas und legte in einer Eingabe an das preußische Finanzministerium entsprechende Ideen vor. Vgl. Burkhardt, Falk: Zeugschmiedmeister, Ziegeleibesitzer und Stadtbürger. Zum politischen Karriereprofil des Jenaer Handwerkers Johann David Böhme. In: Hahn, Hans-Werner u.a. (Hgg.): Bürgertum in Thüringen. Lebenswelt und Lebenswege im frühen 19. Jahrhundert. Rudolstadt 2001. S. 303–333.

14 Vgl. Schultze, Joachim H.: Jena. S. 153. Für diese Blechemballagen- und Maschinenfabrik Bellach, die Dosen, Büchsen, Kästen und Blechpakete produzierte, vermerkt Schultze, dass 1897 der überwiegende Teil der ca. 140 Mitarbeiter Frauen gewesen seien.

15 Lange, Peter: Jena um die Jahrhundertwende. In: Stolz, Rüdiger/Wittig, Joachim (Hgg.): Carl Zeiss und Ernst Abbe. Leben, Wirken und Bedeutung. Wissenschaftshistorische Abhandlung. Jena 1993. S. 425–447. Hier: S. 433.

16 Zur wirtschaftlichen Entwicklung Jenas von der Mitte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts vgl. auch: Mütze, Klaus: Die Macht der Optik. Industriegeschichte Jenas 1846–1996. Band 1: Vom Atelier für Mechanik zum Rüstungskonzern 1846–1946. Weimar 2004. S. 46f.

17 Vgl. Lange, Peter: Jena um die Jahrhundertwende. S. 439.

18 Vgl. Schultze, Joachim H.: Jena. S. 113.

### III.2. Mit dem Fernglas: Jenas Entwicklung 1900–1950

die wesentlichen Grundlagen für ausgedehnte Industrialisierung und Städtewachstum – wie Verkehrsanbindung und Energieversorgung – in Jena erst spät geschaffen wurden. Nachdem diese Voraussetzungen jedoch erfüllt waren, wandelte sich der Charakter der Stadt in den Jahren von 1900 bis 1925 massiv, so dass Jena innerhalb kürzester Zeit nicht mehr nur Universitäts-, sondern auch ein wichtiger Industriestandort in den Bereichen Feinmechanik, Optik und Glas war. Andere Industriezweige blieben eher von marginaler Bedeutung, allerdings rückte der Handel im Jahr 1925 in der Gewerbebeziehung im Vergleich zu derjenigen von 1864 vom sechsten auf den zweiten Platz – das heißt, für die gewachsene Bevölkerung mit entsprechenden Bedürfnissen wurden die entsprechenden Konsummöglichkeiten geschaffen. Darüber hinaus brachte der Anstieg auf knapp 50000 Einwohner zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen erheblichen Ausbau in der Infrastruktur: neue Wohngebiete im Westen, Norden und Süden der Stadt, den Bau des Volksbads, Neubau und Neugründung von Schulen – was für die Nachwachsenden einen größeren Spektrum an beruflichen und (aus-)bildungsmäßigen Möglichkeiten bedeutete, ohne dass sie dafür die Stadt verlassen mussten.

In die negativen Begleiterscheinungen des verspäteten, dafür dann um so rascheren Booms gibt schlaglichtartig ein Bittschreiben der Jenaer Bezirkshebamme Amalie Rohmer an die Stadt Einblick. Im Jahre 1899 bat sie nach 23 Dienstjahren um Gewährung einer Pension; in ihrem Brief schildert sie die während den Jahren ihrer Tätigkeit aufgetretenen Veränderungen. Neben der Klage über die Verdopplung der Lebensmittelpreise und der immer größer werdenden Not unter den armen Wöchnerinnen, die sie zu betreuen hatte, beschreibt sie die klassische Form des Städtewachstums der Gründerzeit: massenweise Zuwanderung von vor allem armen Unterschichten in die Stadtrandgebiete und ein hinter dem Wohnungsbau stets etwas nachhängender Ausbau der Infrastruktur.

*»Jedoch gerade in meiner Dienstzeit ist das Amt einer Bezirkshebamme am schwersten geworden, da gerade während dieser Zeit unsere Stadt sich am meisten ausgedehnt hat, und ich oft bei schlechten, noch nicht hergestellten, unbeleuchteten Wegen, die armen Wöchnerinnen, die zum größten Teil außerhalb der Stadt wohnten, oftmals besuchen, also in einer Zeit meines Amtes walten musste, wo unsere Stadt in Bezug auf Wegeherstellung und Beleuchtung derselben noch nicht in dem Zustande sich befand, wie gegenwärtig.<sup>19</sup>«*

Auch mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts war dieser Prozess noch nicht abgeschlossen, so zeigt ein weiteres, die Missstände in Jena anmahndes Zitat aus dem Bittschreiben der Bezirkshebamme aus dem Jahre 1907, verfasst von Rohmers Amtsnachfolgerin Emma Heu.

*»Wie der wohllöbliche Gemeindevorstand wohl wissen werden, ist unsere Stadt Jena seit meinem Dienstantritt als Bez.Hebamme in der Bevölkerung rabit gewachsen, und kann fast sagen, die Mehrheit davon gehört der ärmeren Klasse an. [...] Wie muss sich eine Bezirkshebamme in Acht nehmen in der Nacht 2–4 Treppen zu steigen, gefährliche Treppen, Dunkelheit u. s. w. und als Lohn oftmals noch eine Tracht Ungeziefer.<sup>20</sup>«*

19 StAJ. B Xa 45, Gesuch der Bezirkshebamme Rohmer um Gewährung einer Pension, 30.3.1899.

20 StAJ. B Xa 45, Gesuch der Bezirkshebamme Heu um Gehaltserhöhung, 24.2.1907.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

Und auch Emma Heu erwähnt: »gerade so entlegen von der Stadt wohnen die ärmeren Klassen, um billiger zu wohnen.«<sup>21</sup> Die Aufbruchsstimmung zu Beginn des neuen Jahrhunderts spiegelte sich allerdings nicht nur in einem rein quantitativen Zuwachs und einer »Proletarisierung«. Die Stadt bot auch Raum für neue soziale, kulturelle und politische Strömungen, wie sie etwa die Lebensreformbewegung hervorgebracht hatte. Als Stichworte seien etwa der neoromantische Kreis um das Verlegerpaar Helene und Eugen Diederichs<sup>22</sup> oder Peter Petersen und seine Reformschule<sup>23</sup> genannt. Eine kurze Anekdote aus der Autobiographie von Gertrud Elle geb. Dobenecker<sup>24</sup> schildert pointiert die Situation im Jena der Jahrhundertwende – in seiner Mischung aus provinzieller Schlichtheit und der Präsenz modernster Gesinnungen und Lebensstile:

*»Ein alter Offizier kam im Ruhestand nach Jena. Vorher erkundigte sich seine Frau bei Freunden, die es wissen mussten: »Wie ist denn Jena und das ganze Leben dort?« Da wurde ihr die Antwort: »In Jena brauchen Sie nur einen Lodenmantel und eine Weltanschauung!«<sup>25</sup>«*

Die Optischen Betriebe von Carl Zeiss und das Schottische Glaswerk mit der von Ernst Abbe gegründeten Carl-Zeiss-Stiftung, gewannen spätestens seit der Wende zum 20. Jahrhundert hin nicht nur in wirtschaftlicher, sondern auch in sozialer und kultureller Hinsicht eine enorme Bedeutung für die Stadtentwicklung Jenas – wenn auch die Forschung in jüngeren Jahren<sup>26</sup> die einseitige Glorifizierung und Mythenbildung früherer Jahrzehnte kritisch beleuchtet hat. Für die Bereiche Erziehung, Bildung, Vereinswesen und Stadtpolitik war der Einfluss von Schott, Abbe und der Zeiss- Stiftung allerdings unbestreitbar hoch. So finden sich etwa Otto Schotts und Ernst Abbes Spuren im Umfeld der Gründung der Konsumgenossenschaft 1889, die 1910 bereits 5000 Mitglieder der Einwohnerschaft zählte<sup>27</sup>. Auch für die 1897 etablierte gemeinnützige Jenaer Baugenossenschaft, die »zum größten Jenaer Bauunternehmer wurde«<sup>28</sup>, lässt sich Otto Schott als Mitbegründer nachweisen. Folgt man gar Peter Langes Einschätzung, so wurden genossenschaftliche Einrichtungen seit der Wende zum 20. Jahrhundert geradezu zu

---

21 Ebd.

22 Vgl. Diederichs, Ulf: Jena und Weimar als verlegerisches Programm. Über die Anfänge des Eugen Diederichs Verlages in Jena. Sowie: Horn, Gisela: Frauenleben im Umbruch: Die Schriftstellerin Helene Voigt-Diederichs. Beides in: John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. S. 51–90. Außerdem zu Helene Voigt-Diederichs und Eugen Diederichs: Werner, Meike G.: Moderne in der Provinz. Kulturelle Experimente im Fin de Siècle Jena. Begleitband zur Ausstellung »Moderne in der Provinz« 2003 Städtische Museen Jena. Göttingen 2003. bes. ab S. 63.

23 Vgl. Kluge, Barbara: Peter Petersen und der Jena-Plan. In: John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. S. 161–180.

24 Gertrud Elle geb. Dobenecker (1888–1974), in Jena aufgewachsene Tochter des Historikers und Gymnasialdirektors Otto Dobenecker (1859–1938). Vgl. Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. S. 387.

25 Elle, Gertrud: Vom Helfen und Heilen. Berlin 1966. S.12.

26 Vgl. hierzu: John, Jürgen: Ernst Abbes Sozialpolitik in ihrer Zeit (1). In: Stolz, Rüdiger/Wittig, Joachim (Hgg.): Carl Zeiss und Ernst Abbe. S. 458–488. Sowie Plumpe, Werner: Menschenfreundlichkeit und Geschäftsinteresse. Die betriebliche Sozialpolitik Ernst Abbes im Lichte der modernen Theorie. In: Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. S. 10–33.

27 Vgl. Lange, Peter: Jena um die Jahrhundertwende. In: Stolz, Rüdiger/Wittig, Joachim (Hgg.): Carl Zeiss und Ernst Abbe. S. 426f.

28 Ebd. S. 427.

### III.3. Unter der Lupe: Frauen in Jena 1900–1950. Institutionen als Wegbereiterinnen?

einem Charakteristikum Jenas, da »ein vergleichbares Ausmaß [...] Genossenschaften in den Nachbarstädten nicht erreicht«<sup>29</sup> haben.

Jürgen John entwarf den Begriff des »Jenaer Modells« für »ein in seiner Art wohl einzigartiges, industriell getragenes Kultur- und Bildungskonzept des späten 19. Jahrhunderts«<sup>30</sup>, das in seiner Spezifik bis weit in das 20. Jahrhundert hineinwirkte. Rüdiger Stutz erweiterte dieses Bild der vorrangig durch die Stiftungsbetriebe geprägten Stadt durch die weiteren maßgeblichen Einflussgrößen, die Jena im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert ein einzigartiges Gepräge verschiedener sozialer, politischer und kultureller Milieus verliehen hatten. Dazu zählten neben den liberalistisch-reformerischen und sozialdemokratischen Kräften im Umfeld der Zeiss-Betriebe und akademischer Intellektueller, auch ein Netzwerk des »kleinbürgerlichen« Handels und der Gewerbe, sowie ein an konservativen, protestantischen und patriotischen Werten orientiertes Milieu des örtlichen Honoratioren- und Professorenkreises, das sich in zahlreichen Vereinen organisierte.<sup>31</sup> Zusammengenommen ergaben diese teils sich ergänzenden, teils widersprüchlichen Elemente ein sehr dynamisches Potential für die weitere Stadtentwicklung.

### III.3. Unter der Lupe: Frauen in Jena 1900–1950. Institutionen als Wegbereiterinnen?

Die Frage ist nun, inwiefern die Frauen in Jena von dieser Dynamik und dem materiellen und immateriellen Zuwachs seit der Wende zum 20. Jahrhundert profitierten. Hielten ihre Entwicklungsmöglichkeiten Schritt mit dem rasanten Tempo an Veränderungen in der Infrastruktur, Wirtschaft und Kultur der Stadt? Was brachte der Weg in die Moderne für die Frauen? Welche Schritte, welche Institutionen trugen zu dessen Öffnung bei?

Zunächst ist festzuhalten, dass sich seit der Reichsgründung 1871 die rechtlichen Bedingungen, unter denen Frauen lebten und arbeiteten, kaum verändert hatten. Die Vereinsgesetze der deutschen Länder stammten noch aus der restriktiven Ära der Karlsbader Beschlüsse und wurden erst 1908 vollständig aufgehoben.<sup>32</sup> Sie erlaubten den rechtlich auf die selbe Stufe wie Minderjährige und Lehrlinge gestellten Frauen nicht, politischen Vereinen beizutreten oder solche zu gründen. Welche Art des organisierten weiblichen Engagements als »politisch« zu gelten hatte, lag meist im Gutdünken der örtlichen Polizeibehörden. Aus diesem Grund waren alle Frauenvereine jener Zeit darauf angewiesen, sich nach außen hin in Wortwahl und Auftreten stets unpolitisch zu gerieren und stattdessen zunächst auf die »unverdächtigeren« Felder des Sozialen, der Kultur und der Bildung auszuweichen.

---

29 Lange, Peter: Jena um die Jahrhundertwende. In: Stolz, Rüdiger/Wittig, Joachim (Hgg.): Carl Zeiss und Ernst Abbe. S. 428.

30 John, Jürgen: Das »Jenaer Modell« in den massenkulturellen Prozessen der 1920er Jahre. Unveröff. Manuskript 1992. S. 1 u.12. Zit. bei: Stutz, Rüdiger: Im Schatten von Zeiss. Die NSDAP in Jena. In: Heiden, Detlev/Mai, Gunther (Hgg.): Nationalsozialismus in Thüringen. Weimar/Köln 1995. S. 119–142. Hier: S. 119.

31 Vgl. Stutz, Rüdiger: Im Schatten von Zeiss. In: Heiden, Detlev/Mai, Gunther (Hgg.): Nationalsozialismus in Thüringen. S. 120–122.

32 Vgl. Gerhard, Ute: Grenzziehungen und Überschreitungen. Die Rechte der Frauen auf dem Weg in die politische Öffentlichkeit. In: Dies. (Hg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. München 1997. S. 509–546. Hier: S. 529.

## Sozialpolitik in Frauenhand

Jena konnte auf eine lange Tradition weiblicher »Interessenvertretungen« zurückblicken. Bereits 1815 wurde auf Anregung der Landesfürstin ein mit 70 Mitgliedern sehr aktiver »Hauptfrauenverein« gegründet.<sup>33</sup> Dessen ursprüngliche Bestimmung war die Linderung der aus den Napoleonischen Kriegen erwachsenen Nöte. In den folgenden Jahrzehnten entwickelte sich daraus eine immer breitere ehrenamtliche Arbeit. Nach außen hin entsprach man dem erwünschten Bild weiblicher Caritas. Dennoch sollte das Potential solcher Vereinigungen nicht unterschätzt werden. In ihnen hatten privilegierte bürgerliche Frauen hervorragende Möglichkeiten, eigenes Engagement zu entfalten, ihre Organisations- und Koordinationsfähigkeiten zu erproben, Kontakte mit der Außenwelt zu entwickeln, Ämter inne zu haben, auf informelle Weise sozialpolitische und andere fachliche Kompetenzen zu erwerben und – was vielleicht am wichtigsten ist – stabile und gut funktionierende Netzwerke mit Gleichgesinnten aufzubauen. Diese Art von Engagement ist keinesfalls mit einem heutigen feministischen Verständnis von »Frauensolidarität« gleichzusetzen, denn obwohl der Großteil der karitativen Arbeit tatsächlich in Notlagen geratene Frauen zu Gute kam, blieben die gesellschaftlichen Standesgrenzen doch bis ans Ende der Kaiserzeit und darüber hinaus unangetastet. Das wird deutlich etwa an der Besetzung des Vorstands, der sich durchweg aus Ehefrauen und Töchtern des gehobenen Bürgertums rekrutierte. »Frau Oberlandesgerichtspräsident Charlotte Blomeyer«<sup>34</sup> war nachweislich im Zeitraum von 1910 bis mindestens 1928 die Vorsitzende des Vereins; ihre Töchter Clara und Charlotte hatten dort ebenfalls leitende Positionen inne. Grete Unrein, eine der ersten Frauen im Stadtrat, Liberaldemokratin und Tochter Ernst Abbes, war ab Mai 1931 Vereinsvorsitzende, bis sie am 26. Juni 1933 in einer Art »internen Putsch« durch nationalsozialistische Vereinsangehörige abgesetzt wurde<sup>35</sup>, noch bevor die offizielle Gleichschaltung durchgesetzt war.

Das Vereinsziel der »Erziehung und Ausbildung namentlich der weiblichen Jugend in Handarbeiten und Hauswirtschaft«<sup>36</sup> trug ambivalente Züge: einerseits ein Engagement für weibliche Berufsqualifizierung, andererseits kann man daran ein durchaus eigennütziges Interesse bürgerlicher Frauen an gut geschultem Hauspersonal ablesen. Der Hauptfrauenverein war nicht nur einer der ältesten bürgerlichen Vereine in Jena überhaupt, er blieb in der Stadt auch eine konstante Größe und war bis zu dessen Gleichschaltung im Nationalsozialismus stets einer der aktivsten, was den Einfluss auf die städtische Kultur-, Bildungs- und Sozialpolitik betraf. Man kann sagen, dass die seit den 1880er Jahren plötzlich schnell wachsende Stadt sich nur deshalb so intensiv den Fragen des strukturellen Ausbaus widmen konnte, weil der Hauptfrauenverein sich um alle dabei anstehenden karitativen Belange kümmerte und zusammen mit anderen privaten Initiativen quasi als grobmaschiges »Sicherheitsnetz« für die negativen sozialen Begleiterscheinungen fungierte<sup>37</sup>. Erst nachdem die Kommune in den 1920er Jahren allmählich immer mehr Fürsorge-

33 Vgl. zum Entstehungskontext und zur Frühgeschichte des Hauptfrauenvereins: Schmucker, Eva: Heimatfront. Rotkreuzhelferinnen in Jena im Ersten Weltkrieg. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. S. 69–88. Hier: S. 71f.

34 Stiefel, Katrin: Grete Unrein. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. S. 165–198. Hier: S. 186.

35 Vgl. ebd.

36 Revidiertes Statut des Patriotischen Instituts der Frauenvereine im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach vom 1. Januar 1898, abgedruckt in Glaue, Helene: Hundertzehn Jahre Haupt-Frauenverein Jena. Jena 1925. S. 21.

37 Zum kommunalen sozialpolitischen Engagement bürgerlicher Frauen über Frauenvereinsaktivitäten im 19. Jh. am Beispiel Harburgs vgl. Wolff, Kerstin: Stadtmütter. Bürgerliche Frauen und ihr Einfluss auf die Kommunalpolitik

### III.3. Unter der Lupe: Frauen in Jena 1900–1950. Institutionen als Wegbereiterinnen?

und Wohlfahrtsaufgaben übernommen hatte<sup>38</sup>, schwanden proportional dazu die Aktivitäten des Frauenvereins und dessen immenser Einfluß auf die Stadtpolitik. Ab 1937 tauchen in den städtischen Adressbüchern nur noch die Zweigstellen des Frauenvereins in Burgau, Löbstedt, Winzerla und Zwätzen auf, nicht aber der Hauptverein in der Stadt. Zwei Jahre danach findet der Verein als »Kreisstelle des Deutschen Roten Kreuzes« wieder Erwähnung – im doppelten Sinne marginalisiert. Das Büro befindet sich außerhalb der Stadtmitte in der Wildstraße, während im »Deutschen Haus« am Holzmarkt – dort wo noch wenige Jahre zuvor die Sitzungen der bürgerlichen Frauenvereine stattfanden<sup>39</sup> – inzwischen längst die NS-Frauenschaft und das nationalsozialistische Deutsche Frauenwerk mit seinen Abteilungen die Aufgaben des Frauenvereins an sich gerissen hatten.<sup>40</sup>

#### Emanzipation in der Provinz?

Ebenfalls bürgerlich ausgerichtet, wenn auch mit eindeutig emanzipatorischen Zielen, war der im Jahr 1896 auf Initiative von Anna Snell – Schwester von Else Abbe, der Ehefrau Ernst Abbes – gegründete Verein »Frauenwohl«<sup>41</sup>. Nicht karitative Arbeit sollte im Vordergrund stehen, sondern »die Hebung der Stellung der Frau sowohl im Hause [als] auch in der Öffentlichkeit«<sup>42</sup>. Der Verein war zwar nicht organisatorisch, aber ideell und durch private Kontakte mit dem gleichnamigen – von Minna Cauer geleiteten Berliner Verein<sup>43</sup> – verbunden, und vertrat demnach innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung den radikaleren Flügel, der sich nicht mit den Forderungen auf verbesserte Bildungs- und Erwerbschancen für Frauen in den »frauengemäßen« Berufsfeldern begnügte, sondern eine Gleichstellung der Frauen in allen Lebensbereichen einforderte. Im Jahr 1911 bewiesen die Vereinsmitglieder, dass sie sich nicht mit einer theoretischen Diskussion gesellschaftlicher Missstände zufrieden gaben und gründeten unter immenser finanzieller Anstrengung ein »Mütter- und Säuglingsheim« für ledige Mütter in der Talstraße 111. In jenen Jahren war die Eröffnung eines solchen Vereins, zusammen mit der öffentlichen Forderung nach der rechtlichen wie sozialen Gleichstellung unverheirateter Mütter und ihrer Kinder, für Jena und weit darüber hinaus eine Sensation. Von den in der Gesamtbevölkerung dominierenden bürgerlichen Moralvorstellungen abgesehen, stand selbst die Mehrheit innerhalb der Frauenbewegung bis in die 1920er Jahre hinein auf dem Standpunkt, ledige Mutterschaft als einen gesellschaftlichen Makel zu betrachten und die betroffenen Frauen zu ächten, sie allenfalls durch Zwangsmaßnahmen zu einem »anständigen« Lebenswandel zu erziehen, keinesfalls jedoch eine soziale und rechtliche

---

im 19. Jahrhundert. Königstein 2003. Die Autorin kommt ebenfalls zum Ergebnis, dass die Frauenvereine, obgleich sie über keine offizielle politische Macht verfügten, direkten und enormen Einfluss auf die Stadtpolitik ausübten.

38 Vgl. Müller, Carl Wolfgang: Republik von Weimar. Reformen der Sozialen Arbeit. In: ders.: Wie Helfen zum Beruf wurde. Bd. 1. Eine Methodengeschichte der Sozialarbeit 1883–1945. 3. Aufl. Weinheim/Basel 1991. S. 176–198.

39 Vgl. Petzold, Lali: Die Anfänge organisierter bürgerlicher Frauenbewegung. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. S. 9–34. Hier: S. 15.

40 StAJ. Adressbuch der Stadt Jena 1939.

41 Vgl. zur Geschichte und Arbeit des Vereins »Frauenwohl« und der anderen bürgerlichen Frauenvereine in Jena: Petzold, Lali: Die Anfänge organisierter bürgerlicher Frauenbewegung. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. S. 9–34. Hier: S. 10.

42 Stadtmuseum Jena, Nachlass des Vereins »Frauenwohl Jena«. Zit. n. Petzold, Lali: Die Anfänge organisierter bürgerlicher Frauenbewegung. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. S. 10.

43 Vgl. Wieland, Daniela: Geschichte der Frauenemanzipation in Deutschland und Österreich. Düsseldorf 1983. s.v. Verein »Frauenwohl«, S. 276.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

Gleichstellung für sie anzustreben.<sup>44</sup> An diesem Beispiel zeigt sich, wie fragwürdig es ist, bei der Suche nach konkreten weiblichen Lebenswirklichkeiten ausschließlich mit Begriffen wie ›traditionell‹ und ›modern‹, ›privat‹ und ›politisch‹ zu operieren. Im provinziellen Jena gab es also schon im Kaiserreich, ab dem Jahre 1911<sup>45</sup>, einen Platz für unverheiratete schwangere Frauen, an dem sie ohne religiösen oder allgemein moralischen Druck die erste Zeit nach der Geburt ihres Kindes geschützt verbringen konnten.<sup>46</sup> Quantitativ spielte dieser Schutzraum höchstwahrscheinlich nur eine geringe Rolle; viel wichtiger ist jedoch die qualitative Bedeutung einer solchen Einrichtung im städtischen, aber doch keineswegs anonymen, Jena des frühen 20. Jahrhunderts – in dem die soziale Kontrolle durch Nachbarschaft, Kirche und Arbeitgeber nach wie vor maßgeblich war. Allein die Tatsache, dass solch eine Einrichtung in der Stadt mehrere Jahre existieren und präsent sein konnte, und von den Einwohnerinnen und Einwohnern im wörtlichen Sinne ›wahr genommen‹ wurde, bedeutete eine Veränderung im Stadtgefüge und mehr noch im Existenzgefüge aller Frauen, ob schwanger oder nicht schwanger, verheiratet oder unverheiratet. Mit Beginn der nationalsozialistischen Diktatur war auch für den Verein »Frauenwohl« das Ende gekommen; der letzte Nachweis im Adressbuch findet sich für das Jahr 1933.<sup>47</sup>

### Bildung für höhere Töchter

Es sei an dieser Stelle noch der im gesamten Reich aktive Verein »Frauenbildung – Frauenstudium«<sup>48</sup> erwähnt, der im Jahre 1900 auch in Jena einen Ortsverein gründete. Seine Einrichtung

44 »Von den Vereinen des radikalen Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung war der Bund für Mutterschutz und Sexualreform [1905 gegründet, E. C.] der radikalste. [...] Der Verein schuf Heime für unverheiratete Mütter sowie Ehe- und Sexualberatungsstellen. [...] In der Öffentlichkeit war der BfMS als ›staatsgefährdend‹ verdächtigt und von der gemäßigten wie der konfessionellen Frauenbewegung stark angefeindet, weil er die Unsittlichkeit fördere und die ›Heiligkeit der Ehe‹ angreife.« Wieland, Daniela: Geschichte der Frauenemanzipation in Deutschland und Österreich. s.v. Bund für Mutterschutz und Sexualreform, S. 58f.

45 Dieses Mütterheim ist über die Adressbücher nachweisbar bis 1917. Vgl. Petzold, Lali: Die Anfänge organisierter bürgerlicher Frauenbewegung. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. S. 14. Über Zeitpunkt und Umstände seiner Schließung lässt sich nichts mehr in Erfahrung bringen. Vieles spricht dafür, dass die Konkurrenz durch die ebenfalls seit 1911 in Jena nachweisbaren privaten Entbindungsanstalten der städtischen Hebammen zu groß geworden war. In der Talstraße 91, also nur wenige Häuser neben dem Mütterheim, betrieb ab 1912 die Hebamme Anna Hecht in ihrer Privatwohnung mit städtischer Konzession solch eine Einrichtung. Gut vorstellbar ist es, dass ledige Frauen eher die relative Anonymität der privaten Geburtsheime bevorzugten, wo sie nicht so eindeutig mit dem Signum der ledigen Schwangerschaft in Verbindung gebracht werden konnten. Die Aussicht auf mehr Freiheiten und weniger Bevormundung im Haus einer privat bezahlten Hebamme – im Vergleich zu den Regeln eines Heimaufenthalts – könnte auch erklären, warum Schwangere diese Variante eher bevorzugten. Vgl. Schmucker, Eva: »Freie« Hebammen in Jena. In: Hellmann/Schmucker (Hgg.): Hebamme oder Entbindungsanstalt? S. 51.

46 Bereits 1779 wurde ein »Accouchierhaus« als erste öffentliche Entbindungsanstalt in Jena errichtet. Ihr Hauptzweck bestand jedoch eher in der Akademisierung und Medikalisierung der Geburtshilfe sowie einer stärkeren Kontrolle der Hebammen durch die Obrigkeit; weniger in der Schaffung eines Schutzraumes für ledige Mütter. Den unverheirateten Schwangeren wurden gesetzliche Zwangsmaßnahmen angedroht, wenn sie sich nicht freiwillig zur Aufnahme in das Geburtshaus meldeten. Vgl. Hellmann, Birgitt: Die Entwicklung der klinischen Geburtshilfe in Jena. In: Hellmann/Schmucker, Eva (Hgg.): Hebamme oder Entbindungsanstalt? S.9–28. Hier: S.15. Allg. dazu siehe d. Habilitationsschrift: Metz-Becker, Marita: Der verwaltete Körper. Die Medikalisierung schwangerer Frauen in den Gebäuhäusern des frühen 19. Jahrhunderts. Frankfurt/Main 1997.

47 StAJ. Adressbuch der Stadt Jena 1933.

48 Vgl. zur Geschichte und den Aktivitäten des Vereins »Frauenbildung – Frauenstudium« Petzold, Lali: Die Anfänge organisierter bürgerlicher Frauenbewegung. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. S. 18–23.



### III.3. Unter der Lupe: Frauen in Jena 1900–1950. Institutionen als Wegbereiterinnen?

erwies sich gerade in Jena als dringend notwendig, da die Voraussetzungen für höhere Bildung und Studium denkbar ungünstig waren. Während beispielsweise in Karlsruhe und Berlin ab 1893 erste Mädchengymnasien eröffnet wurden, gab es bis zum Jahr 1912 in Jena praktisch keine Möglichkeiten für Mädchen, höhere Schulbildung zu erwerben und das Abitur als notwendige Voraussetzung für das Universitätsstudium abzulegen. Es gehört zu den Merkwürdigkeiten dieser Stadt, dass nach der ohnehin sehr späten Einführung des Frauenstudiums 1908 noch vier weitere Jahre vergingen, ehe der weibliche Nachwuchs vor Ort überhaupt eine Möglichkeit bekam, sich für die akademische Laufbahn zu qualifizieren. Die ersten Jahrgänge studierender Frauen an der Universität Jena stammten also überwiegend von außerhalb, während ihre Jenaer Altersgenossinnen für das Abitur die Stadt verlassen oder die Prüfung extern am Knabengymnasium absolvieren mussten, um später an der heimischen Hochschule zugelassen zu werden. Bis zur Eröffnung des städtischen Mädchenlyzeums<sup>49</sup> in der damaligen Kaiser-Wilhelm-Straße<sup>50</sup> konnten die Jenaer Mädchen – beziehungsweise deren Eltern – lediglich zwischen zwei privaten »höheren Töchterschulen« wählen, die allerdings nur 10 Schuljahre ermöglichten und überdies hinsichtlich der Pädagogik und der Lehrinhalte als so rückständig galten, dass manche Mütter es vorzogen, ihren Töchtern statt dessen zu Hause Privatunterricht zu geben<sup>51</sup>. Gertrud Elle hegt in ihrer Autobiographie wiederum nur gute Erinnerungen an die Höhere Töchter Schule in der Grietgasse. Sie ist sich jedoch der besonders ungünstigen Situation des weiblichen Bildungswesens in Jena äußerst bewusst und schildert, wie die jungen Frauen in Jena trotzdem versuchten, den Wunsch nach einer Weiterbildung so gut wie möglich zu verfolgen:

*»Unsere Schule stand in der Grietgasse und wurde geleitet von einer hochgebildeten Lehrerin und ihren Mitarbeiterinnen. Was möglich war zu lehren und zu lernen, wurde geschafft. Allerdings waren uns als Mädchen – also durchaus zweitrangigen Geschöpfen – die Flügel arg gestutzt. Auf das Abitur konnte man sich nur privatim vorbereiten und musste es als Extranier [sic!] an dem rein männlichen Gymnasium ablegen. Freilich, studieren konnte man dadurch nicht etwa, wenigstens nicht in Jena. Aber unsere Vorsteherin hielt uns beim Abgang eine Ansprache, die ich nie vergessen habe. Sie sagte uns, dass unser Wissen keineswegs abgeschlossen sei, dass nur ein Grund gelegt wäre und dass wir jedes Mittel benutzen sollten, um darauf weiter zu bauen. Wir sollten nicht allerlei »Zeitvertreib« suchen, denn Zeit wäre das Kostbarste, was wir hätten, was uns anvertraut wäre, um es zu nutzen. Das haben wir getan durch allerlei Vorträge und Kurse.«<sup>52</sup>*

49 Heutige Grete-Unrein-Gesamtschule. Zur Geschichte der Schule vgl.: Ein altes Haus lernt niemals aus. Aus den Erinnerungen einer 80-jährigen. Festschrift zum Jubiläum der Grete-Unrein-Schule Jena. Hg. vom Förderverein Grete-Unrein-Schule Jena e.V. Jena 1992.

50 Heute August-Bebel-Straße.

51 Vgl. hierzu die Lebenserinnerungen Cornelia Schröder-Auerbachs, geb. 1900. Sie lebte von 1907–1927 in Jena. Hier ein Auszug: »Für Mädchen gab es nur eine von drei alten Schwestern geleitete Privatschule. Diese war so rückständig, dass meine Mutter mich nach wenigen Wochen wieder herausnahm. Aber wohin mit mir? Die in einem schönen großen Gartengelände gelegene Stoy'sche Schule, mit Internat, war eine Jungenschule. [...] Da entschloß sich meine Mutter, die ausgebildete Sprachlehrerin war, mich selbst zu unterrichten. Die Fächer, für die sie nicht zuständig war, Mathematik, Physik, Geographie, übernahm der Physikprofessor, unser Onkel Felix. [...]« Schröder-Auerbach, Cornelia: Eine Jugend in Jena. In: John/Wahl (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. S. 1–20. Hier: S. 3.

52 Elle, Gertrud: Vom Helfen und Heilen. S. 17f.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

Wie im übrigen deutschen Reich zeigt sich auch am Beispiel des neuen Mädchenlyzeums in Jena, dass über lange Jahre hinweg die »Frauenfrage« mit der »sozialen Frage« in der öffentlichen Wahrnehmung zu kollidieren schien, indem frauenpolitisches Engagement vorrangig als bürgerlichen Interessen dienend identifiziert wurde. Die Sozialdemokraten in Jena verunglimpften das Lyzeum als »Standesschule«<sup>53</sup> und legten Widerspruch gegen ihre Gründung ein: eine städtische Höhere-Töchter-Schule, und somit die Verwendung öffentlicher Gelder für solch eine Einrichtung konnte nicht in ihrem Sinne sein.

Die letzten Spuren des Vereins »Frauenbildung-Frauenstudium« verwischen sich nach dem Jahr 1919<sup>54</sup>. Der Grund ist darin zu sehen, dass in der Weimarer Republik eines der Hauptziele dieses Vereins, die formale Gleichstellung für die Frauen im Hochschulbereich, weitgehend erreicht waren. Im selben Jahr, zum Sommersemester 1919, immatrikulierten sich bereits 190 Frauen neu an der Universität<sup>55</sup> – übrigens mehr als ein Drittel von ihnen an der medizinischen, nur 8 Studentinnen an der philosophischen Fakultät. Von nun an konnte das Engagement um die Belange der weiblichen Studierenden direkt aus der Universität heraus erfolgen: im Studentinnenverein Jena.<sup>56</sup>

#### Ausbildung für den ›weiblichen Beruf‹

Der Mehrheit der Jenaer Mädchen aus weniger begüterten Familien, die sich eine akademische Laufbahn für ihre Kinder ohnehin nicht leisten konnten oder wollten, standen zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch eingeschränktere Ausbildungs- möglichkeiten zur Verfügung. Während für männliche Schulentlassene bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts gewerbliche und kaufmännische Berufsschulen gegründet wurden, die nach kommunaler Gesetzgebung alle männlichen Lehrlinge für mindestens drei Jahre zu besuchen hatten, setzte die Einbeziehung der Mädchen in das Berufsschulwesen erst nach 1900 ein. In Jena wurde 1839 eine freiwillige »Fortbildungs-Handwerkerschule«<sup>57</sup> eingerichtet, die mit dem weimarischen Schulgesetz 1874 obligatorisch für die Knaben wurde. 1893 erfolgte dann die Gründung der Großherzoglichen Gewerbeschule<sup>58</sup>; zu dieser Zeit bestanden bereits mindestens zwei weitere privat geführte Fortbildungsschulen für Lehrlinge. Im Ressort »Mädchenberufsschule« lag die Initiative wiederum bei den örtlichen Frauenvereinen.<sup>59</sup> Im Jahr 1900 richteten sie ein Gesuch zur Einrichtung einer Fortbildungsschule

53 Koch, Herbert: Jenas Entwicklung während der Amtszeit des Oberbürgermeisters Dr. Heinrich Singer (1889- 1912). In: Jenaer Adressbuch 1927/28. S. 1–17. Hier: S. 8.

54 Im Jenaer Adressbuch von 1919 ist der Verein »Frauenbildung – Frauenstudium« letztmalig aufgeführt. StAJ. Adressbuch der Stadt Jena 1919.

55 Vgl. Mittelsdorf, Frank u.a.: Die neueingeschriebenen Studentinnen des Sommersemesters 1919. In: Horn, Gisela (Hg.): Die Töchter der Alma mater Jenensis. S. 331–355. Hier: Tab. S. 350 u. 352.

56 Vgl. Martin, Ursula: Im Bewusstsein weiblicher Art leben und arbeiten. S.19f.

57 Böhm, Albert: Geschichte der Jenaer Schulen. Unveröffentlichtes Manuskript in 2 Bänden. StAJ. Hier: Bd. 2, S. 165. Zur Geschichte der Jenaer Schulen beziehe ich mich hauptsächlich auf Angaben in dem zweibändigen unveröffentlichten Manuskript »Geschichte der Jenaer Schulen« von Albert Böhm, verfasst 1953, StAJ MS/Schu I-II. Trotz inhaltlicher Ungenauigkeiten und zeitgenössischer ›Färbung‹ stellt Böhm's Arbeit bis heute die detaillierteste und quellennächste Arbeit zur Jenaer Schulgeschichte dar. Böhm, geb. 1877 in Lauscha, war Lehrer und promovierter Pädagoge, der von 1905 bis 1953 die Leitung der Übungs- und Musterschule der Lehrerbildung in Jena inne hatte. Privat betrieb er über viele Jahre intensive Quellenstudien zur Schulgeschichte.

58 Vgl. StAJ. Adressbuch der Stadt Jena 1893.

59 Die folgenden Angaben zur Mädchenberufsschule in Jena vgl. Böhm, Albert: Geschichte der Jenaer Schulen. Bd. 2. S. 223–225. Böhm nennt dort den Verein »Frauenwohl-Frauenstudium« als Initiator der Mädchenberufsschulen,

### III.3. Unter der Lupe: Frauen in Jena 1900–1950. Institutionen als Wegbereiterinnen?

für Mädchen an den Stadtrat. Ihr Entwurf sah vor, die schulentlassenen Mädchen fünfmal pro Woche je zwei Stunden zu unterrichten; allerdings waren für den Unterricht die Abendstunden vorgesehen. Der Appell des Vereins blieb während der folgenden Jahre unberücksichtigt. Schließlich wurde der Hauptfrauenverein selber aktiv und rief 1907 eine private »Koch- und Haushaltungsschule« ins Leben, die an drei Nachmittagen in der Woche die Mädchen der Ost- und Westschule unterrichtete.<sup>60</sup> Als sich sogar der Rektor der Paradiesschule und andere Lehrer für solch eine Schule einsetzten, beschloss der Stadtrat im Frühjahr 1910, dass von Ostern desselben Jahres an alle in Jena ansässigen Absolventinnen der Volksschule für zwei Jahre eine »Mädchenfortbildungsschule« zu besuchen hatten und wandelten die in der Westschule ansässige Einrichtung des Frauenvereins in eine städtische Pflichtschule um. Andere Städte in Thüringen verfügten bereits Jahrzehnte zuvor über obligatorische Fortbildungsschulen für Mädchen: Saalfeld, Pößneck, Meiningen und Sonneberg.<sup>61</sup> Der Hauptgrund für deren Vorsprung ist darin zu suchen, dass diese Städte schon Jahrzehnte zuvor einen hohen Industrialisierungsgrad erreicht hatten und somit Wert legten auf eine spezifisch an ihren Industriezweigen ausgerichtete Vorbildung der später in den Fabriken arbeitenden Frauen. In Jena hatte man allerdings vor, noch ohne berufliche Spezifizierung allen Schülerinnen Unterricht zu erteilen in »theoretischer und praktischer Haushaltungskunde, Gesundheits- und Erziehungslehre, hauswirtschaftlichem Rechnen, weiblichen Handarbeiten und Maschinennähen, Deutsch, Singen, Turnen und im Gartenbau«<sup>62</sup>. An diesem Lehrplan zeigt sich schon, dass von einer Berufsschule im heutigen Sinne keine Rede sein kann. Der Unterricht war noch nicht nach Berufsklassen getrennt und fand einmal wöchentlich an einem Vormittag statt. Inhaltlich orientierte sich die Fortbildung an den freiwilligen Strick-, Koch- und Nähschulen des 18. und 19. Jahrhunderts für bürgerliche Mädchen sowie an den Industrieschulen, in denen mittellose Mädchen zum »weiblichen Hausfleiß« und zu Fertigkeiten für die Heimarbeit erzogen wurden<sup>63</sup>. Eine solche freiwillige Industrieschule für Mädchen in Jena war bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts vom hiesigen Hauptfrauenverein eingerichtet worden<sup>64</sup> und mit Unterbrechungen stellte sie schließlich auch wieder das Unterrichtsmodell für den neubegründeten Pflichtunterricht im Kochen und Nähen.<sup>65</sup>

Kennzeichnend für diese Art schulischer Weiterbildung war demnach das Profil einer »Nicht-Berufsschule« – ganz im Gegensatz zu den Handels- und Gewerbeschulen für männliche Lehrlinge und ebenfalls im Gegensatz zu den bereits bestehenden teuren privaten Handelsschulen

---

macht aber leider in diesem Fall keine Quellenangaben. Wahrscheinlicher ist es, dass der viel finanzstärkere und einflussreichere Hauptfrauenverein den Hauptantrieb für die Berufsschulgründung gab, da von ihm aus ja auch die Gründung der zunächst privaten Koch- und Haushaltungsschule 1907 ausging.

60 Vgl. StAJ. Adressbuch der Stadt Jena 1907.

61 Vgl. Böhm, Albert: Geschichte der Jenaer Schulen. Bd. 2. S. 222.

62 Ebd. S. 223.

63 Vgl. Mayer, Christiane: »Industriebildung« [sic!] als Erziehung zur Erwerbstätigkeit von Mädchen im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland. In: Dickmann, Elisabeth/Friese, Marianne (Hgg.): Arbeiterinnengeschichte im 19. Jahrhundert. Studien zum sozio-kulturellen Wandel und zum politischen Diskurs in den Frauenbewegungen in Deutschland, England, Italien und Österreich. Münster/Hamburg 1994. S. 271–295.

64 Vgl. Böhm, Albert: Geschichte der Jenaer Schulen. Bd. 2. S. 222.

65 Zur Geschichte des Handarbeitsunterrichts vgl. folgenden Aufsatz, der sich auf das Beispiel des textilen Mädchenunterrichts in Baden von der Mitte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts bezieht. Müller, Heidi: Frauenarbeit als Faktor im Industrialisierungsprozess am Beispiel Badens. In: Dauskardt, Michael/Gerndt, Helge (Hgg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7. bis 11. Oktober 1991. Münster 1993. S. 105–113.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

für Bürgertöchter. Der Zeitpunkt, an dem diese Erziehung zur Weiblichkeit obligatorisch für alle Mädchen wurde, fällt interessanterweise mit den Jahren zusammen, in denen sich junge Frauen de facto erstmals neue Erwerbsgebiete außerhalb der häuslichen Dienste erschlossen. Die letzten Jahre des Kaiserreichs waren die ersten, in denen sich die berufliche Orientierung der Frauen an den sozial vergleichsweise höher geachteten Bürotätigkeiten zu einem Leitideal durchsetzte, das bis heute anhält. Doch noch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein, als sich der Schwerpunkt des weiblichen Arbeitsmarkts schon deutlich zugunsten der kaufmännischen Richtung verschoben hatte, blieb die Orientierung der Mädchenberufsschulen noch auf die Hauswirtschaft hin ausgerichtet.<sup>66</sup> Trotz des noch unangepassten Ausbildungsprofils in den Schulen verfolgten diese Frauen ihre Berufswege entgegen dem hauswirtschaftlichen Lehrstoff, dem sie nicht entkommen konnten. Es ist auffällig, dass die frühen Mädchenberufsschulen bis zu deren endgültigen Verrechtlichung Mitte der 1920er Jahre zwar die Haushaltsfächer anboten und bereits sehr früh auch pädagogische Spezialisierung, jedoch kaum Kurse in Buchhaltung, Maschinenschreiben, Stenographie und kaufmännischem Rechnen offerierten. Diese Lücke wurde noch viele Jahre von den privaten Handelsschulen ausgefüllt<sup>67</sup>, die in ihren Kursen gegen meist erhebliche Gebühren eine oft dubiose<sup>68</sup> – da nicht überprüfte – Ausbildung boten und die Absolventinnen mit Zeugnissen entließen, deren Aussagekraft von vielen Arbeitgebern angezweifelt wurde, zum Beispiel von der Firma Zeiss:

*»Unter Bezugnahme auf unser ergebenes Schreiben vom 7. März ds. Jrs. in Sachen Privat-Handelslehr-Anstalten, spez. diejenige von C. Göttig in Jena, gestatten wir uns, der Handelskammer die heutige Nummer der Jenaischen Zeitung zu überreichen, die ein Inserat dieser Lehranstalt enthält.*

*Dieser Mann fährt fort, durch seine marktschreierische Reklame viele junge Mädchen in den kaufmännischen Beruf zu locken, die infolge ihrer mangelhaften Vorbildung es über eine untergeordnete Stellung im Büro nie hinaus bringen können. [...]*

66 An dieser Stelle ein kurzer vergleichender Blick auf die Ziele beruflicher Mädchenbildung in Baden, das ansonsten gerne als besonders fortschrittliches Beispiel im Bereich Mädchenbildung angeführt wird, da dort die ersten Gymnasialkurse eingerichtet wurden. Auf dem Gebiet der allgemeinen Erziehungsideale für Frauen gab es jedoch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein keine Unterschiede zu Thüringen und den anderen Ländern. Vgl. Badisches Gesetz- und Verordnungsblatt. Verordnung des Ministeriums des Kultus und Unterrichts vom 13. Dezember 1930: Unterrichtsplan für den Mädchenhandarbeitsunterricht an den Volks- und Fortbildungsschulen. Aus dem § 1: »In der Fortbildungsschule hat der Handarbeitsunterricht vor allem der Ausbildung für den Beruf der Frau im Haus zu dienen, [...].« Zit. n.: Hennecke, Franz J.(Hg.): Schulgesetzgebung in der Weimarer Republik vom 11. August 1919 bis 24. März 1933. Sammlungen von Rechtsvorschriften des Reiches und der Länder Baden, Bayern und Preußen. Köln/Wien 1991. Hier: S. 110.

67 »Da ich Kenntnis erhalten habe, dass bei Ihnen im Büro einige Stellen frei sind, erlaube ich mir ergebenst, mich Ihnen als Kontoristin anzubieten. [...] Nach Ablauf meiner Schulzeit machte ich noch einen 1/2 Jahrkurs, und zwar vom 15. April bis 15. Oktober 1919, in der Jenaer Privat-Handelsschule von Herrn R. Kliemann durch. [...]« BACZ 288, Bewerbungen und Neueinstellungen, 1921–1933. p.7: Bewerbungsschreiben Gertrud Herrag an Firma Zeiss, 14.10.1921.

68 »Es ist zu unserer Kenntnis gelangt, dass Vorsteher von privaten Handelsschulen (Pressen) sich direkt an Gemeindeschüler und -schülerinnen mit der Bitte wenden, ihnen die Namen und Adressen ihrer abgehenden Mitschüler und -schülerinnen mitzuteilen; es werden dann an diese Prospekte gesandt, um einen Anreiz zu geben, diese Schule zu besuchen.[...]« Sachs, Hildegard: Ein Wort an die Lehrerschaft. In: Die Lehrerin. Organ des allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins. Jg. 32, 1915/16, H.20, S.78.

### III.3. Unter der Lupe: Frauen in Jena 1900–1950. Institutionen als Wegbereiterinnen?

*Welche Vorbildung die Schüler Göttigs besitzen und was sie bei ihm lernen, dürfte genügend durch ein soeben eingegangenes Bewerbungsschreiben gekennzeichnet werden, das wir zu Ihrer Information beifügen. [...]*<sup>69</sup>«

Erst ab 1926 stellte das Angebot der Volkshochschule Jena eine billigere und seriöse Alternative für junge Frauen dar, um sich in Eigeninitiative Kenntnisse in Stenographie und Buchführung in Abendkursen anzueignen.<sup>70</sup>

In der Reichsverfassung vom 11. August 1919 wurde schließlich eine grundsätzliche Fortbildungsschulpflicht für beide Geschlechter bis zum 18. Lebensjahr festgelegt<sup>71</sup>, die allerdings nicht überall direkt umgesetzt wurde. Zwei Jahre danach zog die Jenaer Pflichtfortbildungsschule für Mädchen in das Gebäude in der heutigen Leo-Sachse-Straße 3 um.<sup>72</sup> Erst im Jahr 1923 legte die thüringische Landesregierung fest, die Berufsschulpflicht für Mädchen an die der Jungen anzugleichen und auf 3 Jahre festzusetzen.<sup>73</sup> Ein erster Höhepunkt der Institutionalisierung des Berufsschulwesens für Mädchen war an dieser Stelle erreicht. In kurzer Zeit wurde das Weiterbildungsangebot für Mädchen in der Leo-Sachse-Straße ausgebaut, und so finden sich unter der selben Anschrift 1925 auch die neue städtische Frauenberufsoberschule, die in 3 Jahren zu Berufsschullehrerinnen für Kochen und Hauswirtschaft ausbildete. Allerdings bestand die Hauptaufgabe der Jenaer Mädchenberufsschule nach wie vor in einer berufsunspezifischen Ausrichtung der zahlreichen Schülerinnen auf die Aufgaben in Haushalt und Familie, die nach der Volksschule in an- und ungelernten Tätigkeiten beschäftigt waren.<sup>74</sup> Parallel zum Ausbau dieser Mädchenberufsschule verlief ab 1921 die Entwicklung auf dem Gebiet der kaufmännischen Ausbildung für Mädchen. Endlich mussten sie nicht mehr ausschließlich auf die privaten Handelsschulen zurückgreifen, deren Qualität sehr unterschiedlich sein konnte, sondern hatten nun auch Zugang zur Öffentlichen Handelslehranstalt (später: Kaufmännische Berufsschule), die sich bis zu ihrer Zerstörung im Zweiten Weltkrieg im alten Schulhaus hinter der Stadtkirche befand.<sup>75</sup>

69 BACZ 284. p.38f.: Brief Firma Zeiss an die Handelskammer in Weimar, 9.6.1916.

70 Vgl. Rölke, Bettina: Das Programm der Volkshochschule Jena in den Jahren 1919–1932. In: 1919 bis 1994. 75 Jahre Volkshochschule Jena. Hg. von der Volkshochschule der Stadt Jena. Rudolstadt 1994. S. 85–115. Hier: S. 94.

71 »Art. 145: Es besteht allgemeine Schulpflicht. Ihrer Erfüllung dient grundsätzlich die Volksschule mit mindestens acht Schuljahren und die anschließende Fortbildungsschule bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahre. [...]« Verfassung des Deutschen Reiches vom 11.8.1919. Reichsgesetzblatt S. 1383. Publiziert in: Hennecke, Frank J. (Hg.): Schulgesetzgebung in der Weimarer Republik vom 11. August 1919 bis 24. März 1933. S. 1. Vgl. auch Raddatz, Rolf: Berufsbildung im 20. Jahrhundert. Eine Zeittafel. Bielefeld 2000. S.38.

72 Vgl. StAJ. Adressbuch der Stadt Jena 1921.

73 Vgl. Verordnung vom 27.3.1921, Vgl. Böhm, Albert: Geschichte der Jenaer Schulen. Bd. 2. S. 224. Vgl. auch das preußische Gesetz über die Erweiterung der Fortbildungsschulpflicht vom 31.7.1923, in: Raddatz, Rolf: Berufsbildung im 20. Jahrhundert. Eine Zeittafel. Bielefeld 2000. S. 46.

74 Karen Hagemann belegt für die Allgemeinen Mädchenberufsschulen in Hamburg in den 1920er Jahren ebenfalls die Fokussierung auf »eine Ausbildung für die zukünftigen Aufgaben in Haushalt und Familie.« »Erst sekundär wurde eine Qualifikation für den Erwerbsberuf erstrebt. Von den acht wöchentlichen Unterrichtsstunden waren nur zwei der »Berufskunde« gewidmet.« Hagemann, Karen: Ausbildung für die »weibliche Doppelrolle«. Berufswünsche, Berufswahl und Berufschancen von Volksschülerinnen in der Weimarer Republik. In: Hausen, Karin (Hg.): Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. S. 214–236. Hier: S. 223f.

75 Angabe laut Interview mit Grete Berg vom 10.4.2002, die als Lehrling im Versicherungswesen die kaufmännische Berufsschule bis zu ihrer Abschlussprüfung 1939 besuchte.

### Neue Berufe für Frauen?

Interessanterweise fällt in Jena die Erweiterung des weiblichen Bildungswesens in den frühen 1920er Jahren zeitlich zusammen mit einer Ausweitung des Berufsspektrums von Frauen, wie eine Stichprobe in den Adressbüchern ergibt. Für das Jahr 1919 lässt sich die erste Fotografin mit eigenem Geschäft in der Johannisstraße 19 nachweisen<sup>76</sup>; zwei Jahre später haben sich zwei Ärztinnen in der Stadt niedergelassen.<sup>77</sup> Ebenfalls neu waren die beiden im selben Jahr auftauchenden städtischen Angestellten, die als Schulpflegerinnen fungierten. Es ist erkennbar, dass mit nur minimaler Verspätung die einschneidenden Veränderungen durch die Kriegsfolgen und die Weimarer Republik auch bei den Frauen in der thüringischen Provinz angekommen waren. Bislang stand im Zentrum der Forschung zu jenen Jahren die Welt der Großstadt, das Phänomen der Urbanität. Allerdings deuten solche kleinen Fundstücke darauf hin, dass die Gegenüberstellung der Kategorien »urban« und »provinziell« für eine Erfassung dieses Zeitraums zu holzschnittartig gedacht sind.

Es fällt auf, dass das Bildungs- und Berufsangebot für Frauen im Jena der 1930er Jahre unter dem Stempel des Nationalsozialismus einen weiteren Aufschwung erlebte. Einerseits versuchte man zwar auch hier, die Ideologie der Rollenverteilung zu propagieren, indem man beispielsweise die vorhandene Frauenberufsoberschule im Jahr 1936 verstaatlichte und schließlich 1939 in einen eigenen hauswirtschaftlichen Zweig an das Lyzeum überführte<sup>78</sup>. Die höhere Mädchenbildung sollte somit einen stärker hausfraulichen Akzent erhalten, während die Naturwissenschaften und Fremdsprachen in den Hintergrund gedrängt wurden. Andererseits waren die dreißiger Jahre jedoch gleichzeitig das Jahrzehnt, in der eine nach Geschlechtern getrennte Schulbildung langsam anfang, zu bröckeln. Aus einer Schulstatistik für das Jahr 1932 in Jena geht hervor, dass neben den 343 Knaben bereits 24 Mädchen das örtliche Gymnasium besuchten. Eine meiner Interviewpartnerinnen, die 1921 geborene Helga Möller<sup>79</sup>, besuchte noch das Lyzeum, kann aber für 1937 schon von zwei Jungen berichten, die auf der bis dato reinen Mädchenschule selbstverständlich noch auffielen wie der sprichwörtliche »bunte Hund«. Ihre um wenige Jahre jüngeren Schwestern waren dann aber schon im Gymnasium angemeldet.

Neben dem Ausbau eines hauswirtschaftlichen Bildungswesens für Frauen fällt in die selbe Zeit auch eine Öffnung der Berufsfelder in die bis dahin noch wenig erschlossene technische Richtung. 1936 wurde in der Mädchenberufsschule neben den bisherigen Fachklassen für Schneidern, Weißnähen und Putzmacherei auch erstmalig eine Klasse für »lernende Photolaborantinnen«<sup>80</sup> eingerichtet. Und die Neueröffnung einer Lehranstalt für Technische Assistentinnen (später: Medizinisch Technische Assistentinnen) liegt mit dem Frühjahr 1939 ebenfalls in der Zeit des Nationalsozialismus.<sup>81</sup> Helga Möller gehörte zu den ersten MTA-Schülerinnen in Jena. Sie erinnert sich, dass ihre Klasse aus 24 Schülerinnen bestand und im Rahmen der Ausbildung auch Universitätsvorlesungen gehört wurden. Da sie aus einer Familie stammt, in der beide Eltern Lehrer waren, und in der die Mutter auch nach ihrer Heirat über mehrere Jahre berufstätig war, war es für die Eltern schon selbstverständlich, dass alle ihre 6 Kinder – auch die drei Töchter – einen

76 Vgl. StAJ. Adressbuch der Stadt Jena 1921.

77 Ebd.

78 Vgl. StAJ. Adressbuch der Stadt Jena 1939, sowie Böhm, Albert: Geschichte der Jenaer Schulen Bd. 2. S. 227f.

79 Name geändert. Die Angaben stammen aus dem Interview mit Helga Möller vom 16.1.2002.

80 StAJ. Adressbuch der Stadt Jena 1936.

81 Vgl. StAJ. Adressbuch der Stadt Jena 1939, sowie Angabe aus dem Interview mit Helga Möller vom 16.1.2002.



Abb. III.1.: Die Heiratsanzeigen vom Februar 1941 bieten einen exemplarischen Ausschnitt des Spektrums weiblicher Berufstätigkeit in Jena: Büglerin, Medizinstudentin, Bürohilfe, kaufmännische Angestellte, Zahnarthelferin, Säuglingsschwester, Aufwartefrau, Kassiererin, Geschäftsinhaberin, Hebamme, technische Zeichnerin. (Quelle: Jenaische Zeitung vom 24.2.1941)

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

Beruf erlernen sollten. Ganz typisch für ihre Zeit, kennzeichnend für Frauen aus dem Bildungsbürgertum und dem Berufsangebot vor Ort entsprechend, ließ sich die mittlere der Schwestern zur Kindergärtnerin und Jugendleiterin ausbilden; die jüngste wurde Kinderkrankenschwester in der von Prof. Jussuf Ibrahim geleiteten Klinik.<sup>82</sup> Helga Möller fiel mit ihrer Berufswahl etwas aus dem Rahmen; nach dem Grund befragt, sagt sie, ihr eigentlicher Traumberuf sei Lehrerin gewesen. Das habe der Vater als eindeutiger Gegner des Naziregimes ihr ausreden können, weil er nicht wollte, dass seine Tochter Dienerin dieses Staates werde, und daher entschied sie sich für die gerade erst geschaffene Option der MTA, denn »es gab nicht so viele Möglichkeiten... für Frauen ...«<sup>83</sup> Trotz der neuen Institutionen blieb das Spektrum an Ausbildungsberufen für Frauen in Jena bis zu Beginn der 1950er Jahre sehr überschaubar.

Zudem darf der unbestreitbare Ausbau des beruflichen Bildungswesens für Mädchen in jenen Jahrzehnten nicht zur Annahme verleiten, dass in diesem kurzen Zeitraum der über Jahrhunderte angestaute Rückstand weiblicher Professionalisierung nahtlos aufgeholt wurde. Die Selbstverständlichkeit, mit der in vielen Familien die Töchter zu einem möglichst schnellen Verdienst angehalten wurden, resultierte in einer geschickten Umgehung des Ausbildungssystems sowohl von Seiten der Schulabgängerinnen als auch von Seiten der Unternehmer. Die Mädchen wurden als Hilfskräfte und Laufmädchen eingestellt; auf diese Weise erhielten sie gleich ihren Lohn und konnten die dreijährige Lehrzeit umgehen. Meine Interviewpartnerin Brigitte Lohmann erzählt beispielsweise über ihre 1927 geborene Schwester: »Die Ruth, die hat ... die hat nicht gelernt. Die hat gesagt, »ich fang bei Schott als Laufmädchen an, lerne Steno und Schreibmaschine, und ... mach das andersrum!« So. Und die hat als Laufmädchen bei uns ... angefangen.«<sup>84</sup> Diese Praxis war bis in die frühen 1950er Jahre eine durchaus gängige in der Firma.<sup>85</sup> Der Unterschied in der DDR-Zeit war allerdings, dass in vielen Fällen die Laufmädchen nach Ablauf einiger Monate als reguläre Auszubildende zur »Bürogehilfin« übernommen wurden und einen Lehrvertrag bekamen. Auf diese Weise bekamen die Vorgesetzten reichlich Gelegenheit, die jungen Frauen auf ihre Eignung für die Lehre hin zu beobachten. Die Frauen wiederum nutzten ihre Zeit als billige Hilfskraft für einen Einstieg in die Firma und konnten die ansonsten für Lehrlingsbewerbungen übliche Einstellungsprüfung umgehen. Der Beruf der »Bürogehilfin« stammte jedoch noch aus der Zeit des Nationalsozialismus. Er wurde 1941 als zweijährige Ausbildung speziell für Mädchen geschaffen, um der gewerblichen Wirtschaft qualifizierte Arbeitskräfte zu bieten.<sup>86</sup> Insofern wirkte das System der forcierten Geschlechtersegregation am Arbeitsplatz mit einer neuen Benachteiligung für Frauen noch bis in die DDR-Zeit nach. Denn was zunächst wie eine formale Qualifizierungsmaßnahme erscheint, entpuppt sich als Deklassierung der weiblichen »Gehilfinnen« gegenüber den männlichen, »richtigen« kaufmännischen Büroangestellten.

In der Unternehmenskultur der Firmen spiegelte sich ganz deutlich die Gleichsetzung von weiblicher Erwerbstätigkeit mit gering qualifizierten Hilfsarbeiten. In den 1930er Jahren wurde bei den Firmen Zeiss und Schott ein Bewerbungsformular verwendet, das den Titel »Fragebogen

---

82 Vgl. Kap. IV.7 und IV.8.

83 Interview mit Helga Möller am 16.1.2002.

84 Interview mit Brigitte Lohmann am 17.6.2002.

85 Dies geht hervor aus den Personalakten des Schott-Archivs. SchA 10/69 – 10/89 [1934–1953].

86 Vgl. Schmidt, Margot: Krieg der Männer – Chance der Frauen? Der Einzug von Frauen in die Büros der Thyssen AG. In: Niethammer, Lutz (Hg.): »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«, Bd.1. S. 133–162. Hier: S. 141f.



### *III.3. Unter der Lupe: Frauen in Jena 1900–1950. Institutionen als Wegbereiterinnen?*



Abb. III.2.: Eine Laborantin im Zeisswerk. Die Aufnahme ist nicht datiert, sondern lediglich mit dem Titel »Labor (Teichgraben). Internationaler Frauentag« versehen. Vermutlich stammt sie aus den frühen 1950er Jahren. (Quelle: BACZ BIII 00346-1)

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?



Abb. III.3.: Diese undatierte Aufnahme trägt den Titel »Mädels, 2. Lehrjahr«. Technische Zeichnerinnen wurden in der Firma Zeiss seit den 1930er Jahren ausgebildet. Vgl. Kap. IV.5 Anm. 292. (Quelle: BACZ BIII 00364-3)

### III.3. Unter der Lupe: Frauen in Jena 1900–1950. Institutionen als Wegbereiterinnen?

für Hilfsarbeiter und Frauen«<sup>87</sup> trug. Man beachte bei einer Definition der Qualifikation weiblicher Arbeitnehmer, dass unter ›qualifiziert‹ nicht die tatsächlichen Fähigkeiten und Kenntnisse der einzelnen Angestellten verstanden werden, sondern lediglich die Tatsache markiert werden soll, dass die Frauen keine formale Berufsausbildung erhalten hatten. De facto war es wie im Fall der Schwester von Brigitte Lohmann so, dass die Angestellten sich nebenher in Kursen privat weiterqualifizierten, um sich anschließend in besser bezahlte Tätigkeiten hochzuarbeiten. Bei Zeiss drückt sich dieser Modus im Begriff der weiblichen »Anlernlinge« im Gegensatz zu den männlichen Lehrlingen aus.<sup>88</sup> Bis in die Mitte der 1950er Jahre tauchen diese Anlernlinge in den Personalstatistiken bei Zeiss auf.

Anhand der ausgewählten Beispiele lässt sich für Jena sagen, dass die Institutionen eher den Eigeninitiativen der Frauen folgten, als umgekehrt. Andererseits waren es wieder gerade die Institutionen der Frauen, sprich: Frauenvereine, die bis zur städtischen und staatlichen Institutionalisierung der verschiedensten Einrichtungen für weibliche Belange die Lücken durch private Gründungen und Initiativen füllten. Eine staatliche Institutionalisierung markierte also weniger einen Ausgangspunkt für die Schritte in die Emanzipation als vielmehr einen ersten Höhepunkt. Institutionalisierung bedeutete nicht zwangsläufig einen Fortschritt im Sinne der Wahlfreiheit der Geschlechter – sie konnte auch das Gegenteil andeuten: einen Weg, um die Geschlechterordnung aufrecht zu erhalten und in feste Bahnen zu lenken. Am Besten ist das zu sehen am Beispiel der Mädchenfortbildungsschule hauswirtschaftlicher Ausprägung, die zwar schon lange in der Tradition weiblicher Industrieschulen bestand, aber ausgerechnet in jenem Moment zur Pflicht wurde, als die Berufswelt sich für die bürgerlichen Frauen mehr und mehr zu öffnen begann. Interessanterweise lag den – zügig umgesetzten – Forderungen der Frauenrechtlerinnen nach der Einführung eines hauswirtschaftlichen Berufsschulpflichtjahres in den 1920er Jahren die Vorstellung zu Grunde, es diene der Emanzipation der Geschlechter und müsse im Endeffekt zu einer Gleichstellung der Frauenlöhne mit den Männerlöhnen führen:

*»Denn wenn die weiblichen Angestellten »gleiche Entlohnung für gleiche Leistung« fordern, so müssen sie auch die gleiche Vorbildung nachweisen können. Hier aber erwächst, aus dem Doppelberuf der Frau geboren, das schwerste Problem: Wie ist ein gleichartiger fachlicher Unterricht zu verknüpfen mit der ebenso notwendigen hauswirtschaftlichen Ausbildung?*

*Eine Kürzung der Fachstunden zugunsten des hauswirtschaftlichen Unterrichts – wie es jetzt vielfach üblich ist – ist völlig unangängig, weil jede Gehaltsschmälerung der Frau damit begründet werden könnte. Ebenso kommt ein Einschleichen weiterer Wochenstunden (Haushaltsunterricht neben dem vollen Berufsunterricht) nicht in Frage; denn diese zusätzlichen Stunden würden mit Recht den Arbeitgeber veranlassen, bei der Einstellung von Jugendlichen den männlichen Lehrling vorzuziehen, dessen Arbeitszeit weniger belastet ist.*

*So bleibt als Ausweg nur die Einführung des vom Reichsverband Deutscher Hausfrauenvereine angestrebten pflichtmäßigen hauswirtschaftlichen Ausbildungsjahres*

<sup>87</sup> SchA 10/77. p. unpag.

<sup>88</sup> Vgl. Keller, Jana: Frau und Arbeit 1945. Das Beispiel Zeiss. In: Moritz, Marina (Hg.): Zeitbrüche - Lebensbrüche. Frauenalltag in Thüringen 1945. Begleitbuch für die gleichnamige Ausstellung des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt vom 27. April bis 27. August 1995. Erfurt 1995. S. 71–84. Hier: S.77.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

*unmittelbar nach absolvierter Volksschule. [...]*

*Zwar erscheint zunächst ein solches Hinausschieben des ersten Berufsjahres als eine erhebliche finanzielle Belastung besonders für die Eltern des Mädchens, dafür erhält aber der Handel Lehrlinge von größerer geistiger Reife und ungemindertem Berufsinteresse.<sup>89</sup>«*

Ein Verzicht auf den hauswirtschaftlichen Unterricht, oder gar eine Einbeziehung beider Geschlechter in die Haushaltsunterweisung, schien selbst den Frauen undenkbar, die gleichen Lohn für gleiche Arbeit forderten. Im Endeffekt wirkte sich das daraufhin eingeführte hauswirtschaftliche Berufsschulpflichtjahr für Mädchen genauso aus, wie die Autorin im letzten Absatz befürchtet: als erhebliche finanzielle Belastung und aus diesem Grunde als Hindernis für den Weg in eine daran anschließende eigentliche Berufsausbildung. Das Resultat der Geschlechtertrennung in Berufsschulen bestand nicht in einer Angleichung der Bezahlung, sondern in einer verstärkten Trennung in Männer- und Frauenberufe.

#### III.4. Durchs Mikroskop: Zeiss und Schott und die Anfänge der Frauenarbeit

##### Die Firma Zeiss und die Stiftungsstatuten – Sonderfall Frauenarbeit?

Als Gründungsdatum der Firma Zeiss gilt das Jahr 1846<sup>90</sup>, wobei zu diesem Zeitpunkt noch nicht von einer eigentlichen Firma die Rede sein kann. Der Mechaniker Carl Zeiss aus Weimar erwarb in jenem Jahr die herzogliche Konzession für eine mechanischen Werkstatt sowie das Bürgerrecht in Jena. Durch Kontakte zu Akademikern der sich gerade rasant entwickelnden experimentellen Naturwissenschaften wurde Zeiss' Hauptinteresse auf das Gebiet der praktischen Optik gelenkt und er erkannte, dass auf diesem Gebiet ein großer Bedarf an technischen Verbesserungen bestand. Bald schon verlegte er sich von dem Handel mit Brillen, Barometern und anderer Handelsware auf die Eigenproduktion von Mikroskopen. Innerhalb kurzer Zeit erwarb er sich wertvolles technisches Know-how. Allerdings lief das Geschäft in den wirtschaftlich wie politisch wechselvollen Jahren zwischen der bürgerlichen Revolution und der Reichsgründung recht schwankend, so dass die Dimensionen der Werkstatt trotz einiger Angestellter immer noch in überschaubarem Rahmen blieben. Erst nachdem Zeiss sich 1875 dazu entschlossen hatte, die Optischen Werkstätten künftig gemeinsam mit dem Physiker und Mathematiker Ernst Abbe zu führen, der wegweisende Forschungen in der Optik betrieb, setzte eine schrittweise Konsolidierung ein. Auf Dauer ließ sich die wachsende Nachfrage nicht mehr durch die handwerkliche Produktionsweise befriedigen. Schließlich gewannen die beiden den Chemiker Otto Schott, der ein neues Verfahren zur Herstellung optischen Glases in herausragender Qualität entwickelt hatte, zur Zusammenarbeit. Die Werkstätten beschäftigten inzwischen circa 50 Mitarbeiter<sup>91</sup>, der

89 Obst-Harnisch, Elisabeth: Die Frau im Handel. In: Der Kaufmann und das Leben. Beiblatt zur Zeitschrift für Handelswissenschaft und Handelspraxis, Nr. 2/1926, S.10–11. Abgedruckt in: Horlebein, Manfred: Quellen und Dokumente zur Geschichte der kaufmännischen Berufsbildung 1818–1984. Köln/Wien 1989. S. 157–159.

90 Zu den Anfängen der Firma Zeiss vgl.: Hellmuth, Edith/Mühlfriedel, Wolfgang: Carl Zeiss. Die Geschichte eines Unternehmens 1846–1905. S. 16–25.

91 Vgl. ebd. S. 117.

### III.4. Durchs Mikroskop: Zeiss und Schott und die Anfänge der Frauenarbeit

Betrieb gliederte sich in eine optische, eine mechanische und eine kaufmännische Abteilung; und neben Ernst Abbe stieg auch Roderich Zeiss, der Sohn des Betriebsgründers, als Teilhaber in das Geschäft ein. 1879 erwarben die Werkstätten Baugelände für die Erstellung eines Fabrikationsgebäudes. Nach der Gründung des Schottischen Glaswerkes in Jena im Jahre 1884 waren dann die idealen Grundlagen für die Herausbildung einer hoch spezialisierten optischen Industrie geschaffen. Schrittweise wurden einzelne Arbeitsgänge mechanisiert und industrialisiert; mit einer Erweiterung der Produktpalette wurden neue Abteilungen geschaffen und neben Mechanikern nun auch Dreher, Fräser, Kontrolleure, Graveure, Gießer, Schlosser, angelernte Arbeiter, wissenschaftliche Mitarbeiter, Konstrukteure und Kaufleute eingestellt. Nachdem Carl Zeiss 1888 gestorben war, bauten sein Sohn Roderich und Ernst Abbe den Betrieb weiter aus. Im Geschäftsjahr 1894/95 machten die Verwaltungsangestellten mit 78 Personen bereits 12 Prozent der Belegschaft aus. Ende der 1890er Jahre wurden circa 370 Mitarbeiter beschäftigt. Im Jahr 1891 verließ Roderich Zeiss die Geschäftsführung und die Firma wurde auf Betreiben Ernst Abbes in ein Stiftungsunternehmen umgewandelt. Zweck der Stiftung sollte es sein, dem Unternehmen unter anderem durch regelmäßige Investitionen und die kontinuierliche Förderung von Wissenschaft und Technik eine stabile Zukunft zu gewährleisten, und es durch die besondere Rechtsform vor der Abhängigkeit von Entscheidungen eines einzelnen Geschäftsleiters zu sichern. Dieses für den Betrieb herausragende Charakteristikum beeinflusste auch direkt die Entwicklung und vor allem die Diskussion um die Frauenerwerbstätigkeit in der Firma, und zwar durch Abbes Herausgabe eines verbindlichen Stiftungsstatuts am 26. August 1896.<sup>92</sup> In dem Statut wurden unter anderem die Rechte der Betriebsangehörigen und betriebliche Sozialleistungen festgelegt, die in ihrer Zeit weit über das sonst übliche Maß hinausragten: erhöhten Kündigungsschutz, kürzere Arbeitszeiten, Anspruch auf bezahlten Urlaub, Zahlung von Betriebsrente und Abgangsentschädigungen<sup>93</sup>, sowie die Einrichtung von – allerdings lediglich beratenden – Arbeiterausschüssen.<sup>94</sup> Auch zum Thema Frauenarbeit enthält das Statut einen Passus, und zwar im § 99:

*»In den Stiftungsbetrieben sollen Lehrlinge, jugendliche Arbeiter und weibliche Personen niemals behufs Erlangung billiger Arbeitskraft beschäftigt werden, vielmehr die beiden ersteren immer nur zum Zwecke ihrer Ausbildung, für den Industriezweig im Allgemeinen oder für die besonderen Bedürfnisse des Betriebs und nur in solcher Anzahl als zur Sicherung genügenden Nachwuchses an gelernten Arbeitern jeweilig geboten erscheint; die letzteren im Betrieb nur für solche Verrichtungen, welche Frauen angemessener sind als Männern.«<sup>95</sup>*

92 Vgl. Statut der von Ernst Abbe errichteten Carl-Zeiss-Stiftung zu Jena. Text der Neuredaktion von 1906 mit den Varianten der Erstausgabe von 1896 (= Separatabdruck aus: Abbe, Ernst: Sozialpolitische Schriften. Jena 1906. S. 262–402). Zur Entstehungsgeschichte, dem Inhalt und den Auswirkungen der Stiftung mit ihrem Statut vgl.: Hellmuth, Edith/Mühlfriedel, Wolfgang: Carl Zeiss. S.161–190. Stolz/Wittig: Carl Zeiss und Ernst Abbe. S. 61–98.

93 Allerdings wurden diese Sozialleistungen nicht allen Beschäftigten im gleichen Maße gewährt. Einige Vergünstigungen standen nur den Facharbeitern und Angestellten zu, Pensionsansprüche ergaben sich erst nach mehrjähriger Betriebszugehörigkeit. Vgl. Plumpe, Werner: Menschenfreundlichkeit und Geschäftsinteresse. Die betriebliche Sozialpolitik Ernst Abbes im Lichte der modernen Theorie. In: Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. 150 Jahre Arbeit und Alltag bei Carl Zeiss. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung von Nov. bis Jan. 1998 in Jena. Berlin 1997. S. 10–33.

94 Steiner, Jürgen/Hoff, Uta: Vom Versuchslaboratorium zum Weltunternehmen. Das Jenaer Glaswerk 1884–1934. In: John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. S. 209–232. Hier: S. 220.

95 § 99 des Statuts der Carl-Zeiss-Stiftung Jena in der Fassung vom 1. Oktober 1896. In: Statut der von Ernst Abbe

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

Dieser Paragraph birgt in sich veränderungsresistente, paternalistische Züge, aber auch Bestimmungen, die in ihren möglichen Konsequenz letztendlich als transformierend gedeutet werden können. Zunächst werden die Frauen zusammen mit Lehrlingen und Minderjährigen einer Sondergruppe von Erwerbstätigen zugeordnet, die als nur eingeschränkt rechtsfähig und von daher besonders schutzbedürftig galten. Dieses traditionelle Verständnis von Frauen als »Unmündige« war zuletzt in der Zeit der politischen Restauration rechtlich bestätigt worden, als im Zuge der Karlsbader Beschlüsse 1819 den Frauen gemeinsam mit den anderen »Unmündigen« – den Lehrlingen und minderjährigen männlichen Bürgern – der Beitritt zu politischen Vereinen und jegliche politische Betätigung verboten wurde.<sup>96</sup> In dem Begriff der »Geschlechtsvormundschaft« setzte sich die Auffassung von den Frauen als Unmündige bis in das Bürgerliche Gesetzbuch von 1896 fort.<sup>97</sup> Abbes Wunsch, im noch wenig normierten Ausbildungswesen besonders die Lehrlinge zu schützen, entsprang der Tatsache, dass etliche Betriebe ihre Auszubildenden in einem systematischen »Lehrlingsschleifen« für einige Zeit als billige Laufburschen einsetzten, ohne sie fachlich auszubilden, und sie dann entließen, um für sie Nachfolger anzustellen, mit denen man ebenso verfuhr. Ein Betrieb wie die Firma Zeiss, der auf einen hoch qualifizierten, spezialisierten Arbeiterstamm angewiesen war, hätte sich mit einem solchen Verhalten aber ohnehin selber geschädigt. Interessanterweise resultierte der verständliche Wunsch nach einer Qualifizierung der männlichen Lehrlinge, in einer Welle der »Disqualifizierung« weiblicher Arbeitskräfte. Für die einfachen Laufarbeiten sollten statt der Lehrlinge ab 1912 billige, junge »Laufmädchen« eingestellt werden:

*»Die Zahl der reinen Laufungen in den Büros und Expeditionen soll möglichst heruntergedrückt werden. An ihre Stelle werden junge Mädchen (unter 16 Jahre alt), die mit ca. 8 Mark Wochenlohn beginnen, versuchsweise eingestellt. Die jugendlichen Arbeiter sollen möglichst vier Jahre in den einzelnen Abteilungen verbleiben, damit eine gute Ausbildung gesichert wird.«<sup>98</sup>*

*»Es ist bisher vielfach üblich gewesen, für untergeordnete Arbeiten (Botengänge usw.) jugendliche Arbeiter während des ersten Beschäftigungsjahres heranzuziehen. Diesen jugendlichen Arbeitern erwachsen dadurch Nachteile, weil ihre Ausbildung zu Facharbeitern erheblichen Schaden erleidet. [...] Es sollen deshalb von jetzt ab jugendliche Arbeiter nur noch an solchen Stellen eingesetzt werden, wo sie eine fachliche Ausbildung bekommen. Für Botengänge sind Mädchen einzustellen.«<sup>99</sup>*

Mit dieser Maßnahme verschwand ab 1917 das Phänomen »Laufbursche« aus der Firma<sup>100</sup>; jedem männlichen Neueinsteiger in der Firma sollte die Chance zur Qualifizierung geboten

errichteten Carl-Zeiss-Stiftung zu Jena. S. 46f.

96 Vgl. Gerhard, Ute: Grenzziehungen und Überschreitungen. In: dies. (Hg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. S. 529.

97 Vgl. Duncker, Arne: Gleichheit und Ungleichheit in der Ehe. Persönliche Stellung von Mann und Frau im Recht der ehelichen Lebensgemeinschaft 1700–1914. Köln/Weimar/Wien 2003.

98 BACZ 264. p.15: Besprechungsprotokoll der Geschäftsleitung, 15.7.1912.

99 BACZ 266. p.63: Mitteilung an die Abteilungsleiter der wissenschaftlichen, technischen und kaufmännischen Büros, 18.4.1917.

100 Ob tatsächlich keine jugendlichen Arbeiter mehr als reine »Laufburschen« herangezogen wurden, lässt sich anhand dieser neuen Vorschrift selbstverständlich nicht beweisen. Beispielsweise wurden im Zweiten Weltkrieg männliche Zwangsarbeiter als Laufburschen eingesetzt. Vgl. Interview mit Johanna Czerny, Kap. IV.2.

### III.4. Durchs Mikroskop: Zeiss und Schott und die Anfänge der Frauenarbeit

werden. Gleichzeitig erhielten mehr und mehr junge Frauen die Möglichkeit zum Firmeneintritt – allerdings immer unter der Prämisse, über ihren untergeordneten Status nicht herauszukommen. Die Laufmädchen übernahmen den Platz der Laufburschen, die Schere zwischen unqualifizierter Frauen- und qualifizierter Männerarbeit öffnete sich noch ein Stück weiter. Es waren also nicht nur ›althergebrachte‹ Vorurteile und traditionell bestehende Berufshindernisse, die einer Gleichstellung von Männern und Frauen in der Erwerbswelt im Wege standen. Im Gegenteil – wie dieses Beispiel zeigt, trugen auch aktive, ›moderne‹ Eingriffe, im Sinne einer betriebswirtschaftlichen Effektivierung, dazu bei, die geschlechtsspezifische Segregation der Arbeitswelten und die damit einhergehende Benachteiligung der Frauen noch voranzutreiben<sup>101</sup>. Dabei war bereits im Jahr 1909 in Berlin der »Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau«<sup>102</sup> gegründet worden, dessen erklärte Ziele unter anderem bestanden in einem »Hinwirken auf Abschluß von Lehrverträgen mit weiblichen Lehrlingen, Zulassung der Frauen zu den Gesellen- und Meisterprüfungen« und in einem »Eintreten für Zulassung der Mädchen zu den Fachschulen für Knaben«<sup>103</sup>.

Man kann den Paragraphen 99 der Abbeschen Stiftungsstatuten auch als einen Schutz der erwachsenen männlichen Arbeiter in der Firma lesen; sie sollten nicht fürchten müssen, durch billigere, jüngere Konkurrenz oder gar durch Frauen ersetzt zu werden. Die Forderung, auch die Frauen »niemals behufs Erlangung billiger Arbeitskraft«<sup>104</sup> zu beschäftigen, erscheint auf den ersten Blick recht emanzipatorisch, könnte man daraus doch eine Lohngleichstellung der Frauen mit den Männern ableiten. Allerdings ist in dem Paragraphen auch die Rede davon, dass Frauen nur an Stellen eingesetzt werden sollten, die ihnen »angemessener«<sup>105</sup> seien als Männern. Das Beharren auf einem geschlechtsspezifisch segregierten Arbeitsmarkt wird hier – an der Schwelle zum 20. Jahrhundert – noch einmal ganz explizit festgeschrieben. Insofern ist auch die Einschätzung einzuschränken, Zeiss sei »zumindest in seiner formalen Organisationsstruktur eines der ersten deutschen Unternehmen [gewesen, E. C.], das sich konsequent an den Bedingungen des hochtechnisierten Großbetriebes orientierte und alle Traditionen, die der Anpassungsfähigkeit

101 Dieses Beispiel sei verstanden als kleiner Beitrag zu der Frage: »Wie, warum und mit welchen Auswirkungen kam es dazu, dass Arbeitsplätze und Arbeitsfunktionen, zumal wenn sie neu geschaffen wurden oder größere Bedeutung erlangten, entweder nur mit Männern oder nur mit Frauen besetzt oder sogar als weiblich oder männlich definiert bzw. umdefiniert wurden?« Hausen, Karin (Hg.): *Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung*. S.11.

102 Die Vereinsaktivitäten bestanden u.a während des Ersten Weltkriegs in einer Initiierung von Ausbildungskursen für Frauen in der Metallindustrie, wie sie ab 1915 beispielsweise in Berlin und Nürnberg umgesetzt wurden. Vgl. Kassel, Brigitte: *Das Geschlecht der Qualifikation ist männlich. Ausbildung und Qualifikation in der Metallindustrie vor 1930*. In: Hausen, Karin (Hg.): *Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung*. S. 125–146. Hier: S. 129. Auch bei der Firma Zeiss regte der Verein an, entsprechende Qualifizierungsmaßnahmen einzurichten, doch im Betrieb entschied man sich dafür, über eine kurze praktische Einarbeitung der Frauen direkt an der Maschine und einen gelegentlichen Vortrag im Zimmer des Werkstättenleiters nicht hinauszugehen. Den wenigen Maßnahmen zur Weiterbildung, hatten die Frauen mit der Aussicht, »etwas lernen zu können und in eine etwas gehobene Stellung zu kommen, gern und willig Folge geleistet.« Firmenintern wurden sie jedoch nach wie vor als reine »Ersatzkräfte« betrachtet und bezeichnet, daher resultierte die Weiterqualifizierung nicht in einer spürbaren Verbesserung des beruflichen Status. BACZ 691. *Frauenarbeit*. p. 57/58: Brief Firma Zeiss an den Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau, 6.9.1918.

103 BACZ 691. unpag.: Satzungen des Verbands für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau, gegründet am 10. Oktober 1909.

104 § 99 des Statuts der Carl-Zeiss-Stiftung Jena in der Fassung vom 1. Oktober 1896. In: Statut der von Ernst Abbe errichteten Carl-Zeiss-Stiftung zu Jena. S. 46f.

105 Ebd.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

und Flexibilität des Unternehmens zu widersprechen schienen, konsequent über Bord warf«<sup>106</sup>. Denn die Tradition, Frauen als den ›Sonderfall‹ in der Erwerbslandschaft zu behandeln und ihnen bestimmte Ressorts zuzuweisen, wurde mit dem § 99 eindeutig beibehalten. Und auch wenn nicht ausgeführt wird, welche Arbeiten für Frauen die »angemesseneren« seien, herrschte hierüber ein weitgehender gesellschaftlicher Konsens. Diese ›Angemessenheit‹ konnte allerdings im Bedarfsfalle immer wieder zu Gunsten der Bedürfnisse der Firma für neue weibliche Einsatzgebiete interpretiert werden, um von Fall zu Fall mit beliebig herangezogenen Argumenten untermauert zu werden. Die Festschreibung einer besonderen Eignung der Frauen für monotone, sich wiederholende Fabrikarbeiten geschah ebenfalls in dieser Zeit, wobei zumeist vollkommen auf eine Begründung verzichtet wurde, beziehungsweise Zirkelschlüsse zur Rechtfertigung herangezogen wurden.<sup>107</sup> Wenige Jahre, bevor sich die ersten Frauen schrittweise immer mehr Erwerbszweigen zuwendeten, fixierte das Zeiss-Statut also noch einmal die Einschränkung auf bestimmte Arbeiten – ob dies in einer wohlmeinenden Absicht des ›Schutzes‹ von Frauen geschah oder aus antifeministischer Motivation<sup>108</sup>, ist hier nicht von Belang. Der Paragraph spielte in der weiteren Geschichte des Werks allerdings noch eine bedeutende Rolle und sollte sich innerhalb weniger Jahre als ein ausgesprochen ärgerliches Hindernis für die Pläne der Geschäftsleitung herausstellen. Manche Tätigkeitsgebiete waren ohnehin bereits kulturell so eindeutig geschlechterspezifisch markiert, dass eine weitere Diskussion darüber gar nicht notwendig war.

### Die ersten Frauen in der Firma Zeiss

Aus den Jahren bis zur Jahrhundertwende sind insgesamt kaum Angaben über die Beschäftigung von Frauen zu finden<sup>109</sup>, daher auch die weit verbreitete Angabe in der Forschungsliteratur, erst nach 1905 hätte Zeiss Frauen eingestellt. Mit Sicherheit nachweisbar sind 39 Frauen, die zwischen 1883 und 1889 vorwiegend als »Arbeitsmädchen«, aber auch als »Arbeiterin« – zum Beispiel in der Gravierabteilung<sup>110</sup> –, »Packerin« oder »Theilerin« eingestellt wurden.<sup>111</sup> Außerdem sind fünf Frauen – ein knappes Drittel der Abteilung – auf einer Fotografie der kaufmännischen

106 Plumpe, Werner: Menschenfreundlichkeit und Geschäftsinteresse. In: Markowski, Frank (Hg): Der letzte Schliff. S.10–33. Hier: S. 15f.

107 »Bertha von Suttner charakterisierte schon 1889 in »Die Frauen« folgende »Räsonniermethode«: »Du musst A sein, weil du zu B nichts taugst. Du taugst zu B nicht, weil du A bist.«« Knapp, Gudrun-Axeli: Segregation in Bewegung. Einige Überlegungen zum »Gendering« von Arbeit und Arbeitsvermögen. In: Hausen, Karin/Krell, Gertraude (Hgg.): Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart. München 1993. S. 25–46. Hier: S. 30, Anm. 7.

108 Vgl. Planert, Ute: Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität. Göttingen 1998.

109 Nähere Informationen über den Personalbestand der Firma Carl Zeiss sind kaum zu finden, da bei der Aufteilung des Betriebs in die Carl Zeiss GmbH einerseits und die Jenoptik AG andererseits im Jahr 1991 die Personalakten an die Jenoptik AG übergegangen sind. Deren Archiv ist für die Nutzung nicht erschlossen. Alle in dieser Arbeit genannten Angaben beziehen sich auf die wenigen Quellenfunde zu diesem Thema im Firmenarchiv der Carl Zeiss AG in Jena.

110 BACZ 389. Zeiss-Werkzeitung Heft 1.1945. Manuskripte, Korrekturen und sonstige Vorbereitungen bis zum vollendeten Druck, Nov. 1944 – Jul. 1945. Auf den Druckfahnen befindet sich in einem Artikel über die Gravierabteilung auf S. 6 eine Fotografie, die auf das Jahr 1888 datiert ist. Dargestellt sind 3 Frauen, die am Tisch mit einem männlichen Kollegen an Gravierbänken arbeiten.

111 BACZ 23712: Namen der ein- und ausgetretenen Männer 1883–1889.



### III.4. Durchs Mikroskop: Zeiss und Schott und die Anfänge der Frauenarbeit



Abb. III.4.: Carola Stachel, Kassiererin. Fotografie anlässlich ihres 40-jährigen Firmenjubiläums am 27.4.1932. (Quelle: BACZ B 20432)

Abteilung anlässlich Ernst Abbes 25-jährigem Dienstjubiläum 1891<sup>112</sup> abgebildet, und schließlich findet sich über eine Jubilarliste eine weitere Frau, die am 27. April 1892 als Kontoristin in der Abteilung Buchhaltung eingestellt wurde und später als Kassenangestellte in der Hauptkasse bis in die 1930er Jahre beschäftigt war.<sup>113</sup> Trotz der Bestimmungen im Stiftungsstatut war es aus ökonomischer Perspektive definitiv rentabler, Frauen einzustellen, da sie im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen bis zu einem Drittel weniger Bezahlung erhielten. Doch nicht nur in den Bereichen Verwaltung und Produktion wurden Frauen bei Zeiss schon vor 1905 eingesetzt, sondern auch als Reinigungskräfte.<sup>114</sup>

<sup>112</sup> Vgl. Falkenhausen, Franz Ferdinand von u.a. (Hgg.): Carl Zeiss in Jena 1846 bis 1946. Erfurt 2004. Fotografie S. 15 unten.

<sup>113</sup> Vgl. BACZ 266. Zeiss-Werkzeitung N.F., Heft 2, Juni 1932. Veröffentlichung der vierzigjährigen Dienstjubiläen. S. 26/27. Vgl. Christel Köhle-Hezingers Forschungen zur Maschinenfabrik Esslingen. Köhle-Hezinger, Christel: Frauen in der Maschinenfabrik Esslingen. Eine Problemskizze. In: Frauenalltag - Frauenforschung. Beiträge der 2. Tagung der AG Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 22. bis 25. Mai 1986 in Freiburg. Frankfurt/Main 1988. S. 310–318. Köhle-Hezinger, Christel: »Beamtenkultur« – Die Beamten der Maschinenfabrik Esslingen (ME). In: Jeggle, Utz (Hg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. Für hb – 17.9.1986. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 69). Tübingen 1986. S. 127–155. Köhle-Hezinger, Christel: Die Maschinenfabrik Esslingen 1846–1965. Eine Fabrik verändert die Stadt (= Esslingen – Geschichte, Persönlichkeiten, Wirtschaft. 8/1991). Esslingen 1991. Auch in den Opelwerken Rüsselsheim wurde um dieselbe Zeit – 1895 – die erste weibliche Angestellte als Kassenführerin im »Comptoir« beschäftigt. Vgl. Neugebauer, Andrea: »Frauen, welche ein Hauswesen zu versorgen haben, werden nicht angenommen«. Frauenarbeit in den Opelwerken von 1880 bis 1945. In: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte. Bd. 2, 1999. S. 172–195. Hier: S. 177.

<sup>114</sup> Zum Thema »Putzfrauen« siehe Kap. V.2

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?



Abb. III.5.: »Graviererei 1893«. Die Gravierabteilung der Firma Zeiss beschäftigte schon vor der »offiziellen« Einführung der Frauenarbeit 1905 mehrere Frauen. (Quelle: BACZ BIII 02502)

### Der Rechtsstreit um die Einführung der Frauenarbeit 1905–1907

Der öffentliche Rechtsstreit um die Einführung der Frauenarbeit bei Zeiss begann 1905 und zog sich hin bis 1907. De facto arbeiteten, wie bereits festgestellt, auch schon Jahre vorher mehrere Frauen in der Firma, ohne dass größere Konflikte darüber entstanden wären. Gegen Ende des Jahres 1904 schlug die Stimmung im Betrieb allerdings allmählich um, und der Arbeiterausschuss begann, sich kritisch mit den Veränderungen in der Firma auseinander zu setzen. Der Streitpunkt war von Anfang an die Angst der Männer vor Lohndrückerei; aber die Geschäftsleitung wollte keine verbindliche Zusage über eine gleiche Bezahlung der Frauen geben. Sie ging jedoch behutsam vor und bezeichnete den vermehrten Einsatz von Frauen als »Versuch«; dabei interpretierte sie den § 99 so weit wie möglich zu ihren Gunsten:

*»Auf Anfrage Lebers [Vorstand des Arbeiterausschusses, E. C.] gibt Herr Hahn bekannt, dass gegenwärtig ein Versuch gemacht wird, Frauen da zu beschäftigen, wo die Arbeit für letztere angemessener erscheint als für Männer, wie z. B. an der Telephonzentrale und in der Kitterei etc. Herr Leber gibt die Ansicht der Kommission bekannt, dass grundsätzlich Frauenarbeit nicht zur Erlangung billigerer Arbeitskräfte eingeführt werden dürfe (§ 99 des Statuts). Demnach müssten die Frauen die gleichen Löhne wie die Männer erhalten, mindestens den ortsüblichen Tagelohn von M 15. Herr Hahn teilt mit, dass während der Vorbereitungszeit M 10 Lohn gezahlt werden sollen, also noch über den ortsüblichen Tagelohn für Frauen, der nur 9 M beträgt, später soll er den Leistungen entsprechend steigen; in welcher Höhe sich die Löhne dann bewegen werden, darüber lässt sich bis jetzt noch nichts sagen. Herr Dr. Fischer gibt bekannt, dass die Geschäftsleitung noch keinen endgültigen Beschluss in der Angelegenheit gefasst habe, sondern nur Versuche machen will.[...]»<sup>115</sup>*

Doch je länger die »Versuche« sich hinzogen, desto größer wurde das Drängen seitens des Arbeiterausschusses nach einer Klärung. Er bekam die Antwort, dass die Firma nicht beabsichtige, »die Frauenarbeit in größerem Umfange einzuführen«<sup>116</sup> und dass abgesehen von den Frauen in der Telephonzentrale und der Kitterei gegenwärtig nur ein Versuch mit dem »Schleifen kleiner Linsen«<sup>117</sup> gemacht werde. Hinsichtlich der Lohnfrage äußerte man sich nun folgendermaßen:

*»[...] Die Geschäftsleitung vertritt die Ansicht, dass die Frauen entsprechend ihren Leistungen bezahlt werden sollen und besser, als es im allgemeinen in Jena der Fall ist. Eine Lohndrückerei der Arbeiter sei ausgeschlossen, da ja nur der Fall eintreten könnte, dass den Arbeitern eine für Frauen besser geeignete Arbeit entzogen wird. Dies bedeutet für die Arbeiter in gesundheitlicher Hinsicht eine günstige Maßregel.<sup>118</sup>«*

Durch diese Stellungnahme wurde die indirekte Absage an die geforderte Lohngleichheit zwischen Frauen und Männern nochmals bekräftigt. Die Frauen sollten »nach Leistung« bezahlt

<sup>115</sup> BACZ 3455. p.51: Sitzungsprotokoll vom 30.12.1904.

<sup>116</sup> BACZ 3455. p.52: Sitzungsprotokoll vom 15.2.1905.

<sup>117</sup> Ebd.

<sup>118</sup> Ebd.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

werden, und dabei schien man bereits davon auszugehen, dass diese Leistung stets hinter der ihrer männlichen Kollegen zurückbleiben würde. Sollte dies jedoch tatsächlich der Fall gewesen sein, so hätte die Firma ganz sicher kein solch intensives Interesse an der Einstellung der Frauen bekundet. Man argumentierte, dass Männer zukünftig nicht mehr an Arbeitsplätzen eingesetzt würden, die man mit Frauen besetzt habe und dadurch das Problem der Ungleichbezahlung gar nicht mehr relevant sei. Mit der schwammigen Formulierung von den Vorteilen in »gesundheitlicher Hinsicht« ist bereits angedeutet, dass vor allem die ungesunden Arbeitsplätze für die Frauen vorgesehen waren. Damit war vor allem die seit Januar 1905 zunehmend von Frauen ausgeübte Arbeit im sogenannten »Silberkeller«<sup>119</sup> beim Spiegelbelegen gemeint, bei der sie den giftigen Quecksilberdämpfen ausgesetzt waren.

Die Geschäftsleitung konnte mit ihrer Argumentation den Arbeiterausschuss nicht zufrieden stellen. Nach wie vor beharrte dieser darauf, den Frauen als Anfangslohn zumindest das selbe zu bezahlen, wie den männlichen ungelernten Hilfsarbeitern. Während die Streitigkeiten in vollem Gange waren und auch schon die ersten Arbeiter sich beschwerten, ihre Arbeitsplätze an Frauen verloren zu haben, ging die Firma dazu über, nach und nach immer mehr Frauen in immer mehr Abteilungen einzustellen, so etwa in der Lackiererei und in der Beizerei, immer wieder mit dem Hinweis, es würde sich nur um »Versuche« handeln.<sup>120</sup> Nicht zufällig hatte die Geschäftsleitung ausgerechnet im Jahre 1905 mit der extensiven Erweiterung der Frauenarbeit im Werk begonnen, denn am 14. Januar desselben Jahres<sup>121</sup> war gerade erst Ernst Abbe, der Verfasser des Stiftungsstatuts und somit auch oberster Verfechter »seines« § 99, gestorben. Insgesamt hatte sich die Stimmung der Arbeiter im Werk schon seit der Wende zum 20. Jahrhundert zunehmend verschlechtert.<sup>122</sup> Der im Stiftungsstatut verankerte Arbeiterausschuss verlangte konkretes »Mitspracherecht bei Rationalisierungsmaßnahmen, Akkordfestsetzungen und Entlassungen«<sup>123</sup>, anstatt wie bisher lediglich auf das Anhörungsrecht beschränkt zu sein; die Auswirkungen der Wirtschaftskrise im Jahr 1903 verstärkten die Unzufriedenheit weiter und bewogen Ernst Abbe, den Hauptinitiator der Stiftung, schließlich zum Rückzug aus der Geschäftsleitung.<sup>124</sup> In einigen Abteilungen, unter anderem in der Zentriererei, in der kurz darauf die ersten Arbeiterinnen eingestellt wurden, hatten sich seit 1904 massive Streitigkeiten um die Bezahlung der Arbeiter entfacht.<sup>125</sup> Die Geschäftsleitung versuchte, den Akkordlohn herunterzusetzen und eine Lohnstaffelung einzuführen, im Hinblick darauf, welche Art von Linsen eine höhere Anforderung an die Qualifikation der Arbeiter stellte. Daraufhin beschlossen die Arbeiter, keine Überstunden mehr zu leisten, denn sie bestritten, dass die Unterschiede in den Arbeitsanforderungen zwischen dem Zentrieren von Mikroskop- und Fernrohrsolen so enorm waren.<sup>126</sup> Vor diesem Hintergrund erscheint die Einstellung von Frauen für die Geschäftsleitung als ideale Lösung des Konfliktes

119 BACZ 2409. p.35ff: Abschrift der Klageschrift gegen die Carl-Zeiss-Stiftung vom 6.12.1905. Hier: p. 38 v.

120 BACZ 3455. p.56: Sitzungsprotokoll vom 12.7.1907.

121 Vgl. Gerth, Kerstin/Wimmer, Wolfgang: Ernst Abbe 1840–1905. Wissenschaftler, Unternehmer, Sozialreformer. Herausgegeben vom Carl Zeiss Archiv. o.O. 2005. S. 83.

122 Vgl. Markowski, Frank: Schmeißt Kotthaus aus dem Fenster! Arbeitskonflikte bei Carl Zeiss von der Jahrhundertwende bis zur Rationalisierung in der Weimarer Republik. In: Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. S. 76–95. Hier: S. 87.

123 Ebd. S. 86.

124 Vgl. ebd. S. 85.

125 Vgl. BACZ 648.

126 Vgl. ebd.: Protokoll vom 1. und 2.8.1905.

### III.4. Durchs Mikroskop: Zeiss und Schott und die Anfänge der Frauenarbeit

– denn man ging davon aus, die Frauen von vornherein ganz selbstverständlich niedriger zu bezahlen. Doch der Widerstand seitens der Arbeiter hielt an.

Da keine betriebsinterne Einigung in Sicht war, entschlossen sich Hermann Leber, der Vorsitzende des Arbeiterausschusses, und die Mitglieder der Siebener-Kommission im Dezember 1905, die Carl-Zeiss-Stiftung am Landgericht Weimar zu verklagen.<sup>127</sup> Die Kläger beriefen sich auf einen eindeutigen Bruch des § 99 und hoben dabei hervor, dass männliche ungelern- te Hilfsarbeiter einen Wochenlohn von 16 Mark, die Frauen hingegen nur 10 Mark erhielten. Außerdem bestritten sie, dass Tätigkeiten wie das Linsenschleifen und das Spiegelbelegen als »angemessener« für weibliche Arbeiterinnen gelten konnten – sie betonten vielmehr dessen Gesundheitsschädlichkeit. Gleichzeitig machten sie deutlich, dass sie an tatsächlich für Frauen »angemessenen« Arbeitsplätzen keinen Einspruch gegen deren Beschäftigung erheben würden. Als Beispiele nannten sie hierfür die Telefonzentrale, die Kitterei und das Prismenputzen - dann aber mit der gleichen Bezahlung, wie sie für die Männer bisher auch gegolten hatte. Schließlich wiesen die Kläger darauf hin, dass eine Abänderung des Stiftungsstatuts nur nach einem genau festgelegten Prozedere erfolgen könne.

Von Seiten der Firma war die Hauptstrategie zunächst, die Zulässigkeit der Klage aufgrund der Stiftungsbestimmungen in Zweifel zu ziehen, aber die Anwälte entwickelten auch eine für die Bedürfnisse des Betriebs günstige Auslegung des Begriffes »angemessen« in Hinblick auf die Frauenarbeit:

*»[...] so ist bei der Auslegung des Wortes »angemessen« einmal auf die körperlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern, dann aber auch auf ihre verschiedenartige Erziehung und Ausbildung und darauf Rücksicht zu nehmen, welche Arbeiten nach den jeweiligen kulturellen und wirtschaftlichen Bedingungen besonders häufig von Frauen vorgenommen werden. Danach wird man insbesondere solche Arbeiten als den Frauen angemessener bezeichnen können, bei denen:*

- 1. eine nennenswerte körperliche Kraftentfaltung nicht erforderlich*
- 2. auf Reinlichkeit, Akkuratess, manuelle Geschicklichkeit und Geduld besonders Gewicht zu legen, und*
- 3. die Beschäftigung von Frauen auch in verwandten Betrieben allgemein üblich ist.*

*Alle drei Umstände treffen in hervorragendem Maße auf die Arbeiten zu, die den in der Linsenschleiferei und im Versilberungskeller angestellten Frauen angesonnen werden. [...]»<sup>128</sup>*

In dieser Definition spiegelt sich das von Axeli-Knapp formulierte typische Rechtfertigungsmuster beim »gendering«<sup>129</sup> von Arbeit: »Je nach der Art der technologischen Veränderung und

<sup>127</sup> Vgl. BACZ 2409. p. 35ff: Abschrift der Klageschrift gegen die Carl-Zeiss-Stiftung vom 6.12.1905.

<sup>128</sup> BACZ 2410. p.27: Handakten der Rechtsanwälte Dr. Kronfeld und Heinecke zum Rechtsstreit über die Bezahlung der Frauenarbeit im Zeisswerk. 1905–1906.

<sup>129</sup> »Gendering« ist der aus der amerikanischen Forschung übernommene Begriff für den Prozess und die konkreten Vorgänge der kulturellen Konstruktion von Geschlecht. Vgl. Knapp, Gudrun-Axeli: Segregation in Bewegung. Einige Überlegungen zum »Gendering« von Arbeit und Arbeitsvermögen. In: Hausen, Karin/Krell, Gertraude (Hgg.): Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart. München 1993. S. 25–46. Hier: S. 28.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

der konkreten Tätigkeit verändern sich die Kriterien, vermittels derer die sozio-symbolische Segregation der Geschlechter erfolgt.«<sup>130</sup> Besonders interessant ist die unter 3. genannte Begründung, inwiefern eine bestimmte Arbeit als angemessen für Frauen zu gelten habe: Angemessen ist das, was üblich ist! Und so wollten die Zeitgenossen etwa in der Forderung nach körperlich wenig beanspruchenden Tätigkeiten auch keinen Widerspruch zu der selbstverständlichen Beschäftigung von Frauen als Putzfrauen<sup>131</sup> sehen, die auf den Knien und mit kaltem Wasser ölverschmierte Hallenböden sauber zu schrubben hatten.<sup>132</sup> Auf die Gesundheitsschädlichkeit des Silberbelegens ging die Argumentation erst gar nicht ein; sie hob statt dessen hervor, dass der Arbeitsgang an sich ein höchst anspruchsloser, und damit besonders für Frauen geeigneter, sei. Was die Beschäftigung der Frauen in der Linsenschleiferei betraf, betonte man die ausgezeichnete Eignung der Frauen für diese »vielleicht minutiöseste Arbeit der ganzen optischen Werkstatt, bei der körperliche Kraftanstrengung geradezu schädlich [sei], die sich mit ungefügen Männerhänden kaum und jedenfalls erst nach langer Übung ausführen lässt und an die Geduld, das feine Gefühl und die Geschicklichkeit der Hände die denkbar höchsten Anforderungen stellt«<sup>133</sup> – mit der gleichen Argumentation war seit dem Ende des 18. Jahrhunderts die Beschäftigung von Kindern in den Fabriken begründet worden.<sup>134</sup>

Die »ungefügen Männerhände« hatten erstaunlicherweise bis dato in der Linsenschleiferei zufriedenstellende – aber eben teurere – Arbeit geleistet. Und um die Arbeitsleistung der Schleiferrinnen bei dieser als höchst diffizil geschilderten Tätigkeit zwar ideell zu würdigen, nicht aber die entsprechenden finanziellen Konsequenzen daraus ziehen zu müssen, bedurfte es wiederum einer deutlichen Einschränkung, indem man das »geringere Verantwortlichkeitsgefühl der Frau, ihre ungünstigeren Gesundheitsverhältnisse«<sup>135</sup> und den vorausgesetzten häufigeren Personalwechsel anführte. Abschließend macht die Erwiderung deutlich, wie ungeheuerlich die Forderung nach

130 Knapp, Gudrun-Axeli: Segregation in Bewegung. Einige Überlegungen zum »Gendering« von Arbeit und Arbeitsvermögen. In: Hausen, Karin/Krell, Gertraude (Hgg.): Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart. München 1993. S. 25–46. Hier: S. 30. Ein weiteres Beispiel für den Versuch des »gendering« von Arbeit sind die Forschungen von Herbert Winkler aus dem Jahr 1922, mit denen er »bewies«, dass Frauen sich für monotone Arbeiten besser eigneten als Männer. Als Begründung verwies er auf die angeblich unterschiedlichen Geschlechtscharaktere: Frauen arbeiteten eher mit den Sinnen, Männer mit dem Intellekt. Frauen arbeiteten gerne konkret-anschaulich, Männer abstrakt-wissenschaftlich. Vgl. Winkler, Herbert: Die Monotonie der Arbeit. Ein Beitrag zum Problem des psychischen Verhaltens bei gleichförmiger körperlicher Arbeit. Leipzig 1922.

131 Mehr zum Thema Putzfrauen siehe Kap. V.2

132 »Es gibt in unserem Wirtschaftsleben eine Anzahl nervlich und körperlich sehr anstrengende Berufe, die weibliche Reservatgebiete darstellen. Beispielsweise laufen auch in Zeiten lange dauernder männlicher Arbeitslosigkeit nicht Männer treppauf, treppab, um Zeitungen auszutragen, sondern ohnedies vollbeschäftigte, wenn nicht überbürdete Hausfrauen (die sich offen oder versteckt von schwachen Kindern helfen lassen müssen). Auch in der Industrie hat sich die natürliche Arbeitsteilung nach den Anforderungen an Kraft und Feinheit nur unvollkommen durchgesetzt, und manche Arbeit, deren Charakteristikum hohe Anforderung an körperliche und nervliche Widerstandskraft ist, liegt in Frauenhänden.« Sachs, Hildegard: Psychologie und Berufsberatung. Die Bedeutung der systematischen Berufseignungspsychologie für die Verteilung der Arbeitskräfte im Wirtschaftsleben. Nebst einem Anhang über das Problem einer glücklicheren Eingliederung der Frauen in das Berufsleben. Langensalza 1925. S. 142.

133 BACZ 2410: Handakten der Rechtsanwälte Dr. Kronfeld und Heinecke zum Rechtsstreit über die Bezahlung der Frauenarbeit im Zeisswerk, 1905–1906. p. 28.

134 Vgl. Kastner, Dieter: Kinderarbeit im Rheinland. Entstehung und Wirkung des ersten preußischen Gesetzes gegen die Arbeit von Kindern in Fabriken 1839. Köln 2004.

135 BACZ 2410: Handakten der Rechtsanwälte Dr. Kronfeld und Heinecke zum Rechtsstreit über die Bezahlung der Frauenarbeit im Zeisswerk, 1905–1906. p.28.

### III.4. Durchs Mikroskop: Zeiss und Schott und die Anfänge der Frauenarbeit

Lohnleichheit mit den Männern über den kulturellen Horizont und gesellschaftlichen Konsens der Zeit hinausragte:

*»[...] es ergibt sich weiter aber auch daraus, dass es Prof. Abbe ganz gewiss nicht unterlassen haben würde, die Gleichstellung der Frauenverdienste expressis verbis vorzuschreiben, wenn er eine derartig exorbitante Maßregel, die sich über das allgemein anerkannte Wertverhältnis der männlichen zur weiblichen Arbeit einfach hinwegsetzen und vom geschäftlichen Standpunkt kaum zu rechtfertigen sein würde, hätte treffen wollen [...]«<sup>136</sup>*

Bis die Gleichwertigkeit der Arbeit von Frauen und Männern zum kulturellen Standard wurde, sollten noch etliche Jahrzehnte vergehen – und nicht einmal dann wurde in allen Fällen daraus die praktische Konsequenz der Gleichbezahlung gezogen.

Die Argumentation ist weniger eine Argumentation als vielmehr eine Wiederholung, ja geradezu eine Beschwörung kultureller Selbstverständlichkeiten. Und eben diese formelhafte Beschwörung der immer gleichen Stichworte von der »Angemessenheit«, der »besonderen Eignung« und der allgemeinen Auffassung über Frauenarbeit sind ein Indiz dafür, dass diese Selbstverständlichkeiten schon deutliche Auflösungserscheinungen zeigten. Sonst hätte man sich nicht immer wieder auf sie berufen müssen; denn wirklich Selbstverständliches bräuchte man nicht zu benennen. Das Normale in der Kultur bedarf in der Regel keiner Diskussion und keiner Erwähnung, außer an dem Punkt, wo es einer eingehenderen Prüfung unterzogen wird. Der Wandel zeichnet sich schon ab, aber noch gelingt es, ihn deutlich auszubremsten. Die laute Beschwörung der herrschenden Verhältnisse hat zur Folge, dass sie noch einmal ihre Macht entfalten können. Es ist wichtig für das Verständnis konkreten weiblichen Arbeitslebens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sich diese Folie aus kulturellen Zuschreibungen und Festsetzungen zu vergegenwärtigen, auf der sich jede der noch folgenden individuellen Arbeitsbiographien abspielte.

Von Anfang an war der Geschäftsleitung klar, dass man den Prozess unbedingt gewinnen musste, schon allein, um ähnliche Klagen der Arbeiterschaft gegen die Stiftung für die Zukunft möglichst zu vermeiden. Auch wenn die Firma nach außen hin noch bis 1907 damit argumentierte, die Frauen würden immer nur »versuchsweise« beschäftigt<sup>137</sup>, weitete man die Frauenarbeit stetig aus, noch während der Rechtsstreit lief. Man war sich vollkommen dessen bewusst, welches Einsparpotential sich durch die Beschäftigung der Frauen auf lange Sicht für die Firma ergeben würde. Ein Jahr nach Beginn der gerichtlichen Auseinandersetzung waren circa 100 Frauen bei Zeiss beschäftigt, aber bereits zu diesem Zeitpunkt spekulierte die Geschäftsleitung auf »Tausende von Frauen«<sup>138</sup> in der Zukunft, die nur »2/3 oder 3/5 des männlichen Arbeitslohnes«<sup>139</sup> erhalten sollten.

<sup>136</sup> Ebd.

<sup>137</sup> »[...] In der Beizerei Frauen dauernd einzustellen, sei nicht beabsichtigt; sie würden hier nur vorübergehend zur gelegentlichen Beschäftigung bei sonstigem Arbeitsmangel verwendet. [...]« BACZ 3455. p.56: Protokoll der Sitzung der Siebener-Kommission mit der Geschäftsleitung vom 12.7.1907. Fast zwei Jahre später wurden aber immer noch Frauen in der Beizerei beschäftigt, und zwar so viele, dass die Männer über ihre »zunehmende Verdrängung« klagten und zumindest eine Geschlechtertrennung in den einzelnen Werkstätten forderten. Vgl. BACZ 3455. p.57: Sitzungsprotokoll der Siebener-Kommission vom 10.2.1909

<sup>138</sup> BACZ 2409. p.21: Brief RA Fischer an RA Kronfeld vom 19.9.1905.

<sup>139</sup> BACZ 2409. p.72: Brief RA Kronfeld an das Großherzogl. S. Landgericht, II. Zivilkammer Weimar vom 29.1.1906.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

Der Rechtsstreit zog sich insgesamt durch drei Instanzen und jedes Mal unterlagen die Kläger. Das abschließende Urteil am Leipziger Reichsgericht vom 27. März 1907 wies eine Revision zurück. Die Urteilsbegründung stützte sich letztlich auf formale Aspekte der Klage: Hermann Leber als Privatperson sei nicht gegen eine Stiftung klageberechtigt, außerdem sei die Klage an keinen eindeutigen Adressaten, sondern uneindeutig einmal an die Stiftungsverwaltung und einmal an die Carl-Zeiss-Stiftung als Ganzes gerichtet gewesen.<sup>140</sup> Auch nachdem der Arbeiterausschuss diese offizielle Niederlage erlebt hatte, dauerten die betriebsinternen Streitigkeiten über das Thema noch an. Immer wieder versuchte die Geschäftsleitung, die Männer zu beschwichtigen, dass sie durch die Frauenarbeit nicht verdrängt werden sollten, da den weiblichen Mitarbeitern ja nur die »angemesseneren« Arbeitsplätze zugewiesen würden<sup>141</sup>. Die Lohnfrage verschwand ganz aus der Diskussion. Offensichtlich war man mit den für die damalige Zeit radikalen – ansonsten nur von den Frauenrechtlerinnen vertretenen – Forderungen nach gleicher Bezahlung gegen Wände gerannt, und den Zeiss- Arbeiterinnen ging es in dieser Hinsicht nicht besser als all den weiblichen Beschäftigten in den anderen Betrieben. Eine weitere Diskussion um die gleiche Bezahlung wurde in der unmittelbaren Folgezeit dadurch im Ansatz unterbunden, dass man die Segregation in Männer- und Frauenarbeitsplätze schnell umsetzte. Einer Forderung nach »gleichem Lohn für gleiche Arbeit« war man so erfolgreich entgegengetreten. Von nun an konnte man die Ungleichbezahlung der Geschlechter scheinbar objektiv und sachlich korrekt rechtfertigen, da Männer und Frauen tatsächlich nicht mehr die gleiche Arbeit verrichteten – eindruckliches Beispiel für einen aktiven Prozess des »gendering« in der Arbeitswelt<sup>142</sup>.

Der § 99 der Stiftungssatzung war endgültig gebrochen, und »behufs Erlangung billiger Arbeitskraft«<sup>143</sup> wurden in den folgenden Jahren und Jahrzehnten immer mehr Frauen eingestellt. Nichtsdestotrotz blieb der Frauenanteil im Werk – vom Ersten Weltkrieg abgesehen – im Vergleich zu den anderen Firmen in der optischen Industrie über mehrere Jahrzehnte relativ niedrig. Nach einer Erhebung des Jahres 1926 betrug der durchschnittliche Frauenanteil in dieser Branche 30 %, bei Zeiss waren es zur gleichen Zeit nur 16 %.<sup>144</sup> Im Jahr 1944, als kriegsbedingt fast die Hälfte der Belegschaft aus Frauen bestand, argumentierte man ganz ehrlich und freimütig mit dem prinzipiell niedrigeren »Marktwert«, den die Frauenarbeit habe, und berief sich hierbei auf Äußerungen von Abbe aus dem Jahr 1897, die sich allerdings ursprünglich überhaupt nicht auf die Frage des Frauenlohns bezogen, sondern über eine angemessene Bezahlung der verschiedenen »Arbeiterkategorien« reflektierten:

*»Im übrigen gelten hier die allgemeinen Grundsätze, die Abbe in seinem Vortrag am 15. Dezember 1897 »Über die Grundlagen der Lohnregelung in der Optischen Werkstätte« aufgestellt hat. Er sagt daselbst:*

140 Vgl. BACZ 1382. p.64.

141 Vgl. BACZ 3455. p.57. Sitzungsprotokoll der Siebener-Kommission vom 10.2.1909

142 Vgl. Knapp, Gudrun-Axeli: Segregation in Bewegung. In: Hausen, Karin/Krell, Gertraude (Hgg.): Frauenerwerbsarbeit. S. 25–46. Hier: S. 28.

143 § 99 des Statuts der Carl-Zeiss-Stiftung Jena in der Fassung vom 1. Oktober 1896. In: Statut der von Ernst Abbe errichteten Carl-Zeiss-Stiftung zu Jena. S. 46f.

144 Vgl. BACZ 1382: Redemanuskript »Abbes Stellung zur Frauenarbeit im Zeisswerk« von Schomerus, verfasst für Dr. Küppenbender, 6.12.1944. Auch Dörte Winkler gibt für die Feinmechanische und Optische Industrie in den 1930er Jahren einen weiblichen Belegschaftsanteil von einem Drittel an. Vgl. Winkler, Dörte: Frauenarbeit im »Dritten Reich«. Hamburg 1977. S. 46.



### III.4. Durchs Mikroskop: Zeiss und Schott und die Anfänge der Frauenarbeit

*»Die Norm für das Teilungsverhältnis, welches zwischen den einzelnen Personengruppen und den einzelnen Zustände zu kommen hat, muss sich richten nach dem Marktwert der verschiedenen Arbeiterkategorien unter Berücksichtigung der persönlichen Leistungsfähigkeit des einzelnen.«*

*Und an anderer Stelle sagt er: »Der Maßstab bei uns muss sein: Jeder, der bei uns arbeitet, muss soviel erhalten, wie nach der Wertschätzung seiner Fähigkeiten und seiner persönlichen Leistungsfähigkeit anderwärts dafür bekommen würde – nicht soviel, wie ihm möglicherweise, wenn er Glück hat, geboten werden kann, sondern soviel als er mit Wahrscheinlichkeit anderswo erhält, wenn er hier nicht bleiben würde.«*

*Also auch im Zeisswerk muss der Maßstab für die Bezahlung der Frauen vom Arbeitsmarkt her gefunden und nicht aus der Luft geholt werden. Sollte es also einmal in der Metallindustrie Deutschlands üblich werden, dass Männer und Frauen hundertprozentig gleich bezahlt werden, so könnte das Zeisswerk nicht zurückbleiben. Dies aber nicht, weil Abbe angeblich gleiche Bezahlung für sie vorschreibt, sondern weil er als allgemeine Richtschnur aufstellt, dass der Ausgangspunkt für die Entlohnung der verschiedenen Arbeitskräfte der Marktwert sein soll.<sup>145</sup>«*

In diesem Zirkelschluss, Frauen in ihrer Gesamtheit als eigene ›Personengruppe‹ in Gegenüberstellung zu den verschiedenen Arbeitergruppen zu begreifen, und sie somit von ihrer tatsächlichen Qualifikation, Arbeitsleistung und Arbeitserfahrung zu abstrahieren, konnte man die ›Marktwertregel‹ auf Frauen anwenden und damit die ungleiche Bezahlung scheinbar logisch rechtfertigen.<sup>146</sup>

#### Die ersten Frauen in der Firma Schott

Otto Schott, Ernst Abbe, Carl und Roderich Zeiss gründeten 1884 das Glastechnische Laboratorium Schott & Genossen, das in den Folgejahren zum Jenaer Glaswerk erweitert wurde. Ursprünglich zur Fertigung qualitativ hochwertiger optischer Gläser konzipiert, produzierte das Werk nach Schotts bahnbrechender Entwicklung des thermisch-chemisch resistenten Borosilicatglases im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts auch eine breite Palette unterschiedlicher Labor-, Lampen- und Hauswirtschaftsgläser.<sup>147</sup> »Um die Jahrhundertwende, also bereits 15 Jahre nach seiner Gründung, hatte sich das Jenaer Glaswerk zu einem auf vielen Gebieten konkurrenzlosen Spezialglasunternehmen von Weltruf entwickelt. Bis zum 25-jährigen Jubiläum im Jahre 1909 war die Mitarbeiterzahl [von anfänglich 10 Personen, E. C.] auf 1060 angestiegen.«<sup>148</sup> Da die Firma zu 50 % , und – nachdem Otto Schott im Jahr 1919 mit seinem Geschäftsanteil die andere

145 BACZ 1382: Redemanuskript »Abbes Stellung zur Frauenarbeit im Zeisswerk« von Schomerus, verfasst für Dr. Küppenbender, 6.12.1944. Hervorhebung im Original.

146 Vgl. Anm. 107

147 Vgl. Steiner, Jürgen/Hoff, Uta: Vom Versuchslaboratorium zum Weltunternehmen. In: John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. S. 211.

148 Steiner, Jürgen/Hoff, Uta: Vom Versuchslaboratorium zum Weltunternehmen. In: John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. S. 217f.

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?

Firmenhälfte abgeben hatte – schließlich ganz den Betrieben der Zeiss-Stiftung gehörte, profitierten die Beschäftigten ebenfalls von den vergleichsweise arbeitnehmerfreundlichen Regelungen im Hinblick auf Sozialleistungen und Arbeitszeit – allerdings in geringerem Umfang als die »Zeissianer«<sup>149</sup>.

Aus dem Betrieb sind Konflikte wegen der Einstellung von Frauen nicht bekannt: es lässt sich nicht exakt feststellen, ab wann die ersten weiblichen Angestellten bei Schott beschäftigt waren. Über die vermutlich ersten Arbeiterinnen geben Einträge in einem Personalbuch Auskunft.<sup>150</sup> Neben Namen, Geburtsdatum, Geburtsort und dem Zeitpunkt der Einstellung erfährt man leider nicht in allen Fällen, in welchen Abteilungen die Frauen arbeiteten. Entweder sind die Einträge mit gar keiner Berufsbezeichnung versehen, oder sie werden schlicht als »Arbeiterin« notiert. Einzige Ausnahme sind die 72 als »Packerin« bezeichneten Arbeiterinnen. Außerdem fällt auf, dass 89 – also weit mehr als die Hälfte – der 158 zwischen 1895 und 1906<sup>151</sup> als eingestellt verzeichneten Frauen verheiratet waren, beziehungsweise unverheiratet ihre Stelle bei Schott antraten und dann nach der Heirat ihren Arbeitsplatz beibehielten. Von diesen verheirateten Frauen ist nur eine einzige als »kinderlos« verzeichnet; daher kann man wohl davon ausgehen, dass die anderen Ehefrauen Kinder hatten. Die pauschale – oft ungeprüfte – Unterstellung, die große Mehrheit der erwerbstätigen Frauen hätte im Fall einer Eheschließung die Kündigung eingereicht oder sei entlassen worden, muss anhand dieses Beispiels mit einem deutlichen Fragezeichen versehen werden. An den Eintragungen im Personalbuch lässt sich außerdem die lokale Herkunft der Frauen ablesen; man erhält einen Eindruck von den Migrationsströmen nach Jena zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Lediglich 34 der 158 Frauen waren in Jena und den umliegenden Dörfern geboren; 73 Arbeiterinnen stammten aus unterschiedlichen Regionen des heutigen Thüringen, von Weimar bis Eisenach und Sonneberg; alle anderen Frauen waren im übrigen Reichsgebiet geboren, 13 der Arbeiterinnen in Schlesien und Ostpreußen beheimatet. Auch eine konfessionelle Mischung ist den Eintragungen zu entnehmen; immerhin 17 der Frauen waren Katholikinnen im ansonsten protestantisch geprägten Jena. Wegen schlechter Wirtschaftslage gab es 1903 eine größere Entlassungswelle bei den Frauen<sup>152</sup>; viele erhielten die Kündigung »weil überzählig«<sup>153</sup>, einige von ihnen wurden aber bereits zum Jahresende wieder eingestellt. Ein paar der genannten Kündigungsgründe weisen darauf hin, dass der Prozess der Disziplinierung durch Fabrikarbeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts<sup>154</sup> auch bei den Frauen im Glaswerk fast einhundert Jahre später noch nicht ganz abgeschlossen war. Allerdings war man nun nicht mehr gewillt, die eigenmächtige »Fluktuation« der Arbeitnehmerinnen hinzunehmen: so verloren zwei Frauen ihre

149 Vgl. Ebd. S. 220f.

150 SchA 10/124 a und SchA 10/124 b, Arbeiterverzeichnisse o.J. [den Einträgen entsprechend auf 1907/08 zu datieren].

151 Diesen Zeitraum decken die ersten erhaltenen Arbeiterverzeichnisse des Jenaer Glaswerks ab.

152 Zur selben Zeit wurde auch in einigen Abteilungen bei Zeiss die Kurzarbeit eingeführt und etliche Beschäftigte entlassen. Vgl. Markowski, Frank: Schmeißt Kotthaus aus dem Fenster! In: Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. S. 86.

153 SchA 10/124 a und SchA 10/124 b, Arbeiterverzeichnisse o.J. [laut Einträgen auf 1907/08 zu datieren].

154 »Das synchrone System von Disziplin, Selbstdisziplin und Kontrolle ist als spezifisches Element der Industriekultur vielfach beschrieben worden, ebenso der Widerstand, den die ersten Generationen von Fabrikarbeitern dagegen leisteten, indem sie die Arbeit verzögerten oder blauen Montag feierten.« Lipp, Carola: Der industrialisierte Mensch. Zum Wandel historischer Erfahrung und wissenschaftlicher Deutungsmuster. In: Dauskardt, Michael/Gerndt, Helge (Hgg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde- Kongresses in Hagen vom 7. bis 11. Oktober 1991. Münster 1993. S. 17–38. Hier: S. 21.

### III.4. Durchs Mikroskop: Zeiss und Schott und die Anfänge der Frauenarbeit

Stelle, weil sie öfters unentschuldigt von der Arbeit fernblieben.<sup>155</sup> Zwei Arbeiterinnen wurden aufgrund Diebstahls entlassen, zwei andere wegen »Schwindeleien« und unkorrekter Abrechnung der Arbeitsleistung, eine andere Arbeiterin wurde »wegen Trägheit« entlassen.<sup>156</sup> Eine weitere Frau wird als »unsittlich und schlagfertig« bezeichnet und verstieß damit gegen eine der ungeschriebenen Vorschriften für weibliche Arbeitskräfte. In drei Fällen ist eine Schwangerschaft als Entlassungsgrund angegeben.<sup>157</sup>

Anlässlich des 25-jährigen Betriebsjubiläums des Glaswerks im Jahre 1909 wurde für Firmengründer Otto Schott ein Fotoalbum angefertigt<sup>158</sup>, in dem auf 20 großformatigen Fotografien abteilungsweise alle Mitarbeiter festgehalten sind. Für dieses Jahr lässt sich deshalb recht genau bestimmen, wie viele Frauen in der Firma Schott angestellt waren und in welchen Abteilungen sie arbeiteten. Auf den Fotografien befinden sich insgesamt 106 Frauen, was circa 12 % der abgelichteten Gesamtbelegschaft entspricht. Knapp mehr als die Hälfte von ihnen arbeitete im sogenannten »Zylinderhaus«, einer Abteilung der Glasweiterverarbeitung, vor allem für Beleuchtungsglas. Die gefertigten Glaszylinder kamen dort als geschlossene Ovalkugeln an, wurden auf einer Seite abgesprengt und dann kreisrund ausgeformt.<sup>159</sup> In der Abteilung »Zylinder- und Gerätepackerei« waren die meisten der 54 Beschäftigten ebenfalls Frauen; sie waren dort für das sachgemäße Verpacken der zerbrechlichen Ware zuständig und verrichteten demgemäß innerhalb der Betriebshierarchie eher »niedere« Arbeiten.

Interessant ist jedoch, dass 1909 bereits drei Frauen – von insgesamt 18 Personen – in der Abteilung »Glasbläserei« beschäftigt waren, wo die vorgearbeiteten Röhren an einer mit Sauerstoff angereicherten Leuchtgasflamme zu feineren Laborgeräten weiterverarbeitet wurden.<sup>160</sup> Da die Frauen auf der Fotografie jeweils an einem eigenen Arbeitsplatz direkt vor diesen sogenannten »Lampen« sitzen, ist davon auszugehen, dass sie diese – einige Qualifikation erfordernde – Arbeit auch selber ausübten. Und auch in der vermeintlich männlichen Domäne der »Elektrischen Abteilung« saßen 1909 bereits drei weibliche Kolleginnen mit im Werkraum. Statistisch gesehen mögen diese sechs Frauen nicht weiter ins Gewicht fallen, doch sie reichen aus, um erste Zweifel an der angeblich strikt nach Geschlechtern getrennten Arbeitswelt in den Fabriken der Jahrhundertwende zu wecken – noch Jahre bevor der erste Weltkrieg den massenhaften Zugang zu Männerarbeitsplätzen bescherte.

155 Im Gegensatz zu den Betrieben zu Beginn der Industrialisierung duldete man im Glaswerk offensichtlich die eigenmächtige »Fluktuation« der Arbeitnehmerinnen nicht. »Die Arbeiterbücher der 1857 gegründeten Baumwollspinnerei Kuchen kündeten vom Abschied in der Rubrik »Austritt«: »fort, entlaufen, weg, durchgebrannt...« Kaum die Hälfte der in der Fabrik Arbeitenden nahm ordnungsgemäß Abschied – und war doch wieder willkommen. Bis zu sechsmal kehrten die Entlaufenen zurück.« Köhle-Hezinger, Christel: Willkommen und Abschied. Zur Kultur der Übergänge in der Gegenwart. In: Zeitschrift für Volkskunde, 92. Jg., 1996/I, S. 1–19. Hier: S. 12.

156 Vgl. SchA 10/124 a und SchA 10/124 b, Arbeiterverzeichnisse o.J. [laut Einträgen auf 1907/08 zu datieren].

157 Vgl. ebd.

158 SchA, ohne Nr.

159 Für diese Ausführungen danke ich ganz herzlich Uta Hoff, langjährige Mitarbeiterin und Archivarin im Betriebsarchiv der Firma Schott, Jena.

160 Wie Anm. 159

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?



Abb. III.6.: »Zylinderhaus 1909«. In dieser Abteilung der Glasweiterverarbeitung arbeiteten im Jahr 1909 mehr als die Hälfte der im Glaswerk beschäftigten Frauen. (Quelle: Bayer, Tilde u. a.: Schott in Jena, S. 24).

### III.4. Durchs Mikroskop: Zeiss und Schott und die Anfänge der Frauenarbeit



Abb. III.7.: Drei Frauen in der »Glasbläserei 1909«. Auch in der »Männerabteilung« Glasbläserei beschäftigte die Firma Schott zu Beginn des 20. Jahrhunderts weibliche Arbeitskräfte (Bildmitte, am Tisch sitzend). (Quelle: Bayer, Tilde u. a.: Schott in Jena, S. 24).

### III. Der Rahmen: Jena – »Stadt der Frauen«?



Abb. III.8.: Drei Frauen in der »Elektrischen Abteilung« des Jenaer Glaswerks, 1909. (Quelle: Bayer, Tilde u.a.: Schott in Jena, S. 28).

## IV. Frauenwege: Biographien, Strategien

Nach dem einleitenden Blick auf die jäh unterbrochenen Lebensläufe der Selbstmörderinnen im 2. Kapitel geht es im Folgenden um die Biographien einzelner Frauen in Jena, denen es gelungen ist, mit ihrem Leben und den um sie herrschenden Verhältnissen zurecht zu kommen, sei es durch mehr Unterstützung von außen, durch mehr Selbstvertrauen und Beharrlichkeit, durch mehr Anpassung an die gesellschaftlichen Erwartungen und das sich Fügen in gebotene Möglichkeiten – oder aber durch das geschickte Aufsuchen von sozialen und beruflichen Nischen für Frauen.

#### IV. Frauenwege: Biographien, Strategien



Abb. IV.1.: »Frauen bei der Arbeit« in der Firma Zeiss, 1938. Die junge Frau rechts trägt eine BDM-Uniform. (Quelle: BACZ BI 01999).



## A. Anpassung und Widerstand



## IV.1. Eine bürgerliche Karriere? – Elisabeth Heintzen, Fabrikpflegerin

### Der Entstehungskontext des Berufes »Fabrikpflegerin«

Die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war eine Blütezeit, was die Verbindung traditioneller Vorstellungen von geeigneten weiblichen Arbeitsfeldern mit neuen beruflichen Möglichkeiten für Frauen betraf. Dabei sind diese traditionellen Vorstellungen nicht als überzeitliche Ideen einer idealen Weiblichkeit zu verstehen, sondern sie bezeichnen in Anlehnung an Honeggers<sup>1</sup> Nachweis der seit dem 18. Jahrhundert in Europa forcierten Polarisierung der Geschlechterrollen ein konkret bürgerliches, im Laufe der Zeit von der Mehrheit der Gesellschaft internalisiertes Geschlechtermodell. Dieses Modell der Einschränkung weiblichen Handelns auf den häuslicher-reproduktiven Bereich mündete schließlich in die Ablehnung außerhäuslicher weiblicher Erwerbstätigkeit und ließ diese nur zu, wenn sie ökonomisch unumgänglich war und die Art der Beschäftigung sich zumindest an den Hausfrauentätigkeiten orientierte. Zunächst durch Impulse kirchlicher<sup>2</sup> – und später auch überkonfessioneller – Institutionen, erfolgte ein deutlicher Professionalisierungsschub im Bereich sozial-karitativer Aufgaben. In den Jahren um die Wende zum 20. Jahrhundert fand innerhalb kurzer Zeit die bis heute gültige Institutionalisierung, Ausdifferenzierung und Feminisierung<sup>3</sup> sozialer Berufe statt. Da genau in jenem Zeitraum auch der – heute nicht mehr geläufige – Beruf der »Fabrikpflegerin« entstand, soll im Folgenden diese Entwicklung kurz skizziert werden, ehe die Jenaer Fabrikpflegerin Elisabeth Heintzen ins Zentrum des Kapitels rückt.

Im Zusammenspiel mit den durch Pionierinnen<sup>4</sup> der sozialen Arbeit gegründeten »Frauensschulen« entstand ein diversifiziertes Spektrum an pflegerisch-sozialen Ausbildungsberufen. Im Vordergrund standen zunächst Tätigkeiten der klassischen Krankenpflege, wie sie bis dahin meist von den Angehörigen der christlichen Ordensgemeinschaften betrieben wurde; und diese Fokussierung auf körperlich- gesundheitliche Betreuung blieb auch jahrzehntelang Kernbestandteil jeglicher sozialer Berufsausbildung – sei es Kindergärtnerin, Wohlfahrtspflegerin oder Jugendleiterin. Erst relativ spät in diesem Prozess kristallisierte sich ein Schwerpunkt auch auf

1 Vgl. hierzu ausführlich: Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850. 2. Aufl. Frankfurt/Main 1991. Bes. S.1–3.

2 »Auch in der protestantischen Kirche gab es einzelne Bemühungen zur Verbesserung der sozialen Fürsorge. Der evangelische Pastor Fliedner kam auf Umwegen zur Krankenpflege. [...] Angesichts des von ihm erkannten Bedarfs an besserem Pflegepersonal, gründete er 1836 gemeinsam mit seiner Frau Friederike den »Evangelischen Verein für christliche Krankenpflege in der Rheinprovinz und Westphalen«. In einem eigens zu diesem Zweck gekauften Gebäude eröffneten sie ein Krankenhaus in Kaiserswerth.« Rübenstahl, Magdalene: »Wilde Schwestern«. Krankenpflegereform um 1900. Frankfurt/Main 1994. S. 27.

3 Männliche Sozialarbeit entstand vor allem aus dem Kontext der Jugendbewegung um 1900; 1921 wurde in Berlin der »Deutsche Verband der Wohlfahrtspfleger« gegründet. Vereinzelt wurden Männer ab Mitte der 1920er Jahre an den Sozialen Frauenschulen und Wohlfahrtsschulen zugelassen. In Preußen gab es 1932 insgesamt vier staatlich anerkannte Wohlfahrtsschulen für Männer. Vgl. hierzu: Sachße, Christoph: Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871–1929. 2., überarb. Aufl. Opladen 1994. S. 270–275. Sowie Zeller, Susanne: Geschichte der Sozialarbeit als Beruf. Bilder und Dokumente 1893–1939. Pfaffenweiler 1994. S. 93–97.

4 Eine der maßgeblichen Wegbereiterinnen für die Professionalisierung sozialer Frauenberufe war Alice Salomon, die 1908 in Berlin die erste überkonfessionelle Schule für soziale Frauenarbeit eröffnete und eine Theorie sozialer Arbeit begründete. Vgl. Kuhlmann, Carola: Alice Salomon. Ihr Lebenswerk als Beitrag zur Entwicklung der Theorie und Praxis sozialer Arbeit. Weinheim 2000.

die professionelle Betreuung industrieller Arbeitskräfte heraus: der Beruf der Fabrikpflegerin entstand.

Eine Möglichkeit, sich die Bedeutung und den Gehalt eines solchen neu entstandenen Berufes zu erschließen, ist, sich die dafür ebenfalls neu geschaffene Berufsbezeichnung näher anzusehen. Angeblich geht der Begriff »Fabrikpflegerin« auf Friedrich Zimmer (1855–1919) zurück, den Mitbegründer des Evangelischen Diakonievereins.<sup>5</sup> Inwieweit die Debatte um eine angemessene Bezeichnung sich auch durch eine Opposition (meist männlicher) christlich-konservativer Vertreter der frühen sozialen Bildungsinstitutionen einerseits, und um weibliche Professionalisierung bemühte Vordenkerinnen der bürgerlichen Frauenbewegung andererseits kennzeichnen lässt, deutet sich bei einer Sichtung der zu diesem Thema noch vorhandenen Literatur an. Denn bei genauer Betrachtung des Aufgabenbereichs erweist sich die mit dem Wort »Fabrikpflegerin« anklingende Vorstellung eines selbstlos dienenden, vorwiegend praktisch pflegenden »Engels« als nostalgisierende Fiktion<sup>6</sup> – inspiriert aus Zeiten des Paternalismus, in denen Ehefrau, Töchter und/oder sonstige weibliche Familienangehörige des Guts- oder Fabrikherren durch gelegentliche Krankenbesuche und milde Gaben Notfälle in den sozial noch nicht abgesicherten Pächter- und Arbeiterfamilien aufzufangen versuchten.<sup>7</sup> Die Diskrepanz zwischen der Berufsbezeichnung Fabrikpflegerin und dem tatsächlichen Tätigkeitsprofil war bereits den zeitgenössischen Betrachterinnen bewusst. So spiegelt die damalige Diskussion das Bemühen der Sozialpionierinnen um eine Anerkennung ihrer Qualifikation und Professionalität durch ihre Berufsbezeichnung. Vorschläge wie »Arbeiterinnenfürsorgerin« oder »Wohlfahrtsbeamtin«, »Sozialsekretärin« oder »Sozialberaterin«<sup>8</sup>, die einerseits die inhaltliche Arbeit, andererseits den beruflichen Status genauer definierten, konnten sich jedoch nicht durchsetzen.

Die Gründe für die Begriffswahl lagen nicht nur in der bürgerlich-konservativen Werthaltung der Vertreterinnen und Vertreter christlich-ehrenamtlicher Sozialarbeit, die auch in modernen Berufen stets den Charakter des weiblichen Dienens und Pflegens betonen wollten. Sie gründeten sich auch in einer vollkommenen Neuartigkeit dieses Berufszweiges, die zu dieser gewissen Hilflosigkeit im Finden passender Bezeichnungen führte und damit im Rückgriff auf bereits bekanntes Vokabular ihren Ausdruck fand. Generell war der tiefgreifende Umorganisationsprozess im gesamten fürsorgerischen Metier in den Jahren um den Ersten Weltkrieg noch in

---

5 Vgl. Reinicke, Peter: Die Sozialarbeit im Betrieb. Von der Fabrikpflege zur Betrieblichen Sozialberatung. In: Soziale Arbeit. Bd. 6/7, 1988. S. 202–213. Hier: S. 202.

6 Freilich umfasst der Begriff der »Pflege« und des »Pflegers« seit dem Mittelalter auch Aufgaben der (finanziellen) Verwaltung und Organisation, wie sie sich z. B. in den Begriffen »Kirchenpflege« und »Heiligenpfleger« widerspiegeln. Ein Heiligenpfleger hatte das Amt eines Verwalters des Kirchenvermögens inne. Vgl. Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. 16 Bde. Leipzig 1854–1960. Hier: s.v. Heiligenpfleger. Bd. 16. Sp 840.

7 Vgl. das im angloamerikanischen Raum im 19. Jahrhundert entwickelte Konzept des »friendly visiting« als private Fürsorgetätigkeit. Siehe hierzu: Sachße, Christoph: Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871–1929. 2., überarb. Aufl. Opladen 1994. S. 248–251. Belege für diese karitative Betätigung finden sich nicht nur in autobiographischen Quellen bürgerlicher Frauen, sondern sie haben sich auch als Motiv in der Unterhaltungsliteratur unterschiedlichsten Niveaus aus dem 19. Jahrhundert überliefert. Am bekanntesten in Deutschland hierzu Eugenie Marlitt, z. B.: Im Hause des Kommerzienrates. 1. Aufl. Leipzig 1877. Ein Beispiel für die englische Version der »charitable visits« findet sich u.a. bei Jane Austen in »Emma« (Penguin Books). Neuauflage 1985. S. 108–110.

8 Vgl. Cämmerer, Charlotte von: Die Fabrikpflegerin. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Bd. 46, 1918/19. S. 214–224. Hier: S. 216.

vollem Gange. Der Entstehung neuer Aufgabengebiete und Ausstrukturierung sozialer Berufsfelder hinkte die Nomenklatur hinterher, die sich noch am Anfang des 19. Jahrhunderts mit dem Beginn der Institutionalisierung weiblicher, christlich-karitativer, ehrenamtlicher – meist krankenflegerischer – »Liebestätigkeit« orientierte. So lag es nahe, aus der Krankenpflegerin die Fabrikpflegerin werden zu lassen. Schließlich liegt eine weitere Ursache für die Namenswahl in der Tatsache, dass bis dato speziell ausgebildete Frauen in qualifizierten, leitenden Positionen – gar im öffentlichen oder halböffentlichen Dienst – bislang nicht vorkamen. Berufsbezeichnungen für Frauen als »Beamtinnen«, »Beraterinnen«, oder ähnliche nach Qualifikation und Status klingende Bezeichnungen, waren daher kaum denkbar – während eine »Pflegerin« sehr gut in das Bild der dienenden Frau passte. Gerade erst ab 1900 wurde es Frauen in Deutschland schrittweise möglich, einen höheren Bildungsweg einzuschlagen und eine reguläre akademische – wie nichtakademische – Ausbildung jenseits der Lehrerinnenlaufbahn zu absolvieren. Als in Jena 1908 das neue Universitätshauptgebäude eröffnet wurde, waren die Frauen gerade ein Jahr zur Vollimmatrikulation in allen Studienfächern zugelassen – das Habilitationsrecht und somit der Weg zur Professur hingegen folgte erst 1920<sup>9</sup>. Die Jahrhunderte lange Ausgrenzung von Frauen aus der akademischen Welt konnte nicht durch die Entwicklung von ein paar Jahren aufgefangen werden. Und so verstärkte die Tatsache, dass auch danach die Studentinnen nicht gerade mit offenen Armen an der Alma Mater erwartet wurden, zunächst eher das Misstrauen vieler Sozialpionierinnen gegenüber der relativ unflexiblen Männerinstitution Universität.

Alice Salomon, die Gründerin der ersten sozialen Frauenschule in Berlin, hatte beispielsweise selbst als Gasthörerin von 1902 bis 1904 ein Universitätsstudium der Nationalökonomie absolviert und mit einer Promotion abgeschlossen, doch für die Verwirklichung ihrer Ziele lehnte sie die Universitäten ab: »Die deutschen Universitäten schlossen ... keine berufsbildenden Schulen ein; sie waren ausschließlich Zentren der akademischen Lehre und Forschung. Dieses Milieu war meiner Natur fremd, zu sehr vom Leben entfernt; für mich ein Mittel und kein Ziel.«<sup>10</sup> Die Vertreterinnen einer Professionalisierung sozialer Tätigkeiten sprachen den damaligen Universitäten berechtigterweise die Fähigkeit ab, die Frauen in geeigneter Weise, nämlich theoretisch und praktisch, mit den für die neuen sozialen Berufe erforderlichen Qualifikationen auszustatten, und, sie befürchteten nicht zu Unrecht, vom schwerfälligen universitären Verwaltungsapparat, den mächtigen Gremien und komplexen Studienordnungen am Aufbau einer selbständigen Lehre in ihrem Sinne gehindert zu werden. Unter solchen Bedingungen konnte in Deutschland den meisten Frauen ein aussichtsreicher Einstieg in die Universitäten nicht gelingen, da die Chancen auf eine gleichberechtigte Karriere und den Aufbau eigener wissenschaftlicher Netzwerke nicht gegeben waren. Eine akademische Sozialwissenschaft begann sich erst herauszubilden, und diese schloss durch die bestehenden Strukturen von Anfang an die Frauen von einem gleichberechtigten Mitkommen aus. Fatalerweise verstärkte aber die völlige Trennung von den Universitäten<sup>11</sup> und

9 Vgl. Wobbe, Theresa: Die erste Generation von Wissenschaftlerinnen. Institutionelle Kontexte für Neuankömmlinge in Deutschland und den Vereinigten Staaten. In: Horn, Gisela (Hg.): Die Töchter der Alma mater Jenensis. 90 Jahre Frauenstudium an der Universität von Jena. Rudolstadt 1999. S. 15–33. Hier: S.23.

10 Salomon, Alice: Charakter ist Schicksal. Lebenserinnerungen. Hg. von Rüdiger Baron und Rolf Landwehr. Aus dem Englischen übersetzt von Rolf Landwehr. Weinheim und Basel 1983. Hier: S.98.

11 Allerdings gab es in Deutschland zwischen 1912 und 1925 vereinzelte Versuche, eine sozialfürsorgerische Ausbildung für Frauen an den Universitäten zu etablieren. Sie waren jedoch nicht besonders erfolgreich und wurden nach kurzer Zeit wieder eingestellt. Vgl. Sachße, Christoph: Mütterlichkeit als Beruf. S. 238–230.

der Aufbau eigenständiger weiblicher Ausbildungsinstitutionen die bis heute spürbare Tendenz zu einer gesellschaftlichen wie finanziellen Minderbewertung qualifizierter sozialer Berufe in Deutschland. Währenddessen gelang in Amerika aufgrund der einfacheren Zulassung von Frauen an den Universitäten schon von Anfang an die Kooperation mit den sozialwissenschaftlichen departments der praxis- und innovationsfreudigeren akademischen Hochschulen.<sup>12</sup> Diese frühzeitige Akademisierung in Form von Vorlesungsreihen und gemeinsam veranstalteten Schulungen führte in letzter Konsequenz zu einem vergleichsweise höheren Status sozialer Berufe in den Vereinigten Staaten bis in die heutige Zeit.

Die deutschen Verhältnisse hingegen führten dazu, dass die Vorreiterinnen der sozialen Professionalisierungsbewegung, um einer zügigen Umsetzung ihrer Vorhaben willen private Trägerschaften für die Neugründung favorisierten. Nahe liegend war der Ausbau von Schulungskursen bereits bestehender karitativer Einrichtungen der Kirchen und der bürgerlichen Frauenbewegung, oder auch die Gründung eigener Vereine als Träger der neuen ›Sozialer Frauenschulen‹. 1905 wurde die erste dieser Art in Hannover gegründet unter dem Namen »Christlich-Soziales Frauenseminar«; die erste überkonfessionelle Schule eröffnete drei Jahre später Alice Salomon in Berlin<sup>13</sup>. Diese Schulen boten eine zweijährige Ausbildung in theoretischer und praktischer Fürsorge- und Pflegearbeit. Trotz anspruchsvoller Aufnahmekriterien, expandierender Lehrpläne, eines mehrjährigen Vollzeitstudiums, intensiver Ausbildung in Theorie und Praxis<sup>14</sup>, eines hohen Prüfungsniveaus und der schrittweisen staatlichen Anerkennung ihrer Abschlüsse, erreichten die dortigen Schülerinnen nie dasselbe Prestige wie die Absolventen staatlicher Universitäten.<sup>15</sup>

Fabrikpflegerinnen im Einsatz – zwischen Kontrolle und Fürsorge In diesen Hintergrund der allgemeinen Entwicklungen in der Geschichte sozialer Professionalisierung und Institutionalisierung ist auch die Geschichte der Fabrikpflegerinnen eingebettet. In der Fabrikpflegerin trafen im wörtlichen und inhaltlichen Sinne die traditionellen weiblichen Normen vom selbstlosen Dienen (= Pflege) mit den modernen, wenn auch realiter der Geschlechterhierarchie angepassten, Ideen einer auf maximale Effizienz und Produktivität ausgerichteten außerhäuslichen Erwerbsarbeit auf der Gegenseite (=Fabrik), zusammen. Auf personaler Ebene beinhaltete die Opposition innerhalb des Terminus' die Pflegerin als Vertreterin eines scheinbar ›alten‹ weiblichen Metiers

12 Zur Entwicklung der sozialen Professionalisierung in Amerika siehe: Wendt, Wolf Rainer: Geschichte der sozialen Arbeit. Von der Aufklärung bis zu den Alternativen und darüber hinaus. 3., überarb. und erw. Aufl. Stuttgart 1990. S. 171–173.

13 Vgl. Landwehr, Rolf/Baron, Rüdeger (Hgg.): Geschichte der Sozialarbeit. Hauptlinien ihrer Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Weinheim/Basel 1991. Hier: S.68/69.

14 So zum Beispiel: Pädagogik, Volkswirtschaftslehre, Staatsbürgerkunde, Sozial- und Familienrecht und Sozialethik. Vgl. Kuhlmann, Carola: Alice Salomon. S. 114.

15 Ein weiteres Beispiel zur Frage der Distinktion von Berufswelten: Hartnäckig hält sich in Deutschland der aus der Fröbelschen Pädagogik entlehnte Begriff der ›Kindergärtnerin‹, wiewohl schon seit vielen Jahren die offizielle Berufsbezeichnung ›Erzieherin‹ lautet. In englischsprachigen Ländern wurde zwar für die entsprechende Institution das Wort ›Kindergarten‹ aus dem Deutschen übernommen, aber die dort beschäftigten PädagogInnen sind begrifflich von Grund-, Mittel-, Ober- oder Hochschullehrern zunächst nicht unterscheidbare ›teacher‹. Der deutsche Drang zur klaren Hierarchisierung in der Berufswelt hält also bis heute an und ist an der fein unterschiedenen Begrifflichkeit abzulesen. Indiz dafür ist beispielsweise die bis heute gebräuchliche Berufsbezeichnung ›Sozialarbeiter‹ für AkademikerInnen, die ein sozialwissenschaftliches Vollzeitstudium an der Fachhochschule absolviert haben – obgleich das Wort, neben dem Verweis auf eine starke Praxisorientierung, eher an einen proletarischen Hintergrund gemahnt. Man stelle sich vergleichsweise vor, Volljuristen würden als ›Rechtsarbeiter‹, Historiker als ›Geschichtsarbeiter‹ und Mediziner als ›Gesundheitsarbeiter‹ bezeichnet.

einerseits und die scheinbar ›modernen‹ Vertreterinnen des Industriezeitalters andererseits: die Fabrikarbeiterinnen. Aber auch die Fabrikpflegerin selbst sollte in sich hinter der traditionellen Berufsbezeichnung moderne, da bis dato nicht im Verständnis von ›weiblich‹ vorgesehene Charakterzüge, mit klassisch weiblichen vereinen. So schreibt Charlotte von Cämmerer<sup>16</sup> 1918 in ihrem programmatischen Aufsatz »Die Fabrikpflegerin«: »Es eignen sich nur Frauen zu diesem Beruf, die aufopfernd, taktvoll und unparteilich sind und sicher auftreten.«<sup>17</sup> In diesem Konzept trifft ein Merkmal des damaligen Genderkonstrukts idealer Weiblichkeit – »aufopfernd«, auf Eigenschaften, die eher nicht in die Kategorie Geschlecht, sondern eher in diejenige sozialer Hierarchien passt. Als Bestandteil ursprünglich höfischer Etikette und später in bürgerlichen Idealvorstellungen angeeignet, lässt sich ›sicheres Auftreten‹ und ›Takt‹ mit dem Wertekanon einer auf gesellschaftlichen ›Schliff‹ konzentrierten Führungsschicht in Verbindung bringen. Implizit steckt in diesem Anforderungsprofil für die Fabrikpflegerinnen somit eine Forderung nach gut bürgerlicher Herkunft und Erziehung. Tatsächlich entstammten die Fabrikpflegerinnen diesem sozialen Milieu, ebenso wie die anderen Absolventinnen sozialer Frauenschulen. Denn diese Schulen verlangten als Aufnahmebedingung oftmals die Absolvierung einer Höheren Töchterschule und erhoben Schulgeld für die Deckung ihrer Unkosten. Im Weiteren wird sich zeigen, dass sich der Aspekt sozialer Abgrenzung dominant und explizit durch den Professionalisierungsprozess weiblicher Sozialberufe verfolgen lässt.

Die Diskrepanz zwischen dem relativ wenig nach Qualifikation und Führungsaufgaben klingenden Begriff einer ›Pflegerin‹ und den tatsächlichen Aufgaben einer Fabrikpflegerin wird augenfällig, wenn man die geforderten fachlichen Kompetenzen betrachtet. Sie wiesen ein sehr hohes Niveau auf und damit ebenfalls hochmoderne Züge. Denn eine Fabrikpflegerin musste »die Arbeitsschutzbestimmungen der Gewerbeordnung und die Arbeiterversicherungs- Gesetzgebung kennen, sie sollte in Kinder- und Jugendfürsorge, Armenpflege und öffentlicher Gesundheitspflege erfahren sein.«<sup>18</sup> Im Prinzip umfasste der Aufgabenbereich die gesamten Verwaltungs-, Prüfungs- und Beratungsaufgaben eines kommunalen Wohlfahrtsamtes, nur mit dem Unterschied, dass die Betreuung sich nicht auf eine Gemeinde, sondern auf die Betriebsangehörigen bezog. Charlotte von Cämmerer definierte die Tätigkeit folgendermaßen:

»Sie hat Sorge zu tragen für die Kinder der Arbeiterinnen während deren Abwesenheit von ihrem Hause. Wo keine ausreichende Zahl von Krippen, Kindergärten und Horten vorhanden ist, soll sie geeignete private Pflegestellen dafür ausfindig machen. Sie soll sich um die Wohnungsverhältnisse der alleinstehenden Arbeiterinnen kümmern und für geeignete Unterbringung Sorge tragen, Schlafstellen nachweisen, bestehende Heime nutzbar machen und auf Schaffung notwendiger Einrichtungen hinwirken [...] In Fabriken, in denen besondere Unterstützungsfonds von der Fabrikleitung für Erholungs- oder andere Zwecke zur Verfügung gestellt werden, hat sie die einzelnen Fälle genau zu prüfen und der Fabrikleitung Bericht als Grundlage für die Unter-

16 Charlotte von Cämmerer (1875–1962), Vorstandsmitglied der »Berufsorganisation der Krankenpflegerinnen Deutschlands«, eines nichtkonfessionellen Verbandes, der sich u.a. für eine bessere Ausbildung und günstigere Arbeitsbedingungen der Krankenschwestern einsetzte. Cämmerer publizierte zahlreiche Schriften zum Thema Krankenpflege. Vgl. Wolff, Horst-Peter (Hg.): Biographisches Lexikon zur Pflegegeschichte. Who was who in Nursing History. Bd. 2. München/Jena 2001. s.v. Cämmerer, Charlotte von, S. 40–42.

17 Cämmerer, Charlotte von: Die Fabrikpflegerin. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 1918/19. Bd. 46. S. 214–224. Hier: S.216.

18 Ebd.

stützung zu schaffen. Sie hat Abhilfe zu schaffen bei Schwierigkeiten, die für die Arbeiterinnen durch Beschaffung der Lebensmittel entstehen.«<sup>19</sup>

Darüber hinaus hatte die Fabrikpflegerin noch als weltliche Seelsorgerin und Rechtsberaterin zur Verfügung zu stehen, denn sie sollte »die Arbeiterinnen in persönlichen Angelegenheiten beraten, ihnen in Notständen die Wege zur Beschaffung von Unterstützung weisen, Kranke besuchen, Hilfe und Auskunft über Alimentations-, Vormundschafts- und Versicherungsfragen geben, Streitigkeiten schlichten, auf die Anlage von Ersparnissen hinwirken.«<sup>20</sup> Und schließlich wurden alle Angelegenheiten der Arbeitsschutzbestimmungen und des Schwangerschaftsschutzes in ihre Hände gelegt.

Was hier in der Theorie nach einer anspruchsvollen Umsetzung der Professionalisierungsbestrebungen klingt, war innerhalb kurzer Zeit in der Realität wieder massiven Rückschlägen ausgesetzt. Insoweit bisher dem Phänomen sozialer Betriebsarbeit in den Forschungen überhaupt Beachtung geschenkt wurde, wird in den entsprechenden Publikationen bislang die Zeit des Ersten Weltkrieges als eigentliche Geburtsstunde des Berufs Fabrikpflegerin betrachtet<sup>21</sup>. Man übersieht dabei, dass diese Jahre vielmehr bereits den ersten großen Angriff auf Professionalität und Anerkennung dieses neuen Berufes bedeuteten. Als »Blütezeit« der Fabrikpflege sind die letzten Kriegsjahre höchstens insofern zu sehen, als tatsächlich eine immer größere Zahl von Pflegerinnen eingestellt wurden – allerdings nur in den unmittelbar kriegsindustriellen Betrieben. Um ein Funktionieren der Produktion zu gewährleisten, erließ das Kriegsministerium ab Januar 1917 mehrere Verfügungen, die auf die Einstellung von Fabrikpflegerinnen abzielten – zunächst nur freiwillig, in den letzten Kriegsmonaten obligatorisch<sup>22</sup>.

Von hochprofessioneller Arbeit gut ausgebildeter Fabrikpflegerinnen kann daher mehrheitlich in den letzten beiden Jahren des Ersten Weltkrieges nicht die Rede sein; die meisten der kurzfristig in Betrieben eingesetzten Frauen hatten zwar eine gewisse pflegerische Vorbildung, waren auf die Aufgaben als Fabrikpflegerin jedoch nur in 2- bis 6-wöchigen Schulungen vorbereitet worden<sup>23</sup>. Die massenhafte Einstellung von Frauen in kriegsindustriellen Betrieben, die unter provisorischen, oft chaotischen Bedingungen in schnell ausgebauten Werken eingesetzt wurden, führte zu einem empordrängenden Bedarf an Koordinations- und Überwachungsleistungen. Junge, motivierte und gebildete Frauen sollten sich dafür einsetzen, durch soziale, hygienische, medizinische und nicht zuletzt moralische Aufklärungsarbeit die vielerorts angeprangerten Verhältnisse in den Fabriken zu verbessern. Währenddessen war es für die Betriebsleitungen das vorrangige Problem, für die von auswärts eingesetzten Fabrikarbeiterinnen überhaupt in ausreichender Zahl eine Unterkunft zu beschaffen und in der ohnehin »ausgehungerten« Zeit die Verpflegung sicherzustellen. De facto degenerierte der hohe professionelle Anspruch zu einer kaum zu bewältigenden Aufseherei über meist mehrere hundert Frauen, von denen nicht wenige im oder nahe beim Betriebsgelände primitiv in Baracken untergebracht waren. Ein besonders krasses Beispiel für eine schwierige Ausgangssituation macht die Schilderung eines Frauenschlafsaals in einer Sprengstofffabrik in der Eifel des Jahres 1917 deutlich – in einer Region also, die zu jener Zeit

---

19 Ebd. S. 215.

20 Ebd.

21 Vgl. Reinicke, Peter: Die Sozialarbeit im Betrieb. Von der Fabrikpflege zur Betrieblichen Sozialberatung. In: Soziale Arbeit. Bd. 6–7, 1988. S. 202–213. Hier: S. 202.

22 Vgl. Wunderlich, Frieda: Fabrikpflege. Ein Beitrag zur Betriebspolitik. Berlin 1926. S. 5.

23 Vgl. ebd.



als eines der ›Armenhäuser‹ Deutschlands galt:

»Fünf Zimmer mit Betten und Schränken in der Anzahl von 6 bis 16 sind als bessere Unterkunft geschaffen. Diese Räume sind für die große Anzahl von Betten und Schränken zu eng, die Lüftung zu mangelhaft. Da Mädchen in verschiedenen Schichten beschäftigt sind, liegen über Tag immer einige in den Betten und oft nicht gerade so, dass dieselben einen schönen Anblick gewähren. In diesen Zimmern wird gekocht, gegessen, gewaschen, Wäsche getrocknet, sich frisiert, geraucht und in halbem Anzug herumgewirtschaftet. Die Bretter aus den Betten zerhacken sie im Zimmer, das Stroh aus Betten wird im Ofen verbrannt. Wie es in einem solchen Zimmer, das eher ein Zigeunerlager sein könnte, aussieht, das ist leicht zu erraten. Diese kleine Einzelschilderung soll nur andeuten, wie schwer es halten wird, bis man hier einigermaßen Ordnung schaffen kann, um den Mädchen die Wohltat einer besseren Lebensbedingung zu bieten.«<sup>24</sup>

Wenn die Fabrikpflegerinnen an ihrer neuen Arbeitsstätte eintrafen, waren sie zunächst im Eiltempo damit beschäftigt, die gesamte Arbeitswelt des Betriebes kennen- und verstehen zu lernen. Auch wenn sie im günstigsten Falle auf Erfahrungen in einem Betriebspraktikum zurückgreifen konnten, waren sie nun meist mit einer völlig anderen Produktionsbranche konfrontiert. Um erste Ansatzpunkte für die eigene Tätigkeit finden zu können, mussten sie zumindest die Grundzüge aller Herstellungsprozesse erfassen, sich in eine Fachterminologie einfinden, damit überhaupt eine Kommunikation mit der Fabrikleitung auf der einen und den Arbeiterinnen auf der anderen Seite gelingen konnte. Wenn sie diese Hürden genommen hatten, war noch lange nicht garantiert, dass sie die nötigen finanziellen Mittel, die Entscheidungsbefugnisse, die Unterstützung durch die Betriebsleitung und die Akzeptanz durch die Arbeiterinnen bekamen, damit sie die nach ihrer Analyse vorzunehmenden Änderungen durchsetzen konnten.

Dass die Fabrikpflegerinnen nicht nur gegenüber der Firmenleitung, sondern auch gegenüber den von ihnen zu betreuenden Frauen eine oft schwierige Position einnahmen, ergibt sich aus dem Zusammentreffen einer wohlmeinenden, letztlich aber der bürgerlichen Distanzierung und Distinktion von den Unterschichten verpflichteten »Aufseherin« mit den aus viel einfacheren Verhältnissen stammenden jungen Arbeiterinnen. Bis nach dem Ersten Weltkrieg und teilweise weit darüber hinaus kam der Nachwuchs für die weiblichen Pflege- und Fürsorgeberufe fast ausschließlich bessergestellten Familien. Dafür sorgte nicht nur das für die Frauenschulen zu entrichtende Schulgeld, sondern auch eine Reihe anderer Ausgrenzungsmechanismen der ausbildenden Institutionen, um sich ein »erlesenes Schülerinnenmaterial«<sup>25</sup> zu erhalten: neben der schriftlichen Bewerbung, dem Lebenslauf und den Schulzeugnissen mussten auch noch Referenzen beigebracht werden. Zudem lag das Mindestalter für die Aufnahme in die sozialen Frauenschulen und für die Schwesternausbildung bis in die 1920er-Jahre meist bei 20 Jahren<sup>26</sup>; in diesem Alter hatten sich die ärmeren Volksschulabsolventinnen meist längst für einen anderen Erwerbsweg entscheiden müssen.

24 Heerwagen, Gunther: Munitionsfabrik Hallschlag/Kehr. Bericht der Fabrikpflegerin Anna Nieder über die von ihr angetroffenen Verhältnisse und ihre bisherige Tätigkeit auf den Eifler Sprengstoffwerken an die Frauenarbeits-Nebenstelle des Kriegsamtes vom 30.6.1917. In: Prümer Landbote. Zeitschrift des Geschichtsvereins »Prümer Land«. Heft 30, 1991. S. 27–34. Hier: S. 30.

25 Salomon, Alice: Fünfundzwanzig Jahre Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit. In: Blätter für soziale Arbeit. 10. Jg. Nr. 11/12 1918. S. 41–44. Hier: S. 42.

26 Vgl. Prüfer, Agnes: Vom Liebesdienst zur Profession. Krankenpflege als weiblicher Beruf 1918–1933. Hagen 1997. Hier: S. 72f.

Das soziale Milieu bildete ein kulturell verwurzeltes Hindernis für eine wirklich offene, verstehende Begegnung der beiden Seiten. So ist es gut vorstellbar, dass die bürgerliche Angestellte den Fabrikarbeiterinnen ein Stück weit so entgegentrat, wie die ›gnädige Frau‹ den Dienstmädchen, stammten die Arbeiterinnen doch genau aus den ländlichen und proletarischen Familien, aus denen die Damen der gutgestellten bürgerlichen Haushalte bislang ihr Personal rekrutiert hatten.<sup>27</sup> Zugespißt wurde die Situation, wenn die jungen Arbeiterinnen in gemeinschaftlichen Wohnbaracken untergebracht waren, und dort ohne die unmittelbare ›Aufsicht‹ durch ihr gewohntes soziales Umfeld neue Freiheiten erproben konnten. Außerhalb der sozialen Kontrolle ihrer Familie oder Dienstherrschaft, und abseits ihres bisherigen Wohnorts gewannen sie bislang ungekannte zeitliche Freiräume und eine Erweiterung ihres Bewegungsspielraums, die sie ausprobierten und auskosteten. In einem weiteren Ausschnitt aus dem Bericht der Eifler Fabrikpflegerin spiegeln sich die Missbilligung über den neu erprobten, freieren Lebensstil der Arbeiterinnen, die Konstruktion der Gegensätzlichkeit und Unvereinbarkeit zweier Lebenswelten, ebenso wie das Selbstbild der Fabrikpflegerin als Erzieherin zu bürgerlichen Werten:

*»[...] Ich habe welche [Arbeiterinnen, E. C.] kennengelernt, die konnten bald dies, bald jenes nicht vertragen und abends waren sie im Gasthaus, wo ich noch vorläufig wohne, tanzten und rauchten bis tief in die Nacht. Leider muss es bei aller sozialen Gesinnung doch gesagt werden, dass die Ungebundenheit der Mädchen, die eigene unhygienische Lebensweise, der Mangel an Ruhe und zweckmäßiger Erholung, die selbstverschuldete schlechte Körperpflege, der unzulängliche Wechsel der Leibwäsche, das Tragen von Stiefeln mit hohen Absätzen und die vielfach durch Entbehrung geschwächte Widerstandsfähigkeit des Körpers als Hauptursachen von Erkrankungen mit in Anrechnung zu bringen sind. Jedenfalls wird in dieser Beziehung noch ein großes Stück Erziehungsarbeit zu leisten sein. [...]«<sup>28</sup>*

Doch am Ende des Ersten Weltkriegs konnte es auch geschehen, dass die Fabrikpflegerinnen sich mit ihren »Mädchen« solidarisierten. In den Fabriken wurden innerhalb weniger Monate die auf den ehemaligen Männerarbeitsplätzen eingesetzten Frauen entlassen, um sie durch die aus dem Krieg heimkehrenden Soldaten zu ersetzen. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung wurde schnell wieder in Kraft gesetzt, und um überhaupt noch einen Verdienst zu haben, wandten sich viele der entlassenen Fabrikarbeiterinnen wieder den klassischen weiblichen Erwerbsfeldern in Hauswirtschaft und Dienstleistung zu. Ein kurzer Ausschnitt aus dem Tagebuch einer Fabrikpflegerin veranschaulicht diesen radikalen Umschwung und zeigt zugleich ihre verhaltene Kritik an diesem abrupten Übergang zur Friedenswirtschaft, der die Frauenarbeitsplätze zunächst rigoros geopfert wurden. Gegen diese Entwicklung konnte sich auch die Fabrikpflegerin nicht stellen; nach dem erfolgreichen Abbau der weiblichen Belegschaft wurde schließlich auch sie selbst entbehrlich und erhielt 1923 ihr Kündigungsschreiben:

<sup>27</sup> Exemplarisch seien hier die Zahlen aus einer 1902 veröffentlichten Erhebung Oscar Stillichs zur sozialen Herkunft der Berliner weiblichen Dienstboten genannt: Von 459 erfassten Dienstmädchen stammten 27 % aus Handwerker-, 24 % aus Arbeiter- und 17 % aus Landwirtsfamilien. Die lokale Herkunft der Dienstmädchen verschob sich von der Mitte des 19. zum Beginn des 20. Jahrhunderts deutlich von der Stadt zum ländlichen Umland. Nach: Müller, Heidi: Dienstbare Geister. Leben und Arbeitswelt städtischer Dienstboten (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, Bd. 6). Berlin 1985. S. 29 u. 37.

<sup>28</sup> Heerwagen, Gunther: Munitionsfabrik Hallschlag/Kehr. In: Prümer Landbote. Zeitschrift des Geschichtsvereins »Prümer Land«. Heft 30, 1991. S. 27–34. Hier: S. 29.

#### IV.1. Eine bürgerliche Karriere? – Elisabeth Heintzen, Fabrikpflegerin

*»[...] 10.11.1919. Nun habe ich die ganze Arbeiterinnenfrage dem Generaldirektor vorgelegt. Dieser hat nun prinzipiell entschieden, dass allen Arbeiterinnen gekündigt wird, dass aber einzige Ernährerinnen der Familie behalten werden sollen. Ich werde beauftragt, mit den Betriebsdirektoren und dem Arbeiterausschuss zusammen die einzelnen Fälle zu prüfen und gemeinsam zu entscheiden. Wieviele Reklamationen gekündigter Arbeiterinnen waren schon durch meine Hände gegangen! Wieviel Not in den Familien, wo der Vater im Krieg gefallen war und die Söhne dazu. Nun liegt alles auf den Schultern der Frauen. Sie haben sich bewährt während des Krieges und wünschen nichts weiter, als Arbeit zu behalten, selbst diese für Frauen viel zu schwere Hüttenarbeit, um Kinder oder junge Geschwister zu unterhalten.*

*[...] 27.4.1920. Die Arbeiter finden den Weg in unsere Nähstube, die vielen Frauen Brot gibt, und die Hemdennäherei bürgert sich ein. [...] Frau Knatzbeck, die frühere Kontrolleurin, hat die Aufsicht über die Wäsche, versteht ihre Maschinen, und in einem Morgen sind die 700 Handtücher für 70 verschiedene Betriebe gewaschen. Das ist notwendig, denn die Nähstube ist Mädchen für alles und übernimmt jegliche Nadelarbeit, vom seidenen Lampenschirm für das Direktionshaus bis zum Waschen und Flickten des verschmutztesten Kesselanzuges. Und ich bin glücklich, zwölf arme Witwen beschäftigt zu haben, die entweder ganz hilflos dastehen oder kleine Kinder zu ernähren haben. [...] 7. 4. 1923. Ein schweres Jahr liegt hinter mir und nun sind endgültig die Würfel gefallen. Brief der französischen Direktion: »Ihre Stellung ist heute nicht mehr notwendig und wir behalten uns eine Kündigung vor.«<sup>29</sup>«*

Auch durch die Ausnahmejahre des Ersten Weltkriegs hatten die Frauen ihre Rolle als ›Mädchen für alles‹ nicht ablegen können. Zuerst bekamen sie die Rolle als ›Mädchen für alles‹ in den kriegswichtigen Betrieben zugewiesen, und danach verwandelten sie sich wieder zurück in die traditionellen ›Mädchen für alles‹ im Hauswirtschaftsbereich, von dem die Bezeichnung einst abgeleitet wurde.

#### Der Diskurs über die Fabrikpflegerin

In welchem Jahr die erste Spezialausbildung für Fabrikpflegerinnen in Deutschland stattfand, ist heute nicht mehr zu ermitteln. Um 1900 wurden die ersten Fabrikpflegerinnen in Deutschland beschäftigt, und zwar in Berlin<sup>30</sup>. In einer Quelle ist die Rede von Pfarrer Friedrich Zimmer, der »die Anstellung von Fabrikpflegerinnen bei einer großen chemischen Fabrik in Berlin«<sup>31</sup> anregte. Der Erfolg des Vorhabens führte dazu, dass in den darauffolgenden Jahren »eine Vereinigung von Chemikalienfabrikanten einige Frauen für diesen Beruf ausbilden«<sup>32</sup> ließ. Eine

29 Anonym: Deutsch ist die Saar. Aus dem Kriegs- und Grenzlandtagebuch einer Fürsorgerin. In: Staewen-Ordemann, Gertrud (Hg.): Kameradin. Junge Frauen im deutschen Schicksal 1910–1930. Berlin 1936. S. 202–225. Hier: S.224f.

30 Vgl. Cämmerer, Charlotte von: Die Fabrikpflegerin. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 1918/19. Bd. 46. S. 214–224. Hier: S. 214.

31 Katscher, Leopold: Socialsekretäre und Fabrikpfleger. In: Die Gegenwart. Wochenzeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Hrsg. Von Adolf Heilborn. Berlin, 35. Jg. (1906). Bd. 70.15.12.1906. S.372.

32 Ebd.

andere Publikation<sup>33</sup> nennt die erste Fabrikpflegerin für das Jahr 1900 im Kabelwerk Oberspree der AEG und innerhalb des darauffolgenden Jahrzehnts die Gasglühlichtgesellschaft Osram in Berlin, die Continental-Kautschuk-Compagnie, die Farben- und Tintenfabrik in Hannover, die Farbenfabrik von Bayer Leverkusen, den Stahlwerken Krupp in Essen und eine Königsberger Schokoladenfabrik. Die meisten der erwähnten Firmen besaßen bereits eine Reputation für ihre über das zeitübliche Maß hinaus gehenden Sozialleistungen – so dass es nicht verwundert, wenn dort auch die ersten Fabrikpflegerinnen eingestellt wurden. Erstaunlich ist allerdings, dass die Branchen dieser Firmen keineswegs Betriebe mit einer hohen Frauenquote waren – einmal abgesehen von der Schokoladenfabrik. Ganz im Gegenteil: mechanische, chemische, elektrische und schwerindustrielle Firmen waren zu Beginn des 20. Jahrhunderts eindeutig eine Männerdomäne. Da laut Angabe aller Quellen der Aufgabenbereich von Fabrikpflegerinnen sich ausschließlich auf die Betreuung der weiblichen Werksangehörigen beschränkte, hätte man eher erwarten können, die ersten Pflegerinnen in der nahezu rein weiblichen Belegschaft in der Textilbranche zu finden. Andererseits verfügten diese Firmen im Gegensatz zur expansiven Schwerindustrie entweder nicht über das Kapital oder nicht über die Neigung, sich den Luxus freiwilliger sozialer Vergünstigungen für die Mitarbeiterinnen zu leisten. Als Beispiel für die besonders schlechten Arbeits- und Lohnbedingungen der Textilarbeiterinnen seien hier nur die autobiographischen Schriften der österreichischen Sozialdemokratin Adelheid Popp (1869–1939) genannt, die – wenn auch in agitatorischer Absicht – ein beklemmend eindrückliches Bild von den Zuständen in den »Frauenbetrieben« Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts vermitteln.<sup>34</sup>

Die erste deutsche Veröffentlichung zum Thema Fabrikpflege ist ein im Dezember 1906 erschienener Artikel von Leopold Katscher in der Berliner Wochenzeitschrift »Die Gegenwart«. Unter dem Titel »Socialsekretäre und Fabrikpfleger« berichtet er über die verschiedensten »socialen Wohlfahrtseinrichtungen«<sup>35</sup> amerikanischer, englischer und französischer Firmen, Fabriken und Kaufhäuser. Bei den geschilderten Beispielen handelt es sich um so unterschiedliche Phänomene wie die Herausgabe von Firmenzeitschriften, Benimmregeln für die Arbeitnehmer gegenüber den weiblichen Mitarbeiterinnen, hauswirtschaftliche Fortbildungskurse, nach Geschlechtern getrennte Zahltage, Arbeitszeitvergünstigungen für weibliche Beschäftigte und vorbildliche sanitäre Anlagen. Gemeinsam ist den aufgezählten Beispielen, dass in fast allen Fällen die jeweiligen Aktivitäten und Einrichtungen auf die Frauen in den Firmen abzielten. Von besonderer Bedeutung war dabei die »sociale Hebungsarbeit«, die auf eine Verfeinerung von Sitte und Moral hinwirken sollte: »All die angeführten Vorkehrungen müssen Ton und Sitten der Arbeiterschaft beträchtlich heben, ihre Selbstachtung erhöhen und insbesondere den Mädchen die Arbeitsstätte zu einem angenehmen Aufenthaltsorte machen.«<sup>36</sup> Ein Hauptziel der sozialen Betriebsarbeit war es somit, die Arbeiterschaft zu »zivilisieren« und die Geschlechter zu segregieren: »Wo große Arbeitermengen beschäftigt sind, verhindert das spätere Kommen und frühere Gehen der weiblichen Kräfte rohe Scherze und den hässlichen gemeinsamen Ansturm auf die Bahnzüge oder die Tramwagen.«<sup>37</sup>

33 Vgl. Cämmerer, Charlotte von: Die Fabrikpflegerin. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 1918/19. Bd. 46. S. 214.

34 Vgl. Popp, Adelheid. Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin. In: dies: Erinnerungen. Aus meinen Kindheits- und Mädchenjahren. In einem Band neu herausgegeben von Hans J. Schütz. Bonn 1991. Hier: S. 174.

35 Katscher, Leopold: Socialsekretäre und Fabrikpfleger. In: Die Gegenwart. 35. Jg. (1906). Bd. 70.15.12.1906. S.371.

36 Ebd.

37 Ebd.

Die neue massenhafte Präsenz von Frauen in den Unternehmen wurde demnach oft als Bedrohung wahrgenommen; eine Bedrohung im doppelten Sinne: einerseits im übertragenen Sinne als Bedrohung des bürgerlichen »Anstands«, der einen allzu unverblühten oder körpernahen Umgang der Geschlechter in der Öffentlichkeit nicht gutheißen konnte. Andererseits als Bedrohung für die Frauen im wörtlichen Sinne, die allerdings nur zaghaft aus der Erwähnung von »rohen Scherzen« zwischen den Zeilen herauszulesen ist. Man wollte die weiblichen Beschäftigten vor verbalen und tätlichen Angriffen der männlichen Mitarbeiter schützen. Im Idealfall war das Resultat der Bemühungen die entproletarisierte, hygienische, verbürgerlichte Fabrik. Der Arbeitgeber verhalf nicht nur zum Broterwerb, sondern auch zu einer charakterlichen Verbesserung, wie der Autor an folgendem amerikanischen Beispiel belegt: »In Dayton ist die N.C.R. [National Cash Register Company, E. C.] die einzige Fabrik, deren Mädchen als Damen bekannt sind.«<sup>38</sup> Zumindest im Wunschenken der Verantwortlichen übernahm der Industriebetrieb Funktionen eines Mädchenpensionats und sorgte für gesellschaftlichen Schliff. Wie bereits in anderen Forschungsarbeiten herausgearbeitet wurde<sup>39</sup>, führte dieser Wunsch nach »socialer Hebung« dazu, dass die Anforderungen an weibliche Bewerberinnen immer mehr verschärft wurden. Auch hierzu nennt Katscher Beispiele: »Die Sichtung [des weiblichen Personals] geht bei einigen Unternehmungen schon sehr weit. So z. B. stellen die N.C.R. und die Filene Company nur noch Mädchen an, die eine Mittel- oder Hochschule zurückgelegt haben. Bei der N.C.R. ist der Andrang so groß geworden, dass sich vom nächsten Jahre an nur solche Bewerberinnen werden melden dürfen, die die Fortbildungsschule der Gesellschaft besucht haben werden. Schon jetzt ist bestimmt worden, dass nach 1915 Niemand angestellt sein wird, der nicht als Kind in einen Kindergarten gegangen ist.«<sup>40</sup> In der Folge führte diese Entwicklung also dazu, dass die ursprüngliche Idee – aufklärerisch- paternalistisch wie sie gewesen sein mag, sie war doch emanzipatorisch – die Arbeiterschicht sozial zu heben, unterlaufen wurde. Die gestiegenen Ansprüche an die weiblichen Stellenbewerberinnen schufen eine wachsende Kluft zwischen den mit einfacheren, »unsauberen« Fabrikstätigkeiten beschäftigten Arbeiterinnen und den nunmehr zunehmend aus »besserem« Hause stammenden weiblichen Angestellten mit entsprechender Kinderstube, die vor allem in den kundennahen und auf Repräsentation angelegten Abteilungen beschäftigt wurden. Auf diese Weise koexistierten im Betrieb zwei weibliche »Betriebskulturen«, die kaum Berührungspunkte aufwiesen.

Erst an späterer Stelle widmet sich der Artikel den in der Überschrift angekündigten, näher spezifizierten Tätigkeiten von »Socialsekretären und Fabrikpflegern«: »Die bekannte [...] National Cash Register Company in Dayton hat ihre Socialsekretärin, die Inhaberin eines akademischen Grades, an die Spitze eines der Fabrik gegenüber liegenden Hauses gestellt, in welchem sich bequeme Aufenthaltsstuben und eine Bücherei befinden. Hier werden allwöchentlich gesellige Zusammenkünfte veranstaltet, zu denen jedes Mal eine gewisse Anzahl männlicher und weiblicher Arbeiter und Beamten, darunter einige hervorragende Beamte, Einladungen erhalten. In Verbindung mit diesen Veranstaltungen stehen Tanzklassen mit 450 Theilnehmern. In jenen Clubzimmern können die Mädchen rasten, lesen oder schreiben. Der Socialsekretärin untersteht auch die »Fortschrittsabteilung«, welche auf Wunsch gegen geringes Entgelt Sprach-, Koch-,

38 Katscher, Leopold: Socialsekretäre und Fabrikpfleger. In: Die Gegenwart. 35. Jg. (1906), Bd. 70. 15.12.1906. S.371.

39 Vgl. Nienhaus, Ursula: Berufsstand weiblich. Die ersten weiblichen Angestellten. o.O. 1991. Gold, Helmut/Koch, Annette (Hgg.): Fräulein vom Amt. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Deutschen Postmuseum Frankfurt, vom 4.5. – 15. 8. 1993. München 1993.

40 Katscher, Leopold: Socialsekretäre und Fabrikpfleger. In: Die Gegenwart. 35. Jg. (1906), Bd. 70. 15.12.1906. S.371.

Näh-, Tanz-, Mal-, Rede-, Schnitz- und andere Kurse einrichtet. Die Socialsekretärin hat bereits drei Gehilfen und für die Männer ist ein »Wohlfahrtsdirector« tätig. Den Gipfel des socialen Hilfswerkes bildet der große weibliche »Jahrhundertclub«, der die sociale Hebung des Arbeiterstandes nicht allein in der Daytoner Fabrik, sondern auf der ganzen Erde bezweckt. Er giebt die prächtig ausgestattete Vierteljahrsschrift »Woman's Welfare« (Frauenwohlfahrt) heraus, die an viele Interessenten unentgeltlich verschickt wird, aber auch für Geld abonniert [sic!] werden kann. Dieses Beispiel ahmt seit kurzem das männliche Personal der Firma nach mit der Veröffentlichung einer ähnlichen Zeitschrift: »Men's Welfare«.<sup>41</sup> Es folgen weitere Beispiele von Unternehmen, die Socialsekretärinnen beschäftigen: die Schokoladenfabrik Cadbury in England und ein großes Kaufhaus in New York.

Wie aber sah es in Deutschland aus? »Was speciell Deutschland betrifft, so haben in den letzten Jahren mehrere Firmen Wohlfahrtspfleger angestellt, zu allererst (1900) die Jenenser Zeiß-Stiftung.« Diese Angabe weicht stark von den übrigen ab, und im Folgenden wird sich zeigen, weshalb. Zunächst lässt die Verwendung der männlichen Tätigkeitsbezeichnung aufhorchen. Tatsächlich bezieht der Autor sich bei seiner Aussage auf Siegfried Czapski, den Generaldirektor der Zeiss-Stiftung persönlich, den Katscher brieflich über die sozialen Einrichtungen im Zeisswerk befragte. Czapski formulierte seine Antwort in einem Schreiben von Ende August 1905 folgendermaßen:

*»So lange die Fabrik nicht mehr als ein paar hundert Mann beschäftigte, konnte ich unter Abbes Oberleitung die Functionen eines Socialsekretärs, Wohlfahrtspflegers oder wie Sie es sonst nennen wollen, ganz gut nebenbei selbst wahrnehmen. Da aber mit dem Wachstum der Fabrik die Arbeitslast zu groß wurde, musste ich mir klar machen, dass ich mich um die verschiedenen Einrichtungen und die einzelnen Personen nicht mit der wünschenswerthen Gründlichkeit kümmern konnte, dass daher für diese Functionen eine besondere Arbeitskraft angestellt werden müsse, die aus der betreffenden Thätigkeit ihre Lebensaufgabe mache. Worin diese Thätigkeit besteht? Es ist, kurz gesagt, die gesammte Fürsorge für die Personen der Angestellten, insbesondere der Arbeiter, unter Ausschluss des Bekümmerns um ihre Arbeitsleistungen, also die Fürsorge um die richtige Handhabung des Arbeitsvertrages nach der rechtlichen Seite hin, um das richtige Functionieren der vorhandenen freiwilligen und gesetzlichen Wohlfahrtseinrichtungen...«*

*Ein solcher Mann muß über die nöthige wirtschaftliche Bildung verfügen und ein warmes Herz für die Arbeiter haben, dabei nicht utopisch die Interessen des Betriebes außer acht lassen, endlich im Stande sein, in den kleinen Zwistigkeiten zwischen Werkmeistern und Arbeitern zu vermitteln, gewissermaßen den Schiedsrichter zu spielen... die große Schwierigkeit der Stellung liegt darin, dass die Anforderungen beziehungsweise Wünsche der technischen Beamten, Werkmeister u.s.w. bis zu den Oberingenieuren hinauf sehr oft mit den Anforderungen der socialen Gerechtigkeit collidiren und dass daher dem Socialsekretär keine endgiltig entscheidende Stimme in den wichtigeren Angelegenheiten zugestanden werden kann. Da, wo der Betriebsleiter die technischen und die socialen Ansprüche in eigener Person prüft und gegen*

---

41 Ebd. S. 370.

#### IV.1. Eine bürgerliche Karriere? – Elisabeth Heintzen, Fabrikpflegerin

*einander abwägt, liegen die Verhältnisse entschieden günstiger. Dafür kann aber der besondere Beamte dem einzelnen Falle viel mehr Zeit und Aufmerksamkeit widmen. Er ist der berufene Pfleger beziehungsweise Hersteller des sozialen Friedens in den Fabriken, und insofern ist sein Beruf einer der wichtigsten und schönsten. . . Was unsere besonderen Erfahrungen betrifft, so sind sie noch nicht umfassend genug, um ein endgültiges Urtheil zu gestatten, um so weniger, als trotz der Kürze der Zeit bereits ein zweimaliger Personalwechsel eingetreten ist. Daß uns jedoch alle drei Herren von eminentem Nutzen waren, darüber kann gar kein Zweifel bestehen. Ihren wahren Werth bekommt eine solche Stellung meines Erachtens erst nach Jahren, wenn sich der Betreffende mit den Verhältnissen und Personen genau vertraut gemacht hat.<sup>42</sup>«*

Was Czapski hier in seinem Brief formuliert hat, klingt nach einer Mischung aus Personalchef und ›pater familias‹. Insgesamt wird klar, dass sowohl Katscher, als Autor des Zeitungsartikels, als auch der Zeiss-Chef Czapski noch keine genaue Definition von Fabrikpflege leisten konnten. Sie verstanden darunter zunächst alles, was in irgendeiner Weise mit Personalbetreuung und sozialen Betriebseinrichtungen zu tun hatte. Interessant ist jedoch die Diskrepanz von Czapskis Vorstellungen mit den übrigen im Artikel angeführten Beispielen sozialer Firmeneinrichtungen. Sowohl der Inhaber eines sozialfürsorgerischen Postens in der Firma als auch die Adressaten von dessen Dienstleistungen werden von ihm explizit und implizit als männlich definiert. Es ist die Rede von »drei Herren«, die – innerhalb von 6 Jahren – das noch unscharf definierte Amt eines Sozialsekretärs innehatten. Und bezüglich deren Aufgabe geht es um die Auseinandersetzung mit Werkmeistern, Arbeitern und Obergeringen. Frauen werden in diesem Konzept mit keinem Wort genannt. Sie kommen in diesem Entwurf noch nicht vor, da sie auch in der Realität der feinoptischen Zeiss-Betriebe noch keine Rolle zu spielen scheinen. Wie bereits aufgezeigt, waren 1905/1906 auch erst einige Dutzend Arbeiterinnen bei Zeiss beschäftigt, doch die Planungen sahen bereits einen massiven Ausbau der Frauenarbeit gerade in jenen Jahren vor. Daher wurden innerhalb kürzester Zeit die fabrikfürsorgerischen Tätigkeiten bei Zeiss vollkommen umdefiniert. Czapskis Hinweis auf den häufigen Personalwechsel im Amt des Sozialsekretärs deutet darauf hin, dass es sich um kein ausgesprochenes Erfolgsmodell handelte. Angesichts der fehlenden Vorbilder und Strukturen sind die anfänglichen Probleme verständlich; das starke Anwachsen der weiblichen Belegschaft innerhalb von wenigen Jahren löste eine gewisse Hilflosigkeit, möglicherweise auch diffuse Ängste vor den ungewohnt vielen Frauen im Betrieb aus. In dieser Situation war man gerne bereit, den Posten der ›Fabrikpflege‹ einer weiblichen Bewerberin zu überlassen. Zumal kurz vor dem Ersten Weltkrieg die soziale Professionalisierung, zumindest auf der Exekutivebene, bereits so weit fortgeschritten war, dass diese Branche als eindeutig weibliches Berufsfeld wahrgenommen wurde. Die Lobbyarbeit bürgerlicher Frauenbewegungen seit den 1860er Jahren mit ihrem erklärten Kampf um die Erschließung neuer, exklusiv weiblicher, Berufsfelder hatte sich in den wesentlichen Zügen schon durchgesetzt. Fabrikpflegerin konnte nur werden, wer die entsprechende Ausbildung mitbekommen hatte, und die entsprechende Ausbildung konnte nur in den sozialen Frauenschulen erworben werden. Doch die Aufnahme in eine solche Schule war bis nach dem Zweiten Weltkrieg jedem Mann verwehrt.<sup>43</sup>

<sup>42</sup> Ebd. S. 372.

<sup>43</sup> Vgl. Kuhlmann, Carola: Alice Salomon. Ihr Lebenswerk als Beitrag zur Entwicklung der Theorie und Praxis Sozialer Arbeit. Weinheim 2000. S. 281.

## Herkunft, Ausbildung, Verbindungen

Elisabeth Heintzen, die erste Fabrikpflegerin Jenas, zog im September 1913 in die Stadt in einer Zeit, in der gerade für Frauen erst kurz zuvor viele wichtige Grundlagen für eine gesellschaftliche Neuorientierung geschaffen wurden. Ob die Firma Zeiss eine Stellenausschreibung veröffentlicht hatte, ist heute nicht mehr zurückzuverfolgen. Wahrscheinlicher ist, dass dies aufgrund der bereits vielfach geknüpften Frauennetzwerke im sozialen Bereich gar nicht nötig war. Dafür spricht auch der handschriftliche Bewerbungsbrief Heintzens vom 2. Februar 1913, der bereits gewisse Kenntnisse über die betriebliche Infrastruktur verrät, indem er direkt an den Personalchef Schomerus gerichtet ist. Sie schreibt:

*»Sehr geehrter Herr Doktor! Gestern teilte Frl. Treplin, eine frühere Mitschülerin des Frauenseminars, mir mit, dass für die Arbeiterinnen der Zeisswerke in Jena eine Fabrikpflegerin gesucht würde u. bat mich, falls ich nicht selbst Leute zur Annahme dieses Postens hätte, als Schriftführerin des Verbandes des Frauenseminars Hannover weitere Umfrage bei den Schülerinnen zu halten. Die Arbeit einer Fabrikpflegerin würde meinen Wünschen besonders entsprechen, doch wartete ich häuslicher Verhältnisse wegen gern noch einige Monate u. gewänne somit Zeit, Schreibmaschine u. Stenographie zu erlernen. Ich erlaube mir die höfliche Anfrage, wann spätestens mit der Arbeit dort begonnen werden soll? Meine Papiere möchte ich darauf evtl. einsenden u. mit Ihnen in nähere Verhandlungen treten. Hochachtungsvoll, Elisabeth Heintzen.«<sup>44</sup>*

Aus diesem Schreiben wird ersichtlich, dass Elisabeth Heintzen Absolventin des Christlich-Sozialen Frauenseminars Hannover war – der ersten sozialen Frauenschule in Deutschland<sup>45</sup>. Nach ihrem Abschluss übte sie für den Verband der Schule noch Verwaltungsfunktionen aus, und verfügte damit über optimale Kontakte innerhalb der evangelischen »Sozialszene«. Sie hatte zu der Zeit keine bezahlte Arbeitsstelle inne, denn Vereinsschriftführerin war ein Ehrenamt. Doch ließen ihre häuslichen Verhältnisse es zu, dass sie nicht umgehend erwerbstätig werden musste, sondern im Gegenteil noch die Mittel hatte, Schreibmaschinen- und Stenographiekurse zu belegen. Trotz ihrer Qualifikationen sah sie es als selbstverständlich an, sich diese Kenntnisse noch aneignen zu müssen, in der – später bestätigten – Annahme, in der Firma auch als einfache Schreibkraft für Vorgesetzte herangezogen zu werden, ganz so wie die anderen weiblichen Büroangestellten. Allerdings fehlen diesem Bewerbungsbrief die typischen unterwürfigen Höflichkeitsformeln, wie sie in zahlreichen Stellengesuchen von Frauen zu finden sind<sup>46</sup>. Aus dem Lebenslauf und der

44 BACZ 284: Bewerbungsschreiben Elisabeth Heintzens an Personalchef Schomerus vom 2.2.1913.

45 Gegründet im Jahr 1905. Vgl. Bautz, Friedrich Wilhelm/Bautz, Traugott (Hgg.): Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 21. Hamm 2003. s.v. Bennigsen, Adelheid. Sp. 107.

46 Hier vergleichsweise ein paar kurze Auszüge aus Bewerbungsschreiben an die Firma Zeiss: »Hiermit gestatte ich mir die höfliche Anfrage, ob jetzt oder in nächster Zeit in Ihrem werten Hause die Stelle einer Kontoristin zu besetzen ist. Gegebenenfalls bin ich so frei, Ihnen meine Dienste hierdurch ergebenst anzubieten.« BACZ 284. p. 72. »Bezugnehmend auf Ihre werte Anzeige in den Leipziger Neuesten Nachrichten, gestatte ich mir, mich um den Posten einer Stenotypistin zu bewerben.« BACZ 284. p.77. »Unter höflicher Bezugnahme auf Ihr Inserat in den heutigen »Leipziger Neuesten Nachrichten« erlaube ich mir, mich hiermit um den bei Ihnen vakanten Posten zu bewerben. Meiner sofortigen Übersiedlung nach dort würde nichts im Wege stehen; ich könnte eine Tätigkeit bei Ihnen vielmehr umgehend aufnehmen.« BACZ 284. p.99. »Die Firma Carl Zeiss bitte ich, mich bei der Vergebung einer Stelle als Kontoristin oder Stenotypistin gütigst berücksichtigen zu wollen.« BACZ 284. p.29.



#### IV.1. Eine bürgerliche Karriere? – Elisabeth Heintzen, Fabrikpflegerin

Ausdrucksweise entsteht der Eindruck, dass Heintzen einer gehobenen bürgerlichen Familie entstammte; sie war damit eine typische Vertreterin der Sozialschülerinnen, die neben einer entsprechenden schulischen Vorbildung auch das entsprechende Schulgeld vorzuweisen hatten. Der Brief ist selbstbewusst und präzise formuliert. Sie musste sich nicht selber ›verkaufen‹ und sah in dem Leiter der Personalabteilung einen zukünftigen Verhandlungspartner. Dementsprechend kulant zeigte sich Schomerus in seinem Antwortschreiben<sup>47</sup>, das besagt, der Arbeitsantritt liege ganz im Ermessen der Bewerberin und man freue sich auf eine Bewerbung mit Lebenslauf und Zeugnissen. Das Bewerbungsschreiben ging dann auch zwei Wochen später ein und war entsprechend erfolgreich. Elisabeth Heintzen wurde auf Firmenkosten zu einem Einstellungsgespräch nach Jena eingeladen.<sup>48</sup> Wiederum hatte sie die freie Wahl hinsichtlich des Termins.

Über den Lebenslauf und familiären Hintergrund Elisabeth Heintzens lässt sich folgendes in Erfahrung bringen<sup>49</sup>: Sie wurde am 25. März 1883 in Varel im Oldenburger Land geboren, über die Eltern ist nichts Näheres bekannt. Nach drei Jahren Vorschule und sechs Jahren Höherer Töcherschule lernte sie »alle Hausarbeiten gründlich«<sup>50</sup>. In vielen Fällen verbrachten junge Frauen diese informelle ›Lehrzeit‹ in einem Haushalt bekannter oder befreundeter Familien als sogenannte Haustochter unter der Anleitung der Hausfrau. Elisabeth Heintzen jedoch blieb im Elternhaus, sei es aus Neigung, sei es, weil ihre Mitarbeit in der Familie benötigt wurde. Man sieht an diesem Einzelfall, der als weiblicher Lebenslauf bis dahin vollkommen typisch für das bürgerliche Ideal zu nennen ist, wie das »Haus« die Frauen bis in den Kern ihrer Identifikation – oftmals gleichzusetzen mit Identität – bestimmte: Sie hatten Hausarbeiten zu lernen im Haushalt als Haustochter bei der Hausfrau. Daran führte meist kein Weg vorbei, auch wenn ihnen der Sinn nach einer Erweiterung des Horizonts stand. Das ›Pflichtprogramm‹ musste in jedem Fall absolviert werden. Etwas später hatte Elisabeth Heintzen Gelegenheit, diese Häuslichkeit zu verlassen – um an anderem Ort gleich wieder in den Bannkreis des Häuslichen zu gelangen. Sie belegte in Köln und Dessau Kurse für Kinderpflege und Kinderkrankenpflege, für häusliche Krankenpflege und Erste Hilfe. Diese Dominanz der Häuslichkeit in der Biographie verschleiert die Tatsache, dass die junge Frau in Wirklichkeit höchst unhäuslich sehr weit durch die Lande reiste: vom Norden in Oldenburg in den Westen nach Köln und dann gen Osten nach Dessau. Waren die realisierbaren beruflichen Perspektiven für Frauen auch in einem engen Feld abgesteckt, so konnten zumindest die finanziell besser gestellten unter ihnen eine Erweiterung ihres räumlichen Horizonts anstreben. Schließlich ließ sie sich in Hannover in den Jahren 1911 und 1912 am erwähnten Christlich-Sozialen Frauenseminar zur Wohlfahrtspflegerin ausbilden.

Elisabeth Heintzen war aber nicht nur häuslich, sondern auch sportlich interessiert. In den kurzen, ansonsten nicht auf Persönliches eingehenden Erinnerungen an ihr Ausbildungs- und Arbeitsleben war es ihr in den ersten Zeilen wichtig, zur Sprache zu bringen, dass sie immer »Wander-, Turn-, Tennis- und Radfahrspport«<sup>51</sup> betrieben habe. Mit diesen sportlichen Interessen erwies sich die junge Frau als durchaus modern und auf der Höhe der Zeit; denn erst seit

47 Vgl. BACZ 284. p.20: Antwortschreiben Personalchef Schomerus' an Heintzen vom 4.2.1913.

48 Vgl. ebd. p.21: Schreiben Personalchef Schomerus' an Heintzen vom 18.2.1913.

49 Vgl. BACZ 18820: Lebenserinnerungen Elisabeth Heintzens. November 1955. An dieser Stelle danke ich Ingo Hugger für den Hinweis auf diese wichtige Quelle sowie Dr. Wolfgang Wimmer, der mir unter schwierigen Bedingungen die Akte beschaffen konnte.

50 BACZ 18820.

51 Ebd.

der Wende zum 20. Jahrhundert schlug nach einem heftigen Diskurs um den »Damensport«, insbesondere um das Fahrradfahren, die öffentliche Meinung endgültig zu Gunsten der sportbegeisterten Frauen aus.<sup>52</sup> Möglicherweise stand ihr Elternhaus auch der Lebensreformbewegung nahe, in deren Philosophie die körperliche Ertüchtigung eine zentrale Stellung einnahm.<sup>53</sup> Ihre Ausbildung zur Wohlfahrtspflegerin hatte sie zur Zufriedenheit der Schulleitung abgeschlossen, denn sie wurde direkt anschließend für drei Monate zur stellvertretenden Leiterin des praktischen Ausbildungsteils ernannt. Danach musste sie sich – auf Schomerus' ausdrücklichen Wunsch<sup>54</sup> – auch noch in Stenographie und Maschinenschreiben ausbilden lassen, um allen Ansprüchen an eine ideale, vielseitig einsetzbare weibliche Arbeitskraft zu genügen. Schließlich erweiterte sie ihre medizinischen Kenntnisse noch durch ein Praktikum in einer Chirurgischen Poliklinik in Hannover.

Am 26. Februar 1913, einem Mittwochnachmittag um 16 Uhr, erschien die angehende Fabrikpflegerin das erste Mal persönlich im Zeisswerk. Nach der Unterredung mit dem Personalchef erbat sie sich noch einige Tage Bedenkzeit, um dann am 7. März schriftlich mitzuteilen, sie habe sich nach »reiflicher Überlegung«<sup>55</sup> entschlossen, den Posten zum 1. September zu übernehmen. Um sich abzusichern, forderte sie Schriftliches an: »Nach den mündlich vereinbarten Bedingungen darf ich wohl um Zusendung eines Kontraktes zur Unterzeichnung bitten. Ich werde nach besten Kräften versuchen, dem Zeisswerk und seinen weiblichen Arbeitern nützlich zu sein.«<sup>56</sup> Um dieses Ziel zu erreichen, bot sie an, bis zu ihrem Stellenantritt zusätzlich Geld und Zeit in ihre Weiterbildung zu investieren:

*»Wenngleich ich bestimmt glaube, dass meine Vorbildung auch zur ersten Hilfe in Krankheits- und Unglücksfällen genügen wird, so möchte ich doch erwähnen, dass, falls Sie es für wünschenswerter halten, meine Schwester, die das staatl. Krankenpflegeexamen machte, ebenso geneigt sein würde, die Stellung zu übernehmen. Meine Schwester, 31 Jahre alt, besucht noch bis zum 1. Juni d. Js. den theoretischen Kursus im Christl.-Soz. Frauenseminar hier u. würde im Sommer evtl. die Zeit benutzen, Stenographie u. Schreibmaschine zu erlernen.«<sup>57</sup>*

Elisabeth Heintzen hatte demnach eine fast gleichaltrige, ebenfalls unverheiratete Schwester, die zur ungefähr gleichen Zeit auch die soziale Berufslaufbahn einschlug. Dieser Umstand spricht dafür, dass sie es anscheinend nötig hatten, finanziell auf eigenen Beinen zu stehen, was die Schwestern veranlasste, konkretere Schritte zur beruflichen Fortbildung zu unternehmen und sich baldmöglichst eine feste Anstellung zu suchen. Entweder Elisabeth oder ihre Schwester sollte auf jeden Fall die Stelle in Jena bekommen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass etwa der Tod

52 Zur wichtigen Rolle des Radfahrens für die Frauenemanzipation vgl. Maierhof, Gudrun/Schröder, Katinka: Sie radeln wie ein Mann, Madame! Als die Frauen das Rad eroberten. Dortmund 1992. Naumann-Winter, Petra: Das Radfahren der Damen. Bildbetrachtungen zum Diskurs über Modernisierung und Technisierung um 1900. In: Köhle-Hezinger, Christel/Scharfe, Martin (Hgg.): Männlich – weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg 1997. Münster 1999. S. 430–434.

53 Vgl. Holzrichter, Birgit: Leibesertüchtigung. In: Buchholz, Kai u.a. (Hgg.): Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900. Bd 2. Darmstadt 2001. S. 387–400.

54 Vgl. BACZ 284. p.21: Schreiben Personalchef Schomerus' an Heintzen vom 18.2.1913.

55 BACZ 18820.

56 Ebd.

57 BACZ 284: Brief Elisabeth Heintzens an Schomerus vom 7.3.1913.

des Vaters Anlass zu diesen Schritten gab. Und tatsächlich findet sich im Adressbuch der Stadt Jena für die Jahre 1915/1916 ein Eintrag, aus dem folgendes hervorgeht: Die Fabrikpflegerin wohnte in der Talstraße 36 zusammen mit ihrer Mutter, der Witwe Bertha Heintzen.<sup>58</sup> Die Mutter hatte den heimischen Wohnsitz aufgegeben, sei es, dass sie finanziell oder pflegerisch von der verdienenden Tochter mitversorgt werden musste, oder ob umgekehrt die Mutter zur Unterstützung der Tochter nach Jena gezogen war. Auf jeden Fall brachte die Zusammenlegung ihrer Haushalte eine finanzielle Erleichterung für beide Seiten. Bei Elisabeths Schwester konnte die Mutter ganz sicher nicht wohnen, falls diese den Beruf der Krankenschwester tatsächlich ausübte. Es war in diesen Jahren sowohl für ordensgebundene als auch die so genannten »freien« Schwestern selbstverständlich, ein Zimmer im Mutterhaus bzw. Schwesternwohntrakt ihrer Klinik zu beziehen. Die Aufnahme von Familienangehörigen war dort nicht gestattet.<sup>59</sup>

Elisabeth Heintzen wohnte einige Jahre als vollerwerbstätige und unverheiratete Frau zusammen mit ihrer Mutter. Diese – den damaligen Auffassungen von einem »anständigen« Lebenswandel unverheirateter Frauen entsprechende – Art von Wohngemeinschaft bot zumeist beiden Teilen gewisse Vorteile. Zu Zeiten, in denen Haushaltsaufgaben wie Wäsche waschen, kochen, bügeln und Hausputz ungleich mehr Anstrengung und Zeit in Anspruch nahmen als heutzutage, war es für Frauen ein unbestreitbarer Vorteil, mit mindestens einer weiteren Frau zusammenzuwohnen. Während Ehefrauen in Kleinfamilien allein mit allen reproduktiven Arbeiten fertig werden mussten, konnten weibliche Wohngemeinschaften eine gewisse Arbeitsteilung vornehmen und sich gegenseitig manche Mühe erleichtern. Bei der Beurteilung von Frauenalltag und gelebten Lebenswirklichkeiten ist es also von großer Wichtigkeit, zu beachten, mit wem sie zusammen lebten. Die wenigsten »alleinstehenden« Frauen lebten aus finanziellen wie aus Gründen des »Anstands« tatsächlich ganz alleine in einem Haushalt, sondern teilten sich Wohnungen beispielsweise mit anderen weiblichen Verwandten, mit Freundinnen oder einer Pensionswirtin. Die gängigen Kategorien »ledig«, »alleinstehend«, »verheiratet« oder »verwitwet«, die unter diesem Gesichtspunkt Frauen über ihren Status in Anbindung an Männer definieren, bieten über deren konkrete Lebenssituation wenig Aussagekraft. Als Alternative bietet sich hier die Einteilung nach Einfrauen- und nach Mehrfrauenhaushalten. Im ersten Falle sind alle Wohn- und Lebensformen zusammengefasst, in denen eine Frau allein für Fragen der Versorgung mit Essen, Kleidung und dem Führen des Haushalts fertig werden musste. Das trifft auf verheiratete Frauen in Ein- und Zweigenerationenfamilien ohne mithelfende Töchter ebenso zu wie auf tatsächlich allein lebende Frauen, seien sie ledig, verwitwet, getrennt lebend oder geschieden. Im zweiten Falle sind diejenigen Frauen eingeschlossen, die mit mindestens einer weiteren weiblichen, im weitesten Sinne »arbeitsfähigen« Person die Haushaltsaufgaben teilen konnten. Dazu zählen etwa die Mehrzahl der agrarisch lebenden Familien mit arbeitenden Töchtern, Großmüttern oder Mägden. Ebenso die bürgerlichen Haushalte mit Dienstpersonal, die proletarischen Kleinfamilien mit mindestens einer halbwüchsigen oder erwachsenen Tochter und so weiter. Nancy Fraser kritisierte den ausschließlich nach Kategorien des Familienstatus fragenden Forschungsblick, der die tatsächliche Lebenssituation von Frauen ausblendet, folgendermaßen: »Es ist bekannt, dass die geschlechtliche Arbeitsteilung den Frauen die Hauptverantwortung für die Pflege derer

<sup>58</sup> Vgl. Adressbuch der Stadt Jena. 1915/16. S. 48.

<sup>59</sup> Zu den Wohn- und Lebensbedingungen der Krankenschwestern im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts vgl. Rübenstahl, Margarete: »Wilde Schwestern«. Krankenpflegereform um 1900. Frankfurt/Main 1994. Hier: S. 49–51.

zuweist, die nicht selbst für sich sorgen können. (Ich lasse die traditionellen Verpflichtungen beiseite, nach denen Frauen erwachsene Männer persönlich zu bedienen haben – Ehemänner, Väter, erwachsene Söhne, Liebhaber – , die sehr gut für sich selbst sorgen können.) Solche Verantwortlichkeiten umfassen selbstverständlich die Kinderpflege, aber auch die Pflege kranker und/oder älterer Verwandter, oft der Eltern.«<sup>60</sup>

Im Falle Elisabeth Heintzens bleibt allerdings im Reich der Spekulation, was das Zusammenleben mit der Mutter tatsächlich bedeutete. Möglicherweise war sie pflegebedürftig und bedeutete im nüchternen Blick auf Arbeitspflichten nun eine zusätzliche Anstrengung für die Tochter. Heintzens Mutter ist im Jenaer Adressbuch von 1920 bereits nicht mehr eingetragen; demnach ist sie verstorben oder wieder aus Jena weg gezogen.<sup>61</sup> Danach verzeichnet das Adressbuch die Fabrikpflegerin offiziell als allein lebend, was nicht zwangsläufig bedeutet, dass dies tatsächlich der Fall war. Möglicherweise vermietete sie ein Zimmer unter oder hatte zeitweilig eine Freundin bei sich wohnen, die nicht unbedingt gemeldet sein musste. Hingegen war das Zusammenleben mit einem nicht verwandten Mann völlig ausgeschlossen, da sich das weder mit den Moralvorstellungen einer ›anständigen‹ bürgerlichen Frau, noch mit den von ihrem Arbeitgeber vertretenen Ansichten oder denen ihres weitgehend aus Zeissianern bestehenden Wohnumfelds vereinbaren ließ. Nach dem Wegzug oder Tod der Mutter zog Elisabeth Heintzen in eine neue Wohnung in der späteren Wartburgstrasse – nur unwesentlich weiter von ihrer Arbeitsstelle entfernt als ihr vorheriger Wohnsitz. Dort wohnte sie im zweiten Stockwerk bis zu ihrer Pensionierung.

Wir verfügen über keine Schilderung von Elisabeth Heintzen bezüglich ihres Alltags außerhalb des Zeisswerkes und wissen daher nicht, wie sie ihre Zeit nach Feierabend und am Wochenende verbrachte. Immerhin ist noch in Erfahrung zu bringen, dass die Fabrikpflegerin in den Jahren zwischen 1923 und 1932/33 die Vorsitzende im in Jena ab 1914 verzeichneten »Deutsch-

---

<sup>60</sup> Fraser, Nancy: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann. Frankfurt/Main 1994. S. 228f. In ihrer Studie weist Fraser auch darauf hin, dass in Großbritannien noch im Jahr 1975 »dreimal mehr alte Leute bei ihren verheirateten Töchtern leb[t]en als bei ihren verheirateten Söhnen und dass alte Leute ohne eine nahe weibliche Verwandte unabhängig vom Grad ihrer Gebrechlichkeit eher in ein Heim eingewiesen wurden.« (S.229).

<sup>61</sup> Meldebogen oder Sterberegister aus dieser Zeit sind im Stadtarchiv Jena nicht erhalten.

Evangelischen Frauenbund<sup>62</sup> war.<sup>63</sup> Es ist gut denkbar, dass sie sogar Gründungsmitglied und Mitinitiatorin des Ortsvereines war, der ein Jahr nach Heintzens Ankunft in Jena entstanden war und bis 1940 – also weit über die erste Gleichschaltungswelle der Nationalsozialisten<sup>64</sup> hinaus – Bestand hatte.<sup>65</sup> Mit dem Eintritt in den Deutsch-Evangelischen Frauenbund zeigt sich, dass Elisabeth Heintzen der weltanschaulichen Prägung ihrer Frauenschulzeit treu geblieben war und noch in den gleichen Netzwerken verkehrte. Denn der Deutsch-Evangelische Frauenbund war 1899 von Paula Müller-Otfried als ursprünglich von der evangelischen Kirche unabhängiger Frauenverband ins Leben gerufen worden, welche sechs Jahre später zusammen mit Adelheid von Bennigsen die Soziale Frauenschule in Hannover gründete<sup>66</sup>, also die Institution, an der Elisabeth Heintzen ihren Berufsabschluss gemacht hatte.

Elisabeth Heintzen ging ihrem Bedürfnis nach gesellschaftspolitischem Engagement und sozialer Einbindung nicht im viel größeren und einflussreicheren Hauptfrauenverein nach, der gleichermaßen durch eine bürgerlich-protestantische Ausrichtung gekennzeichnet war. Als neu zugereiste, berufstätige und »alleinstehende« Frau hätte sie zwar möglicherweise Aufnahme in den arrivierten Kreis gefunden, doch sicher niemals eine leitende Funktion einnehmen können. Die Plätze im Vorstand waren den Ehefrauen der Fabrikanten, Professoren, Justizräten und Kirchen-

62 »Ab 1904 gab der Bund die »Evangelische Frauenzeitung« heraus. [...] 1908 trat der Bund dem Bund deutscher Frauenvereine bei, ohne allerdings dessen Forderung nach einem allgemeinen Frauenwahlrecht zu unterstützen. Mehrheitlich fühlten sich die DEF-Mitglieder der traditionellen Hierarchie zwischen den Geschlechtern verpflichtet. Sie setzten sich zwar für das kommunale und kirchliche Frauenwahlrecht ein, das allgemeine Wahlrecht im politischen Bereich für Frauen lehnten viele dagegen ab. Im ersten Weltkrieg engagierte der DEF sich im »Vaterländischen Dienst«, um im Geiste eines weiblichen Kriegsdienstes in der Heimat durch Fürsorge und praktische Arbeit seinen Teil zum militärischen Sieg beizutragen. Das Kriegsende und die sich etablierenden demokratischen Verhältnisse der Weimarer Republik wurden als große nationale Niederlage empfunden. Aber trotz dieser ablehnenden Haltung der Republik gegenüber und der Ablehnung des allgemeinen Frauenwahlrechts engagierte sich die Vorsitzende des Gesamtbundes, Paula Müller-Otfried, als Abgeordnete der Deutschnationalen Volkspartei im Weimarer Parlament für die Erneuerung von Frauenbild, Volkstum und Mutterschaft. Die Erneuerung des Frauenbildes verstand sie als Stärkung der traditionellen wesensgemäßen Bestimmung der Frau, die durch die »grassierenden Zivilisationsschäden wie Unsittlichkeit und Gottesferne« immer mehr in Gefahr zu geraten schienen. [...] So beteiligte der DEF sich an der bevölkerungspolitischen Kampagne gegen den sogenannten Geburtensturz, an der Kampagne gegen »Schmutz- und Schundliteratur«, gegen die Liberalisierung des § 218 und des Sexualverhaltens. Darüber hinaus engagierte der Bund sich gegen die »Kriegsschuldlüge« und den Versailler Vertrag.« Vechtel, Anne: Der Deutsch-Evangelische Frauenbund. Im Zwiespalt zwischen Protestantismus, Nationalsozialismus und Frauenbewegung. In: Kuhn, Annette (Hg.): Frauenleben im NS-Alltag. Bonner Studien zur Frauengeschichte Bd. 2. Pfaffenweiler 1994. S. 204–216. Hier: S. 205f.

63 Vgl. Adressbücher der Stadt Jena. Jg. 1914, 1915/16, 1917, 1919, 1920, 1921, 1923, 1925, 1927/28, 1929, 1931. Rubrik »Vereine«.

64 Der Deutsch-Evangelische Frauenbund (DEF) war ab 1933 Mitglied im »Frauenwerk der evangelischen Kirche« und als solches auch im nationalsozialistischen »Deutschen Frauenwerk« vertreten. Während der kommenden Jahre gab es allerdings seitens der evangelischen Frauenvereine vermehrt Versuche, sich von der nationalsozialistischen Vereinnahmung zu distanzieren und eine unabhängige Frauenarbeit zu erhalten. Seit Kriegsbeginn wurden staatlicherseits jedoch kirchliche sozialkaritative Aktivitäten immer weiter eingeschränkt; neben der Herausgabe von religiösen Schriften beschränkte der DEF sich auf Bibelarbeit. Vgl. Vechtel, Anne: Der Deutsch-Evangelische Frauenbund. Im Zwiespalt zwischen Protestantismus, Nationalsozialismus und Frauenbewegung. In: Kuhn, Annette (Hg.): Frauenleben im NS-Alltag. Bonner Studien zur Frauengeschichte Bd. 2. Pfaffenweiler 1994. S. 204–216. Hier: S. 208.

65 Vgl. Adressbuch der Stadt Jena. Jg. 1940. Rubrik »Vereine«.

66 Vgl. Bautz, Friedrich Wilhelm/Bautz, Traugott (Hgg.): Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 6: Moenius, Georg bis Patijn, Constantijn Leopold. Hamm 1993. s.v. Müller-Otfried, Paula, Sp.308f.

beren in Jena vorbehalten.<sup>67</sup> Dieser gesellschaftlichen Stellung entsprach Elisabeth Heintzen zwar nicht, doch auf der Ebene der protestantischen, sozialen und modernen Gesinnung bestanden durchaus Verbindungen. Während im Ersten Weltkrieg die Mitglieder des Hauptfrauenvereins als Vertreterinnen des Roten Kreuzes daran gingen, fast die gesamten sozialen und fürsorgerischen Aufgaben für die Stadtbevölkerung in ehrenamtlicher Arbeit zu übernehmen<sup>68</sup>, hätte Elisabeth Heintzen jedoch keine Zeit gehabt, sich in ihrer knappen Freizeit so intensiv wie gefordert in den ›Fürsorgediensten‹ zu betätigen. Allerdings kam die Fabrikpflegerin in jenen Jahren durch ihre Arbeit in näheren Kontakt mit dem Frauenverein, als die betriebliche Stillkrippe und der Kindergarten aus der Zuständigkeit Elisabeth Heintzens an die Aufsicht des Hauptfrauenvereins übertragen wurde. Durch diese Zusammenarbeit lernte Heintzen Grete Unrein kennen; sie beschrieb dies in ihren Lebenserinnerungen – mit sichtlichem Stolz auf die Bekanntschaft mit der späteren Jenaer Ehrenbürgerin – als »Erlebnis, das im Laufe der Jahre durch ihre Güte und rastlose Tätigkeit zu einem beglückenden Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis führte«<sup>69</sup>. Auch für Heintzens Ansehen und Position im Zeisswerk mag es von Nutzen gewesen sein, in direktem Kontakt mit Abbes Tochter zu stehen, die nach dessen Tod zu einer zentralen Identifikationsfigur für die Stadt geworden war. Bereits Abbes Witwe, Else Abbe, hatte die Fabrikpflegerin kurze Zeit nach deren Ankunft in Jena, im November 1913, zu sich eingeladen, um sich »von den ersten Anfängen und weiteren Plänen«<sup>70</sup> berichten zu lassen. Doch ehe aus der Bekanntschaft eine tiefere Freundschaft oder intensivere Protektion werden konnte, starb Else Abbe bald darauf am 2. Februar 1914 – genau ein Jahr, nachdem Elisabeth Heintzen ihren ersten Bewerbungsbrief an das Zeisswerk verfasst hatte.

## Arbeitsfeld bei Zeiss: Großer Entwurf und reduzierte Wirklichkeit

Der 1. September 1913 war der erste Arbeitstag Elisabeth Heintzens. Wie schon aus dem Briefwechsel mit Zeiss im März desselben Jahres hervorgeht, hatten sich in den Jahren zwischen Czapskis Formulierung der idealen Form von betrieblicher Wohlfahrtspflege und den von der künftigen Fabrikpflegerin erwarteten Aufgaben erhebliche Modifikationen ergeben. Während Czapski noch mit keinem Wort die Fürsorge für weibliche Arbeitnehmer erwähnt hatte, sondern nur die Betreuung der männlichen Werksangehörigen im Sinne hatte, schrieb Heintzen im Anschluss an ihr Einstellungsgespräch, sie freue sich darauf, »dem Zeisswerk und seinen weiblichen Arbeitern nützlich zu sein.«<sup>71</sup> Offenbar war man übereingekommen, dass die neu geschaffene

67 Im Stichjahr 1925 handelte es sich bei den Vorstandsmitgliedern um die Ehegattinnen von einem Pfarrer, einem Stadtbaudirektor, der Gattin und der Tochter eines Oberlandesgerichtspräsidenten, der Ehefrau des Oberbürgermeisters, drei Professorengattinnen, die Gattin des Oberpfarrers, eines Geheimen Hofrats, eines Fabrikbesitzers, eines Geheimen Kirchenrats und eines Zahnarztes. Vgl. Verzeichnis der Vorstandsmitglieder im Hauptfrauenverein Jena. In: Glaue, Helene (Hg.): Hundertzehn Jahre Haupt-Frauenverein Jena. Jena 1925. S. 82- 85.

68 Während des Ersten Weltkriegs betrieb das vornehmlich aus weiblichen Aktiven bestehende Rote Kreuz in Jena, in dem die Mitglieder des Hauptfrauenvereins vertreten waren, Lazarette, Suppenküchen, Gärten, Spendensammelstellen, Verkaufsstellen für Lebensmittel, Unterstützungsabteilungen für Kriegswitwen und - waisen, Fortbildungskurse und Unterhaltungsabende für Kriegsinvaliden etc. vgl. Schmucker, Eva: Heimatfront. Rotkreuzhelferinnen in Jena im Ersten Weltkrieg. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. Frauen in Jena 1900 bis 1933. Rudolstadt 2001. S. 69–88.

69 BACZ 18820.

70 BACZ 18820.

71 BACZ 284: Brief Elisabeth Heintzens an Schomerus vom 7.3.1913.

#### IV.1. Eine bürgerliche Karriere? – Elisabeth Heintzen, Fabrikpflegerin

Stelle in erster Linie zugunsten der im Betrieb beschäftigten Frauen eingerichtet werden solle – und zwar ganz konkret für die Arbeiterinnen. Innerhalb weniger Jahre war das Thema »soziale Betriebseinrichtungen für Frauen« von der Nichtexistenz zu einer vorderen Priorität aufgestiegen, die nicht nur alleine in dem rasanten Anstieg der Frauenbeschäftigung bei Zeiss zu suchen ist. Vielmehr – so meine Interpretation des Quellenmaterials – handelte es sich um eine »Flucht nach vorn« der Betriebsleitung, die sich seitens ihrer männlichen Arbeitnehmer immer wieder den Vorwurf gefallen lassen musste, die Frauen als billige Konkurrenz eingestellt zu haben.<sup>72</sup> Das ist zunächst nicht ungewöhnlich – im Falle Zeiss allerdings beriefen sich die Männer auf den § 99 des Stiftungsstatuts.<sup>73</sup>

Den Vorwurf, diesen Paragraphen zu untergraben, konnte die Geschäftsleitung nicht auf sich sitzen lassen, genoss man doch weithin großes Ansehen wegen der im Statut formulierten ethischen Grundsätze, die eine maximale Ausbeutung der Arbeiter und das Abgleiten in den rein profitorientierten Kapitalismus gerade zu verhindern suchten. Dass auch die Firma Zeiss sich betriebswirtschaftlich profitabel verhalten wollte und selbstverständlich aus diesem Grund für immer mehr Arbeitsgänge bevorzugt die durchschnittlich um 33 % billigeren Frauen einstellte, sollte nicht allzu große Aufmerksamkeit erregen. Durch die öffentliche Auseinandersetzung mit der Thematik in dem Rechtsstreit mit dem Arbeiterrat sah sich die Firmenleitung geradezu in der Beweispflicht, dass die Einführung der Frauenarbeit im Endeffekt nicht auf ein allmähliches Unterlaufen dieser Grundsätze hinauslief und dass man sich auch weiterhin vorbildlich um die Belange der Werksangehörigen zu kümmern gedachte. Die Firma hatte einen Ruf als einer der sozialsten Unternehmen Deutschlands zu verteidigen.<sup>74</sup> In diesem Zusammenhang wird deutlich, wie die Einstellung einer Fabrikpflegerin – der neuesten Errungenschaft zur Betreuung und gleichzeitig Überwachung der Frauen – geradezu Ehrensache war.

Für ein monatliches Anfangsgehalt von 150 Mark<sup>75</sup> sollte die Fabrikpflegerin etliche Pflichten übernehmen, wie aus ihrer Tätigkeitsanweisung hervorgeht. Gleich in der Präambel wurde die delikate Stellung der Fabrikpflegerin zwischen Abteilungsleitern und Arbeiterinnen angesprochen: »Sie hat alles zu tun, um sich das Vertrauen der Arbeiterinnen zu erwerben und im besten Einverständnis mit den Aufsichtsorganen der einzelnen Betriebsabteilungen zu stehen.«<sup>76</sup> Wie ihr dieser Spagat einer doppelten Interessenvertretung gelingen sollte, wurde nicht näher ausgeführt. Stattdessen zählt die Tätigkeitsanweisung auf, welche Eigenschaften von ihr gefordert wurden: »Vertrautheit mit der Lebensweise, den Anschauungen, den Neigungen und besonderen Bedürfnissen der Arbeiterinnen; Kenntnis der Anforderungen der gewerblichen Arbeit, den Bedingungen unter denen sie verrichtet wird, ihre Einwirkung auf den menschlichen Körper. Kenntnis der Arbeiterschutzgesetzgebung, besonders der Gewerbeordnung und der Versicherungsgesetzgebung. Kenntnis der sozialen Einrichtungen des Ortes, insbesondere der Kinderschutzeinrichtungen,

72 Vgl. Kap. III.4, Der Rechtsstreit um die Einführung der Frauenarbeit 1905–1907.

73 Vgl. BACZ 2409. Klageschrift der Klage des Vorsitzenden des Arbeiterausschusses gegen die Stiftungsverwaltung der Carl Zeiss-Stiftung vor der II. Weimarer Zivilkammer vom 28.7.1905.

74 Aus dem Bewerbungsschreiben einer Absolventin der Sozialen Frauenschule Breslau an die Firma Zeiss vom 10.1.1924: »Aus dem Wissen heraus, dass gerade Ihr Werk ein Unternehmen ist, das auf der sozial höchsten Stufe steht, wende ich mich mit meiner Bitte an Sie. [...] Weil ich weiß, dass man das Vollendete in sozialer Hinsicht bei Ihnen findet, frage ich ganz bescheiden an, ob ich bei Ihnen eine Anfangsstellung auf diesem Gebiet bekommen könnte. [...]« BACZ 288, p.20: Bewerbungsbrief Gertrud Radetzki, Breslau, an Firma Zeiss vom 10.1.1924.

75 Vgl. BACZ 284: Brief Schomerus' an Elisabeth Heintzen vom 10.3.1913.

76 BACZ 6966. Tätigkeitsanweisung der Fabrikpflegerin. 1913.

Jugendpflegeeinrichtungen, Einrichtungen der Arbeiterinnenfürsorge aber auch der Vereine und öffentlichen Einrichtungen, die der Armenpflege und der öffentlichen Gesundheitspflege dienen. Persönliche Eignung, d. h. Menschenliebe, Selbstlosigkeit, Takt. Unparteilichkeit, Ausdauer, gewisse Lebenserfahrungen, daher nicht zu junges Alter, Vertrautheit mit örtlichen Verhältnissen, Sicherheit im Auftreten.«<sup>77</sup> Heintzens Aufgabenbereich endete nicht am Werkstor, denn ihr lag »die allgemeine Fürsorge für die Wohlfahrt der Arbeiterinnen und deren Familien sowohl innerhalb als auch außerhalb des Betriebes ob.«<sup>78</sup> Sie sollte somit auch als Sozialbetreuerin in der Auseinandersetzung mit öffentlichen Behörden fungieren: »In steter Fühlung mit den Arbeiterinnen hat sie deren Wünsche entgegen zu nehmen und hier auf das Weitere in Verbindung mit den Behörden zu veranlassen.«<sup>79</sup> Um effizient arbeiten zu können, versprach man ihr jederzeit Zutritt zu allen Fabrikräumen.

Als konkrete Aufgabenbereiche werden genannt: Organisation der Unterbringung von Kindern der Arbeiterinnen in Krippen und Kindergärten, und – falls dort nicht genügend Plätze frei wären – Beschaffung geeigneter privater Pflegestellen. Außerdem sollte sie sich um die Wohnverhältnisse der »alleinstehenden«<sup>80</sup> Arbeiterinnen kümmern und zu diesem Zweck auch mit der Kommune und den örtlichen Frauenvereinen zusammenarbeiten. Ihr oblag die Beaufsichtigung der speziellen Aufenthaltsräume wie Speisesäle, Ankleideräume, Baderäume, Arbeitergärten und Gewährleistung von Ordnung und Sauberkeit. Allgemeine Gesundheitsfürsorge gehörte ebenso zu ihren Aufgaben wie die Betreuung der Schwangeren. Allerdings war eindeutig festgelegt, dass konkrete Leistungen der Ersten Hilfe und das Anlegen von Verbänden nicht von ihr ausgeführt werden sollten. Schließlich wurde von der Fabrikpflegerin erwartet, dass sie die Arbeiterinnen in »persönlichen Angelegenheiten«, vor allem in »Notständen« unterstützte – sei es durch Beschaffung von Unterstützungsleistungen, Beratung in Alimentations-, Vormundschafts- und Versicherungsfragen und die Ermunterung zur Anlage von Ersparnissen. Die genannten Punkte weisen eine große, geradezu erstaunliche Alltagsnähe zu den Hauptsorgen der Arbeiterinnen auf. Es ist bemerkenswert, dass heikle Themen wie die Schwangerenbetreuung in nicht stigmatisierender Weise angesprochen werden und darauf hingearbeitet werden soll, den zukünftigen Müttern beizustehen – während zeitgleich noch die meisten Dienstmädchen mit einer prompten und unehrenhaften Entlassung rechnen mussten, wenn entdeckt wurde, dass sie schwanger waren. Ebenso fällt die unverhüllte Nennung von »Alimentationsfragen« auf, die auch auf die Probleme mancher Mütter mit den zahlungsunwilligen Vätern anspielt. Bei dieser umfangreichen Tätigkeitsanweisung ist nicht leicht ersichtlich, wie Elisabeth Heintzen darüber hinaus noch Zeit für andere Aufgaben haben sollte. Personalchef Schomerus hingegen, der fortan ihr direkter Vorgesetzter war, sah das anders – er ging von einer »noch zur Verfügung stehenden Zeit«<sup>81</sup> aus, in der sie »bei der Erledigung der Korrespondenz der Personalabteilung behilflich sein«<sup>82</sup> sollte. Bei ihrem Arbeitsantritt hatte Heintzen noch keinen eigenen Raum zur Verfügung, sondern arbeitete in Schomerus' Büro, wo sie anfangs tatsächlich mit Papierarbeiten beschäftigt wurde und somit gleichzeitig unter ständiger Kontrolle ihres Vorgesetzten war. Auf diese Weise hatte sie

---

77 Ebd.

78 Ebd.

79 BACZ 6966: Tätigkeitsanweisung der Fabrikpflegerin. 1913.

80 Ebd.

81 BACZ 284: Brief Schomerus' an Elisabeth Heintzen vom 10.3.1913.

82 Ebd.



#### IV.1. Eine bürgerliche Karriere? – Elisabeth Heintzen, Fabrikpflegerin

keine Möglichkeit, die von ihr geforderten Einblicke in das Arbeitsleben der Frauen zu gewinnen, sondern saß mehrere Gebäude weit von ihnen entfernt an einer Schreibmaschine. Das waren keine idealen Voraussetzungen, mit den Arbeiterinnen »in Fühlung«<sup>83</sup> zu kommen oder gar ein Vertrauensverhältnis zu ihnen aufbauen zu können. Tatsächlich wurden die Betriebsangehörigen erst vier Tage nach Heintzens Arbeitsbeginn durch ein Rundschreiben an die Werkmeister von deren Einstellung in Kenntnis gesetzt.<sup>84</sup> Es gab also nicht einmal einen öffentlichen Aushang, durch den die Frauen von ihrer neuen Betreuerin direkt erfahren konnten. Und selbst wenn die Nachricht über informelle Kanäle oder Bekanntgabe durch manche Werkmeister auch an die eine oder Arbeiterin gelangt sein sollte – die Art und Weise dieser recht anonymen ›Vorstellung‹ wird die Arbeiterinnen nicht ermuntert haben, Heintzen mit ihren privaten, möglicherweise delikaten Angelegenheiten aufzusuchen. Denn in dem Schreiben wurde sie nicht als Fabrikpflegerin, sondern als neue persönliche Assistentin von Schomerus vorgestellt – und vertrat somit nach Außen hin die Interessen des Personalchefs. Zwar gab man in allzu allgemeiner Formulierung bekannt, dass sie die besondere Aufgabe habe, »sich um die Angelegenheiten unserer weiblichen Arbeiter zu kümmern.«<sup>85</sup> Allerdings bedeutete es sicher eine nicht zu überschätzende Hemmschwelle, dass die Frauen, um die Fabrikpflegerin zu sprechen, direkt in Schomerus' Büro erscheinen mussten, und dabei höchstwahrscheinlich in dessen Anwesenheit Klagen oder Anfragen äußern sollten. Das Thema Fabrikpflege blieb ›Chefsache‹. Interessanterweise wird in diesem sehr knappen Schreiben ausdrücklich auf eine Aufgabe Heintzens hingewiesen, für die sie laut Tätigkeitsanweisung nur ganz am Rande zuständig sein sollte: »Insbesondere ist Frl. Heintzen auch für die erste Hilfe ausgebildet, und ich gebe Ihnen daher anheim, bei etwaigen Unfällen, Ohnmachten oder sonstigen plötzlichen Erkrankungen von weiblichen Arbeitern, Frl. Heintzen zuzuziehen.«<sup>86</sup>

Unter diesen Voraussetzungen ist es sehr fraglich, ob die Fabrikpflegerin auch nur ansatzweise dazu kam, sich für die in der Theorie sehr hehr formulierten Ziele einer mediatorischen Arbeiterinnenbetreuung einzusetzen. Man könnte die Tätigkeitsanweisung im Abgleich mit den realen Arbeitsbedingungen als halbherzige Absichtserklärung lesen. Es wird nicht ersichtlich, ob Kalkül dahinter steht, nur formal eine »Vertraute der Arbeiterinnen« im Werk zu haben, oder ob es sich seitens der Betriebsleitung um eine blanke Unterschätzung dieses Projekts handelte. In einem Werk mit mehr als 600 Arbeiterinnen<sup>87</sup> für eine angemessene Betreuung in all den genannten Aufgaben zu sorgen, war für eine Einzelperson nahezu unmöglich – zumindest aber hätte es einer monatelangen intensiven Einarbeitung Heintzens direkt vor Ort in den Frauenabteilungen bedurft, sowie einer öffentlichen Bekanntmachung und Vorstellung bei den Arbeiterinnen und eines eigenen Büros für die Fabrikpflegerin, um die nötige Diskretion zu bieten.

Die ersten Maßnahmen, die von der Fabrikpflegerin ergriffen wurden, lagen daher auf einem ganz anderen Gebiet als der Beratungstätigkeit bei privaten Problemen, Wohnungsfürsorge oder Schaffung von Kinderbetreuungsplätzen. Nach weniger als einem Monat bot sie die ersten hauswirtschaftlichen Kurse für weibliche Geschäftsangehörige an und erzielte damit so große Erfolge, dass dieses Angebot ausgebaut und – nur mit einer Unterbrechung in den letzten Jahren des

83 BACZ 6966: Tätigkeitsanweisung der Fabrikpflegerin. 1913.

84 BACZ 264: Mitteilung an die Werkmeister vom 5.9.1913.

85 Ebd.

86 BACZ 264: Mitteilung an die Werkmeister vom 5.9.1913.

87 Angaben für Dezember 1913. Vgl. BACZ 300. Monatlicher Personalstand nach Angestellten, Arbeitern und Filialen. 1897–1915.

2. Weltkrieges - bis zur ihrer Pensionierung durchgeführt wurde. Allerdings stammte die Idee, Handarbeitskurse für die Mitarbeiterinnen anzubieten, nicht ursprünglich von der Fabrikpflegerin. Es existiert ein Nachweis über derartige Veranstaltungen, die schon in den Jahren vor Elisabeth Heintzens Einstellung von Mitgliedern eines der Jenaer Frauenvereine angeboten wurden.<sup>88</sup> Und so verwundert es nicht, dass Elisabeth Heintzen in ihrem Lebensrückblick in der Organisation und Durchführung dieser Kurse eine ihrer Hauptaufgaben im Werk sah. Eine anonyme Tätigkeitsanweisung Elisabeth Heintzens vom 24.8.1933, möglicherweise abgefasst, um eine Nachfrage der nationalsozialistischen Behörden zu befriedigen, bestätigt diese Akzentuierung und betont die Erfolge dieser Bemühungen, durch die »die jungen Mädchen auf ihren vorstehenden Beruf als Hausfrau und Mutter vorbereitet werden sollten.«<sup>89</sup> In Abstimmung auf dieses Ziel einer Erziehung zur Weiblichkeit gab es ein Angebot an dreimonatigen Lehrgängen in »Kochen, Weißnähen, Neuanfertigen und Ausbessern von Wäsche, Neubearbeitung und Umarbeitung einfacher Frauen- und Kinderkleidung, einfacher Damenschneiderei, Maschinensticken, Fein- und Glanzplätten, Häusliche Krankenpflege, Erste Hilfe bei Unglücksfällen, Säuglingspflege«<sup>90</sup>, aber auch in Gymnastik. Auf dem Gebiet des hauswirtschaftlichen und pflegerischen Unterrichtens befand sich Elisabeth Heintzen durch ihre Ausbildung auf einem vertrauten Terrain und konnte auch mit der Unterstützung durch die Werksleitung rechnen. Ohne Zweifel brachten die in den Kursen vermittelten Fertigkeiten vielen Zeiss-Mitarbeiterinnen, aber auch den Ehefrauen männlicher Zeissianer, praxisnahe und benötigte Kenntnisse für eine rationelle Haushaltsführung – zumal die meisten von ihnen allein mit allen häuslichen Aufgaben fertig werden mussten und auch in der Zukunft nicht mit der Unterstützung durch ein Dienstmädchen rechnen konnten – ganz zu schweigen von der Unterstützung durch den Ehemann. Womit die meisten bürgerlichen Mädchen während und nach ihrer Schulzeit planmäßig vertraut gemacht wurden, vermittelten die Lehrerinnen hier in kleineren Portionen auch an diejenigen, die von der Schulbank direkt in die Fabrik gewechselt waren ohne die Chance, ihre wie selbstverständlich von ihnen eingeforderten Hausfrauenqualitäten auszubilden. Es trafen sich hier auf ideale Weise gesamtgesellschaftliche Interessen mit den Fähigkeiten der Fabrikpflegerin einerseits - die keinerlei Erfahrungen oder Kontakt mit dem Lebensalltag der proletarischen Frauen hatte – und der Unterstützung durch die Firma andererseits, die durch die Förderung dieser Kurse auf sicherem Terrain der Arbeiterinnenfürsorge blieb. Denn durch diese Form der Sozialarbeit drohten keinerlei Konflikte mit Institutionen oder Privatpersonen, wie sie vorprogrammiert gewesen wären, hätte sich die Fabrikpflegerin tatsächlich um Rechtsberatung, Wohnungsfragen, zahlungsunwillige Väter oder Schwangerenbetreuung gekümmert. Aus den Unterlagen geht leider nicht hervor, wer die Frauen waren, die solche Kurse belegten. Es gibt allerdings Indizien, dass es zum großen Teil gar nicht die Arbeiterinnen waren, sondern die weiblichen Angestellten bei Zeiss und zu circa einem Drittel die Ehefrauen der männlichen Mitarbeiter.<sup>91</sup>

88 »Auch in diesem Jahr hält der Verein »Frauenwohl« für unsere weiblichen Geschäftsangehörigen einen Winterkursus im Weißnähen und Maschinennähen ab. [...] Der Preis für jede Teilnehmerin soll wieder, wie in früheren Jahren, M 1.50 für den ganzen Kursus betragen. Jena, den 30. September 1912.« BACZ 264: Aushang der Personalabteilung vom 30.9.1912.

89 BACZ 201: Tätigkeitsbeschreibung Elisabeth Heintzens vom 24.8.1933.

90 Ebd.

91 Vgl. BACZ 201: Tätigkeitsbeschreibung Elisabeth Heintzens vom 24.8.1933. In diesem Dokument werden folgende Zahlen genannt: »Im Jahre 1931/32 wurden bei einer durchschnittlichen weiblichen Belegschaft von 855 82 Lehrgänge durchgeführt mit 893 Teilnehmerinnen, davon 265 Frauen unserer Geschäftsangehörigen.« Zur Frage

Die zweite große Aufgabe, die Elisabeth Heintzen übertragen wurde, bestand in der Einrichtung eines zentralen Verbandszimmers in der Firma. Ursache dafür war eine Auseinandersetzung zwischen der Betriebskrankenkasse und den für diese arbeitenden Vertragsärzten, die im Herbst 1913 begonnen hatte. Die Ärzte forderten von der Krankenkasse eine Erhöhung ihrer Vergütungen, und nachdem sich die Verhandlungen über mehrere Monate ergebnislos hingezogen hatten, traten die Ärzte im Mai 1914 für mehrere Tage in Streik. Unmittelbar nach Streikbeginn beauftragte die Geschäftsleitung die Fabrikpflegerin mit der Einrichtung eines Verbandszimmers; innerhalb weniger Stunden hatte sie ein erstes Provisorium errichtet und kümmerte sich um die ersten Patienten. Das Verbandszimmer blieb auch nach Beendigung des Ärztestreiks bestehen, wurde ausgebaut und später mit einer Krankenschwester besetzt.

### Routinen: Hauswirtschaftskurse – Einschnitte: Fürsorge im Kriegsalltag

Ein Jahr nachdem Elisabeth Heintzen ihre Stelle angetreten hatte, änderten sich die Verhältnisse im Werk durch den Beginn des 1. Weltkriegs gravierend und somit erweiterte sich auch das Aufgabenfeld der Fabrikpflegerin in einem Maße, wie sie es zuvor sicherlich nicht erwartet hatte. Die gesamte Produktion wurde in kürzester Zeit auf die Kriegswirtschaft ausgerichtet und die Nachfrage nach optischem Gerät für den Kriegseinsatz schnellte in die Höhe. Feldstecher und Fernrohre für den Einsatz zu Lande, fotografisches Gerät für die Erstellung von Luftbildern und optische Instrumente für die Seefahrt, insbesondere die U-Boote – die hoch spezialisierten Hightech-Produkte von Zeiss halfen ganz erheblich dabei, diesen Krieg zum bis dahin ›professionellsten‹ zu machen. Anfangs versuchte die Geschäftsleitung, den gestiegenen Produktionsbedarf durch die Einführung von Doppelschichten zu bewältigen. Nachdem die Einberufungsbefehle allerdings die meisten Männer im Werk erreicht hatten, besetzte man die leeren Männerarbeitsplätze mit mehr und mehr Frauen. Ende Dezember 1913 hatte die Fabrikpflegerin offiziell bereits 630 weibliche Betriebsangehörige zu betreuen; das entsprach 16 % der gesamten Belegschaft.<sup>92</sup> Am Ende des ersten Kriegsjahres war die Anzahl der Frauen noch nicht wesentlich gestiegen, doch Ende Dezember 1915 hatte Heintzen sich bereits um 2000 Arbeiterinnen und Angestellte zu kümmern. Ein Jahr darauf war die 4000er Grenze fast erreicht, im März 1917 strebte die Zahl schon auf 5000 zu und damit stellten Frauen bereits die Hälfte der gesamten Belegschaft. Der Höchststand war schließlich im Frühjahr des letzten Kriegsjahres mit 5500 Frauen erreicht.<sup>93</sup> Es liegt auf der Hand, dass eine Fabrikpflegerin diesem Anstieg und den durch die Kriegsauswirkungen erwachsenden Problemen nicht alleine begegnen konnte. Die plötzliche Ausnahmesituation des Krieges brachte für das Tätigkeitsgebiet der Fabrikpflegerin kurzfristig einen Zuwachs an bislang nicht benötigten Aufgaben, langfristig bedeutete jedoch die intensive Inanspruchnahme ihrer Arbeit zur Erhaltung der Kriegswirtschaft eine immer stärkere Einengung der Fabrikpflege auf die Hauswirtschafts- und Pflegekurse. Dies verstärkte die Tendenz zu einer allgemeineren, administrativen Tätigkeit anstatt der ursprünglich konzipierten persönlicheren Betreuung der

---

der Beteiligung der Arbeiterinnen vgl. auch den Bericht der Werkpraktikantin Hildegard Sachs. Anm. 338.

92 Vgl. BACZ 300. Monatlicher Personalstand nach Angestellten, Arbeitern und Filialen. 1897–1915.

93 Statistik über die männliche und weibliche Belegschaft bei Zeiss für die Jahre 1913–1919, erstellt auf der Basis der Personallisten von Ingo Hugger. In: Hugger, Ingo: Gewerbliche Frauenarbeit im Deutschland des Ersten Weltkrieges. Vier Fallbeispiele. Magisterarbeit Jena 2001 (unveröffentlicht).

Frauen. Und so wundert es nicht, dass Hildegard Sachs<sup>94</sup>, eine Studentin der Staatswissenschaften, die im Jahr 1918 zwei Wochen im Betrieb in einer Art teilnehmender Beobachtung verbracht hatte, in ihrem Erfahrungsbericht deutliche Kritik an der Effizienz der Fabrikpflegerin und ihrer Praktikantin formulierte:

*»[...] Beim Eintritt müsste die Arbeiterin ferner auf die Fabrikpflegerinnen aufmerksam gemacht werden. Allerdings, – gestatten Sie mir bitte nun ein offenes Wort, – ist von einem bloßen Hinweis nichts zu erwarten, wenn die Fabrikpflegerinnen es nicht auch verstanden haben, sich auch ohne solchen Hinweis wenigstens in kleinem Umfang bekannt zu machen. Ich muss gestehen, dass mich Ihre Fabrikpflegerinnen, – es sind ihrer gar zwei! – durch ihre Unbemerckbarkeit recht befremdet haben. Ich fragte alle Arbeiterinnen, mit denen ich in Berührung kam: im Frässaal, im Bohrsaal, an der Drehbank, in den optischen Abteilungen, weiter die verschiedensten Frauen und Mädchen in der Fabrikküche, – keine hatte je von ihrer Existenz gehört, und wenn sie noch so lange im Betrieb tätig war! Z. B. wusste auch eine Einrichterin, also doch ein besonders intelligentes Mädchen, die über zwei Jahre bei der Firma arbeitete, nichts von ihnen. Selbstverständlich hing ich mich nicht an den Namen, sondern wählte Schulbeispiele aus dem Aufgabenkreis der Fabrikpflegerin und fragte, an wen man sich wohl in dieser oder jener Angelegenheit um Rat wenden könne. Nicht eine einzige Arbeiterin wusste Bescheid. Das scheint mir freilich ein schlimmes Zeichen für die Fabrikpflegerinnen. [...]»<sup>95</sup>*

Diese Wahrnehmung widerspricht vollkommen der in der Tätigkeitsanweisung von 1913 formulierten Forderung, die Fabrikpflegerin »müsse in steter Fühlung mit den Arbeiterinnen«<sup>96</sup> stehen. Die Perspektive der Personalleitung und der Fabrikpflegerin unterschied sich offensichtlich grundlegend von denen der jungen Praktikantin in der Werkhalle. Der Beginn des Ersten Weltkriegs und die damit verbundenen neuen Projekte für Elisabeth Heintzen waren sicher zu einem Teil dafür verantwortlich, dass sie sich eine Zeit lang nicht direkt um die Arbeiterinnen kümmern konnte. Sie hatte reichlich mit der Umsetzung anderer Pläne zu tun: während der Kriegsjahre vervielfachte sich der Arbeitsaufwand im Verbandszimmer. Zwar konnte Heintzen durchsetzen, dass bei der starken Zunahme der Belegschaftszahlen und durch die Umstellung auf Schichtarbeit auch für die Frauen ab 1915 insgesamt drei Krankenschwestern eingestellt wurden, aber da diese Schwestern oft krank waren, war die Fabrikpflegerin gezwungen, »neben der Tagesarbeit manche Nachtschicht im Verbandszimmer zu übernehmen«<sup>97</sup>. Außerdem musste sie im selben Jahr die Einarbeitung ihrer ersten Praktikantin übernehmen, die sie aus ihrer ehemaligen Fachschule in

94 Hildegard Sachs (ab 1926: Hildegard Grünbaum-Sachs) absolvierte 1919 das staatswissenschaftliche Seminar der Universität Jena und publizierte in den Folgejahren mehrere Monographien zu den Themen Arbeitspsychologie und Frauenerwerbstätigkeit. Vgl. Sachs, Hildegard: Entwicklungstendenzen in der Arbeitsnachweisbewegung (= Abhandlungen des Staatswissenschaftlichen Seminars zu Jena, 15). Jena 1919. dies.: Psychologie und Berufsberatung. Die Bedeutung der systematischen Berufseignungspsychologie für die Verteilung der Arbeitskräfte im Wirtschaftsleben. Nebst einem Anhang über das Problem einer glücklicheren Eingliederung der Frauen in das Berufsleben. Langensalza 1925. Grünbaum-Sachs, Hildegard: Zur Krisis in der Hauswirtschaft. Langensalza 1926.

95 BACZ 691: Brief Hildegard Sachs an Personalchef Schomerus vom 20.8.1918.

96 BACZ 6966: Tätigkeitsanweisung der Fabrikpflegerin. 1913.

97 BACZ 18820.

#### IV.1. Eine bürgerliche Karriere? – Elisabeth Heintzen, Fabrikpflegerin

Hannover anfordern und auf diese Weise weiterhin ihre Kontakte in die ›Sozialszene‹ pflegen konnte. In das Ressort Elisabeth Heintzens fiel außerdem die Planung und ab November 1915 der Betrieb der Kriegsküche, die von der Firma auf der Bühne des Gewerkschaftshauses eingerichtet wurde. Wegen der großen Nachfrage blieb diese Einrichtung bis Herbst 1919 bestehen. Am problematischsten empfand Heintzen hierbei ihre Aufgabe, beim kontinuierlich knapper werdenden Nahrungsangebot »den wöchentlichen Speisezetteln und die Rezepte vorzuschlagen«<sup>98</sup>. Tag für Tag hatte sie die eingekauften Lebensmittel zu begutachten und fand oft nur Nachts die Zeit, um manche Rezepte zur Probe vorzukochen.

Ein erhaltener Wochenarbeitsplan<sup>99</sup> aus jener Zeit ermöglicht einen Überblick über die Aufgaben, Arbeits- und Freizeitstunden der Fabrikpflegerin:

<i>Montag</i>	<i>08–10</i>	<i>Verbandstunde</i>
	<i>10–12</i>	<i>Büroarbeit</i>
	<i>12–12.30</i>	<i>Wege zum Lebensmittelamt</i>
	<i>18–20.30</i>	<i>Krankenpflegekursus</i>
<i>Dienstag</i>	<i>08–10</i>	<i>Verbandstunde</i>
	<i>10–12</i>	<i>Büroarbeit</i>
	<i>18–21.30</i>	<i>Kochkursus für Anfängerinnen</i>
<i>Mittwoch</i>	<i>08–10</i>	<i>Verbandstunde</i>
	<i>10–12</i>	<i>Büroarbeit oder Kriegsküche</i>
	<i>19.30–21.30</i>	<i>Säuglingspflegekursus</i>
»		
<i>Donnerstag</i>	<i>08–10</i>	<i>Verbandstunde</i>
	<i>10–12</i>	<i>Büroarbeit</i>
	<i>17–18</i>	<i>Wochenspeisezettel f. d. Kriegsküche</i>
	<i>19.30–21.30</i>	<i>Säuglingspflegekursus</i>
«		
<i>Freitag</i>	<i>08–10</i>	<i>Verbandstunde</i>
	<i>10–12</i>	<i>Büroarbeit oder Kriegsküche</i>
	<i>19–22</i>	<i>Unterhaltungsabend</i>
<i>Sonnabend</i>	<i>08–10</i>	<i>Verbandstunde</i>
	<i>10–12</i>	<i>Büroarbeit</i>
	<i>16–18</i>	<i>Büroarbeit oder Wöchnerinnenbesuche</i>

In 41,5 Wochenstunden, einer bei Zeiss üblichen Arbeitszeit, hatte sie ihre Pflichten zwischen Schreibtisch, Verbandszimmer, Kursräumen und Besorgungsgängen zu erfüllen. Zwar konnte sie die Nachmittagsstunden nach ihren Bedürfnissen nutzen, aber der eigentliche Feierabend begann erst am späten Abend. Es ist leicht vorstellbar, dass es mit einem solchen Arbeitsplan nicht leicht fallen konnte, private Kontakte und Freundschaften außerhalb des Werks zu pflegen, wenn es unter der Woche kaum Möglichkeiten gab, sich für den Abend zu verabreden.

<sup>98</sup> Ebd.

<sup>99</sup> BACZ 1387. Wochenarbeitsplan der Fabrikpflegerin und ihrer Mitarbeiterin. Undatiert, zwischen 1914 u. 1919.

Ihre tägliche Beanspruchung durch das Arbeiten und Organisieren im Kriegsalltag erfuhr im September 1915 eine jähe Steigerung, als in Jena eine schwere Typhusepidemie ausbrach. Heintzen kümmerte sich mit um die Schaffung von Quarantänequartieren und machte Hausbesuche, um die Angehörigen in fachkundiger Krankenpflege zu betreuen. Nach Feierabend hielt sie mehrere Erste-Hilfe-Kurse ab, um Ersatzleute für die in den Krieg eingezogenen Sanitäter auszubilden. Angesichts dieses Aufgabenpensums scheint es verständlich, dass die Fabrikpflegerin für die ursprünglich geforderte direkte Betreuung der Fabrikarbeiterinnen nicht mehr viel Zeit und Energie investieren konnte. Allerdings ließ Heintzen während der ganzen hektischen Kriegszeit die Hauswirtschaftskurse ohne Unterbrechung weiterlaufen<sup>100</sup>, und so stellt sich doch die Frage, ob sie nicht etwa nur aufgrund der zweifellos erhöhten Nachfrage nach Handarbeitskursen in der Zeit der Versorgungsengpässe, sondern auch aus eigenem Antrieb auf diese Weise die Auseinandersetzung mit den anderen ›Arbeiterinnenfragen‹ zu umgehen suchte. Es findet sich in den Akten über die ganzen Jahre hinweg nur ein Beleg für eine ganz konkret auf die Arbeiterinnen zugeschnittene Aktivität der Werksfürsorge – gelegentlich stattfindende »Unterhaltungsabende für unsere Fabrikmädchen«<sup>101</sup>. Allerdings befasste sich die Fabrikpflegerin auch hier wieder nur auf der Organisationsebene mit der Veranstaltung; die eigentliche Durchführung und Betreuung legte sie in die Hände einer Honorarkraft.

Um die Unterbringung der von außerhalb zugewanderten Arbeiterinnen in einem provisorischen Wohnheim kümmerte sich Heintzen beispielsweise – im Gegensatz zur eingangs erwähnten Kollegin in der Eifler Sprengstofffabrik – nicht. Stattdessen lag das Wohnheim in den Händen eines männlichen Leiters, von dem selbst Personalchef Schomerus einräumen musste: »Der bisherige Leiter passte allerdings z[u] d[em] Posten wie der Bock zum Gärtner!«<sup>102</sup> Ein unbekannter Gutachter des Sachsschen Praktikumsberichts widersprach allerdings: »Bin anderer Ansicht! Eine Frau wäre den Frauen nicht gewachsen«, und informiert außerdem: »Die soziale Pflege lag in den Händen 2er sozial sehr interessierter Damen.«<sup>103</sup> Elisabeth Heintzen bleibt unerwähnt. Dabei wäre nach Ansicht der Betriebspraktikantin eine Frau ihrer Qualifikation genau die Richtige für die Betreuung des Arbeiterinnenheims, wie sie in ihrem Entwurf für die ideale Heimleiterin schreibt: »Dieser Geist muss freilich von einer starken und warmherzigen Persönlichkeit an der Spitze ausgehen, von einer sozial gebildeten Frau, die die besseren Elemente anzuziehen, das Anständige in den z.T. sehr jungen und noch bildungsfähigen Mädchen zu wecken und zu stärken versteht und Allen ein wirkliches Heim schafft, nicht eine Schlaf- und Futterstelle, wie es sich jetzt darstellt. Nur kein Dilettantismus an dieser Stelle! Wozu haben wir die Absolventinnen der Sozialen Frauenschulen, die, abgesehen von ihrer Fachbildung doch schon durch die Erwählung dieser Berufsschulung soziale Interessen und Neigungen erkennen lassen?«<sup>104</sup> Die Absolventin der Sozialen Frauenschule überließ das Feld jedoch – ob aus Abneigung oder aus Anpassung an die Wünsche der Geschäftsleitung – zwei ehrenamtlichen, »sozial interessierten Damen«<sup>105</sup> und dem den vermeintlich größeren Aufgaben in der täglichen Begegnung mit dem ungestümen

100 Lediglich die Kochkurse wurden ab Oktober 1918 wegen des Nahrungsmangels für ein Jahr unterbrochen. Vgl. BACZ 266. pp. 383, 592.

101 BACZ 284: Brief Personalchef Schomerus an Hauptmann Probst, Kriegsamtsstelle Kassel vom 28.4.1917.

102 BACZ 691: Brief Hildegard Sachs an Personalchef Schomerus vom 20.8.1918. Signierte Marginalie Schomerus.

103 Ebd. Marginalie anonym.

104 Ebd.

105 Ebd. Marginalie anonym.

#### IV.1. Eine bürgerliche Karriere? – Elisabeth Heintzen, Fabrikpflegerin

jugendlichen Proletariat besser gewachsenen männlichen Heimleiter. In einer weiteren Episode spiegelt sich das konstante Bemühen der Fabrikpflegerin um eine harmonischen Zusammenarbeit mit der Werksleitung, die für sie oberste Priorität hatte. Bei einer Zusammenkunft mit den anderen Fabrikpflegerinnen ihres Bezirks im Jahre 1916 stellte sie entscheidende Unterschiede zwischen ihrer Situation im Zeisswerk und der Lage ihrer Kolleginnen fest:

*»[...] Nach Vortrag eines Hauptmanns wurde in der anschliessenden Aussprache fast ausnahmslos geklagt, die Schwierigkeiten der Arbeit lägen daran, dass die Einstellung der Fabrikpflegerin entweder gegen Wunsch und Willen des Unternehmers oder der Arbeiterschaft geschehen musste. Wie glücklich schätzte ich mich, dass die Werkleitung wie auch die Belegschaft der Firma Zeiss schon vor der Kriegszeit einig waren, eine Fabrikpflegerin einzustellen. Die Kolleginnen konnte ich um ihre höheren Gehälter keineswegs beneiden. Verlor auch kein Wort darüber, sondern gab nur meiner Zufriedenheit Ausdruck, im Zeisswerk in gegenseitigem Vertrauen wirken zu können. [...]«<sup>106</sup>*

Aus diesen Zeilen spricht nicht nur deutlicher Stolz, von dieser fortschrittlichen Firma bereits vor Kriegsbeginn beschäftigt worden zu sein, während die übrigen Kolleginnen meist gegen den Widerstand der Firmenleitungen eingestellt worden waren. Die ausdrückliche Betonung des gegenseitigen Einvernehmens deutet auch auf eine Scheu vor Konflikten und Auseinandersetzung mit den Vorgesetzten hin, denen die Fabrikpflegerin schon von Beginn ihrer Arbeit an erfolgreich aus dem Weg ging, indem sie mit der Konzentration auf ihre allgemein geschätzten Aufgabenfelder sich aus allen möglicherweise ›heiklen‹ Aktivitäten in der Firma heraus hielt. Um der Anpassung Willen verzichtete sie sogar auf ein höheres Gehalt, und das in einem Betrieb, der ansonsten für seine überdurchschnittliche Bezahlung bekannt war. Im Gegensatz dazu war Heintzen 1916 die schlechtestbezahlte Fabrikpflegerin im Kreis ihrer Kolleginnen.<sup>107</sup> Und auch in der Begegnung mit ihnen ging sie einer offenen Diskussion lieber aus dem Wege; sie behielt im Gegenteil für sich, dass sie weniger verdiente als die anderen. Diese Offenlegung hätte nicht so gut in das Bild von der vertrauensvollen Zusammenarbeit im fortschrittlichen Zeisswerk gepasst.

#### Nicht immer einfach: Auf der Suche nach Harmonie

Nach Kriegsende beschränkte sich Heintzen wieder weitestgehend auf die Organisation von Hauswirtschaftskursen und Hauspflegediensten für erkrankte Betriebsangehörige. Bis 1930 hatte sie das Kursangebot auf allabendlich bis zu sieben verschiedene Kurse ausgedehnt, dass sie selbst nur noch vier Kurse betreute und bereits 8 weitere Lehrkräfte beschäftigt wurden. In den 23 Jahren zwischen 1913 und 1935 verzeichnete sie insgesamt 12390 Kursteilnehmerinnen.<sup>108</sup> Das von ihr ausgearbeitete Programm stellte eine direkte Konkurrenz zu den ab 1919 von der neu gegründeten Jenaer Volkshochschule angebotenen »Haus- und Familienkursen« dar, die zwar anfangs von ihrer Intention her beide Geschlechter in den Teilnehmerkreis miteinbeziehen wollte, aber schließlich

---

<sup>106</sup> BACZ 18820.

<sup>107</sup> Vgl. BACZ 18820.

<sup>108</sup> BACZ 1152. p.10: Stundenplan »Lehrgänge für die weiblichen Geschäftsangehörigen und für die Frauen der Geschäftsangehörigen«, 1. April – 30. September 1930.



Abb. IV.2.: Fabrikpflegerin Elisabeth Heintzen (links) an ihrem Schreibtisch. Fotografie von 1940. (Quelle: BACZ BI 146827/1).

1930 – in Anpassung an die Realität – umbenannt wurden in »Kurse für die Frau«<sup>109</sup>. Es kam durch diese Konkurrenz zwar nicht zu Konflikten mit der Volkshochschule, aber von anderer Seite entstand eine Auseinandersetzung um die Handarbeitskurse. In der ökonomisch sehr angespannten Lage 1929 erhoben die Frauen des Jenaer Fachvereins für Wäscheschneiderei Beschwerde beim Thüringer Berufsschulamt.<sup>110</sup> Sie bemängelten, dass in der Firma Zeiss Weißnähkurse durch Lehrerinnen abgehalten wurden, die keine Meisterprüfung abgelegt hatten und fühlten sich so um eine Verdienstmöglichkeit betrogen. Die Professionalisierung und Institutionalisierung im Bereich der sogenannten »Frauenberufe« hatte zur Folge, dass zunehmend Interessenüberschneidungen zwischen den professionellen und den semi-karitativ tätigen Frauen auftraten. Denn die von Heintzen angestellten Lehrkräfte erhielten zwar eine Bezahlung, doch handelte es bei vielen Lehrerinnen um Ehefrauen und Töchter von höheren Angestellten bei Zeiss, die zwar gerne einen Zuverdienst zum Familieneinkommen begrüßten, doch nicht so sehr auf eine ausreichende Bezahlung angewiesen waren wie die professionellen Konkurrentinnen, und zudem durch ihre freiwillige Mitarbeit im werksfürsorgerischen Programm sich gefühlsmäßig noch im Rahmen traditioneller, ehrenamtlicher, sozialer Frauenaktivitäten befanden. Elisabeth Heintzen griff nicht persönlich in den Streit um die Zulässigkeit ihrer Kurse ein, sondern überließ die schriftliche Auseinandersetzung mit dem Berufsschulrat ihrem Vorgesetzten, Personalchef Schomerus. Dieser hatte allein aus Kostengründen ein Interesse daran, die bisherigen Lehrerinnen nicht durch teure

109 Zu Angebot, Profil und Intention der »Haus- und Familienkurse« der Jenaer Volkshochschule vgl. Rölke, Bettina: Das Programm der Volkshochschule Jena in den Jahren 1919–1932. In: 1919 bis 1994. S. 98–103.

110 BACZ 1152. p.3: Brief des Fachvereins für Wäscheschneiderei an das Thüringer Berufsschulamt vom 19.6.1929.



#### IV.1. Eine bürgerliche Karriere? – Elisabeth Heintzen, Fabrikpflegerin

Fachkräfte ersetzen zu müssen und war mit seiner Argumentation auch erfolgreich:

*»[...] Es ist für uns aber auch gleichgültig, da wir in den Lehrgängen nicht die Absicht haben, berufliche Ausbildung zu gewähren, sondern der Fortbildungsschulpflicht entwachsene Mädchen sowie Hausfrauen Anregung und Anleitung im Weißnähen für den Familienbedarf zu bieten. Diese Lehrgänge sind eine Wohlfahrtseinrichtung, die weder dem Fachverein für Wäscheschneiderei noch einer staatlichen Schulaufsicht unterliegen. [...]«<sup>111</sup>*

Trotzdem war das Thema der für die professionellen Schneiderinnen als bedrohlich wahrgenommenen Konkurrenz noch über mehrere Jahre hinweg in Jena aktuell. Fünf Jahre später suchte sich der Verein der Wäscheschneiderinnen den Jenaer Gewerbeverein als Fürsprecher, und konkretisierte diesmal seine Befürchtungen:

*»[...] Um grundsätzlich zu vermeiden, dass die in diesen Unterrichts-Kursen ausgebildeten weiblichen Geschäftsangehörigen ihren gesamten Bekannten- und Verwandtenkreis mit neuen Wäschestücken versorgen, halten wir es für erforderlich, dass die Beteiligung an den Kursen auf ein Vierteljahr beschränkt wird und schlagen ferner vor, eine Liste zu führen, damit die Kontrolle über die einzelnen am Kursus Beteiligten ausgeübt werden kann. [...]«<sup>112</sup>*

Abermals lief der Briefwechsel über den Schreibtisch der Fabrikpflegerin, und es war wieder der Personalchef, der ihre Kurse nach außen verteidigte und versuchte, alle Bedenken zu zerstreuen. In seinem Brief<sup>113</sup> führt er an, dass die Kursteilnehmerinnen ihre Wäsche ohnehin nicht bei Schneiderinnen anfertigen ließen, sondern sie höchstens fertig kauften, also könne von einem entgangenen Geschäft für die Weißnäherinnen nicht die Rede sein. Außerdem sei die Befürchtung, dass die Teilnehmerinnen in Zukunft ihren gesamten Bekannten- und Familienkreis mit selbstgemachter Wäsche versorgten, völlig unbegründet, da sie dafür als Vollzeiterwerbstätige überhaupt keine Zeit fänden. Ein weiteres Mal war Elisabeth Heintzens Kursprogramm erfolgreich verteidigt worden; es ließ sich in den Folgejahren allerdings trotz intensiver Verhandlungen nicht verhindern, dass die Lehrgänge unter die Aufsicht der NS- Reichsmutterschule gestellt wurden. Die werkseigenen Kursräume in der Zwätzengasse 9 stellte die Firma schon seit längerer Zeit auch dem BDM und der NSV zur Verfügung. Vom September 1935 ab findet sich daher auf den Kursankündigungen der folgende Vermerk: »Wir weisen darauf hin, dass die Vorträge der Mutterschule Jena zur weltanschaulichen Schulung fortan in unseren Unterrichtsräumen bekannt gegeben werden und dass die Teilnehmerinnen unserer Lehrgänge zum Besuch dieser Vorträge verpflichtet sind.«<sup>114</sup>

Der Ärger um die Veranstaltung der Kurse war noch nicht ausgestanden. Im September 1939, nur wenige Tage nach dem deutschen Überfall auf Polen und Beginn des Zweiten Weltkrieges, erreichte ein Brief der in München ansässigen »Fachgruppe Handwerkliches Schulungsgewerbe«

111 BACZ 1152. p.2: Brief Personalchef Schomerus' an den Thüringer Berufsschulrat Matthes vom 25.6.1929.

112 Ebd. p.21: Brief des Gewerbevereins Jena an Firma Zeiss vom 5.1.1934.

113 Vgl. BACZ 1152. p.23: Brief Personalchef Schomerus' an den Gewerbeverein Jena vom 15.1.1934.

114 Ebd. p.31: Aushang des Kursangebotes vom 17.9.1935.

das Zeisswerk, um aufs Neue die Rechtmäßigkeit der betrieblichen Lehrgänge in Frage zu stellen.<sup>115</sup> Dieses Mal nahm die briefliche Auseinandersetzung noch größere Ausmaße an, denn der Bürokratiewahn des Nationalsozialismus mit immer neuen und wechselnden Verbänden, Gesetzen und Zuständigkeiten erfuhr eine stetige Steigerung. Ein das »handwerkliche Schulungsgewerbe« betreffender Erlass des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 9. März 1937 war diesmal der Ausgangspunkt des Disputs, den sicher wieder die verärgerten Schneiderinnen in Jena ausgelöst hatten, indem sie den Verband in München über die Zeiss-Kurse »in Kenntnis gesetzt« hatten. Im Namen der auf beiden Seiten vertretenen Frauen stritt man(n) sich darum, ob von der in diesem Erlass beschiedenen Genehmigungspflicht für handwerkliche Schulungen auch das Heintzensche Kursprogramm betroffen war. Wie sehr wohl mittlerweile die gesamte Personal- und Wohlfahrtsabteilung im Werk von den ständigen Einmischungsversuchen der Nazis, im Namen der Schneiderinnen, gereizt war, geht aus einer zynisch-provokativen Erwiderung des Personalchefs hervor. Die beißende Kritik an der Organisations- und Erfassungssucht im NS-Staat ist kaum eindeutiger zu formulieren:

*»[...] Wir betreiben aber [...] seit über 25 Jahren als Wohlfahrtseinrichtung für unsere weiblichen Gefolgschaftsmitglieder Lehrgänge, die sich auf erste Hilfe bei Unfällen, Säuglingspflege, häusliche Krankenpflege, auf Weißnähen, Kleiderflicken, Kochen, tänzerische Gymnastik u. a. erstrecken. [...] Sollten wir Ihrem Vorschlag folgen, müssten wir nicht nur Ihrer Fachgruppe, sondern auch den Fachgruppen für Kochkunst, Tanzkunst, Sanitätswesen, Babyaufzucht usw. beitreten.*

*Sie werden mit uns der gleichen Meinung sein: Gott bewahre uns vor einer solchen Überspannung des Organisationswesens! Wir gehören gerade genug Organisationen an, und es gelüstet uns nicht danach, wegen unserer sehr segensreich wirkenden Wohlfahrtseinrichtung uns ein halbes Dutzend neuer Organisationen auf den Hals zu holen. [...]*<sup>116</sup>«

Während die Männer sich um Zuständigkeits- und Auslegungsfragen zankten, liefen die Frauenkurse selbstverständlich ohne Unterbrechung weiter. Auch aus diesem für die Fabrikpflegerin geführten Kampf ging die Firma als Gewinnerin hervor, und die professionellen Schneiderinnen hatten wiederum das Nachsehen bei diesem erneuten Versuch, die Betriebslehrgänge zum Stillstand zu bringen. In ihrem hauptsächlichen Wirkungsbereich war Elisabeth Heintzen also immer eher eine Organisatorin, Angestelltenpflegerin und Kontaktperson zu städtischen und privaten Sozialeinrichtungen als eine Ansprechpartnerin für die Arbeiterinnen. Von persönlichen Begegnungen außerhalb der Kurse mit diesen ist nie die Rede, so, wie etwa die anonyme Fabrikpflegerin aus dem saarländischen Rüstungsbetrieb von »meinen Mädchen«<sup>117</sup> spricht. Lediglich ein Aktenfundstück<sup>118</sup> aus dem Jahr 1930 belegt eine direkte Begegnung der Fabrikpflegerin mit den einfachen Arbeiterinnen; sie hatte einen Kontrollbesuch in der Wäscherei gemacht und dabei mehrere Disziplinverstöße der Waschfrauen festgestellt.<sup>119</sup> Ob sie nun Verständnis für die

115 Vgl. BACZ 1152. p.24: Brief der Fachgruppe Handwerkliches Schulungsgewerbe an Firma Zeiss vom 4.9.1939.

116 BACZ 1152. p.25: Schreiben Schomerus' an die Fachgruppe Handwerkliches Schulungsgewerbe vom 5.9.1939.

117 Anonym: Deutsch ist die Saar. Aus dem Kriegs- und Grenzlandtagebuch einer Fürsorgerin. In: Staewen-Ordemann, Gertrud (Hg.): Kameradin. Junge Frauen im deutschen Schicksal 1910–1930. Berlin 1936. S. 202–225. Hier: S.222.

118 Vgl. BACZ 1153. Protokoll eines Kontrollbesuch Elisabeth Heintzens in der Wäscherei vom 15.12.1930.

119 Siehe V.2 »Geschlecht und Status«

Situation der Frauen aufbrachte, ist der Akte nicht zu entnehmen, aber den im Anschluss zum Personalchef vorzitierten Frauen musste Heintzen in diesem Fall eher wie eine »Spionin« denn eine Verbündete für ihre Anliegen vorkommen.

Dagegen erwähnt Heintzen in ihren Lebenserinnerungen die Kontakte mit den Abteilungsleitern und kommunalen Einrichtungen mehrmals ausdrücklich. In ihrer kurzen Arbeitsbiographie entwirft sie das Selbstbild einer höheren Verwaltungsangestellten mit eigenem Verantwortungsbereich – einer Sozialbeamtin –, die sie zweifellos von ihrer Ausbildung her auch war. Hinter ihren Wunsch, entsprechend statusgemäß aufzutreten und sich mit ihrer Arbeit möglichst harmonisch in die Firmenabläufe einzufügen, trat die Möglichkeit zu einer konstruktiven Auseinandersetzung mit den Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeiterinnen immer mehr zurück. Diese Entwicklung wurde unterstützt durch die quantitative Expansion der Werksfürsorge. Elisabeth Heintzens Erinnerungen fassen ihre Erfolge so zusammen:

*»Während der Jahre stärkster Beteiligung, 1924–1942, waren für Erteilung des verschiedenen Unterrichts 15 Lehrkräfte nötig. Sie bewährten sich fast ausnahmslos u. waren lange Jahre tätig. Ich selbst übernahm 4 mal wöchentlich Abendkurse für Säuglingspflege, Krankenpflege u. 1. Hilfe sowie Kochunterricht.<sup>120</sup>«*

Ihre große Anpassungsbereitschaft ist allerdings nicht gleichzusetzen mit einer fraglosen Akzeptanz ihrer Situation unter allen Umständen. Vorsichtig zwar, aber doch erkennbar, formulierte Elisabeth Heintzen ihre Unzufriedenheit in den Jahren des Nationalsozialismus. Auch in dieser Zeit scheint sie ihrer protestantisch-bürgerlichen Wertewelt treu geblieben zu sein. Ihre Distanz zum Regime drückt sie aus, indem sie feststellte, dass ihr während ihrer fast 39 Jahre Dienstzeit vor allem die Zeit zwischen 1913 und 1933 positiv in Erinnerung geblieben sei. In ihrer Arbeit geriet die Fabrikpflegerin an mehreren Punkten in Reibung mit den Nationalsozialistinnen; besonders mit der örtlichen Frauenschaftsleiterin, die ganz gemäß der Parteizielsetzung versuchte, alle Frauenprojekte ihrer Einflussnahme und Lenkung zu unterwerfen. Von ihrem persönlichen Widerstand berichtet Heintzen nicht; stattdessen erwähnt sie zwei Vorkommnisse, in denen jeweils ein männlicher Vorgesetzter in die direkte Auseinandersetzung mit der Frauenschaft ging:

*»[...] Die NS Frauenschaft versuchte schon seit Jahren, unsere Lehrgänge ihrer Mütterschule einzufügen. Herr Dr. Schrader setzte sich mit Erfolg für die Beibehaltung unserer von der Belegschaft und auch der Arbeitsfront anerkannt nutzbringenden Lehrgänge ein. [...]«<sup>121</sup>*

Wenige Monate vor dem Ende des 2. Weltkriegs ereignete sich noch eine unerfreuliche Begegnung mit der Frauenschaftsleiterin, in der abermals Heintzens Chef den Part der direkten Konfrontation übernahm, während die Fabrikpflegerin grollend ihre Kursräume für die Nutzung durch die Frauenschaft frei räumte:

*»[...] An diesem trüben Tag telefonierte um 11 Uhr die Frauenschaftsleiterin Frl. Schmidt: »Haus Zwätzengasse ist beschlagnahmt für Flüchtlingsaufnahme, die*

---

120 BACZ 18820.

121 BACZ 18820.

*abends 19 Uhr erfolgen soll«. Dafür waren tags zuvor von der Firma Zeiss mehrere neue Behelfsheime in Göschwitz angeboten.*

*11 Unterrichtsräume und mehrere Nebengelasse waren also überstürzt zu räumen, d. h. die Hälfte des Mobiliars und der Lehrkücheneinrichtung sollten im Haus verbleiben. Alle von der Firma ab 12 Uhr gestellten Hilfskräfte verschwanden gegen 18 Uhr. Allein zwischen Ummengen Räumungs- und Packarbeiten empfing ich um 19 Uhr Frl. Schmidt und den Personalchef Herrn Kittel. Letzterer wies Frl. Schmidt auf den Nutzen unserer Lehrgänge für die Frauen gerade jetzt in der Kriegszeit hin. Hierauf wurde erwidert: »Ja, ich wünsche und erwarte, dass diese Kurse auch von Montag ab weiter stattfinden.« Darauf Herr Kittel: »So schnell wird das nicht möglich sein, aber wir hoffen, sie recht bald fortzusetzen.« (Nähkurse ab Januar 1945 im Borussenhaus). Am Sonntag die unerfreuliche Räumung mit einer Hilfskraft beschlossen. [...]»<sup>122</sup>*

Für Elisabeth Heintzen waren in diesen Situationen die Männer das Sprachrohr und Schutzschild, während sie selbst versuchte, mit der »unerfreulichen« Lage zurecht zu kommen. Die betriebliche und Geschlechterhierarchie ließ sie unangetastet. Selbst auf ihrem eigenen Ressort – den »Frauenangelegenheiten« – überließ sie in kritischen Fällen die Initiative den Vorgesetzten, obgleich es ihr im sonstigen Arbeitsalltag an Tatkraft und Engagement offensichtlich nicht mangelte. Andererseits ist auch nicht klar, welcher Grad an eigenverantwortlichem Arbeiten ihr von Seiten der Vorgesetzten überhaupt zugestanden wurde, und in welchem Umfang sie eigene Entscheidungen treffen konnte. Alle Dokumente, bei denen es in der betrieblichen Wohlfahrtspflege um größere Neuanschaffungen und Einrichtung neuer Institutionen geht, tragen die Unterschrift des Personalchefs und der Geschäftsleitung; allenfalls wurden der Fabrikpflegerin die Unterlagen zur Kenntnisnahme weitergeleitet. Bereits in ihren ersten Jahren bei Zeiss hatte sie entschieden, sich mit den Hierarchien und Dienstwegen in einem so großen Betrieb abzufinden und sich in ihren Erwartungen entsprechend anzupassen, wie aus einem Brief an eine ehemalige Mitschülerin hervorgeht:

*»[...] Aber man darf die Erledigung solcher Angelegenheiten nicht zu schnell erwarten, da in solch' großem Betrieb verschiedene Instanzen dafür in Anspruch zu nehmen sind. Daran habe ich mich allmählich gewöhnt und sehe jetzt auch ein, dass es nicht anders sein kann. [...]»<sup>123</sup>*

Von den größeren Konflikten abgesehen, erfuhr die Arbeit der Fabrikpflegerin während der nationalsozialistischen Diktatur immer wieder verschiedene Einmischungsversuche von auswärtigen Reichsverbänden und Institutionen, die diese an einem ungestörten und harmonischen Arbeitsablauf interessierte Frau nur als Belästigung empfinden konnte: Aufrufe zu Spendensammlungen für das Frauenwerk in den Kursveranstaltungen<sup>124</sup>, Aufforderungen zur Abonnementwerbung

<sup>122</sup> BACZ 18820.

<sup>123</sup> BACZ 284: Brief Elisabeth Heintzens an Frl. Busch in Hannover vom 28.4.1917.

<sup>124</sup> Vgl. BACZ 1152. p.74: Brief der Reichsgruppe Industrie an die Industrieabteilungen der Wirtschaftskammern, weitergeleitet an die Firma Zeiss vom 18.9.1937.

der NS- Zeitschrift »Deutsche Hauswirtschaft« bei ihren Kursteilnehmerinnen<sup>125</sup> und schließlich sogar eine Empfehlung an die mittlerweile 52-jährige, erfahrene Fabrikpflegerin, sich in einer mehrmonatigen Schulung der DAF inklusive Betriebspraktikum zur weltanschaulich und pädagogisch geprüften »Sozialen Betriebsarbeiterin« ausbilden zu lassen!<sup>126</sup> Die einfachste Art, mit dieser ideologischen Werbeflut umzugehen war, sie so weit wie möglich zu ignorieren, und diese Taktik erwies sich auch spätestens nach Beginn des 2. Weltkriegs als zunehmend erfolgreich. Ab diesem Zeitpunkt lag das Interessengewicht des Staates vorrangig auf der gesteigerten Rüstungsproduktion und nicht mehr auf einer ideologischen Durchdringung im Bereich der weiblichen Sozialarbeit. Den größten Eingriff in die Arbeitsphäre der Fabrikpflegerin bedeutete zweifellos ihre Unterstellung unter die Leitung der »sozialen Betriebsarbeiterin und Betriebsfrauenwalterin Parteigenossin Voland«<sup>127</sup> in den 1940er Jahren<sup>128</sup>.

In Konflikten mit den Frauen, die ihr unterstellt waren, hatte sie dagegen weniger Probleme, ihre Interessen zu formulieren und durchzusetzen. Eine etwas konfuse Geschichte um die Entlassung einer Kurslehrerin durch Elisabeth Heintzen<sup>129</sup> macht dies deutlich: Die Schneidermeisterin Maria Weber war bei ihr seit April 1930 als Lehrerin für Nähkurse beschäftigt. Im September 1933 erteilte die Fabrikpflegerin der Schneiderin mündlich die Kündigung zum kommenden Monat, doch diese wehrte sich mit Hilfe eines Rechtsanwalts gegen die Entlassung. Die Auseinandersetzung erstreckte sich insgesamt über zwei Jahre, während derer die Schneiderin zunächst aus Kulanzgründen ein Vierteljahr länger beschäftigt, und schließlich mit einer Zuschusszahlung für ihren Umzug nach Berlin abgefunden wurde. In einem seiner Schreiben behauptete der Anwalt, Heintzen hege eine persönliche Abneigung gegen die Schneiderin und habe vorwiegend aus diesem Grund die Kündigung ausgesprochen. Außerdem bestritt er die Aussage in Heintzens Stellungnahme, dass die Schneidermeisterin »pädagogisch nicht geeignet«<sup>130</sup> sei. In dieser Auseinandersetzung um die Nählehrerin tritt die Fabrikpflegerin das erste Mal als Handelnde auf, die auch nach außen hin ihre Meinung direkt vertritt. Sie konnte sich hier der vollen Unterstützung ihrer Vorgesetzten sicher sein, da ihr wiederum als Chefin die Aufsicht über die Kursleiterin übertragen war. Und als solche bemängelte sie nicht nur deren Unpünktlichkeit und Eigenmächtigkeiten – zum Beispiel wandelte sie die Abschlussstunden ihrer Kurse gelegentlich in Ausflüge um –, sondern beäugte auch kritisch die »Moral« der Schneiderin, über die sie berichtet:

*»[...] Besonders unangenehm empfanden es einmal die Teilnehmerinnen am Nachmittagsunterricht als Frau Weber erst gegen ½3 Uhr statt 2 Uhr erschien mit den Worten: »Nun, Ihr wollt heute wohl alle fleißig sein. Wir waren gestern Abend in der Göhre, da ist es spät geworden.« Diese Äußerung geschah, als vielen bekannt geworden war, dass Frau Weber stark verschuldet ist und wirkte um so unangenehmer.*

125 Vgl. Ebd. p.76: Brief der Reichsgruppe Industrie an die Industrieabteilungen der Wirtschaftskammern, weitergeleitet an die Firma Zeiss vom 13.11.1937.

126 Vgl. Ebd. p.67: Schreiben des Arbeitsamtes an die Firma Zeiss vom 15.5.1936.

127 BACZ 389. Manuskripte und Entwürfe für die Zeiss-Werkzeitung Heft 1. Februar/März 1945. Artikelentwurf über die betriebliche Sozialarbeit von B. Voland. Dieser Artikel wurde aber in der erschienenen Ausgabe schließlich nicht abgedruckt.

128 Das genaue Datum für die Einstellung der Betriebsfrauenwalterin ist nicht mehr zu ermitteln; da sie als Verfasserin des Ende 1944 erstellten Werkszeitungsartikels über die betriebliche Sozialarbeit zeichnet, ist dieser Zeitpunkt der spätest mögliche für ihren Firmeneintritt bzw. ihre Ernennung.

129 Vgl. BACZ 1152. p. 40 – p.55.

130 BACZ 1152. p. 46: Brief Rechtsanwalt Klimas an Fa. Zeiss vom 10.12.1933.

*Dass Frau W. in ihrem Äußeren und in ihren Erzählungen aus ihrer Familie höhere Lebenshaltung vorgab, erregte mehr und mehr Unwillen und die notwendige Achtung vor der Lehrerin ist auch damit vielfach geschwunden. [...]*<sup>131</sup>«

Elisabeth Heintzen porträtiert hier die Schneiderin als Aufschneiderin. Aus ihren Zeilen geht hervor, dass sie diese Missachtung der Konventionen klar verurteilte. Auch wenn sie ihre persönliche Wertung hinter den Formeln »die Teilnehmerinnen«, »vielen«, und passiven Formulierungen versteckte, kommt doch heraus, sie selbst missbilligte an erster Stelle diese »Untugenden«: Unpünktlichkeit, Unordnung, Disziplinlosigkeit, und den Wunsch, die eng gesetzten Grenzen eines ihrer Person zugestanden Lebensstils zu durchbrechen. Eine Frau, die in ihren Augen die bürgerlichen Prinzipien von »Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit«<sup>132</sup> in jeder Hinsicht konterkarierte, wollte sie nicht in der Reihe ihrer Lehrerinnen dulden, zumal diese »schwer begriff, dass diese Unterrichtsstunden sich einordnen mussten in die gesamte Einrichtung der seit langen Jahren bestehenden Lehrgänge und dass auch für Frau Webers Unterricht die gleichen Richtlinien gelten mussten.«<sup>133</sup>

Die Akten über die Fabrikpflegerin enden im Jahr 1938. In ihren Lebenserinnerungen gibt sie jedoch an, noch bis über das Ende des 2. Weltkriegs hinaus bei Zeiss gearbeitet zu haben, bevor sie schließlich 1952 im Alter fast 69 Jahren ihre Kündigung einreichte. Es ist anzunehmen, dass sie im Betrieb und außerhalb, zwischen Bombardierung, Besetzung und Entnazifizierung in ihren letzten Arbeitsjahren wieder mit einigen extremen Situationen konfrontiert war. Trotzdem hielt sie auch in den letzten Kriegsjahren ihre Kursangebote aufrecht; die Lehrgänge wurden fast ohne Unterbrechung bis zum 19. März 1945 durchgeführt – dem Tag, an dem ein Bombenangriff das Haus am Forstweg zerstörte, in dem die Nähkurse seit Januar 1945 stattgefunden hatten. Umgeben von einer Atmosphäre des zunehmenden Chaos gelang es der Fabrikpflegerin scheinbar, die Welt ihrer Frauenkurse aufrecht zu erhalten. Dazu mag auch das Interesse der Teilnehmerinnen beigetragen haben, die in Erwartung des unaufhaltsamen Kollapses der Güterversorgung noch so viel Handarbeitskenntnisse wie möglich sammeln wollten, um die vorhandenen Textilien optimal aus- und umnutzen zu können.

Nach ihrer Pensionierung wohnte Heintzen noch 13 weitere Jahre in ihrer Wohnung in der Wartburgstraße, bevor sie im Alter von 82 Jahren in ein Alten- und Pflegeheim in Apolda umzog, wo sie kurz darauf am 8.10.1965 starb.<sup>134</sup> Ihre Aufgaben im Betrieb übernahm ihre langjährige Mitarbeiterin Schwester Elisabeth Pauling, die bis dato für das Verbandszimmer und die Mütter- und Kinderfürsorgeeinrichtungen des Werks zuständig gewesen war. Eine neue Fabrikpflegerin – unter dieser Bezeichnung – wurde zwar nach Elisabeth Heintzen nicht mehr eingestellt, allerdings belegen Fotografien im Firmenarchiv aus dem Jahr 1957 die (Weiter-)Existenz einer »Werkfürsorge« unter der Mitarbeit eines männlichen und einer weiblichen Angestellten. Von einer Weiterführung der Haushalts- und Handarbeitskurse ist jedoch nichts bekannt.

Während ihrer Dienstzeit hatte Elisabeth Heintzen vier Regimes, zwei Weltkriege und Jahre der Besatzung miterlebt. Trotz der damit einhergehenden Umbrüche und Extremsituationen scheint

131 BACZ 1152. p.47: Stellungnahme E. Heintzens zur Kündigung der Schneidermeisterin M. Weber vom 29.12.1933.

132 Vgl. Münch, Paul (Hg.): Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der »bürgerlichen Tugenden«. München 1984.

133 BACZ 1152. p.47: Stellungnahme E. Heintzens zur Kündigung der Schneidermeisterin M. Weber vom 29.12.1933.

134 Laut schriftlicher Auskunft des Stadtarchivs Apolda vom 17.4.2005.



Abb. IV.3.: Werksfürsorgerin Frau Falk (links) auf einer Aufnahme vom gibt es keine Belege mehr für eine Fortführung der Haushalts- und Handarbeitskurse. Stattdessen legt das fotografische Material eine Konzentration auf die Gesundheitsfürsorge der Belegschaft nahe. (Quelle: BACZ B III 09265-9-2).

die Fabrikpflegerin in ihrem Selbstverständnis und ihrer Wertewelt relativ unbeeinträchtigt geblieben zu sein – wie das ansatzweise aus den spröden Akten und der kurzen Autobiographie herauszulösen ist. Elisabeth Heintzen war nicht sofort nach Beendigung ihrer ersten Schullaufbahn darauf angewiesen, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Ob sie in ihrer Familie und ihrem unmittelbaren Lebensumfeld entsprechende Behinderung, Unterstützung oder gar Lenkung hinsichtlich ihrer Berufspläne erfuhr, ist nicht mehr in Erfahrung zu bringen. Da ihre ungefähr gleichaltrige Schwester einen ähnlichen Weg einschlug, ist sie zumindest nicht als einzelne »Rebellin« in ihrer Familie anzusehen. Weil die finanziellen und sozialen Rahmenbedingungen für sie anfangs entsprechend günstig waren, konnte sich Heintzen für ihre Ausbildung mehrere Jahre Zeit lassen und verschiedene Möglichkeiten des noch weitgehend auf kurzfristigen Schulungen und Praktika beruhenden Ausbildungssystems für weibliche Sozialberufe in Anspruch nehmen. Erst mit Ende zwanzig besuchte sie schließlich die Christliche Frauenschule und ihr Einstieg ins Berufsleben geschah mit 30 Jahren relativ spät. Als dementsprechend bereits erfahrene, selbstbewusste Persönlichkeit kam sie nach Jena, bezog eine eigene Wohnung und stand zunächst nicht in alltäglicher Verbindung mit ihrer Familie, sondern nahm auch in dieser Hinsicht eine unabhängige Position ein. Ihre Ausgangsbedingungen an der ersten Arbeitsstelle sind demnach sehr verschieden zu denen der ganz jungen Frauen, die nach Absolvierung der Volks- oder anderer weiterführender Schulen bereits mit unter 20 Jahren in ihr Berufsleben einstiegen.

Trotz ihrer umfassenden Vorbildung und der gesammelten Lebenserfahrung durch Reisen und verschiedene Fortbildungen, blieb Elisabeth Heintzen während ihrer gesamten Zeit bei Zeiss auf der selben beruflichen Position. Ihr Aufgabenfeld vergrößerte sich mit der Zahl der von ihr zu betreuenden Frauen; allem Anschein nach blieben ihre Kompetenzen und ihr Handlungsspielraum jedoch die selben – stets direkt dem Personalbüro untergeordnet. Wie ein Leitmotiv spricht aus ihren Lebenserinnerungen das Bedürfnis nach Harmonie am Arbeitsplatz als oberste Priorität. Gute Beziehungen zu den Vorgesetzten und zu den tonangebenden Damen in der ehrenamtlichen Sozialarbeit waren ihr wichtiger als ein hoher Verdienst. Von den spärlichen Angaben ausgehend, gewinnt man den Eindruck, sie habe an privaten Beziehungen vor allem ihre alten Verbindungen zur »christlichen Sozialszene« gepflegt, und sich ansonsten voll auf ihre Berufstätigkeit konzentriert. Ihr Lebensstil ähnelte – von außen betrachtet – dem einer Krankenschwester, von denen gleichermaßen ein zölibatäres Leben wie die ganze Hingabe an ihren Dienst erwartet wurden. Obgleich ihr Arbeitsplatz sich in einem der modernsten deutschen Industriebetriebe befand und ihr Berufsbild ein ganz neu geschaffenes war, trugen ihre Tätigkeit und ihr Selbstverständnis viele Züge des traditionellen, karitativen, weiblichen Liebesdienstes.



## IV.2. »Man MUSSTE ja!« – Johanna Czerny, Büroangestellte<sup>135</sup>

Johanna Czerny<sup>136</sup> wurde im Januar 1924 in Jena-Ost geboren, in einer Wohnung ohne Badezimmer und mit der Toilette im Hof, wie es für die einfacheren Mietshäuser Standard war.<sup>137</sup> Ihr Vater war Fabrikarbeiter. Nach einer Verwundung im Ersten Weltkrieg konnte er aber nicht mehr in seinem Beruf arbeiten und ließ sich nach seiner Erholung in einem Göttinger Lazarett zum Krankenpfleger ausbilden. Im Zuge der Berufung eines Göttinger Medizinprofessors an die hiesige Universität siedelte der Vater ebenfalls nach Jena um. Johanna Czernys Mutter war Tochter eines Jenaer Schuhmachers und hatte eine Ausbildung zur Putzmacherin absolviert. Nach ihrer Eheschließung gab sie den Beruf auf und wurde Hausfrau. Ihre Tochter Johanna wuchs als Einzelkind auf, denn ihr älterer Bruder war bereits als Kleinkind verstorben. Mit im Haushalt lebte die Großmutter mütterlicherseits, die sich nach dem Tod ihres Ehemannes keine eigene Wohnung mehr leisten konnte. Das Zusammenleben mit der Großmutter bedeutete für die beiden Frauen, die sich die Haushaltsarbeiten teilten, eine gegenseitige Erleichterung und brachte auch für das heranwachsende Mädchen einige Vergünstigungen. So weiß sie zu berichten, dass ihr ansonsten von den Nationalsozialisten nicht sehr begeisterte Vater ihre freiwillige Meldung zum Reichsarbeitsdienst durchaus befürwortete, mit dem Argument, sie müsse langsam selbständiger werden und nicht mehr immer die Oma ihre Strümpfe stopfen lassen.

Nach dem Volksschulabschluss im Oktober 1939 besuchte Johanna Czerny noch eineinhalb Jahre den Pflichtzweig der Mädchenberufsschule in der Leo-Sachse-Straße, deren Besuch für die schulentlassenen Mädchen seit Mitte der 1920er Jahre obligatorisch war, sofern sie keinen kostenpflichtigen höheren Bildungsweg einschlugen. Die Fächer waren neben den klassischen Schulfächern wie Deutsch, Mathematik und Geographie vorwiegend hauswirtschaftlich ausgerichtet. Es handelte sich um eine allgemeine Weiterbildungsmaßnahme, die noch nicht in einem qualifizierten Berufsabschluss mündete. Danach begann Frau Czerny eine Ausbildung im neugeschaffenen – rein weiblichen – Ausbildungsgang der »Bürogehilfin«<sup>138</sup> in der Wohnungsfürsorge. Da mittlerweile der Krieg schon im vollen Gange war und Johanna Czerny sich an ihrem Arbeitsplatz bewährte, wurde ihre Lehre vorzeitig nach anderthalb Jahren beendet. Danach meldete sie sich freiwillig in den Arbeitsdienst, wo sie in Römhild, und anschließend im obligatorischen Kriegshilfsdienst in Suhl in der Waffenfabrik eingesetzt wurde. 1943 kehrte sie nach Jena zurück und fand eine Anstellung bei Zeiss im Büro. Dort arbeitete sie bis zu ihrer Heirat im Jahr 1948. Im Dezember 1951 brachte sie ihr einziges Kind, einen Sohn, zur Welt. Kurze Zeit darauf ging die Ehe in die Brüche und das Paar ließ sich scheiden. Daraufhin ging Czerny im Jahr 1952 wieder zurück in die Erwerbstätigkeit. Zunächst besetzte sie eine Stelle in der Verwaltung der Universitätsklinik und ab November 1953 fing sie dann wieder in ihrer ehemaligen Abteilung bei Zeiss an zu arbeiten. Ihre Mutter übernahm seither tagsüber die Betreuung des Kindes. Der Sohn absolvierte nach seinem Schulabschluss eine technische Ausbildung in der gleichen Firma. Bis

135 Zitate in doppelten Anführungszeichen ohne Quellenangaben in diesem Kapitel stammen aus dem Interview mit Johanna Czerny vom 8.4.2002.

136 Name geändert.

137 Alle Angaben in Kapitel IV.2 entstammen dem Interview mit Johanna Czerny vom 8.4.2002, sofern keine anderen Quellen oder Literaturverweise genannt werden.

138 Zum neuen Ausbildungsgang zur Bürogehilfin vgl. Kap. III.3, Anm. 86

zu ihrer Pensionierung 1984 arbeitete Czerny bei Zeiss als Büroangestellte. Seit 1982 lebt sie allein in einer Einzimmerwohnung in einem Plattenbau.

Johanna Czerny gehört, wie die übrigen Interviewpartnerinnen, zu den Frauen, »die den größten Teil ihrer Kindheit und Jugend während des Dritten Reiches verbracht haben«<sup>139</sup>, und deren Jugendjahre den extremen Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs ausgesetzt waren. Damit war sie bereits in vieler Hinsicht von ganz anderen Eindrücken geprägt als die Fabrikpflegerin Elisabeth Heintzen, die schon 11 Jahre vor Frau Czernys Geburt als dreißigjährige Frau nach Jena gekommen war, um dort gleich den Ausbruch des Ersten Weltkriegs zu erleben.

Johanna Czerny empfängt mich zum Interview in ihrer Einraumwohnung im 4. Stockwerk eines Plattenbaus, die sie seit 1982 bewohnt. Die Einrichtung stammt vorwiegend aus den 1960er-Jahren; das Interieur besteht hauptsächlich aus einer Wohnzimmerschrankwand mit vielen Büchern, einem Couchtisch mit Sofa und zwei Sesseln, einem kleinen Sideboard, Fernseher und einigen Zimmerpflanzen. Frau Czerny ist mir gegenüber sehr freundlich und aufgeschlossen; zu meinem Forschungsprojekt und meinen Motiven fragt sie überhaupt nicht nach, sondern fängt schon an zu erzählen, ehe ich mein Tonband eingeschaltet habe. In ihren Bewegungen und ihrer farbenfrohen Kleidung wirkt sie deutlich jünger als 78 Jahre. Während des Interviews ist sie sprudelnd und fröhlich, sie redet schnell; erzählt gerne und ausführlich von ihren Kindheits- und Jugendjahren. Wenn sie von ihren Eltern erzählt, so konzentrieren sich ihre Erzählungen meist auf den Vater, den sie als eifrigen Leser beschreibt, der sehr an Allgemeinbildung interessiert war. Durch die schrecklichen Kriegserfahrungen, sagt sie, habe er seinen Glauben an Gott verloren und sei aus der Kirche ausgetreten. Politisch stand er der SPD nahe und war bis 1933 Gewerkschaftsmitglied. Von ihrer Mutter ist weniger die Rede, aber auch von ihr erzählt sie, dass sie – bis auf einmal – in ihrem Leben nie mit »Heil Hitler« begrüßt, und während der Kriegsjahre manchmal heimlich das Londoner Radioprogramm gehört habe. Frau Czerny berichtet nicht direkt über die Beziehung zu ihren Eltern während der Kinder- und Jugendzeit, aber insgesamt scheint sie sich in ihrer Familie relativ wohlfühlt zu haben.

## Kindheit und Jugend im BDM – neue Freiheiten?

Als einzige meiner Interviewpartnerinnen spricht sie relativ unbefangen über ihre Zeit bei den Jungmädeln, im BDM<sup>140</sup>, und anschließend bei »Glaube und Schönheit«<sup>141</sup>; sie beschreibt ihre BDM-Vereidigung am Fürstengraben und die verschiedenen Freizeitaktivitäten, bei denen sie sich vor allem für den Sport begeisterte. An den verschiedenen vom BDM organisierten Reisen – unter anderem in die Alpen und an die Nordsee – hätte sie gerne teilgenommen, was jedoch nicht möglich war, »weil einfach das Geld gefehlt hat«. Durch ihre Mitgliedschaft in der nationalsozialistischen Organisation kam es auch zu Spannungen mit dem Vater, der versuchte, seine Unterstützung für deren Aktivitäten so weit wie möglich zu unterbinden:

*»Und überall machten die [Mädchen im BDM, E. C.] dann solche... solches La-*

139 Dörr, Margarete: »Wer die Zeit nicht miterlebt hat...«. Bd. 3. Frankfurt/Main 1998. S. 215.

140 BDM = Bund deutscher Mädchen. Die nationalsozialistische Organisation für die weibliche Jugend

141 Das BDM-Werk »Glaube und Schönheit«, gegründet 1938, war auf die Zielgruppe der jungen Frauen im Alter von 19 bis 21 Jahren ausgerichtet, die für eine aktive Betätigung in den für jüngere Mädchen konzipierten BDM-Gruppen schon zu alt waren. Vgl. Mattausch, Wolf-Dieter: Sport. In: Benz, Wolfgang u.a. (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus (= Digitale Bibliothek 25). Berlin 1999. S. 609–619. Hier: S. 617.

*gerleben. Da hab ich ja nicht mitgemacht. Das weil... mein Vater konnte das nicht. Und der hat sich och ein bisschen auf die Hinterbeine gestellt. Ich weiß noch, da gab's solche... also so nazibraune Jacken. Mein Vater hat gesagt: »Das kann ich nicht bezahlen! Das kann ich gar nicht kaufen!«. Später hat er gesagt: »Ich hätt's gekonnt, aber – nö!«. Und, [lacht]... da... ging die Führerin mit mir... in die damals, wie hieß das noch, Rathausgasse hinten. Da war so'n Geschäft, Uniformengeschäft. Und da wurde mir so eine Jacke gekauft! Gell? Jaa...«*

Die Jacke als Symbol der erlangten Zugehörigkeit zur »Gemeinschaft« im BDM hat sich fest in Johanna Czernys Erinnerung erhalten. Unzählige Erklärungen wurden dazu gefunden, aus welchen Gründen sich junge Mädchen für den BDM begeisterten – die meisten davon bedürfen keiner tiefeschürfenden Analyse: Der Wunsch, zu einer Gruppe zu gehören, bislang ungekannte Freiheiten und Freizeitmöglichkeiten zu erleben, sich von den Eltern abzugrenzen<sup>142</sup> – alles Charakteristika, die sich ebenso auf die Vorläufer in der bündischen Jugendbewegung vom Beginn des 20. Jahrhunderts<sup>143</sup> anwenden lassen. Es scheint aber kaum darüber reflektiert worden zu sein, was es gerade für Mädchen bedeutete, dass es sich – im Gegensatz zu der ursprünglich »männerbündische[n] Bewegung«<sup>144</sup> der Wandervögel – beim BDM um einen rein weiblichen »Freiraum« handelte, wenn er auch formal der männlichen Hitlerjugend zugeordnet und streng autoritär organisiert war. Nach außen hin wurde erstmals weithin sichtbar eine Massenorganisation nur für Mädchen präsentiert, die zudem die völlige Billigung des Staats erfuhr und von der Schule gestützt wurde. Ein Mädchen, eher: Mädels, zu sein, hieß plötzlich, per se – unabhängig von Familie, Bildungsgrad, »Anständigkeit« – einen anerkannten Status zu besitzen, und über die Uniformierung sich auch nach außen als solches darstellen zu können. Bei aller Propagierung eines dem Manne untergeordneten, dienenden und mütterlichen Frauenbildes, mag überdies eine Rolle gespielt haben, dass die Aktivitäten und der Habitus innerhalb des BDM durchaus neue Freiheiten von traditionellen Weiblichkeitsnormen boten, und dadurch die Organisation als umso attraktiver wahrgenommen wurde. Im Nachhinein definiert und wertet ein ehemaliges Mitglied des BDM diese Attraktivität folgendermaßen: »Gewiss, wir bekamen eine Uniform, aber dadurch packte man uns auch bei unserm Stolz, und das Marschieren widersprach unserer Art damals durchaus noch nicht, lag in uns allen doch noch etwas Jungenhaftes, jedenfalls, wenn ich an mich denke. Falsch war es vielleicht, dies stärker in uns wachzurufen, anstatt uns zum Mädchenhaften zu führen.«<sup>145</sup>

142 »Aus den Berichten der Frauen lässt sich eine Reihe persönlicher Motive des Eintritts in den BDM entnehmen: fehlende Zukunftsperspektive, Identitäts- und Sinnsuche, die Anerkennung und Bestätigung garantierte, Ichfindung, Abgrenzung vom Elternhaus und seinen Wertvorstellungen, Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, der Wunsch nach Zugehörigkeit zu einer Gruppe, Dabeizusein oder Mitzumachen, der Anreiz, sich der mütterlichen Überwachung und den häuslichen Pflichten zu entziehen. [...] Die Organisation gab Macht gegen die Eltern.« Kock, Lisa: »Man war bestätigt und man konnte was!«. Der Bund Deutscher Mädels im Spiegel der Erinnerungen ehemaliger Mädelführerinnen. Münster/New York 1994. S. 256f.

143 Vgl. Mogge, Winfried: Jugendbewegung. In: Kerbs, Diethart/Reulecke, Jürgen (Hgg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933. S. 181–196.

144 Ebd. S. 184. Es gab bei den Wandervögeln vereinzelt rein weibliche Gruppierungen (z. B. Wanderschwestern 1905, Deutscher Mädchen-Wanderbund 1914), doch diese blieben in der Minderzahl. Vgl. Mogge, S. 184/185.

145 Karin K., 20 Jahre alt; Ausschnitt eines Interviews von 1946/47. In: Hass, Kurt (Hg.): Jugend unterm Schicksal. Lebensberichte junger Deutscher 1946–1949. Hamburg 1950. Zit. n.: Miller-Kipp, Gisela (Hg.): »Auch Du gehörst dem Führer«. Die Geschichte des Bundes Deutscher Mädels (BDM) in Quellen und Dokumenten. Weinheim/München

Eine Distanzierung zum Nationalsozialismus stellt Johanna Czerny wieder her, indem sie immer wieder kleine Episoden einflücht, in denen die Eltern sich dem System gegenüber in ablehnender Weise verhalten oder äußern. Trotzdem kommt ihre Prägung durch die nationalsozialistische Propaganda klar zum Ausdruck, der sie von ihrem neunten Lebensjahr an durch Schule und Jugendorganisation ständig ausgesetzt war und die zur Übernahme bestimmter Bilder, Werthaltungen und Begrifflichkeiten geführt hatte. Ein Beispiel hierfür ist etwa in einer Erwähnung der jüdischen Geschäfte in Jena zu finden, in denen Czernys Mutter noch in den Jahren des Nationalsozialismus eingekauft habe:

*»Aber die Geschäfte verschwanden dann. Also, ich kann mich an etliche erinnern. Ein Hutladen, aber das war wirklich ein Jude, wie er im Buch steht. Mit Händen und Füßen hat der immer gesprochen! [lacht] Gell? Das war... [lacht]...«*

An dieser Stelle schafft sie zwar durch ihre Mimik und das Lachen eine Distanz zum Erzählten, will deutlich machen, dass sie sich nicht in herabsetzender Weise über den jüdischen Geschäftsmann äußern will, aber aus ihren Worten spricht ihr Rückgriff auf die damals eingepflegten Bilder vom ›typischen Juden‹, die sie bis heute in sich trägt.

### **Berufswege: Arbeitsmaid. Berufstraum: Försterin**

Zur Entscheidung für ihre Berufsausbildung befragt, erzählt sie, dass die kaufmännische Ausbildung eigentlich nicht ihr Wunschberuf gewesen sei. Ihre Volksschullehrerin hielt sie, als Klassenerste, für so begabt, dass sie ihr ein Hochschulstudium empfahl.

*»[...] Aber mein Vater als Krankenpfleger, der verdiente ja nicht viel. Und, was... was sollte es, gell? Na, das wäre ja unmöglich gewesen. Und da hieß es eben, Beruf ergreifen! Und selber... auf eigenen Füßen stehen nachher. Ja, und das hab ich dann gemacht, gell? Naja. [...]«*

In wenigen Worten drückt meine Interviewpartnerin aus, wie selbstverständlich sie sich an die Möglichkeiten anpasste, die ihr finanziell für die Wahl eines Berufes vorgegeben waren. Allein, an ein Hochschulstudium zu denken, wäre »unmöglich« gewesen – es lag in ihren Vorstellungen so außerhalb ihrer Reichweite, dass sie sich umgehend nach einer pragmatischeren Lösung umsah, und im Weiteren keinen Gedanken mehr auf die Chance zu einer akademischen Ausbildung verschwendete. Noch einmal nachgefragt wird jedoch deutlich, dass das gängige Leitbild der weiblichen Angestellten für sie persönlich nicht die oberste Priorität hatte. Auf die Frage, was sie gewählt hätte, wenn sie ganz frei und unabhängig von den zur Auswahl stehenden Möglichkeiten für sich hätte entscheiden können, berichtet sie von einem bis heute von Mädchen nur selten verwirklichten Traum einer Ausbildung in der Forst- und Holzbranche.

*»Mh... ich wäre, irgendw... Also, was mit Natur zusammenhing. Mein Vater wollte Förster werden, und die Forstschule war ganz in Sachsen in der Nähe, ja? Aber: hier! [Sie reibt Daumen und Zeigefinger aneinander in der Geste, um das fehlende*

---

2001. S. 316.

*Geld anzudeuten] Zehn Kinder, der Vater gestorben! Also, da war's schon aus, na?  
Und da musste er in die Maschinenfabrik.*

*Ja, also ich hätte IRGENDWAS so.. mit in der Richtung, oder, äh... , wenn's nicht  
gegangen wäre... Drechsler oder so was mit Holz, so was, nicht? Das wäre so  
mein... Traum vielleicht gewesen. Ja.«*

In der Beschreibung ihres Traumberufs bleibt Johanna Czerny auch im Interview noch zögernd und unsicher, benutzt viele einschränkende Begriffe – »vielleicht«, »wäre«, »wenn's nicht gegangen wäre« – ganz so, als dürfte sie sich noch nicht einmal heute den Traum von ihrem Lieblingsberuf ausdrücklich erlauben. Als wäre es schon zuviel, überhaupt den eigentlichen Wunsch, Försterin zu werden, deutlich auszusprechen, baut sie in ihre Schilderung gleich die Möglichkeit ein, dass ein Forstberuf »nicht gegangen« wäre, sie sich aber auch schon mit einem anderen holzverarbeitenden Beruf zufrieden gegeben hätte. Interessant ist dabei auch ihre Orientierung an den Interessen und Träumen des Vaters, die sie sich zum Vorbild genommen hat, anstatt, wie im Klischee erwartet, eher von einer Bezugnahme auf die Mutter auszugehen. Überhaupt nimmt der Vater in ihren Erinnerungen deutlich mehr Raum ein als die Mutter.

Nach dem Abschluss der Pflichtberufsschule fand die damals Siebzehnjährige einen Ausbildungsplatz als Bürogehilfin in der Wohnungsfürsorge. Ihre Lehrzeit wurde wegen des Krieges vorzeitig nach eineinhalb Jahren für beendet erklärt. Viele Erinnerungen hat Frau Czerny an diese Ausbildungszeit nicht, handelte es sich ja nur um eine Vernunftwahl, und die Lehre bot nicht viel Herausforderungen. An diesem Punkt beschloss sie, die nationalsozialistische Institution des Reichsarbeitsdienstes als Chance zu nutzen, um ihren Horizont auf eine Weise zu erweitern, wie es bei ihrem finanziellen und sozialen Hintergrund ansonsten nicht so leicht möglich gewesen wäre:

*»Jaa. Also ich hab mich freiwillig gemeldet. Ich hab mir gesagt, ich mach noch mal  
was Neues. Ich wollte doch mal in die Alpen, gell? Und da, na ja, hab ich mich  
natürlich freiwillig gemeldet, weil ich in die Alpen wollte.«*

Ebenso wie die Mehrzahl der von Margarete Dörr interviewten ehemaligen »Arbeitsmädchen«<sup>146</sup>, berichtet Johanna Czerny von ihrer Zeit beim Arbeitsdienst durchweg positiv, und das obwohl sich ihre Hoffnungen auf einen Arbeitseinsatz in den Alpen nicht erfüllten. Stattdessen kam sie in das kleine Städtchen Römhild in Südthüringen, wo sie gegen ein Taschengeld als landwirtschaftliche Helferin eingesetzt war. Römhild stand seit 1938 unter dem Einfluss des Bürgermeisters, fanatischen SS-Obersturmführers und »ehrenamtlichen« Gestapomitarbeiters Alfred Schmidt, auf dessen Betreiben seit den Jahren 1939/40 eine Nebenstelle des Konzentrationslager Buchenwald mit belgischen und polnischen Zwangsarbeitern eingerichtet war, dessen vorwiegend polnische und belgische Häftling hauptsächlich in der Landwirtschaft arbeiten mussten.<sup>147</sup> Johanna Czerny erwähnt diese Tatsachen mit keinem Wort, obwohl es kaum wahrscheinlich ist, dass sie in dem kleinen Städtchen nicht zumindest von dem Lager wusste. Es ist für meine Interviewpartnerin auch nicht von weiterem Belang, mehr über ihre Römhilder Zeit zu erzählen – zum Beispiel wie

<sup>146</sup> Vgl. Dörr, Margarete: »Wer die Zeit nicht miterlebt hat...« S. 101.

<sup>147</sup> Vgl. Gräfe, Marlis u.a. (Hgg.): Die Geheime Staatspolizei im NS-Gau Thüringen 1933–1945. I. Halbband (= Quellen zur Geschichte Thüringens 24/I). 2. Aufl. Erfurt 2005. S. 225–235.

sie als »Stadtkind« mit den landwirtschaftlichen Arbeiten und dem Leben auf dem Land zurecht kam. Über ihre eigentlichen Arbeitseinsätze und Tätigkeiten erzählt sie nichts; die Erinnerungen kreisen um die Unterbringung in der Baracke und ihre Empfindung, dass es »auch nicht schlecht dort« war. Deutlicher als die eigentliche Arbeit sind noch die Eindrücke von den gemeinsamen Ausflügen am Wochenende, auch wenn die Alpen in unerreichbarer Ferne blieben. Hildburghausen, Meinungen und Coburg – in diesem Radius spielten sich die Vergnügungsreisen mit den Freundinnen ab, doch an Weihnachten musste sie im Lager bleiben, weil sie sich mit Gelbsucht angesteckt hatte.

Während des Gesprächs fällt Frau Czerny ein, dass sie im kommenden Jahr (2003) das 60-jährige Jubiläum ihres Arbeitsdienstes begehen werde und weiß zu berichten, dass sich die meisten der ehemaligen »Maiden« noch heute regelmäßig einmal im Jahr zu einem gemeinsamen Kurzurlaub treffen. Sie selbst nehme an diesen Wiedersehen allerdings nicht teil, da ihr das nötige Geld dazu fehle. In das Kontakt- und Informationsnetzwerk der Ehemaligen ist sie jedoch auch nach sechs Jahrzehnten fest eingebunden – eine bemerkenswerte Tatsache, da die Gemeinschaft der jungen Frauen doch nur für wenige Monate bestand. Die kurze Zeit muss ihnen so einprägsam und wichtig gewesen sein, dass sie es schafften, über ihre gesamte Lebensspanne und über die deutsch-deutsche Grenze hinweg in Verbindung zu bleiben.

An den freiwilligen Arbeitsdienst schloss sich für Johanna Czerny der direkte Übergang zum mittlerweile obligatorischen halbjährigen Kriegshilfsdienst in der Waffenfabrik Suhl. Im fünften Kriegsjahr waren die Anforderungen an die Rüstungsproduktion mittlerweile so weit fortgeschritten, dass die jungen Frauen als billige Arbeiterinnen zum Einsatz in den Fabriken verpflichtet und dort oft zusammen mit den immer zahlreicheren Zwangsarbeitern eingesetzt wurden. Spätestens an diesem Punkt musste für die junge Frau der Traum von einer kostenlosen Reise in die Alpen und die Illusion eines ländlich-kameradschaftlichen Lagerlebens einige Erschütterungen bekommen haben. Sie kam nun ganz unmittelbar in Berührung mit dem Krieg; doch durch einen glücklichen Zufall war es ihr vergönnt, sich die Waffen ein Stück »vom Leibe« zu halten:

*»Aber da war ich in der Verwaltung auch, da ging's. Aber viele haben, äh, Maschinengewehre gebaut und lauter solches Zeugs.«*

Es wird an dieser Stelle ganz deutlich, wie unangenehm ihr die direkte Konfrontation mit der Arbeit in der Waffenfabrik ist. Der Sprachgebrauch wird immer vager und ist mit Auslassungen und Umschreibungen durchdrungen. Und so widmet sie sich lieber den – mit Erinnerungsfotos unterlegten – Erzählungen über die Freizeit, in der vor allem die Begegnungen mit den jungen Soldaten der Fliegerschule in Suhl eine Rolle spielen:

*»Jaa. Da war... doch, ja. Hatte jeder so seinen kleinen Freund, gell, wenn wir mal.. irgendwohin gegangen sind. Mal ausgegangen, mal in ein Lokal oder so was. Ja. Aber das waren so harmlose Freundschaften. Ja. ... [längere Pause]«*

Durch das gesamte Interview zieht sich der jugendliche Enthusiasmus der jungen Frau für die »flotten« Soldaten, zum Beispiel als sie ein paar Fotografien von jungen Männern zeigt, und dabei begeistert deren Uniformen kommentiert:

*»DAS war natürlich... [zeigt ein Foto von einem jungen Soldaten in kurzen Hosen]... AFRIKA! Die hatten Schnürstiefel bis HIER rauf, und.... Also, Freunde, ach! Das war ne flotte Mannschaft! ... [...]*

*Man hatte ja so seine Lieblingstruppe, nicht? Manche hatten die Matrosen, manche die..., die... [lacht] Artillerie, oder was.. weiß ich. Also, MEINE Truppe, das waren die Gebirgsjäger, weil ich für die Berge schwärmte, gell?«*

An solchen Stellen wird die besondere Stimmung des Abenteuerlichen, Aufregenden, Sehnsüchtigen jener Jahre für die junge Frau spürbar, die in der Ausnahmesituation des Krieges persönliche Freiheiten für sich entdecken konnte. Während dieser Zeit konnte sie zwar ihre beruflichen Träume nicht verwirklichen; an etlichen Punkten wurde sie durch die staatliche Lenkung fremdbestimmt und ihre Arbeitskraft für ein Taschengeld ausgebeutet. Aber auf den Ebenen von Freizeit, Unterhaltung und persönlichen Beziehungen konnte sie trotz ihres geringen finanziellen und geographischen Spielraums Erfahrungen machen, die ihr bislang zu Hause verwehrt gewesen waren. Und so konzentrierte sie ihre Energien auf diese neuen Möglichkeiten und Freiräume, anstatt auf die ihr von außen ebenso zahlreich vorgegebenen Grenzen im Bereich der Arbeitsmöglichkeiten, des Aufenthaltsortes und der Bezahlung. Trotzdem empfand Johanna Czerny die Arbeitspflicht in der Waffenfabrik schon bald als körperliche und seelische Belastung, die ihre Energie und Fröhlichkeit mit der Zeit zu verschlingen drohten, trotz aller Vergnügungen nach Arbeitsschluss und am Wochenende:

*»Und dann so am Schluss, hab ich dann [lacht] meine, hab ich dann die Monate [lacht] und die Tage gezählt, wo ich aufhören konnte im Betrieb. Gell? Also, ich hab GERNE gearbeitet und es hat mir auch Spaß gemacht. Aber das »MUSS« – ja? Das »MUSS«. Und man war irgendwie INNERLICH so müde. Nicht? Aach, immer da.... , man MUSSTE rein, und ob's einem gut war oder nicht. Man MUSSTE eben gehen, nicht? Und... das hat mir dann nicht so gefallen. Gell? Dass man die... der gewisse Zwang da war. Ja, da hab ich gerne aufgehört.«*

Zurück in Jena, bekam sie einen Brief vom Arbeitsamt, der die Aufforderung erhielt, sie solle sich für das – ebenfalls nur mit einem Taschengeld entlohnte – Haushaltspflichtjahr bereit halten. An diesem Punkt setzte sich der Vater energisch für seine Tochter ein. Mit kaum unterdrücktem Zorn ging er ins Arbeitsamt, um dort den Mitarbeitern klarzumachen, er könne die Tochter nicht noch ein weiteres Jahr finanziell unterhalten, nachdem sie bereits zwei verschiedene Dienste abgeleistet habe. Er erreichte es, dass sie den nötigen Vermerk in ihr Arbeitsbuch<sup>148</sup> erhielt, ihr freiwilliger Einsatz im Arbeitsdienst werde als Pflichtjahr angerechnet. Endlich konnte sie, vier Jahre nach ihrem Volksschulabschluss, in den regulären Arbeitsmarkt einsteigen. Doch auch der

<sup>148</sup> »Arbeitsbuch: Zum Zweck des Arbeitsnachweises gesetzlich (26.2.1935) vorgeschriebenes Dokument, in das Art und Dauer der Beschäftigung eingetragen werden mussten. Bei Arbeitsantritt hatte jeder Arbeitnehmer seinem Arbeitgeber das Arbeitsbuch zu übergeben. Bei den Arbeitsämtern wurden dann Karteien über alle Eintragungen angelegt. Dadurch konnte das Buch nicht nur zur Verteilung des Arbeitseinsatzes, sondern auch zur Erfassung von »Arbeitsscheuen« verwendet werden. Nach einer Durchführungsverordnung vom 16.5.1935 war die Beschäftigung von Personen ohne Arbeitsbuch nicht gestattet.« Benz, Wolfgang u.a. (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. S.v. »Arbeitsbuch«, S. 935.

sogenannte »freie« Arbeitsmarkt war in jenen Jahren stark durch das Arbeitsamt gesteuert<sup>149</sup>; für jede Neueinstellung brauchte ein Betrieb die Genehmigung der Arbeitsbehörden. Für Johanna Czerny war eine Rückkehr in die Wohnungsfürsorge unmöglich, doch für die Aufrechterhaltung der Rüstungsproduktion im Zeisswerk wurden dringend Mitarbeiterinnen gesucht. So erhielt sie Ende 1943 einen der begehrten Arbeitsplätze in der Verwaltung bei Zeiss.

### Kriegsarbeit bei Zeiss: junge Frauen, alte Männer, fescche Zwangsarbeiter?

Johanna Czerny arbeitete in einem Büro zusammen mit einer Kollegin und fünf Kollegen. Die üblichen Arbeitszeiten für die Angestellten waren von morgens sieben bis abends sechs Uhr, unterbrochen von zwei Stunden Mittagspause, in denen die Mitarbeiter zum Essen nach Hause gingen. Samstags wurde halbtags gearbeitet. In Frau Czernys Erinnerung waren in den Angestelltenabteilungen auch während der Kriegsjahre die Frauen stets deutlich in der Minderzahl und verrichteten die minderen Arbeiten; zum Beispiel stanzen und kontrollierten sie die Karten für die Hollerith-Maschine<sup>150</sup>:

*»Doch, das waren wenige Frauen. Meist eben die, die dann die Schreibarbeiten machten, den Verwaltungskram. Und die Männer, die hatten ja oft, ähm, nen richtigen Beruf gelernt. Dreher, oder... oder Fräser oder so was, nicht? Die waren... kamen viel manchmal aus der Werkstatt hoch. Nicht? Wenn's meinetwegen jetzt nicht mehr körperlich so ging und so weiter.«*

Die Geschlechterdifferenzierung in der Abteilung drückte sich einerseits darin aus, dass – in der Wahrnehmung der Interviewpartnerin – die Männer einen »richtigen« gewerblichen Beruf gelernt hatten, während die kaufmännisch ausgebildeten Frauen den »Verwaltungskram« machten. Interessanterweise wurden die Handwerker aus den Werkstätten, die ihren ursprünglichen Beruf nicht mehr ausüben konnten, oft als Vorgesetzte der weiblichen Schreibkräfte in der Verwaltung eingesetzt, wofür sie zunächst keine formale Qualifikation mitbrachten. Doch genau derselbe Punkt, die fehlende formale Qualifikation für einen Posten, diente in der Diskussion um weibliche Erwerbstätigkeit immer wieder als Argument für eine geringere Bezahlung und für die Einschränkung auf die untersten Positionen in den Abteilungen. An diesem Beispiel zeigt sich die Konstruktion von Geschlecht in der Arbeitswelt. Unter Heranziehung jeweils passend gemachter Argumentationen wird eine Differenzierung von männlichen und weiblichen Aufgabenfeldern im Betrieb hergestellt und aufrechterhalten. In Frau Czernys Abteilung war die Dominanz der Männer unhinterfragt; für sie galten Privilegien, denen sich die Frauen fraglos anzupassen hatten:

*»Nein, das waren so.. kleinere Räume, gell? Großraum hatte man damals noch gar nicht so, nicht? Das waren alles mehr kleine Räume. Und von wegen Raucherecke, oder so! Das war nicht drin! Wenn die Männer eben qualmten, dann wurde gequalmt! [lacht] Gell, nicht?«*

149 Die privaten Arbeitsnachweise wurden 1937 ausgeschaltet, dadurch kontrollierte die Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung endgültig den Arbeitsmarkt. Vgl. Benz, Wolfgang u.a. (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. s.v. Arbeitseinsatz, S. 939.

150 Beim Hollerith-System handelt es sich um eine Form der mechanischen Datenverarbeitung mittels Lochkarten und Auswertemaschinen; 1890 in den USA erstmals zur Volkszählung eingesetzt, seit 1928 in einem standardisierten Kartenformat in der Verwaltung verwendet.



IV.2. »Man MUSSTE ja!« – Johanna Czerny, Büroangestellte



Abb. IV.4.: Von Frau Czernys ehemaligem Arbeitsplatz ist kein Foto überliefert. Diese Fotografie aus dem Zeiss-Archiv trägt den Titel »Frau X in der Hollerith-Abteilung« und entstand Anfang der 1950er Jahre. (Quelle: BACZ B III 00364-6).

Wie die meisten ihrer Kolleginnen wurde Johanna Czerny als sogenannte Lohnangestellte beschäftigt, die – im Gegensatz zu den »Betriebsbeamten« – ihre Bezahlung wöchentlich erhielten und auch nicht pensionsberechtigt waren. Doch an diesem Punkt ihrer Biographie schildert sich Frau Czerny zum ersten Mal als unerschrocken, indem sie gleich zu Beginn ihrer Anstellung bei ihrem Chef um eine höhere Eingruppierung bat. Aus ihrer heutigen Einschätzung bezeichnet sie es als »unwahrscheinliches Glück«, dass sie tatsächlich ins sogenannte Beamtenverhältnis übernommen wurde, aber in ihrer Erzählung scheint doch durch, es lag vor allen an ihrer Eigeninitiative und dem direkten Nachfragen bei ihrem Vorgesetzten:

*»Und da ich ... Sekretärin war bei meinem Chef, da [lacht] hab ich gesagt: »Och«, sag ich, »Herr Trostmann! Wie ist es denn? Könnte ich nicht ins Beamtenverhältnis?« Und [lacht] da sagt er, »Jaaa. Können wir beantragen!«, gell? Und da war ich in GANZ kurzer Zeit ... im Beamtenverhältnis. Und kriegte ... « [Zwischenfrage der Interviewerin: »Noch vor Kriegsende?«] »Jaa! Ja, ja. Und da kriegte ich hundertsiebenundzwanzig Mark! Das war eine Menge Geld!««*

Ihre ersten Jahre im Betrieb waren geprägt vom zunehmenden Chaos der letzten Kriegsjahre und den Umbrüchen während der Besatzungszeit. Doch bis ins Frühjahr 1945 schildert Johanna Czerny ihre Erinnerungen vorwiegend als positiv und mit einer gewissen Unbeschwertheit unterlegt. Auf meine Nachfrage hin erinnert sie sich weder an die Existenz einer Fabrikpflegerin im Werk, noch an ein Angebot von Hauswirtschaftskursen. Für ihre Sozialkontakte war der Betrieb dennoch wichtig, denn 1945 fand sie in einer neu eingestellte Kollegin eine beste Freundin, mit der sie noch heute in Kontakt steht. Zunächst zeigten die deutlichen Risse im System keine Auswirkungen auf das persönliche Leben der jungen Frau in Jena. Sie erhielt eine vergleichsweise gute Bezahlung und andere betriebliche Privilegien; die materielle Versorgung war trotz der Rationierung bis zum Kriegsende einigermaßen zufriedenstellend – durch Ausbeutung der besetzten Gebiete und Aushungerung der zahlreichen Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge. Besonders im Zeisswerk wurden sehr viele – im euphemistischen Nazideutsch »Fremdarbeiter« genannte – ausländische Zwangsarbeiter eingesetzt. Auf meine Nachfrage antwortet Frau Czerny zunächst abwehrend, besinnt sich dann aber begeistert auf die holländischen Zwangsarbeiter, die offensichtlich bei den weiblichen Angestellten besonders beliebt waren. Ein längerer Ausschnitt aus dem Interview veranschaulicht sehr plastisch die von ihr noch heute abrufbare Stimmung der abenteuerlichen, verbotenen, mit Heimlichkeit verbundenen Flirts:

*»Wir hatten... das waren HÖCHSTENS... .. Ach, ja! Aaaach, ja.., na freilich! Die Holländer! [lacht] Mit denen waren wir befreundet, und da... [lacht] haben sie uns manchmal ein bisschen... , äh, äh, .... angeödet. Wir waren ja nun junge MÄDCHEN, nicht? Und.. junge Männer waren weg. Und.., da hatten wir EINEN da, das weiß ich noch, Johannes Maria van Bremen, ein großer Blonder, neunzehn Jahre alt, nicht? Und er war von Holland, faktisch so'n bisschen.. wie ne Art zwangsverpflichtet. Und er sprach jedenfalls FANTASTISCH deutsch, setzte sich an die Schreibmaschine, schrieb AUS der Lameng den Brief in deutsch, ja? Da.. brauchte der Chef bloß ein paar Worte zu sagen. Und .. die.. hatten.... die waren ja nun untereinander auch befreundet. Da.. der hatte nen kleenen Freund gehabt, Kees van Heierhans.*

*Also, das merkt man sich immer [lacht] noch! Und.. in den war ich so'n bisschen verschossen. Und, ich weiß, wir hatten nen großen Garten und da gab's immer die großen Kirschen. Da.. gab mir meine Mutter die Kirschen mit, die wurden PROMPT unten gegeben [lacht], da hab ich keine gegessen.*

*Und, ähm, der.. der Johannes Maria van Bremen, der brachte manchmal holländische Zeitungen, verbotene! Und da sagte er: »Komm! Kannste mal hier lesen!«. Man KANN holländisch lesen, aber aussprechen ist schwierig. Und da ham wir MANCHES erfahren! [...]*

*Und dann mussten wir... wenn Fliegeralarm war, dann sausten wir immer los und haben die Schreibmaschine und die Rechenmaschine auf einen Wagen geladen. Ja? Und haben die runter in den Keller gebracht. Und ich weiß noch, dass mal eine Rechen- ... nee, Schreibmaschine, runterkrachte durch meine Schuld. Ich hab den Wagen zu schnell rumgeschlenkert und der kippte hier runter. Und.. ich weiß noch, die.. Männer, die waren dann immer.. Kavalier. Sagte er: »Ich nehm das auf mich!«. Sagte ich: »Bist du wahnsinnig? Du bist Ausländer! Du weißt nicht, was DIR vielleicht passiert...« Weil hier ne Schreibmaschine kaputtgegangen war, na? Nee, die waren also.. wirklich GUTE Jungs! Kurze Hosen und... weiße Kniestrümpfe. So sind wir dann nach Hermsdorf oder nach Stadtroda gefahren. Und sind gewandert! Das waren ganz einfache Freundschaften. Gell? Ja...«*

Nein – Keine ganz einfachen Freundschaften. Es waren im Gegenteil ganz komplizierte Freundschaften der jungen deutschen Frauen mit den holländischen Männern - »zwanglose« Begegnungen mit Zwangsarbeitern im Krieg waren schon von den äußeren Bedingungen her unmöglich. Dies zeigt nicht zuletzt die Episode mit der zu Bruch gegangenen Schreibmaschine, in der Johanna Czerny sofort erkannte, in welcher Gefahr der junge Mann schwebte, sollte er sich selbst bezichtigen, den Schaden verursacht zu haben. Ein vermeintlicher Sabotageakt an deutschem Firmeneigentum konnte erhebliche Folgen nach sich ziehen. Dennoch bleibt der Wunsch Johanna Czernys und ihrer Kolleginnen nach einer unbeschwerten Normalität im Umgang mit den gutaussehenden, freundlichen Männern nachvollziehbar. Als Holländer, zumal blond, mit guten Deutschkenntnissen, konnten sie zu den »guten« Fremdarbeitern gezählt werden, die auch rein äußerlich im nationalsozialistisch geführten Betrieb als Begleiter der weiblichen Angestellten eher akzeptiert werden konnten. Für die Frauen waren die Holländer als »Kavaliers« sicherlich die willkommene Alternative zu den deutschen, älteren und autoritären männlichen Vorgesetzten, die – ganz und gar nicht Kavalier – ungefragt im Büro rauchten. Mit den gleichaltrigen und oft jüngeren Zwangsarbeitern hingegen konnten sie sich einen Flirt erlauben und dabei sicher sein, dass sie – als die sozial Höhergestellten – sich von ihnen keinerlei unfreundliche Behandlung oder gar Übergriffe gefallen lassen mussten. Von den ebenso zahlreich im Werk beschäftigten »Ostarbeitern«, die unter viel schlechteren Bedingungen lebten und im Betrieb die schwerste Arbeit verrichten mussten, ist hingegen kaum die Rede. Flirts und gemeinsame Ausflüge mit den weiblichen Angestellten wären für sie undenkbar gewesen.

Nach Kriegsende wird ihre Unsicherheit im Umgang – selbst mit den »befreundeten« Ausländern – besonders deutlich. Frau Czerny erzählt, dass sie von den Holländern eingeladen wurde, mit zu einer Friedensfeier in die Zwangsarbeiterbaracke zu kommen:

J. C.: »Und da hab ich gesagt: »Nee. Das mach ich nicht.« Ich weiß nicht, wie ... manche Holländer eingestellt sind, gell? Nicht? Denn ... ich weiß, er schrieb nach dem Kriege, wie er wieder zu Hause war, dass sie SEHR gehungert hätten in Holland, na? Da waren auch TSCHECHEN dabei ... «

I.: »Hatten Sie da Angst, mit hochzukommen?«

J. C.: »Jaa, nee. Ach, nee, das wär mir unangenehm gewesen. Das waren alles Ausländer, gell? Und ... wär mir, irgendwie ... Wenn man dann angepöbelt worden wäre, nicht? Es wäre ... Wir waren ja nicht ALLE ... vielleicht befreundet mit denen. Ja, Tschechen ... ein Tscheche war noch bei uns. Und da weiß ich noch, war auch 'ne kleine Russin auf'm Flur.«

In ihrer Einteilung nach »guten« Holländern und als gefährlich einzuschätzenden Tschechen, mit denen man nicht befreundet war, folgte Johanna Czerny dem staatlich vorgegebenen Feindbild. Doch mit dem Kriegsende kam auch das Bewusstsein für die Ambivalenz der scheinbar harmonischen Beziehungen mit den Holländern zutage, und die Einschätzung, dass sie eben »alles Ausländer« waren, die nicht nur »so'n bisschen ... wie ne Art zwangsverpflichtet« waren, und dementsprechend nach der Befreiung so manchen Grund hatten, den Jenaern nicht nur wohlgesonnen und dankbar zu sein.<sup>151</sup>

### Kurze Idylle in der Nachkriegszeit

Von der Zeit um das Kriegsende herum erinnert sich meine Interviewpartnerin am deutlichsten an die Bombardierung Jenas, an ihren Luftschutzdienst im Keller der Zeisswerke, an einen alkoholischen Umtrunk mit dem Chef im Kollegenkreis – mitten am Arbeitstag – als der Einmarsch der Alliierten unmittelbar bevorstand, an die Amerikaner im Werk mit den Soldatinnen in Uniform – für die Jenaerinnen ein ungehöriger Anblick, »Flintenweiber«. Sie erzählt außerdem von der Demontage des Betriebs, von der Deportation einiger Kolleginnen und Kollegen, der Anwesenheit der Russen, und – am deutlichsten – von der Verschlechterung der Ernährungslage. Doch trotz aller dieser Beeinträchtigungen ging der Berufsalltag für Johanna Czerny bis 1948 ohne Unterbrechung weiter. In diesem Jahr heiratete sie ihren aus Berlin stammenden Mann, den sie durch die Vermittlung ihrer Berliner Tante 1942 zunächst nur brieflich kennen gelernt hatte:

»DAS war üblich im Krieg, da schrieb man an den unbekannten Soldaten, gell? Das war noch so.. Und, meine Tante in Berlin, die war mit der Tante meines Mannes befreundet. [...] Und da mein Mann Gebirgsjäger war, das lag MIR ja sowieso. Man hatte ja so seine Lieblingstruppe. [...] Und da hab ich geschrieben, und da schrieb mein Mann auch zurück, nicht? Und da war ich aber schon im Arbeitsdienst, und dann hatte sich das so entwickelt, und .. dann wurde er verwundet. Und, äh, .. Berlin war ja damals besetzt auch von den Russen schon und so, nicht? Und da KAM

<sup>151</sup> Tatsächlich kam es im Frühjahr 1945 zu einigen Plünderungen und Ausschreitungen durch die ehemaligen ausländischen Zwangs- und Zivilarbeiter in Jena. Vgl. Fügner, Jens: Amerikanisches Intermezzo. Jena zwischen Drittem Reich und Sowjetischer Besatzungszone (April bis Juli 1945). In: Stutz, Rüdiger (Hg.): Macht und Milieu. Jena zwischen Kriegsende und Mauerbau. Rudolstadt 2000. S. 25–52. Hier: S. 38 und Anm. 32.

#### IV.2. »Man MUSSTE ja!« – Johanna Czerny, Büroangestellte

*er, als er Urlaub hatte, vom Lazarett aus. [...] Da kam er vierzehn Tage im Urlaub, fünfundvierzig, im März fünfundvierzig hierher. Und da haben wir uns praktisch das erste Mal.. persönlich gesehen! Nicht? Und.. jaa.«*

Obwohl die Ehe nur vier Jahre hielt und gerade in jenen Jahren die wirtschaftliche Situation besonders angespannt war, bezeichnet sie im Nachhinein ihre Ehejahre als ihre glücklichsten. Obwohl sie nun fast ihre gesamte Zeit und Energie der Beschaffung von Lebensmitteln widmen musste, betont sie den alles überragenden Wert der Freiheit, die sie erstmals außerhalb staatlicher, familiärer und betrieblicher Bevormundung in ihrem eigenen Haushalt genießen konnte:

*»Jaa. Ja, doch. Man war doch FREI, gell? Man konnte doch... [lacht], gehen, wohin man wollte, und so weiter, nicht? [...]*

*So komisch es klingt: Die schönste Zeit war [lacht] eigentlich, als ich jung verheiratet war. Wir hatten nichts. Wir wohnten außerordentlich primitiv, ja? Aber ich weiß, dass mein Mann das Gleiche mal gesagt hat. Der sagt: »Das waren meine schönsten Jahre.« Nicht? Da war man so mit sich zufrieden und mit der Welt zufrieden, gell? Und so... Das waren schöne Jahre.«*

Doch die vermeintliche Freiheit blieb in manchen Bereichen nur eine scheinbare, und sehr bald führte nicht zuletzt die politische Bevormundung zu Konsequenzen für das Leben des jungen Ehepaares. Über ihren Mann erzählt meine Gesprächspartnerin sehr wenig, deutet manches nur an, und welche Schwierigkeiten in der Ehe bestanden, wird nicht deutlich. Sie erzählt, ihr Mann habe im Finanzamt gearbeitet und sei »absoluter Gegner von hier« gewesen. Zwar sei er zunächst wie die übrigen Beamten nach Aufforderung in die SED eingetreten, doch bald darauf habe er gesagt, »ich kann das nicht mehr machen« und sei wieder ausgetreten.

Insgesamt schildert Johanna Czerny die frühen DDR-Jahre als besonders »haarige Zeit« voller politischer Repressionen und Denunziationen. Ihre Wahrnehmung von der Atmosphäre dieser Jahre spiegelt sich auch darin, dass sie während ihrer Erzählung über diese Zeit versehentlich die Stasi als »Gestapo« bezeichnet, vor der sie einmal zusammen mit der Mutter einen Arbeitskollegen ihres Ehemannes versteckt hielten. 1952 ließ sich das Paar scheiden – genaueres will Johanna Czerny darüber nicht sagen. Ihr Ex-Ehemann flüchtete 1953 oder 1954 nach Westberlin in seine alte Heimat. Dort heiratete er ein zweites Mal, schickte aber zunächst noch Geld und Pakete zur Unterstützung seines 1951 geborenen Sohnes. Mit der Trennung von ihrem Ehemann, der nur noch für ein Jahr nach der Scheidung Unterhalt für das Kind bezahlte, wurde für Frau Czerny eine Rückkehr in die Erwerbstätigkeit nötig. Zunächst versuchte sie, ihren Sohn in den Kindergarten zu geben, aber da er sich dort nicht eingewöhnen konnte, übernahm Frau Czernys Mutter tagsüber die Betreuung des Jungen, bis zu seinem Volksschulabschluss. Nur durch die private Hilfestellung ihrer Mutter war es der offiziell »alleinstehenden« Johanna Czerny möglich, ihren Weg zurück ins Berufsleben zu finden. Nach der Scheidung zog sie mit ihrem Sohn in eine Zweizimmerwohnung; ein Zimmer bekam der Sohn für sich und sie schlief im Wohnzimmer. Danach befragt, ob sie nach ihrer Ehescheidung irgendwann noch einmal eine Heirat in Erwägung gezogen hatte, sagt sie:

*»Als der Krieg zu Ende war, war ich einundzwanzig. Die Männer bis fünfunddreißig waren gefallen! Der Rest, der noch da war, war, als ich nachher, äh, wieder frei war,*

*war verheiratet. Ich sage, sollte ich mich in 'ne Ehe hineindrängen und dann da sagen, »komm lass dich mal scheiden!«, nicht? Ich sage, das war ... Ich sage, das ist ja auch ein GROSSER Unterschied, ob du einen Mann für dich suchst, oder einen Vater für's Kind.«*

Dann erzählt sie noch das Beispiel einer Kollegin, die sich als Kriegerwitwe wieder in einen Mann verliebt hatte, aber ihr Sohn habe ihn abgelehnt. So etwas habe sie nicht erleben wollen.

### **Zurück bei Zeiss: neue Umgangsformen – alte Rollenbilder**

Zunächst fand Johanna Czerny eine Anstellung in der Verwaltung der Universitätsklinik. Nach einem Jahr hatte sie die Möglichkeit, wieder zurück in ihre ehemalige Abteilung bei Zeiss zu wechseln, die immer noch vom selben Chef geleitet wurde. Auf Unterschiede im Arbeitsalltag zwischen der Vor- und der Nachkriegszeit hin befragt, fällt ihr als erstes Negativbeispiel ein, man habe sich im Betrieb plötzlich geduzt, sogar mit dem Chef und den anderen männlichen Kollegen, was sie als besonders »primitiv« empfunden habe:

*»Aber so, wie es mit dem Chef üblich war, wie nach dem Krieg – um Gottes Willen! Also, .. ich bin faktisch überrumpelt worden durch meinen Chef, das war.. na ja. Das war ne ziemlich rote Socke! Nicht? Und, ähm, ich war ÄLTER als er. Und der sagte mal zu mir, ob ich wüsste, wer wem das »Du« anbietet. Da habe ich gesagt: »Haha. Der Ältere dem Jüngeren!«. Da war ich gleich.. [lacht]. »Nein! Auch der Chef dem Untergebenen!«. So! Was wollten Sie denn machen, nicht? Na, da.. duzte man sich mit dem Chef. Also, das wäre unserem ALTEN Chef [schlägt die Hände über dem Kopf zusammen], .. der GEDANKE! Wäre sträflich gewesen! Nicht? [...]*

*Aber soo..., auch, mit den Männern, wenn ich dran denke. Ich hab mich mit KEINEM der Männer äh, aus unserer Abteilung geduzt.. Als noch unser ALTER Chef da war. Das gab's nicht. Nachher ja, als die anderen... der andere Chef, na, der Herr Kerzel, das war wie gesagt die rote Socke, gell? SED. Ja, da war der ein bisschen primitiv... «*

Für die DDR-Zeit nimmt Frau Czerny einen deutlichen Bruch mit der bisherigen Betriebskultur wahr, auch in den Arbeitsbedingungen für weibliche Beschäftigte. Positiv vermerkt sie eine vermehrte Förderung der Frauen im Betrieb, doch »Bezahlung, gleiche Bezahlung war AUCH nicht drin. Da wurden AUCH immer noch Unterschiede gemacht.« Über die Jahre hinweg bis zu ihrer Pensionierung blieben in ihrer Abteilung auch die Chefs immer Männer. Die neue Staatsform mit ihrer offiziellen Gleichstellung der Geschlechter und dem Ruf nach Emanzipation der Frauen bedeutete nicht automatisch einen inneren Gesinnungswandel. Als herausragendes Beispiel für das nach wie vor bestehende Dominanzgebar der Männer nennt sie die Veranstaltung der Internationalen Frauentage im Betrieb:

*»Da wurden immer DIE Männer eingeladen, die eingeladen werden WOLLTEN. Meine Kollegin, die war dann mal Frauenbeauftragte, oder wie sich das nannte. Die sagt: »Das kommt ja nicht in Frage! Beim diesjährigen Frauentag, da laden wir DIE*

#### IV.2. »Man MUSSTE ja!« – Johanna Czerny, Büroangestellte

*Männer ein, die WIR eingeladen haben wollen.« Ach, du lieber Gott! Die war gerade EIN Jahr Frauenbeauftragte. Da war vielleicht ein Stunk los! Wir haben gesagt, die, die IMMER da sind, die dann so [deutet eine Trinkbewegung an] »gib ihm eine!« becherten, ja? Die wollten wir nicht mehr, nicht? Naja, ... «*

Dieser Versuch der Frauen, ›ihren‹ Tag einmal nach den eigenen Vorstellungen zu gestalten, führte nicht zum Erfolg. Zwar betont Johanna Czerny, es habe selbstverständlich auch immer nette Kollegen gegeben, aber ebenso fanden sich Mitarbeiter, die ihrer Frauenverachtung unverhohlen Ausdruck geben konnten:

*»Aber wir hatten auch dabei: »Die Weiber!«, gell? »Was die nur wollen!«, gell? Wir waren »die Tippsen« und so was, gell? Da weiß ich noch, meine Kollegen, die haben schwer gemobbt, wenn sie mal hier [reibt Daumen und Zeigefinger aneinander, um Geld anzudeuten] was dazugeben sollten.«*

Innerhalb des Betriebes versuchte sie sich stets von den, »roten Socken« zu distanzieren. Weil sie als politisch »nicht zuverlässig« galt, so sagt sie, durfte sie seit ihrer Wiedereinstellung nicht mehr die Personalkartei weiterführen, was bis 1945 ihre Aufgabe gewesen war.

Danach befragt, ob sie rückblickend ein reines Hausfrauendasein bevorzugt hätte, wenn es für sie finanziell möglich gewesen wäre, kann sie keine eindeutige Antwort geben. Wieder verweist sie darauf, dass es hauptsächlich das »Muss« gewesen sei, was sie an der Arbeit so gestört habe, die mangelnde persönliche Freiheit. Deshalb war sie auch froh, mit sechzig Jahren in Pension gehen zu können, auch wenn sie vom Betrieb aus gebeten wurde, noch länger zu bleiben, weil sie noch »fit« war:

*»Und da hab ich gesagt, eben WEIL ich fit bin, will ich aufhören. Gell? Und will doch noch, die Jahre, die einem bleiben, will man doch noch ein bisschen genießen, will was davon haben. Und dass nicht mehr so.. der Wecker klingelt und man MUSSTE raus, ob man wollte oder nicht.*

*[...] Aber, irgendwas, äh, was.. wo man.. den Kopf ein bisschen betätigen musste, das hätte ich... das hätte ich SEHR gern gemacht. Ich bin auch immer noch, äh, ähm, viel in die Volkshochschule gegangen, ja? Äh, da waren die Lehrgänge. [...] Da bin ich immer hingegangen. Und das war was, was mich eben immer sehr interessiert hat. So bisschen Allgemeinbildung und, und so.. Gell? Ja. Aber.. direkt.. aber ich weiß nicht.«*

Es bleibt am Ende des Gesprächs der Eindruck, dass sich Frau Czerny an ihrem Arbeitsplatz immer etwas unterfordert gefühlt hat und deshalb auch ohne Bedauern in die Pensionszeit übergewechselt ist, wo sie keinerlei äußere Bevormundung mehr erfahren musste. Möglicherweise hätten ihr in der Firma ab den 1950er Jahren auch Weiterqualifizierungsmaßnahmen offen gestanden, doch als ›politisch Unzuverlässige‹ kam dieser Weg für sie nicht in Frage; es war ihr dann wichtiger, ihre stille, aber deutliche Distanz zum System zu zeigen, und sich nicht aus Karrieregründen äußerlich als überzeugte Sozialistin zu gerieren. Dass Frauen ohnehin nicht dazu ausersehen waren, in höhere Leitungspositionen zu kommen, war gleichsam ihr persönlicher Erfahrungswert, der sich über die Jahrzehnte bei Zeiss hielt.



Abb. IV.5.: Anlässlich des Internationalen Frauentags 1955 bekommt eine Mitarbeiterin der »Fernrohrbetriebsleitung« in der Firma Zeiss ein Buchgeschenk überreicht. (Quelle: BACZ B III 00478-2).



## Resümee: Weibliche Bescheidenheit und Anpassung

Insgesamt zieht sich durch Johanna Czernys Biographie das Prinzip der Anpassung und eine Haltung, keine besonderen Ansprüche an die Erfüllung der eigenen Wünsche stellen zu dürfen. Der nationalsozialistische Staat brachte allerdings, bis zu den ersten Kriegsjahren, für junge Frauen wie Johanna Czerny neue Freiheiten und Möglichkeiten, sich außerhalb familiärer Kontrolle zu bewegen – freilich um den Preis, der staatlich-ideologischen Kontrolle und Lenkung unterworfen zu sein, und sich zumindest äußerlich der nationalsozialistischen Ideologie anzuschließen. Gewiss ist es höchst problematisch, die scheinbar »positiven« Aspekte eines im Kern inhumanen Systems zu benennen, dennoch ist ein temporärer Zuwachs an Handlungsräumen für weibliche Heranwachsende – und zwar im BDM und im Arbeitsdienst – nicht zu leugnen, und er wurde auch von Johanna Czerny wahrgenommen, deren Eltern und Freundeskreis sich vom Nationalsozialismus distanzierten. Es klingt zynisch, von den kleinen Freiheiten zu sprechen, die der nationalsozialistische Staat und der Krieg einer jungen Frau, die der gewollten »rassischen« und politischen Norm entsprach, in dieser Situation gaben, und doch existierten sie. Auf der anderen Seite existierten jedoch die noch viel größeren Unfreiheiten und Beschneidungen auf dem Gebiet der persönlichen Entfaltung. In der Zeit der Rassengesetze, der Uniformen und Pflichtmitgliedschaften in NS-Organisationen, der Lebensmittelkarten, der Kriegsdienstverpflichtung und der Bespitzelung war so vieles festgelegt: wo sie zu arbeiten hatte und wie lange, welche Kleidung mit welchen Abzeichen sie tragen musste, wen sie lieben durfte und wen nicht, wen sie mit welchem Gruß zu grüßen und wen sie zu ignorieren hatte, wo sie schlafen musste und was sie zu essen kaufen durfte, was sie laut sagen konnte und was sie für sich zu behalten hatte. Möglicherweise konnte eine junge, »unmündige« Frau des Jahres 1943 diese großen Unfreiheiten allerdings gar nicht als solche identifizieren, weil sie diese als selbstverständlich hinnahm. Denn traditionellerweise legten Eltern, Familie und Gesellschaft in ungeschriebenen Gesetzen all diese Verhaltensregeln für die Mädchen fest, bis am Ende des 19. Jahrhunderts sich immer mehr Stimmen im Protest gegen diese Bevormundungen formierten. Und nur zwei Generationen später machte sich der nationalsozialistische Staat daran, diese Bevormundungen in schriftlichen Regeln zu fixieren, sie bis ins kleinste Detail der Persönlichkeit auszuweiten und auf die gesamte Bevölkerung, Frauen wie Männer, junge wie alte Menschen auszudehnen.

Ohne die eigenen Zukunftspläne in puncto Heirat und Familiengründung in Frage zu stellen, versuchte Johanna Czerny, sich die Angebote und neuen Pflichten des NS-Staats für Jugendliche in ihrem Sinne anzueignen: eine Auszeit vom Elternhaus und der Aufbruch in neue Gefilde. Freilich stieß sie damit sehr schnell an die Grenzen der Selbstbestimmung, denn der Staat war in erster Linie an billigen, flexibel einsetzbaren Arbeitskräften für Landwirtschaft und Rüstungsindustrie interessiert. Ihre Hoffnung, durch den Arbeitsdienst die Alpen zu sehen, hatte sich nicht erfüllt. Stattdessen kamen die »dunklen Seiten« der neuen Zeit – das Konzentrationslager in Römhild, die Waffenproduktion in Suhl, die Zwangsarbeiter im Zeiss-Werk, sehr schnell in ihre Sichtweite. Und es bedurfte einiger Anstrengung ihrerseits, selbst im Angesicht des Unmenschlichen, ihren Blick auf die scheinbar unbeschwerten Seiten des Alltags zu fokussieren: auf die schönen Wochenendausflüge mit den anderen Dienstverpflichteten, auf die Flirts mit den holländischen Zwangsarbeitern.

Mit der Heirat und Geburt des Kindes war im Rückblick Johanna Czernys der Zenit des persönlichen Glücks erreicht; hier betont sie ausdrücklich das Gefühl der Freiheit, das sie in dieser

Zeit am meisten genossen habe. Nach der Scheidung schien ein eher trotziges Sich-Einrichten in die Gegebenheiten die Leitlinie geboten zu haben. Während sie als Mädchen und junge Frau noch sehr zurückhaltend in ihrer Arbeitswelt aufgetreten war, wagte sie mit zunehmenden Alter im ungeliebten sozialistischen System schon eine eher kritische Haltung, mit eher passivem Widerstand gegen die neuen Formen der Unternehmenskultur. Ihr Verhalten war nicht offensiv, aber deutlich genug, um innerhalb der Firma den »politische Unzuverlässigen« zugerechnet zu werden.

Grenzen bewusst zu überschreiten gehörte aus Johanna Czernys Perspektive nicht zu ihren Optionen. Als geschiedene Frau mit Kind sah sie für sich keine großen Freiräume für eine Lebensgestaltung nach eigenem Gutdünken. Ihre Ethik wollte es nach der Scheidung nicht zulassen, dass sie sich ernsthaft in einen verheirateten Mann verliebte, und so schien das Kapitel »Liebesbeziehung« frühzeitig abgeschlossen:

*»Ich meine, man hätte, äh, das und jene kleine Abenteuer haben können. Aber die Männer waren ja alle verheiratet! Was soll's! Gell? Ja. Naja. Wir ham auch SO gelebt, gell? [lacht] Was half's denn. Man MUSSTE ja! Ja...«*

Dieses »man musste ja« begleitete das Interview von Anfang bis Ende, und es wäre zu einfach, diesen periodisch wiederkehrenden Satz auf eine der stereotypen Rechtfertigungsformeln zu reduzieren, wie sie in vielen Lebenserinnerungen an Stellen auftauchen, in denen die heiklen Punkte der eigenen Biographie bewusst werden und in der Retrospektive durch eine Erklärung befriedet werden müssen. Das »man musste ja« in seiner Repetition zeugt auch von einer prägenden Erfahrung der Fremdbestimmung als Normalität: erst durch die Regeln und Gesetze der Nazis, dann der Verordnungen der Besatzungsmächte, schließlich durch die politischen Vorgaben im DDR-Staat. Bis zu einem gewissen Grad ist Fremdbestimmung freilich ein integraler Bestandteil jeglicher Biographie, auch in einer modernen Demokratie: man erfährt sie zunächst als Kind bis zur Volljährigkeit, und dann das ganze Leben durch gewisse gesellschaftliche Vorgaben, durch politische, ökonomische und kulturelle Rahmenbedingungen. Dennoch: der Grad und die Intensität der Fremdbestimmung waren vom Beginn bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts noch ungleich höher, und die Sanktionierung von Regelverstößen konnte wesentlich drastischer ausfallen. Sich nach außen hin anzupassen, dürfte eine Lektion sein, die Frauen im Alter von Johanna Czerny nur allzu deutlich von den Jahren des Nationalsozialismus, der Besatzung und des Stasi-durchwirkten DDR-Sozialismus gelernt hatten. Das Prinzip der Fremdbestimmung und Anpassung hatte 51 Jahre lang ihr Leben geprägt.

#### **IV.3. »Ich war schließlich wer« und »man muss bescheiden bleiben«<sup>152</sup> – Brigitte Lohmann, Büroangestellte**

Brigitte Lohmann<sup>153</sup> wurde im Jahr 1918 in Jena in einem kleinen Mietshaus in Jena- Lichtenhain geboren. 1926 zog die Familie einige Straßen weiter zum Großvater väterlicherseits in ein

<sup>152</sup> Zitate in doppelten Anführungszeichen ohne Quellenangaben in diesem Kapitel stammen aus dem Interview mit Brigitte Lohmann vom 17.6.2002.

<sup>153</sup> Name geändert.

zweistöckiges kleines Backsteinhaus, in dem Frau Lohmann bis heute wohnt. Ihr Vater, Sohn eines Schneidermeisters, war von Beruf Zimmermann, der während der Wirtschaftskrise in den zwanziger und dreißiger Jahren mehrmals arbeitslos wurde. Ab 1936 arbeitete er bei Zeiss in der Tischlerei. Frau Lohmanns Mutter wurde in Kahla geboren und stammte aus einer Porzellanarbeitsfamilie. Als junges Mädchen arbeitete sie in verschiedenen Stellen als Hausmädchen, bis sie schließlich bei Zeiss als ungelernte Arbeiterin anfang und dort auch bis zur Geburt ihrer Tochter Brigitte arbeitete. Politisch und weltanschaulich bewegte sich die Familie eher im Milieu der konservativen Kleinhandwerker; der Vater war Mitglied in den verschiedenen Vereinen des Orts: dem Kriegermilitärverein, dem Obstbauverein, dem bürgerlichen Gesangverein und dem Arbeiterturnverein. Alle Familienmitglieder waren evangelisch getauft; sie nahmen bis zum Kriegsende mehr oder weniger am kirchlichen Gemeindeleben teil. Der Alltag in dem eingemeindeten Vorort war – trotz der Nähe der Stadt – noch stark dörflich geprägt. Direkt hinter dem Haus hatte die Familie einen großen Garten. Die sozialen Beziehungen spielten sich vorwiegend innerhalb des kleinen Wohnortes ab.

Brigitte ist das zweite von fünf Kindern; sie hat einen drei Jahre älteren Bruder und drei jüngere Schwestern. Von 1925 bis 1933 besuchte Brigitte die Volksschule; danach für ein Jahr die Mädchenberufsschule. Im Anschluss daran begann sie eine dreijährige Ausbildung als Handelsgehilfin in einer Jenaer Darm- und Fellhandlung; nebenbei besuchte sie einmal pro Woche die Handelsschule hinter der Stadtkirche. Im März 1937 absolvierte sie ihre Abschlussprüfung, kündigte ihren Arbeitsplatz und trat eine Stelle bei der Firma Schott & Gen. in der Rechnungsabteilung an. Im Frühling des Jahres 1940 lernte Brigitte Lohmann in Jena einen jungen Flaksoldaten kennen, in den sie sich bald verliebte. Das Paar gab noch im gleichen Jahr die Verlobung bekannt und heiratete im Februar 1941. Zwei Monate später kam der gemeinsame Sohn zur Welt. Vier Wochen nach der Geburt ging Frau Lohmann zurück an ihren Arbeitsplatz, das Kind wurde tagsüber von ihrer Mutter betreut. Frau Lohmanns Ehemann war zum Kriegsdienst eingezogen und wurde 1945 vermisst gemeldet. Fünf Jahre später erfolgte die formelle Toterklärung. Während der ganzen Jahre bis zum Tod von Mutter und Vater blieb Frau Lohmann mit ihrem Sohn im Elternhaus wohnen. Der Sohn absolvierte eine Ausbildung als Glaser, arbeitete in verschiedenen Jenaer Firmen, heiratete und zog mit seiner Frau und den gemeinsamen Kindern in das Erdgeschoss des Hauses; Frau Lohmann bewohnte von diesem Zeitpunkt an die erste Etage. Bis zu ihrer Pensionierung 1979 arbeitete sie in verschiedenen Verwaltungsabteilungen des Jenaer Glaswerks. Auch danach half sie noch mehrere Jahre gelegentlich in der Kantine aus. Bis heute hält sie – zumindest telefonisch – den Kontakt zu den ehemaligen Kolleginnen und Kollegen; viele Jahre lang war sie im Pensionärsverein des Glaswerks aktiv.

Brigitte Lohmann ist lediglich sechs Jahre älter als meine Zeitzeugin Johanna Czerny, doch der geringe Altersunterschied reicht aus, dass ihr Heranwachsen deutlich weniger durch den Nationalsozialismus geprägt wurde. Ihre Schulzeit endete kurz nach Hitlers Machtergreifung, und dadurch entging sie den Jugendorganisationen des BDM und Einrichtungen wie dem Arbeitsdienst und Pflichtjahr. Die übrige Struktur des Bildungs- und Stellenangebotes in Jena für jüngere Frauen ist hingegen durchaus mit der Situation von Johanna Czerny (IV.2) vergleichbar.

Meine Gesprächspartnerin empfängt mich zum Interview in ihrer kleinen Dachgeschosswohnung des Hauses in Jena-Ziegenhain, das sie seit ihrem achten Lebensjahr bewohnt. Während des Gesprächs sitzen wir an einem Esstisch im Wohnzimmer bei Kaffee und Kuchen. Der Raum – wie auch die übrige Wohnung – ist einheitlich mit neueren Möbeln im gutbürgerlich-rustikalen Stil

eingerrichtet. Die Zeitzeugin tritt mir gegenüber sehr freundlich auf. Sie ist schlank, macht einen sehr lebhaften, oft verschmitzten Eindruck und wirkt in ihrer Lebendigkeit und Beweglichkeit wesentlich jünger als 83 Jahre. Von all meinen Interviewpartnerinnen ist sie allerdings die einzige, die zunächst mehrmals starke Bedenken gegen den Einsatz des Tonbandgerätes äußert. Erst nach meiner erneuten Zusicherung der Anonymität willigt sie ein, dass ich das Gerät laufen lasse, doch in den ersten Minuten des Gesprächs kommt sie immer wieder auf das Thema zurück. Sie wirkt zunächst sehr nervös und entschuldigt sich bereits im Vorfeld mehrmals, dass sie oft sehr durcheinander rede. Nach kurzer Zeit beachtet sie jedoch den Kassettenrecorder kaum noch und wird deutlich entspannter, allerdings ist sie bis zum Schluss sehr »wachsam« und sehr darauf bedacht, keinen »falschen Eindruck« von sich zu vermitteln. Unsere Unterhaltung dauert insgesamt dreieinhalb Stunden. In ihrem Gespräch wechselt sie sehr häufig zwischen den Themen und Zeiten hin und her, so dass es für mich nicht immer leicht ist, den Überblick zu behalten. Viele ihrer Aussagen lässt sie unbeendet und unvollständig; mitten im Satz wechselt sie das Thema. Zwischendurch richtet sie auch immer wieder Fragen an mich und möchte mehr über meine Lebensumstände erfahren. Auf subtile Weise macht sie deutlich, dass sie die Steuerung des Gesprächs nicht aus der Hand geben will.

Im Lauf des Interviews präsentiert sie nach außen ein sehr angepasstes, bescheidenes, selbst-kritisches Auftreten, das jedoch durch einige Äußerungen deutliche Brüche erfährt. Gleich zu Beginn des Gesprächs unternimmt sie eine kurze Selbstdeutung, die diese widersprüchlichen Komponenten ihrer Persönlichkeit exemplarisch deutlich macht:

*»Ja, gut. Denn ich bin... immer... stille und ruhig gewesen. Nee. Vielleicht auch nicht. Aber... na ja. Mh... ich hab ein ganz schön großes Mundwerk gehabt, manchmal...«*

Brigitte Lohmanns Gedanken springen zwischen der Nachkriegszeit, ihrer Kindheit, den Erinnerungen an ihre Eltern und Geschwister, dem Kriegsende, ihrer Zeit im Glaswerk in den 1960er Jahren, und der Gegenwart hin und her. Ihre Erzählhaltung ist überwiegend geprägt von einem hintergründigen Humor und einer nachdenklichen Zurückhaltung. Die Beziehung zu ihren Eltern, mit denen sie bis zu deren Tod in einem Haushalt lebte, reflektiert sie nicht direkt, doch es entsteht der Eindruck eines funktionierenden Familienlebens. In ihren Erinnerungen ist die Mutter um einiges deutlicher vertreten; sie kommt in mehreren Erzählpassagen quasi direkt – und als recht dominanter Charakter – zu Wort. Sehr auffällig ist, dass Brigitte Lohmann im Rückblick die Mutter sehr häufig in wörtlicher Rede, meist im direkten Appell, ja Vorwurf an die Tochter zitiert. Meist geht es dabei inhaltlich um Zurechtweisungen, Ratschläge und Kommentierungen zu Brigitte Lohmanns Verhalten – und das nicht nur in den Passagen, als von Frau Lohmanns Kindheit die Rede ist, sondern auch noch später, als Brigitte Lohmann selbst schon Mutter war. Zwar betont sie an einer Stelle ausdrücklich, »es war ooch, es war ooch SCHÖN mit der Mutter. Gell?«, doch gerade dieser Einwurf macht deutlich, dass das Zusammenleben mit der Mutter für die Tochter bisweilen sehr anstrengend sein konnte. Dagegen erzählt sie vom Vater eher »nebenbei« – er hat sich anscheinend im Alltagsleben der Familie eher im Hintergrund gehalten. Lediglich seine Krankheitsgeschichte gegen Ende seines Lebens und die Umstände seines Todes schildert sie ausführlicher. Ganz offensichtlich sitzt der Schmerz über den frühen Verlust ihres Ehemannes immer noch sehr tief in Brigitte Lohmann. Immer, wenn die Rede auf ihn kommt,

muss sie erst einmal tief Luft holen und nach Worten suchen. In diesen Momenten schlägt die Stimmung um von Munterkeit in eine angespannte Traurigkeit.

### Kindheit zwischen Land und Stadt

Über ihre Kindheitsjahre erzählt Frau Lohmann verhältnismäßig wenig. Episoden aus ihrer Volksschulzeit berichtet sie gar nicht; stattdessen konzentrieren sich ihre Erinnerungen an diese Jahre auf die familiäre Situation mit dem Umzug in das großväterliche Haus 1926, der räumlichen Enge für die drei Generationen unter einem Dach und der Angst vor dem nächtlichen Gang zur Toilette auf dem Hof, ganz ohne Beleuchtung. Am deutlichsten sind die Eindrücke aus der Zeit, als ihr Vater arbeitslos war und die ohnehin bescheiden lebende siebenköpfige Familie noch mehr Anstrengungen unternehmen musste, um Geld zu sparen. Trotz der finanziell so angespannten Lage suchte sich die Mutter keine Zuverdienstmöglichkeit, was nicht nur daran lag, dass sie mit ihren vielen Kindern, dem kranken Schwiegervater und der Bewirtschaftung eines kleinen Ackers ohnehin schon an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit gekommen war:

*»Nein! Das hat der Vater nicht gestattet. Also... de... Mutter hat in jungen Jahren gehäkelt, für Apolda. Doch, das hat se gemacht. Aber damit hat sie sich ihre Augen verdorben. Bis in die Nacht nein bei der Gaslaterne, äh, Gaslampe. Jaa. Das hat se gemacht. Und... und, sie hat ja dann den Großvater gepflegt. Gell? Der war... das letzte Jahr... bettlägerig. Und da hat se. schwer zu tun gehabt. Und... mein Vater. Mutter WOLLTE! Sagt se: »Ich such mir ne Stelle, dass ich ne Aufwartung mache, dass ich wenigstens was mitverdiene.« Da hat der Vater gesagt: »Nee! Was du DA... verdienst, das geht auf der anderen Seite wieder kaputt<sup>154</sup>... Die Kinder brauchen ihre Mutter.««*

In diesem Punkt setzte also der Vater seine Vorstellungen durch, indem er darauf beharrte, allein für den Unterhalt zu sorgen und so dem bürgerlichen Familienideal zu folgen. Dennoch war es für die Eltern selbstverständlich, auch die vier Mädchen einen Beruf lernen zu lassen – mit dem Argument, sie dadurch für eine nicht finanzierbare Aussteuer zu entschädigen. Als älteste Tochter war Brigitte die wichtigste Helferin der Mutter im Haushalt. Meistens musste sie sich um die Beaufsichtigung der jüngeren Geschwister kümmern, daher hatte sie kaum Zeit für ungestörte Treffen mit ihren Freundinnen, denen es nicht passte, dass sie »immer die Kleinen dabei hatte«. Außerhalb ihrer Schulzeit war sie somit meistens in die Familienarbeit eingespannt und hatte wenig persönliche Freiräume. Andererseits konnte sie sich als »Ersatzmutter« der jüngeren Geschwister schon früh als Autorität mit einem eigenen verantwortungsvollen Aufgabenbereich wahrnehmen.

<sup>154</sup> Mit dieser Äußerung, die den ideellen Wert weiblicher Haus- und Familienarbeit über den betriebswirtschaftlichen Nutzen weiblicher Erwerbsarbeit stellt, folgt Brigitte Lohmanns Vater der Argumentation seiner Zeitgenossen gegen die Frauenerwerbstätigkeit: »Man unterschätze die Menge der »produktiven« Tätigkeiten im Hause nicht. Und man unterschätze ihren Wert nicht, auch wenn er sich nicht in Geld ausdrückt und vielleicht auch nicht in Geld zu berechnen ist. Die Frauen, die ihren Haushalt vernachlässigen, um draußen Geld zu verdienen, rechnen in der Regel auch privatwirtschaftlich falsch. Denn sie versäumen in der Regel zu Hause mehr, als sie verdienen; und ihre Wirtschaft würde besser gedeihen, wenn sie auf den Gelderwerb verzichteten und sich mit Eifer und Sachkenntnis der Hauswirtschaft widmeten.« Potthoff, Heinz: Hauswirtschaft und Volkswirtschaft. Düsseldorf 1928. S. 23. Zit.n. Scheid, Eva-Maria: Die Küche – die Fabrik der Hausfrau. Diss. Marburg 1985. S. 317.

## Ausbildung in einem jüdischen Geschäft

Mit dem Ende der Volksschulzeit 1933 stand für die vierzehnjährige Brigitte Lohmann die Entscheidung für eine berufliche Laufbahn an. Zunächst durchlief jedoch auch sie das obligatorische hauswirtschaftlich orientierte Jahr an der Mädchenberufsschule. Geprägt durch ihre Erfahrungen in der Betreuung ihrer Geschwister, hätte sie sich gern zur Erzieherin ausbilden lassen, doch bereits die finanziellen Hürden reichten aus, um die Idee zu diesem Höhere-Tochter-Beruf<sup>155</sup> nicht weiter zu verfolgen:

*»Jaa! Kindergärtnerin. Kindergärtnerin... Aber das, das.. habe ich mir ja gleich abschmelken, ab- .. abschminken können! Denn da hätte ich auf ein Internat gemusst.. Und, .. jaa.. [reibt in einer Geste Daumen und Zeigefinger aneinander, um Geld anzudeuten] .. das hätte nicht geklappt.«*

Stattdessen ließ sie sich bei der Berufsberatung des Arbeitsamtes, dem im Nationalsozialismus eine wichtige Funktion der Berufslenkung zukam, verschiedene Adressen nennen, bei denen sie sich um einen Ausbildungsplatz bewarb. Nach ihren eigenen Erinnerungen erschwerte ihr vor allem ihre geringe Körpergröße eine erfolgreiche Bewerbung. Sie stellte sich in mehreren Geschäften vergeblich vor; unter anderem wurde sie in einem Stoffgeschäft abgelehnt, in dem sie sich gerne als Verkäuferin ausbilden lassen wollte:

*»Die [Berufsberaterin, E. C.] hat mir mehrere Stellen gegeben. Aber wir waren alle ... Wir sind erst, nachdem wir aus der Schule waren, gewachsen. Ziemlich klein! Ich war immer so die Dritt-, Viertletzte! In der ... Reihe. Und, nur in der ... KÖRPERLICHEN Größe, gell? [lacht] Sonst hab ich a ganz schön großes Mau... [senkt die Stimme, schlägt sich verlegen die Hand vor den Mund] Mundwerk gehabt.«*

An dieser Stelle im Interview formuliert Frau Lohmann wieder sehr deutlich ihre Selbstwahrnehmung als unerschrockene, wortgewandte Persönlichkeit, die sie bereits im Jugendalter war. Sie versucht jedoch gleich wieder durch Gestik und Wortwahl, sich zurückzunehmen und sich quasi selbst den Mund zu verbieten. Bei einem erneuten Besuch im Arbeitsamt verwies sie die Berufsberaterin an die jüdische Darm- und Fellhandlung Friedmann in der Grietgasse, wo sie 1934 als angehende Handelsgehilfin aufgenommen wurde. Ohne mein Nachfragen betont sie, dass sie es dort »aber nie schlecht gehabt« habe und daher nie verstehen konnte, »dass SO gegen Juden dann in.. in der Nazizeit vorgegangen wurde«. Von der zeitgenössischen Perspektive her war Brigitte Lohmann im Jahr 1934 als Lehrling in einem jüdischen Geschäft, in dem sie nach etlichen vergeblichen Bewerbungen schließlich gelandet war, eindeutig stigmatisiert. In ihrer

<sup>155</sup> Der Beruf der Kindergärtnerin stammt wie die übrigen sozialen Frauenberufe vorwiegend aus dem Entstehungszusammenhang der christlich-sozialen Frauenarbeit, wie bereits in Kapitel IV.1 kurz skizziert, und stand demnach über viele Jahrzehnte nur Interessentinnen mit entsprechendem bürgerlichen Hintergrund offen. Ab 1907 setzte in diesem Beruf eine schrittweise Regulierung ein, indem festgelegt wurde, dass die Ausbildung an den gebührenpflichtigen sozialen Frauenschulen zu erfolgen hatte. In der Weimarer Republik entstanden aus dieser Tradition eigene »Kindergärtnerinnenseminare«. Vgl. Derschau, Dietrich von: Personal: Entwicklung der Ausbildung und der Personalstruktur im Kindergarten. In: Erming, Günter u.a. (Hgg.): Geschichte des Kindergartens. Bd. 2: Institutionelle Aspekte, systematische Perspektiven, Entwicklungsverläufe. Freiburg/Breisgau 1987. S. 67–81. Hier: S. 71–72.

Erinnerung schildert sie sich ebenfalls als benachteiligt, allerdings aus einem anderen Grund. Durch den stundenlangen Aufenthalt in den Räumen voller Felle, Därme und Gewürze nahm ihre Haut und ihre Kleidung die starken Gerüche auf:

*»Auf dem Dachboden Felle aufhängen! ... Das war manchmal ein doller Gestank! Oooder! Pfeffer mahlen! Wenn ich Pfeffer gemahlen habe, da ... und, und ... nach Hause kam. Da sagte die Mutter: »Brigitte<sup>156</sup>, zieh dich AUS! Zieh dich UM! Du STINKST!« Wie meine Schu-, äh, Kolleginnen, so konnte ich nicht. Anschließend an die Arbeitszeit gleich noch mal tanzen gehen. Hätte doch keiner mit mir getanzt! ... «*

In der Bewertung ihrer Ausbildungsjahre vertritt sie eine sehr kritische Einschätzung; sie vergleicht ihre Situation dabei allerdings mit der ihrer Kolleginnen aus der Berufsschule und kommt zu dem Schluss, sie seien alle mehr oder weniger »ausgenutzt«, für alle Aufgaben herangezogen, worden und konnten sich gegen als ungerecht empfundene Behandlung nicht durchsetzen. Am meisten bemängelt sie jedoch die Qualifikation und Effektivität der Ausbildung. Ein Tag in der Woche Berufsschule sei viel zu wenig gewesen, und selbst an diesem Tag fiel der Unterricht oft aus, weil kein Lehrer erschien. Im Betrieb hätte sie zwar einige praktische Fähigkeiten erworben, in Buchführung und die anderen theoretischen Vorgänge jedoch kaum Einblick erhalten. Sie nahm noch privaten Stenounterricht, aber als Linkshänderin erreichte sie nie die angestrebte Geschwindigkeit. Von allen meinen Interviewpartnerinnen ist Frau Lohmann diejenige, die ihre Unzufriedenheit mit der Ausbildungssituation am deutlichsten formuliert und sich negativ über die fehlende Professionalität äußert. Dabei gehörte sie – nach ihrer Auskunft – zum ersten Jahrgang in Jena, der den Ausbildungsgang im März 1937 mit einer regulären Handelsgehilfenprüfung abschloss.

#### ›Rechtzeitiger‹ Wechsel zu Schott

Kurz nach Abschluss der Ausbildung kündigte sie ihre bisherige Stellung und fing an, in der Verwaltung des Jenaer Glaswerks zu arbeiten. Daraufhin befragt, weshalb sie die Stelle wechseln wollte, nennt sie den Wunsch nach beruflichem Aufstieg:

*»Ich wollt bisschen mehr Geld verdienen, jaa. Und bei.. bei.. der Firma Friedmann da.. hätt ich nicht mehr verdient, und die haben wieder neue Lehrmädchen, .. und.. ich hätte da nicht.. weiter.. Es ging nicht vorwärts für mich, gell? .. Mh.. Jaa... «*

Mit dieser Äußerung ist Frau Lohmann diejenige meiner Gesprächspartnerinnen, die am deutlichsten nicht nur den Wunsch nach besserer Bezahlung, sondern auch nach einem Vorankommen in der beruflichen Position für sich einforderte – und zwar explizit an mehreren Stellen des Interviews. Die Erfahrung, dass kleine und mittlere Unternehmen bevorzugt mit Lehrmädchen arbeiteten, weil diese von der Bezahlung noch deutlich billiger waren als ausgelernte Kräfte, veranlasste sie zum Wechsel in eine größere Firma. Sie hatte im ersten Lehrjahr 17,50 Mark, im zweiten Jahr 25 Mark und in ihrem dritten Lehrjahr 35 Mark verdient, von denen 10 Mark Kostgeld an das Elternhaus abgingen und ansonsten der Großteil des Gehalts für den Kauf von

156 Namen wurden auch innerhalb der Zitate geändert.

Kleidung verwendet wurde. Allerdings geht sie bei meiner Frage nach dem Grund für ihren Stellenwechsel nicht darauf ein, inwiefern etwa die auch in Jena massiver werdenden Repressalien gegenüber jüdischen Geschäftsleuten mitverantwortlich für ihre Kündigung gewesen waren. Unter den immer schlechter werdenden Geschäftsbedingungen für jüdische Betriebe bestanden für eine junge Angestellte tatsächlich kaum Aussichten auf mehr Gehalt oder beruflichen Aufstieg. Frau Lohmann hatte den Wechsel in eine andere Firma noch rechtzeitig vollzogen, ehe durch weitere ›Rassengesetze‹ die Beschäftigung ›arischer‹ Arbeitnehmer in jüdischen Betrieben verboten wurde und der ›Arisierung‹ aller Betriebe in Jena schließlich auch die Darmhandlung am 17.10.1938 zum Opfer fiel. Die Inhaber und ehemaligen Vorgesetzten Frau Lohmanns, Klara und Hermann Friedmann, wurden nur wenige Tage später am Abend der Reichspogromnacht deportiert. Hermann Friedmann starb 1939 im KZ Buchenwald; seine Ehefrau Klara überlebte bis 30.3.1944 in Theresienstadt.<sup>157</sup>

Als Tochter eines Zeiss-Mitarbeiters hätte Brigitte Lohmann auch die Chance auf eine Arbeitsstelle in der renommiertesten Jenaer Firma gehabt, doch auf die Empfehlung eines Sportkameraden, der das gute Betriebsklima in der Schott-Verwaltung betont hatte, und durch die Ermutigung einer Nachbarin, bewarb sie sich erfolgreich um die Stelle in der Verwaltung des Glaswerks. Das Arbeitsumfeld an ihrer neuen Stelle in der Rechnungsabteilung war durchaus vergleichbar mit der Situation Johanna Czernys bei deren Arbeitsantritt im Zeisswerk:

B. L.: »Und waren.. [in der Abteilung, E. C.] wieviel, an die zehn Leute.«

I.: »Alles Frauen?«

B. L.: »Männer. ALTE Männer! [hustet] Und a paar junge Mädchen.«

Auch schon vor Kriegsbeginn war die Alters- und Geschlechterkonstellation innerhalb mancher Abteilungen bereits so verteilt, dass wenige junge Frauen mit – beziehungsweise unter – einer Überzahl an älteren Männern arbeiteten.<sup>158</sup> In dieser Hinsicht wies die Hierarchie am Arbeitsplatz ein klares Gefälle auf; die Männer entschieden, welche von den Frauen allmählich »in andere Abteilungen [...] gelobt« wurden.

Von den monatlichen 65 Mark, also fast einer Verdopplung des vorherigen Gehalts, konnte sie nun 30 Mark Kostgeld an die Familie abgeben. Weiterhin im Einflussbereich der Eltern lebend, hatte die knapp Zwanzigjährige auch über den Rest ihres Einkommens nicht die freie Verfügung:

»Und na hat die Mama immer gesagt: »Brigitte, SPAR dein Geld!« ... Mh? Und dann hab ich.. mir Bettwäsche gekauft, die ich selber genäht habe.. Und. oft hat der Vater mir.. geliehen, und ich hab's dann monat-, monatlich.. fünfmarkweise zurück. Also,

157 Vgl. Rönnefarth, Gabriele: Jüdische Geschäftsleute, Rechtsanwälte und Ärzte in Jena im 20. Jahrhundert. In: Kirsche, Brigitta u.a. (Hgg.): Juden in Jena. Eine Spurensuche. Jena 1998. S. 74 – 103. Hier: S.89/90.

158 Für die Büroabteilungen der Thyssen AG hat Margot Schmidt hingegen herausgearbeitet, dass sich erst nach Kriegsbeginn die Konstellation ›junge Frauen – alte Männer‹ durchsetzte. Im Gegensatz zu meinen Gesprächspartnerinnen gaben die von Schmidt interviewten Frauen auch ausnahmslos an, sich in der Gegenwart der älteren Männer wohlfühlt zu haben, da sie ihnen eine Art ›väterlicher Fürsorge‹ entgegenbracht hätten. Vgl. Schmidt, Margot: Krieg der Männer – Chance der Frauen? Der Einzug von Frauen in die Büros der Thyssen AG. In: Niethammer, Lutz (Hg.): »Die Jahre, weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Bd. 3. 2. Aufl. Berlin/Bonn 1986. S. 146f.



IV.3. »Ich war schließlich wer« und »man muss bescheiden bleiben« – Brigitte Lohmann, Büroangestellte



Abb. IV.6.: Lohnbüro der Firma Schott im Jahr 1939. Frau Lohmann arbeitete zwar in der Rechnungsabteilung, doch die Situation an ihrem Arbeitsplatz kann man sich ähnlich vorstellen. (Quelle: Unternehmensarchiv SCHOTT JENAer Glas GmbH)

*einmal.. einmal Damastbettwäsche war ungefähr um die fünfzig Mark. Also, zwei Bezüge und vier Kopfkissen, waren früher. [...]*

*Eine Freundin hat.. von, damals von Witt-Weiden! Eine... Truhe, mit Bettwäsche, also so ne Art Hamsterkiste, gell? Mit Bettwäsche... sich schicken lassen. Und hat's monatlich mit fünf Mark zurückgezahlt.. [...] Ich hab das.. zu Hause erzählt, da hat meine Mutter gesagt: »Das kommt GAR nicht in Frage! Brigitte, wenn du.. KRANK wirst, du kannst das nicht zurückzahlen! Dann holen sie dir das weg! Und da haste gar nüscht! Mach das NICHT! Mach SO weiter!« Da, äh.. »Wenn du sparsam bist, wenn de's SO kaufst, und der Vater borgt dir IMMER mal was, das ist viel besser.««*

Neben Kostgeld und Kleidung war die dritte Hauptfunktion ihres Einkommens, für ihre Aussteuer zu sorgen. Von den jungen, unverheirateten Frauen wurde erwartet, dass sie sich im Umgang mit ihrem Geld so weit disziplinierten, um sich mindestens einige Anschaffungen für eine spätere Haushaltsgründung leisten zu können. Die Investition fast eines Monatsgehaltes für zwei Bettwäschegarnituren erlaubt einen Blick auf die Relation zwischen dem Einkommen und der tatsächlichen Kaufkraft.

### **Unerfüllter Wunsch nach beruflichem Aufstieg**

Zunächst wurde Frau Lohmann in der Rechnungsabteilung eingesetzt, wo sie Rechnungen zu schreiben hatte. Mit der Arbeitsweise in einem so großen Betrieb noch nicht vertraut, übernahm

sie nebenbei zusätzlich die Nachkontrolle der Rechnungen ihrer Schreibtischnachbarin. Dadurch verlor sie viel Zeit und schaffte weitaus weniger als ihre Kolleginnen. Nach einem halben Jahr wurde sie deshalb in die Registratur versetzt. In Brigitte Lohmanns Erzählung schleicht sich in dieser Passage der Begriff »strafversetzt«, und obgleich sie ihre Wortwahl gleich korrigiert, sind ihr die Scham und der Ärger über ihren derart verunglückten Einstieg in die Firma in diesem Moment deutlich anzumerken.

In ihrer neuen Abteilung bestand ihre Hauptaufgabe darin, mit den Kolleginnen vormittags die Eingangspost zu öffnen und zu verteilen, und nachmittags die Ausgangspost zu erledigen. Die Fluktuation unter ihren Kolleginnen war jedoch recht groß, denn den meisten gelang es, von dieser weniger beliebten Abteilung versetzen zu lassen, wenn an einer anderen Stelle innerhalb der Verwaltung eine Position frei wurde. Frau Lohmanns Weg im Betrieb war genau andersherum verlaufen, doch aus dem anfänglichen Nachteil entwickelte sich bald ein Vorteil. Da mit ihrer Versetzung vorerst nicht zu rechnen war, hatte ihr Chef die Gelegenheit, die Kontinuität ihrer Arbeitsleistung zu erkennen und kam so eines Tages auf die Idee, sie zu seiner Vertretung zu machen. Damit stieg ihr Aufgabenbereich, nicht aber ihr Gehalt. Sie musste beispielsweise in englischer Sprache aufgesetzte Telegramme telefonisch an die Post durchgeben, obwohl sie nie Englisch gelernt hatte. Dabei behalf sie sich erfolgreich durch Buchstabieren und den akustischen Abgleich der Laute mit der Telegrafistin. In den Jahren des Zweiten Weltkriegs bekam die Abteilung den ersten Fernschreiber im Werk und Frau Lohmann erinnert sich an ihren Stolz darüber, dass sie die Erste war, die ihn bedienen durfte. Wegen der Bombengefahr wurde das teure Gerät ab 1943 allerdings in die unterirdisch gelegene Telefonzentrale verbracht; dort durfte die neue Maschine dann Frau Lohmanns jüngere Schwester bedienen, die gerade erst in der Firma als ungelernte Kraft angefangen hatte und sich nebenbei privat durch Steno- und Schreibmaschinenkurse weiterbildete. Eine leise Spur von Neid zieht sich durch Brigitte Lohmanns Stimme, als sie erzählt, wie die jüngere Schwester mit ihrer Strategie es schaffte, eine bessere Position in der Firma zu bekommen:

*»Jaa. Die [Schwester, E. C.] hat dann och weiter Fernschreiben aufgegeben. Und DIE ist dann.. in .. in die Roharteilung.. zum Prokurist Medier als Sekretärin gekommen. Jaa! DIE hat's ja ganz schlau gemacht, unser Helgachen. Die später nach Hamburg ist... Jaa. ... Jaa. Das, das war... nu! Und dann bin ICH geblieben.«*

Es lässt sich feststellen, dass – wann immer Frau Lohmann im Gespräch auf die Versetzung der Kolleginnen und ihrer selbst innerhalb des Betriebs kommt – diese Vorgänge sprachlich immer eindeutig so markiert sind, dass die Frauen nie die selbst aktiv Handelnden sind, sondern stets die »Behandelten«. Sie werden versetzt, »weggelobt«, oder zur Vertretung bestimmt, und sogar die jüngere Schwester, die es selbst »ganz schlau gemacht« hatte, »kam« und »ging« nicht in die neue Abteilung zum Prokuristen. Solch sprachliche Feinheiten zu gewichten, mag die Gefahr einer subjektiven Verzerrung in sich bergen, doch eingebettet in den Kontext des gesamten Gesprächs und vor allem im Abgleich mit den übrigen biographischen Interviews tritt die Selbstwahrnehmung der Frauen als hauptsächlich Reagierende und nicht Agierende deutlich hervor. Formale Qualifikation war keine Garantie für einen schnelleren Aufstieg, und so zog die jüngere Schwester ohne Berufsausbildung sehr bald an der gelernten Handelsgehilfin vorbei in das Vorzimmer eines Prokuristen.

An den Beginn des Krieges erinnert sich Brigitte Lohmann deutlich, weil sie an jenem letzten Augustwochenende 1939 ihren einundzwanzigsten Geburtstag feierte und gleichzeitig im Sportstadion ein großes Betriebsfest der Firmen Zeiss und Schott stattfand. Bereits an diesem Wochenende, einige Tage vor der offiziellen Kriegserklärung, wurden auf dem Betriebsfest etliche Männer aufgerufen, nach Hause zu gehen und sich für die Einberufung zum Militär bereitzuhalten. Währenddessen lag die soeben volljährig gewordene junge Frau mit einer fiebrigen Entzündung krank zu Hause. Wenige Monate nach Kriegsbeginn kam der erste Fliegeralarm, der sie völlig verunsicherte. Sie wusste nicht, wie sie sich verhalten, was sie anziehen sollte: »Ich glaube, wenn jemand gesagt hätte, ›zieh dein Ballkleid an‹, dann hätte ich das och angezogen!« Als schließlich die ersten Bomben auf Jena fielen, wurde sie im Büro – genau wie Frau Czerny bei Zeiss – damit betraut, im Alarmfall schnell die teuren Büromaschinen im Keller in Sicherheit zu bringen. Danach durfte sie nach Hause laufen, weil sie im Ernstfall bei ihrer Familie sein wollte: »WENN was passiert, da möchte ich mit meinem Kind zusammen sein.« Auf die Frage nach ausländischen Zwangsarbeitern in ihrem Betrieb berichtet Frau Lohmann zunächst nur von Holländern und Belgiern, von denen sich einige mit deutschen Kolleginnen angefreundet hatten, und die sie später sogar heirateten. Ihre Einschätzung dieser »Fremdarbeiter« ist durchweg positiv: »Es waren, ... es waren NETTE!« Danach erwähnt sie – quasi als negatives Gegenbild – dass eine Angestellte in der Verwaltung eine Beziehung mit einem Tschechen hatte, der seine schwangere Freundin dann allerdings verließ – »der hat sie nicht genommen« – und ihr auch danach nie Unterhalt zahlte. Auch durch diese kurze Anekdote zieht sich – wie im Interview mit Johanna Czerny – eine subtile Einteilung in »gute«, westliche und »böse«, beziehungsweise nicht vertrauenswürdige, Zwangsarbeiter aus Osteuropa.<sup>159</sup>

### Fröhlicher Anfang – jähes Ende: Familiengründung

Über die Kriegsjahre erzählt Frau Lohmann ansonsten nur wenig in Verbindung mit ihrem Berufsalltag. Im Zentrum jener Zeit stand für sie die Begegnung mit ihrem späteren Ehemann, den sie im März 1940 auf dem Holzmarkt kennengelernt hatte, obwohl sie – wie sie verschmitzt einräumt – immer gesagt hatte: »Straßenbekanntschaften kommen bei mir mal nicht in Frage.« Nach Feierabend mit einer Kollegin unterwegs traf sie, inzwischen 22 Jahre alt und somit volljährig, auf zwei junge Flaksoldaten und kam mit ihnen ins Gespräch. Als einer der beiden beiläufig erwähnte, er könne über Ostern nicht nach Hause fahren, weil er keinen Urlaub bekommen habe, lud Brigitte Lohmann ihn spontan zum Kaffeetrinken bei der Silberhochzeitsfeier ihrer Eltern ein, die am Ostersonntag stattfinden sollte. Die Tochter gestand zu Hause die eigenmächtige Einladung, doch die Mutter reagierte durchweg positiv: »Natürlich! Ist doch.. nüscht dabei!«. Als der junge Mann dann schließlich – einige Stunden vor der verabredeten Uhrzeit – von der Untermieterin vor dem Haus auf und ab laufend gesichtet wurde, verließ die Tochter plötzlich

159 Für den Umgang der deutschen Arbeitskräfte mit polnischen Zwangsarbeitern gab es spezielle Verhaltensvorschriften, z. B. »Haltet klaren Abstand von den Polen«, »Lasst Polen nicht mit an eurem Tische essen«, »Bei Feiern und Festen haben Polen nichts zu suchen«, »Gebt den Polen auch sonst keine Vergünstigungen« u.a. Aus: Verhaltensvorschriften für Deutsche gegenüber polnischen Zwangsarbeitern (ohne Datum). Thüringisches Staatsarchiv, VEB Chemiefaserkombinat Schwarza Nr. 1330, Bl. 1. Publiziert in: Moczarski, Norbert u. a. (Hgg.): Zwangsarbeit in Thüringen 1940–1945. Quellen aus den Staatsarchiven des Freistaates Thüringen. 2. Aufl. Erfurt 2002. S. 144f. In diesem Band befinden sich zahlreiche weitere Quellenbelege für die durchgängig schlechtere Behandlung von »Ostarbeiterinnen« und »Ostarbeitern«.

doch der Mut: » »Huch!«, hab ich gesagt, »des is der kleene Flaksoldat!«... [seufzt].. Ich geh nicht naus!« Ihre vierzehnjährige Schwester übernahm diese Aufgabe gern für sie. Er wurde spontan ins noch laufende Mittagessen mit einbezogen, bestand darauf, beim Abwasch mitzuhelfen: »Und da ham wir in der KÜCHE Spaß gehabt [...]«.

Auf diese unkonventionelle Weise wurde Frau Lohmanns Zukünftiger in die Familie eingeführt. Die lebendig erzählte Episode vermittelt den Eindruck einer jungen Frau, die durchaus selbstbewusst durchs Leben geht, und dabei bereit ist, manche verinnerlichten Konventionen zu brechen (»Straßenbekanntschaften kommen bei mir mal nicht in Frage!«).

Auch ihre übrigen Freizeitaktivitäten vermitteln das Bild einer aktiven, extrovertierten Persönlichkeit, die Hockey und andere Sportarten im Verein betrieb und gerne Tanzen ging, dabei allerdings stets einer gewissen Kontrolle unterworfen war. Wenn sie nicht pünktlich um zehn Uhr zu Hause war, nahm ihre Mutter den im Fenster hinterlegten Hausschlüssel an sich und zwang ihre Tochter damit, die ganze Familie bei ihrer Heimkehr aufzuwecken und Vorhaltungen über sich ergehen zu lassen.

Im Oktober 1940 verlobte sich Brigitte Lohmann mit dem jungen Mann aus Frankfurt, der aus einer Südtiroler Immigrantenfamilie stammte und keinen Beruf gelernt hatte, sondern bis zum Eintritt in die Wehrmacht als Arbeiter in einer Schuhfabrik in Höchst beschäftigt war. Wegen seines familiären Hintergrunds dauerte es längere Zeit, ehe der für eine Heirat erforderliche »Ariernachweis« beschafft war. Als die Hochzeit schließlich im Februar 1941 stattfinden konnte, war Brigitte Lohmann bereits im siebten Monat schwanger. Im Gespräch versucht Frau Lohmann zunächst kurz, meiner Frage nach ihrem Hochzeitsdatum auszuweichen, dann gibt sie aber gleich lachend zu, unehelich schwanger gewesen zu sein: »Na, was ist denn da dabei?«. Sie habe sich zwar »geniert«, aber in ihrer Familie hätten auch schon die Großeltern und die Geschwister ihres Vaters geheiratet, als die Frauen bereits schwanger waren. Als heutige Rechtfertigung für die damals noch weitaus stärker geächtete Praxis des vorehelichen Geschlechtsverkehrs sagt sie:

*»Die Papiere kamen ewig nicht. Deshalb war's so spät.. Was essen da dabei? Später hab ich mir dann gesagt.. wenn ich den Hans [ihren Sohn, E. C.] NICHT da gekriegt hätte, und mir hätten warten wollen, bis der Krieg aus ist. Dann wär ich jetzt so ne.. verschrobene Alte, gell? So hab ich meinen Sohn und hab zwei.. prima Enkel. Jaa. Und die Schwiegertochter, die ist och nicht verkehrt. ... Jaa.«*

Durch ihre Heirat hatte Brigitte Lohmann ihre Erwerbstätigkeit nicht beendet. Der erhöhte Arbeitskräftebedarf im Krieg war bereits deutlich zu spüren, und so erhielt sie lediglich drei Tage Sonderurlaub. Danach musste der Ehemann wieder in den Militärdienst zurückkehren; deshalb gründete das junge Paar auch noch keinen eigenen Haushalt, sondern die frisch verheiratete Tochter blieb in ihrem Elternhaus wohnen. Vier Wochen nach der Geburt des Sohnes Hans im April 1941 kehrte Frau Lohmann wieder an ihren Vollzeitarbeitsplatz zurück, während sich die Großmutter fortan hauptsächlich um das Kind kümmerte. Aufgrund dieser Situation fing der Junge zunächst an, die Großeltern »Mama« und »Papa« zu nennen, während seine Mutter für ihn »Gitte« oder »Gitemama« war – bis die Großeltern erkannten, dass diese Benennung für die junge Mutter verletzend sein könnte und sich von da an nur noch »Opa« und »Oma« rufen ließen. Der Vater konnte seinen Sohn nur wenige Male besuchen, ehe er schließlich im Januar 1945 als vermisst gemeldet wurde; von diesem Moment an war die Fortführung der bisherigen,

eingespielten Wohn- und Familiensituation beschlossen, wobei Brigitte Lohmanns Mutter bis zu ihrem Tod im Jahr 1971 den über alle anderen bestimmenden Part übernahm: »Ich musste IMMER machen, was die Mutter sagt!«

## DDR: Betriebskultur und Kulturbetrieb

Mit der Ankunft der amerikanischen Truppen in Jena änderte sich am Alltag in der Firma nach Frau Lohmanns Erinnerung zunächst nicht allzu viel. Mehrere Nächte lang träumte sie von der – als Schreckbild in vielen Köpfen vorhandenen – Ankunft der Russen in Jena, doch ihre Mutter machte sich über diese Träume nur lustig. Schließlich behielt die Tochter mit ihrer Voraussicht recht, am 30.6. verließen die Amerikaner die Stadt und am nächsten Tag trafen die russischen Alliierten ein. Brigitte Lohmann, die in ihrer Abteilung »geblieben« war, bekam durch die Ausnahmesituation kurz nach Kriegsende 1945 schließlich doch noch die Gelegenheit für einen beruflichen Aufstieg. Ihr Vorgesetzter war von den Russen »weggeholt« worden:

*»Und der ist nicht wiedergekommen. ... Und da hab ICH die Abteilung.. ne Weile führen, ein Vierteljahr führen dürfen. Und mit einmal werd ich zur Werkleitung gerufen! Da sitzen die Herren Prokuristen! Und Werkdirektor. Und.. naja, »Frau Lohmann, mit Ihrer Arbeit, an Ihrer Arbeit gibts nichts zu.. zu.. mäkeln.« Ähm. »Wir sind sehr zufrieden mit Ihnen, aber.. der Herr Wilsnuth ist aus der Kriegsgefangenschaft wieder gekommen, und..« Jetzt weiss ich nicht mehr, ob sie gesagt ham, er ist Genosse, oder.. also, »für DEN müssen wir Arbeit schaffen und der übernimmt die Abteilung.«.. Naja! Musste ich zufrieden sein! .. Und, ich hab zu der Zeit keine zweihundert Mark verdient.. Der Herr Wilsnuth kriegt ACHTHUNDERT Mark! Für die GLEICHE Arbeit!<sup>160</sup> Und vor allen Dingen.. der war auch dann.. äh, Leiter vom Roten Kreuz im Werk. Und.. bei uns hat er ja nüsch gemacht! Der hat ja nur sein ›Friedrich Wilhelm‹ überall druntergesetzt. Gell? Mir waren froh, wenn der bei der Auf-, bei der Ausgangspost NICHT mitgear-, mitgemacht hat, der war immer zittrig, und.... nee! Nee... «*

Das Prinzip der ungleichen Bezahlung von Männern und Frauen für gleiche Arbeit war mit dem Ende des Nationalsozialismus noch etliche Jahre fortgeführt worden, und hielt sich auch noch im sozialistischen System, während offiziell schon längst die berufliche Gleichstellung der Geschlechter galt. 1955, Frau Lohmann verdiente inzwischen 360 Mark, forderte der Chef einer ›besseren‹ Abteilung sie für seinen Dienstbereich an, mit der Begründung: »Sie kommen da unten nicht weiter! Und das Leben ist teurer geworden!« Sie erklärte sich einverstanden mit dem Versetzungsplan und beantwortete die Frage, ob sie sich die neue Aufgabe zutraue, mit einem eindeutigen ›Ja‹. Doch es wurde wieder nichts mit dem Aufstieg. Frau Lohmanns Erklärungsansatz dafür bleibt ziemlich konfus, doch es scheint durch, dass sie wegen ihres Cousins, der als überzeugter Nationalsozialist in der Firma gearbeitet hatte und schließlich »entfernt« wurde, an der Beförderung gehindert wurde. Der neue Personalchef war SED-Mitglied

<sup>160</sup> »Am 17. August 1946 trat der Befehl Nr. 253 der SMAD in Kraft, demzufolge Männer, Frauen und Jugendliche bei gleicher Arbeit gleichen Lohn erhielten.« Gast, Gabriele: Die politische Rolle der Frau in der DDR. Düsseldorf 1973. S. 35. Zwischen Norm und Wirklichkeit klappte in diesem Fall also noch eine erhebliche Lücke.

und sprach sich gegen die Versetzung aus. Nach dieser neuerlichen Zurückweisung hatte Brigitte Lohmann vor, den Betrieb zu verlassen und sich eine neue, profitablere Arbeitsstelle zu suchen. In dieser Situation war es wieder einmal ihre Mutter, die ihre Tochter in ihrem Sinne beeinflusste, indem sie sagte:

*»Gitte, überleg dir das! Jetzt haste nicht viel Geld. Aber wir sind doch noch da! [...] Aber guck mal, wenn du dann, äh.. alt bist, da kriegste Pension. Und die ist nicht zu verachten. Gell? BLEIB hier.«*

Also blieb sie in der Firma. Denn Anfang der fünfziger Jahre war noch nicht abzusehen, dass zwanzig bis dreißig Jahre später alle Ruheständler ihr Auskommen durch eine garantierte staatliche Rente finden konnten und nicht allein auf die Gewährung einer Betriebsrente angewiesen waren. Die unangenehme Begegnung mit einem Parteimitglied hatte noch dazu beigetragen, dass sich Brigitte Lohmann stets in einer gewissen, misstrauischen Distanz zu staatlichen Leitlinien hielt und keinerlei politische Ämter übernehmen wollte. Während ihrer kommenden Arbeitsjahre verfolgte sie keine Pläne mehr zur beruflichen Weiterentwicklung, obgleich sie später die Möglichkeit zur Fortbildung angeboten bekam. Inzwischen hatte Frau Lohmann sich aber im Elternhaus eine eigene Wohnung für sich und ihren Sohn eingerichtet und musste deshalb einige Zeit mehr für die Haushaltsführung aufwenden. Statt sich also auf eine beanspruchende Schulung einzulassen, nutzte sie andere Möglichkeiten innerhalb des Betriebs, um ihre Motivation für den Arbeitsalltag zu halten. Ab Mitte der fünfziger Jahre engagierte sie sich stark in der Theatergruppe des Glaswerks, in der sie sechzehn Jahre lang regelmäßig mitspielte und mitarbeitete. Besondere Freude fand sie an der Aufführung von Kindertheaterstücken. Auf diese Weise kam sie ihrem alten Berufstraum von der Arbeit mit Kindern ein Stück näher. Die verpasste Erzieherinnenausbildung konnte sie noch weiter kompensieren, indem sie regelmäßig als Helferin bei den jährlichen Kinderferienlagern des Betriebes mitarbeitete; zunächst in der Küche und dann zehn Jahre lang als Betreuerin. Die hohe Verantwortung der Aufgabe, sich drei Wochen lang um mehrere Dutzend Kinder zu kümmern und sie zu beschäftigen, war ihr dabei immer bewusst und steigerte noch ihre Motivation.

Die Besonderheiten des betrieblichen Alltags zu Beginn der DDR-Zeit bestanden im Jenaer Glaswerk – so wie in den übrigen Firmen auch – zum Beispiel in den sogenannten ›Subbotniks‹, freiwilligen, aber durchaus nicht unentgeltlichen Arbeitseinsätzen am Wochenende und nach Feierabend, etwa bei Bauprojekten und in der Landwirtschaft. In einer Episode über solch einen Einsatz wird deutlich, dass Brigitte Lohmann ihren Kolleginnen gegenüber durchaus so etwas wie eine Leitungs- oder Vorbildfunktion innehatte. Außerdem illustriert sie deutlich das Weiterbestehen von Vorurteilen gegenüber erwerbstätigen Frauen und die damit einhergehende geringgeschätzte Behandlung:

*»Die DDR hat auch sein GUTES gehabt! Gell? .. Wenn mir auf die Felder mitgegangen sind! Ich hab gedacht, ich muss meinen Kollegen mit guter.. mit gutem Beispiel vorangehen. Zum Kartoffellesen bin ich mitgegangen, zum.. Einmal an einem Sonntag.., [...] .. Für Frauenprießnitz, die brauchten Ziegeln – also, Backsteine! Und.. da sind wir.. da war Matthies noch unser Chef, ja.. .. Wir waren ja ..sechs.. acht Leute. [...] Er und wir.. lauter Mädch-.., Frauen und Mädchen, gell? Und, weil ich*

#### IV.3. »Ich war schließlich wer« und »man muss bescheiden bleiben« – Brigitte Lohmann, Büroangestellte

*mit bin, sind die anderen dann auch mit. Nach Bischleben bei Erfurt, mit nem großen LKW und Anhänger. Wie wir dort ankamen, der Kollege, der guckte schon dumm, weil da lauter Weiber kommen: »Wie lange soll denn das dauern?« Und dann musste ein Mädels auch noch einmal.. woanders hin! Da dauerte es noch, und da machte der so ein blödes Gesicht.. Und, wir mir dann angefangen ham..., ne lange Reihe. Und im Nu waren die beiden Wagen voll! Da war er platt! Dass die arbeiten.. Und dann sind wir nach Frauenprießnitz gefahren, und.. äh, in Frauenprießnitz: »Mädchen, esst erscht amal!«.. .. Und da gab's na ja. A dünne Suppe. Aber egal, es war was zu essen.. [... ] Jaa. Aber das war, das war ein schönes Erlebnis!«*

Brigitte Lohmann nahm an verschiedenen ähnlichen Einsätzen teil, auch noch in den 1960er Jahren, und wiederum nahm sie eine Art ›Führungsposition‹ gegenüber ihren nun größtenteils deutlich jüngeren Kolleginnen ein. Bei der Kartoffelernte wurden die Mitarbeiterinnen zunächst mit Bons pro gelesenen Korb bezahlt, die sie später gegen etwas Bargeld eintauschen konnten. Frau Lohmann erinnert sich, dass sie »geschuftet« und viel mehr Körbe voll bekommen habe als die meisten der Jüngeren, aber seltsamerweise hätten die »jungen, HÜBSCHEN Frauen« am Ende viel mehr Bons vom »Abrechner« erhalten als sie selbst. Am härtesten waren für sie mehrere Einsätze in der Rohrhütte des Glaswerks, wo die noch heißen, gefertigten Glasröhren vom Band genommen und in Kartons gepackt werden mussten. Schnittverletzungen und Verbrennungen standen für die dort arbeitenden Frauen an der Tagesordnung. An dieser Stelle im Gespräch tritt wieder ganz kurz die teilweise spannungsreiche Beziehung zu ihrer Mutter zu Tage. Durch die äußerst belastende Arbeit in der Rohrhütte in der Dreifachschicht, bei der kaum Zeit zum Essen blieb, verlor Brigitte Lohmann einige Kilogramm an Gewicht. Dieser Umstand veranlasste die Mutter zu einer zynischen Bemerkung, doch dieses Mal setzte sich Brigitte Lohmann durch: »Und.., äh, die Mama hat gesagt: »Au! Du wirst schlank! Gitte, das wär die richtige Arbeit für dich!« [holt tief Luft] Ich sage: »Nee, Mama. DAS nicht!««

Insgesamt schätzt meine Gesprächspartnerin die Erfahrungen aus diesen Einsätzen als sehr positiv ein. Auch wenn sie es nicht verbalisiert, kann man ihren farbigen Schilderungen doch entnehmen, das besondere Gruppenerlebnis, die ausgelassene Stimmung an den Wochenenden und die teilweise Nivellierung von betrieblichen Hierarchiestufen an solchen Tagen haben die besondere Qualität der Arbeitseinsätze ausgemacht. Dennoch führte auch hier wieder eine Ungleichbehandlung zu Unstimmigkeiten: ein Kollege, der nur eine Schicht des Einsatzes übernommen hatte, erhielt eine Sonderprämie von seiner Abteilung; als Brigitte Lohmann sich wenige Tage später bei ihrem Chef um die gleiche Anerkennung bemühte, wurde ihr Anspruch zurückgewiesen mit dem Hinweis, sie hätte sich an einen Ansprechpartner aus der Gewerkschaft wenden müssen, dafür sei es nun aber zu spät.

1951 und 1958 flüchteten zwei von Brigitte Lohmanns Schwestern mit ihren Familien nach Westdeutschland, und so fiel der ältesten, in Jena verbliebenen Tochter immer mehr die Aufgabe zu, sich um die Eltern zu kümmern. Die jüngere der Schwestern floh zunächst nach Westberlin und landete schließlich in Mainz, wo sie sofort in das dortige Schott-Werk übernommen wurde. Durch die Kontakte zur Westverwandtschaft musste sie abermals eine Degradierung in der Firma hinnehmen. Frau Lohmann hatte 1975 ein Einladungsschreiben zur Silbernen Hochzeit der in Hamburg lebenden Schwester erhalten, und aufgrund der bevorstehenden Ausreise wurde Brigitte Lohmann von der Poststelle weg in die Abteilung der internen Betriebspost versetzt, da sie

nicht mehr mit ›sensiblen‹ Daten in Berührung kommen sollte. Gleichzeitig bekam sie jedoch die Gelegenheit, gegen Ende ihrer beruflichen Laufbahn ihre finanzielle Situation erheblich zu verbessern, indem sie in ihrer Mittagspause an die Mitarbeiter Bücher der Volksbuchhandlung verkaufte.

Daraufhin befragt, ob sie an irgendeinem Punkt in ihrem Leben überlegt hatte, noch einmal eine Ehe einzugehen, drückt sie wieder ganz deutlich das tiefe Verbundenheitsgefühl mit ihrem verstorbenen Ehemann aus. Sie habe den Gedanken nie ertragen können, dass ein anderer Mann den Sohn erzogen hätte. Bis zum Beginn der fünfziger Jahre lebte sie noch in der Hoffnung, der Vermisste könne wieder heimkehren. Schließlich ließ die Mutter – wieder ließ sich die Tochter eine eigene Entscheidung abnehmen – ihren Schwiegersohn 1957 offiziell für tot erklären, um eine finanzielle Wiedergutmachung zu erhalten. Im Zusammenhang mit der Frage nach einer eventuellen Wiederverheiratung erwähnt Frau Lohmann die immer noch vorhandene soziale Kontrolle am Arbeitsplatz, die das Liebes- und Beziehungsverhalten der Frauen stets erfuhr, egal welche Wege sie hierbei verfolgten:

*»Und vom... äh, und auf Arbeit, da sollten sie lieber sagen, »Die Lohmann, die ist prude, die ist doof!«, als wie, »es kann jeder bei ihr landen!«. Wir hatten solche Kolleginnen gehabt.. ... gell?«*

Dass die Mitarbeiterinnen sich einen ›guten Ruf‹ bewahrten, spielte immer noch eine wesentliche Rolle für deren Ansehen in der Firma. So entschied sich Brigitte Lohmann eher für einen teilweisen Rückzug aus dem gesellschaftlichen Leben, wo sie durch die Anwesenheit der vielen Paare noch stärker mit ihrem eigenen Verlust konfrontiert war. Gemeinsam mit ihrer Cousine, die auch Kriegswitwe war, mied sie fortan die vorher so beliebten Veranstaltungen im Sportstadion, das für die beiden viele Erinnerungen an ihre Unternehmungen mit den Ehemännern barg. Stattdessen begaben sie sich lieber zusammen auf Spaziergänge in den Wald oder unternahmen mit dem Fahrrad Ausflüge in die Gegend, um Begegnungen mit fröhlichen Menschenansammlungen zu vermeiden. Weitere Reisen ins ›westliche Ausland‹ waren ihr auch schon zu DDR- Zeiten möglich, da ihre Mainzer Schwester sie mehrmals zu sich einladen konnte, und von dort auch einige Male in die Südtiroler Alpen mitnahm. Auf diese Weise bekam Frau Lohmann die Möglichkeit, im Nachhinein eine Verbindung zu der Herkunftsregion ihres lange verstorbenen Ehemannes herzustellen. Diese Reisen setzte sie dann regelmäßig bis zum Alter von 80 Jahren fast jährlich fort.

An mehreren Stellen im Interview ist es Brigitte Lohmann wichtig, sich durch ihr Verhalten und ihre Entscheidungen vom »Mob«, beziehungsweise von »den Primitiven« abzugrenzen; diese Haltung scheint sie ganz stark verinnerlicht zu haben. So schildert sie auf Nachfrage zwar die Erinnerung an Gefühle der Hoffnung anlässlich der Ereignisse am 17. Juni 1953, doch sie distanziert sich eindeutig von den Ausbrüchen von Zerstörung und lautstarkem Protest:

*»Oder Bekannte, die die Partei ausgeräumt haben am, am Holzmarkt. Und, und.. de Papiere und, und.. Geräte alles, zum Fenster rausgeschmissen haben. Nee! Das ist.. das ist doch Mob! Soz.. zu so was wäre ich nie fähig gewesen! .. Nee! Da sind wir dann wieder heim, und sind den nächsten Tag wieder auf Arbeit. .. Jaa.«*



<p><b>Heiratswünsche</b></p>	<p><b>Bildhauer</b></p>
<p>39jähr. Kriegsbeschäd. von ausw. wü. m. einf. Dame in Verbind. zu treten. Diskret. Ehrensache. 856 Volk Jena.</p>	<p>50 J., ohne Anh., sucht Lebensgefährtin mit Eigenheim. Zuschrift. unter 19790 Volk Jena.</p>
<p><b>Neujahrswunsch!</b></p>	<p><b>53jähr. Frau</b></p>
<p>35jährige solide, dunkelblonde Bauerntochter, 1,65 groß, sucht auf dies. Wege wegen Mangel an Gelegenheit Bekanntschaft m. nett. solid. Herrn bis 40 J. in guter Position. Witwer ohne Anh. angenehm. Aussteuer vorhanden. Spät. Heirat bei gegenseit. Zuneigung. Nur ernstgemeinte Zuschriften unter 8517 Volk Kahla.</p>	<p>1,70 m gr., anständiger Mensch, möchte charakterfestem lb. Mann gute Kameradin sein. Zuschrift. unter 860 Volk Jena.</p>
<p><b>Gutachter junger Mann</b></p>	<p><b>Zwöcks Lebensgemeinschaft</b></p>
<p>sehr nettes Mädel (18-24 J.), welches seltener auf dem Tanzboden zu finden ist u. am Friseur wie Herren Freude hat. Bildzuschr. (zur) u. 19772 V J.</p>	<p>suche Partnerin, nicht über 30 J., Witwe sehr angen. Bei Zuneig. spät. Heirat mögl. Zuschr. m. Bild unter 19806 Volk Jena.</p>
<p><b>Welche Frau</b></p>	
<p>hat den Mut, mit mir ein neues Eheglück aufzubauen? Ein 185/88. 343g. Ichat Bildzuschriften unter 19779 an Volk Jena.</p>	
<p>20jähr. Fräulein, ohne Anhang, eig. Wohnung, 1,55 gr., sucht netten, charakterfesten Mann z. Alt-kennen zu lernen. Bildzuschrift unter 19797 Volk Jena.</p>	

Abb. IV.7.: Heiratsanzeigen 1951. »Blonde Bauerntochter«, »Aussteuer«, »nettes Mädel«, »Fräulein ohne Anhang«, »anständige Kameradin« – die Normen und Ideale von Weiblichkeit der vorausgegangenen Jahrzehnte wirken noch deutlich nach im »Arbeiter- und Bauernstaat«. (Jenaer Tageszeitung »Das Volk« vom 1.2.1951).



Abb. IV.8.: Kinoanzeige vom 1.2.1951 in der Jenaer Tageszeitung »Das Volk«. Sechs Jahre nach dem Ende des Nationalsozialismus wird der Film Mutterliebe (Deutschland/Österreich 1939, Regie: Gustav Ucicky, Darsteller: Käthe Dorsch, Paul Hörbiger, Wolf Albach-Retty, Hans Holt) im örtlichen Kino gezeigt – das dort propagierte Frauenbild der zu jedem Opfer bereiten Mutter scheint auch noch 1951 ›salonfähig‹ zu sein. Über den Filminhalt informiert die Kritik des KIM-Filmdienstes: »Vier Kinder verlieren durch Blitzschlag den Vater. Die Mutter rackert sich als Wäscherin ab, um sie durchzubringen. Für einen erblindeten Sohn opfert sie sogar die Hornhaut eines Auges. Erst als Großmutter darf sie sicher sein, auch beim letzten Sorgenkind ihre Aufgaben erfüllt zu haben. Geschickt aufbereitet, rührselig inszeniert und dargeboten, spiegelt der Film die Familienideologie der Nazis.« Lux Stefan, u.a. Lexikon des internationalen Films. Band L bis N. Hamburg 1995. S. 4004.

### Resümee: Brave Tochter und selbstbewusste ›Anführerin‹

Nach ihrer Pensionierung hielt Frau Lohmann Kontakt zum Glaswerk und den ehemaligen Kolleginnen; bis heute ist sie recht gut informiert über die Vorgänge im Betrieb. Als Rentnerin half sie noch mehrere Jahre in der Firmenkantine aus und behielt so den Zugang zu einem zentralen Ort der informellen betrieblichen Kommunikation. Als ich während des Interviews nach einer bestimmten ehemaligen Mitarbeiterin frage, die bereits Anfang der 1950er Jahre die Firma verließ, erinnert sich Brigitte Lohmann sofort und greift spontan zum Telefonhörer, um eine Ex-Kollegin anzurufen, die mehr über das Thema wissen könnte. Obgleich Frau Lohmann seit mehreren Jahren nicht mehr in Kontakt zu dieser Ex-Kollegin stand, baut sie gleich mit dem ersten Begrüßungssatz eine Verbindung auf, wird sofort erkannt und erhält – ohne ihre Anfrage überhaupt erklären zu müssen – innerhalb von einer Minute die gewünschten Auskünfte. Nach zwei Minuten ist das Gespräch beendet. An dieser Situation wird mir als Interviewerin besonders klar erkennbar, wie leicht Frau Lohmann der offene Zugang zu anderen Menschen gelingt, so dass sie in ihrer Firma tatsächlich eine – wenn auch nur informell – herausgehobene Position inne hatte. Brigitte Lohmann drückt das, ringend mit der Konvention weiblicher Bescheidenheit, folgendermaßen aus: »Und, naja.. wissen Sie, das klingt jetzt alles so.. doch! Ich war schließlich wer!« Von all meinen Gesprächspartnerinnen war sie auch diejenige, die mir gegenüber mit der größten Neugier auftrat, mir viele Fragen zu meinem Leben stellte und somit ganz deutlich machte, dass ein Interview nie einen einseitigen Verlauf haben kann, sondern wesentlich von der gegenseitigen Interaktion bestimmt ist. Auf der anderen Seite bemüht sie sich immer um Anpassung und zügelt sich sofort selbst, sobald der Eindruck eines zu großen Selbstbewusstseins entstehen könnte. Besonders im Vergleich mit ihrer Mutter setzt sie sich immer wieder herab, während der Vater in der Erzählung kaum präsent ist. Trotzdem scheint er ihr gegenüber, wenn er dann im Interview auftaucht, stets als positive, schützende und fördernde Persönlichkeit aufgetreten zu sein:

*»Hatten wir Goethefeier in der Schule. Na, da waren meine Eltern alle BEIDE mit, .. und wie wir denn raus sind aus der Schule, und heimwärts gehen.. da war ein.. ein richtiger Komet! Und da hat mein Vater mich, so mich an der Schulter gepackt und hat gesagt: »Meine GROSSE! Das haste mal wieder fein gemacht!«... Jaa...«*

Als eigenes Resümee ihrer bisherigen Jahre betont Brigitte Lohmann noch einmal ihr stetes Bemühen um ein »vernünftiges«, den Konventionen der Gesellschaft angepasstes, Leben: »Nee, des.. Man muss bescheiden bleiben. Jaa. .. [... ]«, und als Schlusssatz, »Und ich will och.. ich will Ruhe und Frieden haben!« Obwohl von der Außenperspektive her die meisten Wünsche – ein gemeinsames Leben mit dem Ehemann, ein formaler beruflicher Aufstieg – für sie nicht in Erfüllung gingen, und der Grad ihrer Selbstbestimmung durch das Zusammenleben mit den Eltern über lange Jahre besonders eingeschränkt war: Brigitte Lohmann hinterlässt den souveränen und fröhlichen Eindruck einer Frau, die bei allen Einschränkungen dem Leben oft die vergnügliche, angenehme Seite abgewinnt, sich das lange Verweilen bei den traurigen und traumatischen Erinnerungen nicht erlaubt, und als selbstbewusste Persönlichkeit auftritt, auch wenn sie sich durch ihre zeit- und geschlechtstypische Sozialisation einer ›anständigen Frau‹ selbst verbietet, das offen auszusprechen.



## B. Einzelkämpferinnen und Netzwerke



## IV.4. Selbstbestimmung und Netzwerke – Martha Beeg, Werbedame

### Werbedamen – Botinnen der neuen Haushaltstechnik

Werbedamen sind eine bisher unerforschte Erscheinung des 20. Jahrhunderts. Über sie wurde bislang kaum etwas geschrieben, obgleich ihre Rolle – qualitativ gesehen – essentiell war für die Erschließung der Kundschaft für die neuartigen Haushaltsprodukte, und sie für die Modernisierung der Privathaushalte ein äußerst wichtiges Bindeglied zwischen Produzenten und Konsumentinnen darstellten. Die Nichtexistenz von Literatur zu diesem Thema macht es selbstverständlich schwierig, allgemeingültige Aussagen über die Entstehung und den Inhalt dieses Berufes zu treffen. Doch allein die Zufallsfunde in Jena weisen darauf hin, dass Werbedamen eminent wichtig und wirksam für die Propagierung der neuen Waren und Dienstleistungen waren. Gerade die Geschichte des massenhaften Anschlusses der Haushalte an das Gasnetz und der etwas später stattfindenden Elektrifizierungswelle wäre auf den Aspekt der Werbedamen hin zu erweitern. Ehe es im folgenden Unterkapitel ausführlicher um die erste festangestellte Werbedame des Jenaer Glaswerks gehen soll, werden im Folgenden die wenigen Fundstücke zum Thema aus dem Stadtarchiv ausgewertet, als Beleg dafür, dass auch städtische Betriebe von der Wirksamkeit dieser direkten Werbemaßnahmen überzeugt waren.

Mitte der 1920er Jahre begann die Stromwirtschaft in Deutschland mit einer Werbeoffensive<sup>161</sup>, die zum Ziel hatte, neue Märkte zu erschließen, indem nicht mehr wie bisher, vorrangig die gewerbliche Stromverwendung propagiert wurde, sondern nun auch die Privathaushalte zu einem erhöhten Elektrizitätskonsum animiert werden sollten. Bislang nutzte man in den Privatwohnungen, die bereits an das Stromnetz angeschlossen waren, die Elektrizität fast ausschließlich für die Beleuchtung – das heißt, die Elektrizitätswerke wurden hauptsächlich in den dunklen Morgen- und Abendstunden beansprucht. Um eine optimale Auslastung auch tagsüber zu erreichen, warb man nun verstärkt für das Kochen mit elektrischer Energie, das im Vergleich zu den übrigen Haushaltselektrogeräten ganz besonders viel Strom verbrauchte.<sup>162</sup> Daraufhin bemühten sich die Gasproduzenten wieder umso stärker, für das Kochen mit Gas zu werben; eine Art ›Werbewettkampf‹ entwickelte sich, und zwar paradoxerweise oft innerhalb desselben Betriebes, sofern Elektrizitäts- und Wasserwerk als kommunale Einrichtungen betrieben wurden.<sup>163</sup> Zwar hatte die Gasküche gegenüber der Elektroküche bereits einen komfortablen zeitlichen Vorsprung, doch darf man nicht vergessen, dass bis in die 1960er Jahre das Kochen auf Kohleherden eine noch

161 Vgl. Meyer-Braun, Renate: Elektrizität im Haushalt. In: Christiansen, Jörn (Hg.): Bremen wird hell. 100 Jahre Leben und Arbeiten mit Elektrizität (= Veröffentlichungen des Bremer Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte, Focke-Museum, 92). Bremen 1993. S. 178 – 195. Hier: S. 184. und Zängl, Wolfgang: Deutschlands Strom. Die Politik der Elektrifizierung von 1866 bis heute. Frankfurt/Main 1989. Hier v.a. Kap. 5.6 »Maßnahmen für den Stromabsatz«, S. 150 – 164.

162 »Ohne elektrisches Kochen hatte ein Haushalt bisher etwa 20 bis 80 kWh jährlich benötigt; allein der Kochstromverbrauch eines drei- bis vierköpfigen Haushalts betrug zwischen 540 und 1200 kWh.« Zängl, Wolfgang: Deutschlands Strom. S. 166.

163 »Gas- und Elektrizitätswerk [in Düsseldorf, E. C.] sind städtisch und in einer Hand, auch im gleichen Gebäude; doch ist Gas- und elektrische Lehrküche getrennt und in verschiedenen Etagen und betrachten sich als Konkurrenz.« SchA 19/11 (2). p.153 v: undatierte Notiz Martha Beegs auf der Rückseite eines Briefes der Firma Schott an Martha Beeg vom 30.4.193

viel größere Konkurrenz darstellte.<sup>164</sup> Die Konkurrenz durch Kohleherde entfiel erst, nachdem einerseits die Kaufkraft der Verbraucher gestiegen war und andererseits die modernen Neubauwohnungen mit ihren Einbauküchen anschlusstechnisch und vom Raumangebot her gar nichts anderes zuließen als die Wahl zwischen Elektro- und Gasherde.<sup>165</sup> Der ›Kulturkampf‹ zwischen Gas- und Elektroküche, der in den 1920er Jahren begonnen hatte, zog sich ebenfalls weit bis nach Kriegsende in die ›Wirtschaftswunderjahre‹ hinein.<sup>166</sup> Wirksamstes Werbemittel für die Gewinnung neuer Kundinnen war, neben großen Ausstellungen<sup>167</sup>, vor allem die Betreibung von kommunalen oder privatwirtschaftlichen Lehrküchen, in denen Vorführ- und Werbedamen zum Einsatz kamen. Eine weitere, oft billigere, Möglichkeit zur Verbreitung der Werbemaßnahmen auch über die Lehrküchen hinaus war der mobile Einsatz der Werbedamen in verschiedenen Städten und Gemeinden.

## Werbedamen bei den Jenaer Stadtwerken 1927–1935

Die erste explizite Erwähnung einer bei der Stadt beschäftigten Werbedame stammt aus dem Jahr 1927. Von den fast einhundert zwischen 1917 und den frühen 20er Jahren beschäftigten weiblichen städtischen Angestellten hat sich leider in den meisten Fällen nur noch der Name, nicht aber die Berufsbezeichnung erhalten. Die erste nachweisbare »Vorführungs- und Werbedame Elsbeth Rohrbach«<sup>168</sup> war 1927 bis 1929 bei der Stadt angestellt. Da sich leider nur noch der Verweis auf ihre Personalakte in der Repositur befindet, die eigentliche Akte aber längst kassiert wurde, ist über diese Werbedame nichts weiter in Erfahrung bringen. Das ist übrigens der Fall bei mehr als 95 % der weiblichen städtischen Angestellten aus der Zeit von 1900 bis 1945; die Personalakten Dutzender von Stenotypistinnen, Fürsorgerinnen, Lehrerinnen, Laborantinnen, Kanzlistinnen, Arbeitsvermittlerinnen, Kindergärtnerinnen und Schulpflegerinnen galten als nicht überlieferungswürdig. Von 1929 bis 1935 ist die Werbedame Elisabeth Kloch-Kornitz nachweisbar. In einer Stellenübersicht der Stadt Jena aus dem Jahr 1935<sup>169</sup> ist in der Abteilung »Gas- und Wasserwerk« neben einer Laborantin und einer Büroangestellten auch eine Werbedame

164 »Sogar 1956 noch wurden mehr Kohleherde (825.000 Stück) als Gasherde (593.000 Stück) und Elektroherde (751.000 Stück) produziert.« Meyer-Braun, Renate: Elektrizität im Haushalt. In: Christiansen, Jörn (Hg.): Bremen wird hell. S. 186.

165 Vgl. ebd. S. 188.

166 Hier exemplarisch zwei der zahlreichen Zitate aus dem Briefwechsel der Werbedame Martha Beeg mit der Firma Schott Jena, die von der heftigen Konkurrenz zwischen Gas- und Elektrizitätswerken berichten: »In Gotha hatte Herr Bräuer das Elektrizitätswerk nicht besucht, weil dieses in heftigem Kampf mit dem Gaswerk steht. Beide aber sind uns gute Kunden.« SchA 19/11 (1). p.159: Martha Beeg an Firma Schott, 29.10.1936. »Ich kenne die Frankfurter Gas-Elektroverhältnisse u. würde vorschlagen, doch genau zu prüfen ob wir wirklich unbedingt elektrisch kochen müssen [...] Elektro ist dort gleich null und die Maingaswerke in der Werbung ganz groß. Lehrküchenbetrieb und Hausdienst mit ca. 10–12 Damen! Verbissene Konkurrenten! Die Freundschaft mit den Maingaswerken ist für uns sehr wertvoll, während uns das Elektrizitätswerk so gut wie nichts nützt.« SchA 19/11 (1). p.164: Martha Beeg an Firma Schott, 15.11.1936.

167 Z. B. die Internationale Elektrotechnische Ausstellung in Frankfurt/Main im Jahr 1891, sowie zahlreiche regionale Gewerbe- und Industrieausstellungen in den ersten beiden Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts. Vgl. Böth, Gitta: Der Stromverbraucher wird entdeckt... In: Böth, Gitta u. a. (Hgg.): Der Weg ins Licht. Zur Geschichte der Elektrifizierung des märkischen Sauerlandes (= Begleitband zur Ausstellung des Westfälischen Freilichtmuseums Hagen, 25. April – 31. Oktober 1989). Hagen 1989. S. 129–142.

168 Originalrepositur des StAJ

169 Vgl. StAJ D I d, 1.



namens Kroug verzeichnet, deren Aufgabe es offenbar war, für den Anschluss an das Gasnetz und konkret für das Kochen mit Gas zu werben. Somit kann man von einer Kontinuität der Werbedamen bei der Stadt zumindest für die Jahre 1927 bis 1935 ausgehen. Einige erhaltene Aktenfundstücke legen den Schluss nahe, dass der Beginn der städtischen ›Werbedamenära‹ tatsächlich um das Jahr 1927 herum anzusetzen ist. In einer Mitteilung des Oberbürgermeisters an den Stadtverordneten Hädrich heißt es:

*»Für den neu einzurichtenden Ausstellungsraum im Gaswerk erscheint es mir nötig, eine Dame als Verkäuferin und zur Vorführung der Apparate einzustellen, in ähnlicher Weise, wie es auch das Elektrizitätswerk jetzt eingerichtet hat. Da derartige Kräfte nicht immer verfügbar sind, ersuche ich schon jetzt, sich nach einer geeigneten Persönlichkeit umzuschauen.«<sup>170</sup>*

Dieses Zitat spiegelt sehr schön den zeittypische Entwicklung, dass zunächst die Elektrizitätswerke eine Vorlage mit den Werbemaßnahmen lieferten, der kurz darauf auch die Gaswerke folgten. Oberbürgermeister Elsner drückt in seiner Mitteilung seine Besorgnis aus, rechtzeitig eine »geeignete Persönlichkeit« für den geplanten Vorführraum des Gaswerks zu finden. Tatsächlich ist in jenen Jahren gerade erst der Beginn dieses neuen Frauenberufes anzusetzen, dessen Neuheit und Unbestimmtheit sich bereits in den unterschiedlichen Bezeichnungen ›Vorführdame‹, ›Lehrdame‹, ›Werbedame‹ und – später – ›Energieberaterin‹ ausdrückt. Anfangs waren einschlägige Kräfte rar; entsprechend aufwendig war die Suche nach ihnen. Günstigerweise bestanden jedoch bereits Interessengemeinschaften und Institutionen, die als Mittlerinnen zwischen den potentiellen neuen Arbeitgebern und den Arbeitnehmerinnen fungieren konnten. In Jena wandte man sich an die in Berlin ansässige »Zentrale für Gasverwertung«<sup>171</sup>, die bereits entsprechende Ausbildungskurse für die Vorführräume anbot und der Stadtverwaltung die Adressen von vier verschiedenen Frauen nennen konnte, die eventuell in Frage kämen. Das Gaswerk suchte eine Vorführerin für »Sanitätsapparate unter Verwendung des Gases [...], z. B. Sitzbäder, Heißluftapparate zur lokalen Behandlung u. s. f.«<sup>172</sup> Darüber hinaus war beabsichtigt, dass die Werbedame »Kochkurse im eigenen Vortragssaal des Gaswerks, wie auch in Schulen oder anderen Sälen abhalten und die einzelnen Familien besuchen«<sup>173</sup> sollte. In ihren Ansprüchen an die Bewerberin entpuppte sich das Gaswerk als auf der Suche nach der sprichwörtlichen ›eierlegenden Wollmilchsau‹, wie eine Stellenanzeige zeigt, die am 9. Juli 1927 in den beiden Jenaer Tageszeitungen geschaltet wurde:

*»Gebildete und redegewandte Dame, die sich als Lehr- und Werbedame für öffentliche Vortrags- und Unterrichtskurse in der Kochkunst eignet und selbst perfekt im Kochen ist, alsbald gesucht. Erforderlich ferner gute kaufmännische Kenntnisse und Gewandtheit in Stenographie und Schreibmaschine. Angebote mit Lebenslauf, Vor- und Ausbildung und Gehaltsansprüchen unter [...]«<sup>174</sup>*

170 StAJ I E 896. p.417: Mitteilung des Oberbürgermeisters an den Beigeordneten Hädrich, 25.4.1927.

171 Ebd., p.418: Direktion des Gas- und Wasserwerkes Jena an die Zentrale für Gasverwertung in Berlin, 2.7.1927.

172 Ebd.

173 Ebd., p.420: Stadtverwaltung Jena an Margarete Friedrich in Berlin, 7.7.1927.

174 StAJ I E 896. p.421: Stadtverwaltung Jena an die Redaktionen der Jenaischen Zeitung und das Jenaer Volksblatt, 9.7.1927.

Man suchte also eine sowohl hauswirtschaftlich-haushaltstechnisch als auch kaufmännisch voll ausgebildete Kraft, die darüber hinaus hervorragende kommunikative und didaktische Kompetenzen aufweisen sollte. Angesichts dessen stand die Stadt vor einer schwierigen Aufgabe. Auf die Anzeige meldete sich deshalb nur eine einzige Bewerberin aus Jena<sup>175</sup>, die sich als 21-jährige Absolventin einer privaten Hauswirtschaftsschule Chancen auf die Stelle ausrechnete. Aus ihrem Bewerbungsschreiben ist zu entnehmen, dass sie außerdem eineinhalb Jahre die städtische Berufsoberschule in Jena besucht hatte, da sie ursprünglich eine Laufbahn als Berufsschullehrerin einschlagen wollte, dann jedoch die lange Ausbildungsdauer von acht Jahren nicht mehr finanzieren konnte. Ihre Gehaltsvorstellung belief sich auf 200 bis 250 Mark im Monat. Diese Summe erschien dem Direktor des Gaswerkes für eine Berufsanfängerin jedoch zu hoch; also veranlasste er die direkte Anfrage bei den vier von der Berliner Zentrale genannten Werbedamen. In ihrem Antwortschreiben<sup>176</sup> präsentierte sich die Berlinerin Margarethe Friedrich sehr selbstbewusst als professionelle, freiberufliche, erfahrene »Werbe- und Vortragsdame«, die in einer mehrseitigen Broschüre bereits ein komplett ausgearbeitetes Kurs- und Vortragsprogramm vorweisen konnte. Der Schwerpunkt lag hierbei auf Betrieb und Instandhaltung der Gasapparate, Kochkursen in verschiedenem Umfang und der Ernährungsberatung. Außerdem hatte sie bereits Erfahrung im Einrichten von Lehrküchen und Vortragsräumen gesammelt, sowie neue Lehrdamen vor Ort eingearbeitet. Den universellen Ansprüchen des Gaswerks in Bezug auf das Qualifikationsprofil hielt sie gleich entgegen, dass von ihr als zukünftiger Leiterin der Werbeabteilung wohl kaum verlangt werden könne, den Schriftverkehr mit den Kundinnen selbst zu erledigen. Dennoch verfüge sie über kaufmännische Erfahrungen aus ihrer Tätigkeit bei der Leitung einer »Unterrichtsanstalt« und gelegentliches Aushelfen im väterlichen Unternehmen. Ihre Gehaltsforderung betrug 500 Mark monatlich.

Margarethe Friedrichs erweckt mit ihrer Bewerbung den Eindruck einer gebildeten, selbstbewussten Persönlichkeit aus der gehobenen bürgerlichen Schicht, die eigene Ansprüche formulierte und ihrer Qualifikation einen Wert beimaß. Möglicherweise war dem Direktor des Gaswerks Frau Friedrichs Auftreten zu bestimmt, ganz sicherlich aber ihre Gehaltsforderung zu hoch, da bereits die Jenaer Bewerberin mit ihren nur halb so hohen Ansprüchen ausgeschieden war. Infolgedessen wandte man sich abermals an die Berliner Zentrale der Gaswirtschaft mit der Bitte um die Nennung weiterer Kandidatinnen.<sup>177</sup> Man nannte den Jenaern vier weitere Frauen, von denen jedoch keine mit einer Bewerbung reagierte. Auch eine Anfrage an die »Wirtschaftliche Frauenschule Neudietendorf« brachte keine Ergebnisse; die Schulleiterin teilte mit, alle ihre in Frage kommenden Absolventinnen befänden sich bereits in fester Anstellung<sup>178</sup>. Die Vorgänge um die Neueinstellung einer städtischen Vorführdame illustrieren den Kontext, innerhalb dessen die Biographie der im Folgenden vorzustellenden Werbedame Martha Beeg zu interpretieren ist: In den 1920er Jahren institutionalisierte sich ein Werbeapparat für die Gas- und Elektrizitätswirtschaft, dessen Aktivitäten unter anderem in der Einrichtung von Ausstellungsräumen und Lehrküchen, der Schulung von Werbedamen und der Vermittlung von Vortragskräften bestanden.

175 Vgl. ebd. p.428: Gertrud Trier an Direktion des Gas- und Wasserwerks Jena, 18.7.1927.

176 Vgl. ebd. p.425: Margarethe Friedrich an Direktion des Gas- und Wasserwerkes Jena, 12.7.1927.

177 Vgl. StAJ I E 896.p.430: Direktion des Gas- und Wasserwerkes Jena an die Berliner Zentrale der Gaswirtschaft, 19.9.1927.

178 Vgl. ebd. p.431: Vorsteherin der Wirtschaftlichen Frauenschule Neudietendorf an Direktion des Gas- und Wasserwerkes Jena, 22.8.1927.

Die Werbedamen entstammten hauptsächlich dem Umfeld der höheren Hauswirtschaftsschulen und waren demnach familiär wie bildungsmäßig dem gehobenen Bürgertum zuzurechnen. Aufgrund ihrer beruflichen Spezialisierung und der noch überschaubaren Zahl an höheren Hauswirtschaftsschulen entwickelte sich schnell ein stabiles Netzwerk von Fachkräften, die um den Wert ihrer Kenntnisse wussten. Mit ihren guten Kontakten zur Energieversorger- und Haushaltswarenszene einerseits und zu den Haushaltsschulen andererseits waren sie ebenso begehrte wie einflussreiche Persönlichkeiten, die einen entscheidenden Anteil beim Erfolg oder Misserfolg neuer hauswirtschaftlicher Produkte und Innovationen für sich verbuchen konnten.



Abb. IV.9.: Martha Beeg auf einem Passfoto, undatiert. (Quelle: Stadtarchiv Nürnberg)

### **Martha Beeg – Verkäuferin, Kontoristin, Apothekersgattin, Werbedame**

Martha Beeg war die erste festangestellte Werbedame des Jenaer Glaswerks in den 1930er Jahren, und ihre Hauptaufgabe war dementsprechend, nicht für eine besondere Energieform zu werben, sondern für die neuen, feuerfesten Haushaltsglaswaren. Otto Schott hatte im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts das durch seine herabgesetzte Ausdehnungsfähigkeit hitzebeständige, neuartige Borosilicatglas entwickelt, aus dem zunächst Laborgläser und Lampen hergestellt wurden. Erst am Ende des 1. Weltkrieges begannen die Versuche mit der Herstellung von Haushaltsglaswaren. Zu den ersten Produkten gehörten ab 1922 Backschüsseln und Teegläser, ab Mitte der 1920er Jahre wurde die Produktpalette beständig erweitert.<sup>179</sup> Nachdem die Firma Designer am Weimarer Bauhaus mit der Gestaltung beauftragt hatte, stellte das Jenaer Glas nicht nur technisch, sondern auch ästhetisch in seinen klaren, funktionalen Formen eine Innovation dar.

<sup>179</sup> Vgl. Scheiffele, Walter: Jenaer Glas – Vom Herd auf den Tisch. In: Andritzky, Michael (Hg.): Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel. Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung. Gießen 1992. S. 156–162.

Die bruchstückhaften Informationen über Martha Beegs Jahre vor ihrer Anstellung in Jena machen deutlich, dass sie genau diesem Netzwerk von Hauswirtschafterinnen und Energieberaterinnen entstammte, das oben kurz skizziert wurde. Martha Beeg wurde als Martha Leibnitz am 27.8.1898<sup>180</sup> in Gruna, Kreis Delitzsch, geboren und evangelisch getauft<sup>181</sup>. Über ihre Kindheits- und Jugendjahre lässt sich nichts mehr in Erfahrung bringen; fest steht jedoch, dass ihr Vater August Leibnitz spätestens im Sommer 1917 – möglicherweise im Krieg – verstorben war und die Mutter sich mit »dem Arbeiter Gustav Zander«<sup>182</sup> wiederverheiratet hatte. Vom 3. Oktober 1917 bis zum Januar 1918 wohnte Martha Leibnitz zur Untermiete in Schwäbisch Gmünd und zog von dort nach München, wo sie zwischen dem 3.1.1918 und dem 10.4.1918 fünf Mal ihre Wohnung wechselte. Von April bis Anfang Juni 1918 war sie »auf Reisen«. Zunächst übte sie den Beruf einer Verkäuferin aus, ab dem 1.9.1918 wurde sie als Kontoristin geführt. Ein gutes Jahr später, am 30.9.1919, heiratete sie in Görten bei Dessau den dreizehn Jahre älteren Sohn des Fürther Bürgermeisters Robert Beeg, einen Apotheker. Zu diesem Zeitpunkt war die gerade volljährig gewordene junge Frau bereits schwanger. Im gleichen Jahr zog das frischvermählte Paar nach Nürnberg. Nach ihrer Heirat wird Martha Beeg offiziell als »Apothekersfrau« bezeichnet, es ist daher nicht klar, wann genau sie eine eigene Berufstätigkeit wieder aufgenommen hatte. Das erste Kind, einen Sohn, bekam das Paar am 9.4.1920. Er fiel später im Zweiten Weltkrieg »in England auf Feindflug«<sup>183</sup>. Ein weiterer Sohn wurde geboren, der ebenfalls im Krieg starb. Schließlich kam noch eine Tochter am 11.3.1924 auf die Welt. Von 1929 ab verbrachte Robert Beeg über mehrere Jahre hinweg immer wieder längere Aufenthalte in Heil- und Pflegeanstalten; die meisten davon in Erlangen. Er war, laut einer späteren Aussage Martha Beegs, »durch eine Kriegsverletzung geisteskrank geworden.«<sup>184</sup> Es ist also davon auszugehen, dass bereits die Jahre vor den Klinikaufenthalten von einigen Spannungen und Belastungen für die ganze Familie geprägt waren. Möglicherweise brachte das Jahr seines ersten stationären Aufenthalts auch den Wiedereinstieg von Martha Beeg ins Berufsleben, die nun in unregelmäßigen Abständen alleine für sich und ihre Kinder sorgen musste. In der darauffolgenden Zeit erwarb sie jedenfalls eine »Diätausbildung«<sup>185</sup>, und spätestens ab Februar 1932 war sie als Leiterin der Lehrküchen der Städtischen Werke Nürnberg fest angestellt<sup>186</sup>. Aus den Informationssplittern über Martha Beegs Jahre bis zum ersten Kontakt nach Jena ergibt sich das Bild eines – im wörtlichen wie metaphorischen Sinne – sehr bewegten Lebenslaufes. Der häufige Wohnungswechsel, die Ausübung zweier verschiedener Berufe, die frühe Heirat – möglicherweise durch die voreheliche Schwangerschaft bedingt –, der zunächst anscheinend soziale Aufstieg als Ehefrau eines Bürgermeisterssohnes und Apothekers, das Zusammenleben mit einem psychisch angeschlagenen Mann, die Geburt und Betreuung von drei Kindern, und wenige Jahre danach, parallel zu den »häuslichen Pflichten«, der Wiedereinstieg in die volle Berufstätigkeit: der Umgang mit solchen Erfahrungen erfordert

180 Vgl. Stadtarchiv München. Polizeimeldebogen über Martha Anna Leibnitz vom 22.10.1917.

181 Nach schriftlicher Auskunft des Stadtarchivs Nürnberg vom 27.12.2002.

182 Stadtarchiv München, Polizeimeldebogen über Martha Anna Leibnitz, 22.10.1917.

183 Vermerk im Einwohnermeldeverzeichnis Nürnbergs. Nach schriftlicher Auskunft des Stadtarchivs Nürnberg vom 27.12.2002.

184 SchA 19/11 (1). p.30: Mitteilung des Handelsvertreters Ernst Hess an Erich Schott, 29.4.1933.

185 Vermerk im Einwohnermeldeverzeichnis Nürnbergs. Nach schriftlicher Auskunft des Stadtarchivs Nürnberg vom 27.12.2002.

186 Vom 26.2.1932 stammt der erste Brief der Firma Schott an Martha Beeg als Leiterin der städtischen Lehrküchen Nürnberg. Vgl. SchA 19/11 (1). p.1.: Firma Schott an Martha Beeg in Nürnberg, 26.2.1932.

entweder von vorne herein eine starke Persönlichkeit, oder bringt sie im Nachhinein hervor.

### Erste Zusammenarbeit Martha Beegs mit dem Jenaer Glaswerk

Bereits kurz nach ihrem Arbeitsantritt bei den Nürnberger Stadtwerken nahm das Jenaer Glaswerk Ende Februar 1932 erstmals Kontakt mit der neuen Leiterin der Lehrküchen auf.<sup>187</sup> In Jena hatte man über eine »Frau Geheimrat Becker«<sup>188</sup> aus Hildesheim erfahren, dass Beeg bei ihren Kochvorführungen auch beabsichtige, die Schottsche SINTRAX-Kaffeemaschine vorzuführen. Die Frau Geheimrat wiederum hatte offensichtlich zuvor bereits ein paar Mal als freie Mitarbeiterin an verschiedenen Orten in Deutschland für Schott Vorträge und Vorführungen mit den DURAX-Einkochgläsern veranstaltet.<sup>189</sup> Im Glaswerk verfolgte man eine sehr aktive Werbepolitik und versuchte, sich das in Deutschland vorhandene engmaschige Netzwerk der hauswirtschaftlichen Werbe- und Vorführkräfte in der Gas- und Elektrizitätsbranche zu Nutze zu machen. Berechtigterweise sah man in ihnen die idealen Propagandistinnen für die hitzebeständigen Glasprodukte, von deren Funktionsfähigkeit die meisten zukünftigen Nutzerinnen erst noch überzeugt werden mussten. Denn obgleich im Zuge der Verwissenschaftlichung und Rationalisierung der privaten Haushaltsführung<sup>190</sup> das moderne Jenaer Glas von den Fachleuten bereits nachdrücklich empfohlen wurde<sup>191</sup>, war die Modernisierung der Küchen bei einem Großteil der Hausfrauen noch nicht angekommen. Als Geschenk erhielt Martha Beeg vom Glaswerk kostenlos eine der SINTRAX-Kaffeemaschinen sowie gedrucktes Werbematerial und wurde um die Auskunft gebeten, in welchen Städten sie die Vorträge halten werde, damit sie dort auf die entsprechenden Bezugsquellen für die Schott-Gläser hinweisen könne.

Was leicht in den Ruch der »Bestechung« und »Schleichwerbung« kommen könnte, war wohl nicht nur bei der Firma Schott – also auch außerhalb der Hauswirtschafts- und Energiebranche – durchaus verbreitet; allerdings wurden solche Praktiken deshalb noch lange nicht nach außen getragen. Daher reagierte Martha Beeg auch keinesfalls gekränkt auf dieses relativ unverblümete Angebot, und offerierte eine wirksame Propagierung der Jenaer Glaserzeugnisse. Gleichzeitig jedoch wies sie darauf hin:

*»Wenn ich eine solche Verbindung mit Ihnen aufnehme, brauche ich wohl nicht besonders um diskretestes Verhalten – insbesondere auch Ihres hiesigen Vertreters – zu ersuchen. [...]*

*Ein Verkauf irgendwelcher Art findet in unseren Beratungsstellen nicht statt, wodurch natürlich jede Empfehlung bei den Interessierten besonders gut wirkt.<sup>192</sup>«*

<sup>187</sup> Vgl. Ebd.

<sup>188</sup> Ebd.

<sup>189</sup> Vgl. SchA 19/11 (1), p.1: Brief Firma Schott an Martha Beeg in Nürnberg, 26.2.1932.

<sup>190</sup> Vgl. Sachse, Carola: Anfänge der Rationalisierung der Hausarbeit. »The One Best Way of Doing Anything...«. In: Orland, Barbara (Hg.): Haushaltsträume. Ein Jahrhundert Technisierung und Rationalisierung im Haushalt. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft Hauswirtschaft e.V. und der Stiftung Verbraucherinstitut. Königstein/Taunus 1990. S. 49–62. sowie Scheid, Eva-Maria: Die Küche – die Fabrik der Hausfrau. Diss. Marburg 1985.

<sup>191</sup> »Die Ausführung ist von unglaublicher Einfachheit, und alle Speisen sehen darin, heiß und frisch vom Herd direkt auf den Tisch, ganz besonders appetitlich aus.« Auffermann, L.: Neuzeitliche Haushaltsführung. In: Hausbuch für die deutsche Familie. Hrsg. vom Reichsbund der Landesbeamten Deutschlands e.V., Berlin 1930. S.119.

<sup>192</sup> SchA 19/11 (1), p.2: Brief Martha Beeg an Firma Schott, 7.3.1932.



Abb. IV.10.: Werbepostkarte für die gläserne Kaffeemaschine »Sintrax« der Firma Schott aus dem Jahr 1932. (Quelle: Unternehmensarchiv SCHOTT JENAer Glas GmbH)

Mit einer Kaffeemaschine als Geschenk war die Vorführdame keinesfalls zufrieden; sie forderte für ihre nebenamtliche Werbetätigkeit ein Honorar von 6 Mark pro Vortrag beziehungsweise Kurstag. Schott zeigte sich einverstanden, und mit dieser ersten Korrespondenz entspann sich eine mehrjährige inoffizielle und freie Mitarbeit Martha Beegs für das Glaswerk. Gleich zu Beginn der Geschäftsbeziehungen gab sie eine Kostprobe ihres resoluten und fordernden Charakters, indem sie am 1.9.1932 an die Firma ihr Angebot der Produktwerbung für die Vorträge der kommenden Monate erneuerte<sup>193</sup>, und – als acht Tage später offenbar noch keine Antwort aus Jena erfolgt war – gleich eine energische Anfrage hinterherschickte, warum man denn auf ihre Post nicht reagiere. Im Glaswerk antwortete man dann auch prompt am nächsten Tag und versprach, innerhalb kurzer Zeit endgültigen Bescheid zu geben.

In der Zwischenzeit ließ sich die Firma Schott von ihrem Stuttgarter Handelsvertreter darüber beraten, ob eine Fortsetzung dieser Werbemaßnahmen sinnvoll sei.<sup>194</sup> Er befürwortete eine weitere Beteiligung an den Vorträgen, um vor allem die Backgeschirre, Kaffeemaschinen und Teeservice vorzustellen. Daraufhin gab Schott die Zusage, sich auch bei den folgenden Präsentationen Martha Beegs zu beteiligen. Über die folgenden Jahre hielt sich eine reger und kontinuierlicher Kontakt zwischen der Lehrküchenleiterin und der Firma Schott. Von Anfang an gab Martha Beeg in Eigeninitiative eine intensive Rückmeldung über die Reaktion ihres

<sup>193</sup> Vgl. SchA 19/11 (1): p.4: Martha Beeg an Firma Schott, 29.8.1932.

<sup>194</sup> Vgl. SchA 19/11 (1): p.9: Erich Hess an Firma Schott, 10.9.1932.

Publikums auf die verschiedenen Glasprodukte, schlug selbst etliche Verbesserungen und Erweiterungen der Produktpalette vor, kontrollierte die Haushaltwarengeschäfte vor Ort auf ihr Angebot von Schott-Erzeugnissen hin, und hielt die Jenaer stets über die Werbeaktionen und Vermarktungsstrategien der Konkurrenz im Bilde. Von ihrem Engagement beeindruckt, schickte die Firma abermals ihren Handelsvertreter Hess nach Nürnberg, weil man mehr über Martha Beeg erfahren wollte. Er berichtete, sie mache einen sehr guten Eindruck und scheine aus guter Familie zu stammen. Frau Beeg sei begeistert von den Glasprodukten und schwärme insbesondere von der Kaffeemaschine.<sup>195</sup> Aus Hess' Bericht ist auch zu erfahren, dass Martha Beeg bereit war, für Schott in ihrer Urlaubszeit Kochvorführungen in Konstanz und München zu veranstalten. Offenbar nahm sie jede Gelegenheit zur Aufbesserung ihres Einkommens gerne in Anspruch.

### Nähe zum Nationalsozialismus

Im Mai 1933 sagte sie daher die Veranstaltung von Werbevorträgen für Schott in München und Konstanz zu und erwog bereits, ihren bisherigen Arbeitgeber eventuell ganz zu verlassen:

*»Die Verhältnisse in meinem Werk sind noch nicht so weit geklärt, dass ich mir schlüssig bin, ob ich bleibe oder nicht. Wahrscheinlich ist aber, dass mein Wirkungskreis meinen Wünschen entsprechend ausgebaut wird. Trotzdem besteht die Möglichkeit, dass ich über kurz oder lang mich vorteilhafter privat betätige (wenn ich ein schwebendes Versorgungsverfahren meines Mannes gewinne, gälte ich als Doppelverdiener, ohne indes von der Rente leben zu können).<sup>196</sup>«*

Aus dem Zitat sprechen bereits die Einflüsse der nationalsozialistischen Diktatur, die wenige Monate zuvor ihren Anfang genommen hatte. Im staatlichen Kampf gegen das sogenannte ›Doppelverdienertum‹ sollten erwerbstätige, verheiratete Frauen dazu gebracht werden, ihren Arbeitsplatz aufzugeben, sofern ihr Ehemann einen Verdienst hatte. In manchen Betrieben, so auch im Zeisswerk<sup>197</sup>, bewegte man verheiratete Frauen zur Aufgabe ihres Arbeitsplatzes und stellte dann stattdessen ihre Männer ein. In den meisten Fällen wurde dieses Vorgehen jedoch nach wenigen Monaten wieder aufgegeben. Offensichtlich führte die Strategie nicht zum gewünschten geschäftlichen Erfolg; die billigeren Frauenarbeitsplätze mussten schließlich wieder durch weibliche Arbeitskräfte besetzt werden. Frauen wie Martha Beeg kamen durch diesen Aspekt der NS-Ideologie in Schwierigkeiten: sie würde offiziell als ›Doppelverdienerin‹ gelten, sobald für ihren in der Heilanstalt befindlichen Ehemann eine Erwerbsunfähigkeitsrente bewilligt wurde – auch wenn diese Zahlungen nicht ausreichten, um den Unterhalt für sich und ihre Kinder zu sichern. Trotz dieser für Martha Beeg nachteiligen NS-Leitlinien entwickelte sie im Folgenden an einigen Punkten eine nicht zu leugnende Nähe zu den Institution und Persönlichkeiten des nationalsozialistischen Apparats – trat jedoch nicht in die NSDAP ein. An dieser Stelle ist nicht darüber zu urteilen, ob dies aus tatsächlicher politischer Zustimmung oder lediglich aus betriebswirtschaftlichem Kalkül heraus geschah, um möglichst einflussreiche Kreise für ihre Geschäftsinteressen zu gewinnen. Die geplanten Sommervorträge 1933 in Konstanz und München

<sup>195</sup> Vgl. SchA 19/11 (1), p.30: Ernst Hess an Firma Schott, 29.4.1933.

<sup>196</sup> SchA 19/11 (1), p.32: Martha Beeg an Firma Schott, 16.5.1933.

<sup>197</sup> Vgl. Kap. V.1, Anm. 16

kamen schließlich doch nicht zustande, da die Haushaltswarengeschäfte vor Ort kein Interesse an den Veranstaltungen bekundeten.<sup>198</sup> Beeg blieb jedoch weiterhin in Kontakt mit dem Glaswerk. Es scheint, als hätte sie versucht, ihre Ansprechpartner in Jena von ihrer Fachkenntnis und Tüchtigkeit zu überzeugen: durch eine intensive Beobachtung des Einzelhandels, Werbetipps und häufige Verbesserungsvorschläge. In ihren Briefen mit den Neuigkeiten von der ›Werbefront‹, verstand die Werbedame es sehr geschickt, immer wieder kleinere Geschenke von der Firma zu erhalten. Beispielsweise schrieb sie am 16.12.1933 – also nur wenige Tage vor Weihnachten: »Ich möchte mir gelegentlich einmal ein Teeservice für 6 Personen mit 1 Ltr. Teekanne aus Glas erstehen. Wie würden Sie mir ein solches berechnen?«<sup>199</sup> Bei Schott verstand man den diskreten Hinweis prompt und schenkte ihr drei Tage später das Teeservice »für ihre besonderen Bemühungen.«<sup>200</sup> Dieselbe bewährte Taktik wandte Martha Beeg auch wieder kurz vor Weihnachten 1935 an:

*»Ihre Lampen sind so vielfältig und schön, dass einem die Wahl schwer fällt. Ich hätte gern die Lampen 3344 [...], 2649 [...] und 3521 [...]. Leider lag dem Prospekt keine Preisliste bei und wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir die Preise der 3 Modelle noch mitteilen möchten, damit ich weiß, ob meine Kasse eine solche Plünderung auf einmal verträgt.«<sup>201</sup>*

Auch diesmal reagierte die Firma in gewünschter Weise auf den ›Wink mit dem Zaunpfahl‹ und übersandte die drei gewünschten Lampen als Geschenk nach Nürnberg.<sup>202</sup> Die Werbedame war allerdings immer noch nicht ganz zufriedengestellt und bat um Zusendung einer vierten Lampe, damit ihr Korridor eine einheitliche Beleuchtungsausstattung bekäme. Von ihren Kurs-Teilnehmerinnen erfuhr Martha Beeg, dass die Vorbehalte gegen die Glasprodukte noch sehr weit verbreitet waren. Viele Verkäuferinnen und Verkäufer in den Haushaltswarengeschäften rieten den Kundinnen direkt vom Kauf dieser Waren ab. Eine Ausweitung der Werbekampagne war also durchaus vonnöten, um die »Angst vor dem Glas auf dem Feuer«<sup>203</sup> einzudämmen.

Der Handelsvertreter Ernst Hess beantwortete die Frage, warum in Nürnberg der Absatz Schottischer Waren besonders schleppend verlief, mit zwei interessanten, die Zeitumstände treffend beleuchtenden Hauptursachen, die von Martha Beeg nicht genannt wurden:

*»Nürnberg ist für uns ganz besonders ungünstig für Hauswirtschaftsgläser, weil es eine sehr verarmte Bevölkerung hat. Wie Sie wissen, hat die Spielwarenindustrie, die in Nürnberg-Fürth besonders groß ist, vom Inlandsgeschäft nur 2–3 Monate im Jahre Arbeit, während das Auslandsgeschäft aus bekannten Gründen seit dem Kriege immer weniger geworden ist. Hierzu kommt, dass infolge der in Nürnberg großen Judenhetze 3–4000 wohlhabende Juden diesen Platz verlassen haben, während die jüdischen Armen in einer Zahl von 4–5000 zurückgeblieben sind, die aber selbstverständlich für Ihr Glas ausfallen.«<sup>204</sup>*

198 SchA 19/11 (1). p.44: Firma Schott an Martha Beeg, 25.8.1933.

199 Ebd. p.47: Martha Beeg an Firma Schott, 16.12.1933.

200 Ebd. p.48: Firma Schott an Martha Beeg, 19.12.1933.

201 Ebd. p.112: Martha Beeg an Firma Schott, 19.12.1935.

202 Vgl. SchA 19/11 (1). p.113: Firma Schott an Martha Beeg, 21.12.1935.

203 Ebd. p.67: Martha Beeg an Firma Schott, 16.1.1935.

204 SchA 19/11 (1). p.66: Ernst Hess an Firma Schott, 22.1.1934.



Ganz beiläufig wird der in Nürnberg ganz besonders ausgeprägte Antisemitismus erwähnt, der schon früh zu Verfolgungen und Pogromen führte, denen allerdings nur die wohlhabenderen jüdischen Familien durch einen Wegzug zunächst noch entkommen konnten. Mit ihren technisch wie ästhetisch neuartigen, vergleichsweise teuren Produkten fiel somit eine wichtige potentielle Käuferschicht des Jenaer Glases aus. Der Absatz in Nürnberg war entsprechend gering: 1933 wurden insgesamt 450, ein Jahr darauf immerhin 835 Stück verkauft<sup>205</sup>. Obwohl die Stadt kein attraktiver Markt für das Glaswerk war, machten sich die Bemühungen Martha Beegs immerhin bemerkbar. Währenddessen warb »Frau Geheimrat Becker«<sup>206</sup> in jährlich drei bis sechs Vorträgen auch in anderen Städten für das feuerfeste Glas. Diese Maßnahmen waren jedoch noch lange nicht ausreichend.

Die Vorbehalte der Verbraucherinnen gegen das Jenaer Glas waren teilweise nicht unberechtigt, denn die Formen erforderten, je nach Art des Herdes und der Zubereitungsart, einen sachgemäßen Umgang, um ein Zerspringen zu verhindern. Selbst die versierte Fachfrau Beeg konnte sich nicht erklären, weshalb ihr bereits mehrere Kochtöpfe zersprungen waren, obwohl sie nur auf kleiner Gasflamme Fleisch angebraten hatte. Unglücklicherweise passierten die Unfälle zwei Mal vor Publikum während einer Vorführung<sup>207</sup> – so konnte sich der beabsichtigte Werbeeffect schnell in das genaue Gegenteil kehren. Als Ursache vermutete die Werbedame das im Vergleich zu den Backformen deutlich dünnere Glas der Kochtöpfe, während man in der Firma lediglich darauf hinweisen konnte, zur optimalen Wärmeverteilung sei beim Kochen mit Gas immer ein Drahtsieb auf die Flamme zu legen.<sup>208</sup> Neben den Kochvorführungen in den Räumen des Stadtwerkes entwickelte Martha Beeg auch ein Konzept von Werbeveranstaltungen speziell für Hauswirtschaftslehrerinnen und Hauswirtschaftsschulen, in denen sie langfristig die besten Multiplikatorinnen für Produktinnovationen sah. In ihrem Wunsch, möglichst viele potentielle Kundinnen zu »bearbeiten« – dies war im Zusammenhang mit den Werbemaßnahmen eine ihrer Lieblingsvokabeln – scheute sie nicht davor zurück, ganz besonders die Nähe zur NS-Frauenschaft zu suchen, in der sie zurecht eine zukunftssträchtige und immer einflussreicher werdende Organisation sah. Ihre Idee richtete sie daher auch gleich an das Glaswerk:

*»Ich hatte übrigens außer Programm einmal zu einer Kaffeeeinladung 52 N. S. Frauenschaftsführerinnen und dabei Gelegenheit, nicht nur Ihre Kaffeemaschine, sondern auch die Teekanne (für Heißwasser zum Verdünnen) vorzuführen. Die Damen waren sehr begeistert. Wäre das nicht ein ausgezeichnetes Werbegebiet für Sie, ausgedehnt auf Hausfrauenvereine usw.?«<sup>209</sup>*

Nur zwei Monate später, im Juli 1935, zeigte Martha Beeg abermals, dass sie keinerlei Berührungspunkte mit nationalsozialistischen Organisationen und Funktionären hatte. Bei der Ausstellung »Frau und Haus« präsentierte sie die Lehrküche der Nürnberger Stadtwerke und berichtete in einem Brief nach Jena stolz, dass sogar der Schirmherr der Veranstalter, Gauleiter Julius Streicher, von ihrem in der Sintrax-Maschine bereiteten Kaffee probiert habe. Gegenüber der Firma Schott

205 Ebd. p.74: Statistik über Umsatz und Werbemaßnahmen in Nürnberg 1931–1935, 12.2.1935.

206 Die Hildesheimerin hatte den Kontakt zwischen dem Jenaer Glaswerk und Martha Beeg vermittelt. Vgl. SchA 19/11 (1). p.1: Firma Schott an Martha Beeg, 26.2.1932.

207 Vgl. ebd. p.76: Brief Martha Beeg an Firma Schott, 13.2.1935.

208 Vgl. SchA 19/11 (1). p.79: Firma Schott an Martha Beeg, 18.2.1935.

209 Ebd. p.84: Martha Beeg an Firma Schott, 12.4.1935.



Abb. IV.11.: »Der gedeckte Tisch«. Werbeaufnahme von Jenaer Glasgeschirr aus den frühen 1930er Jahren. (Quelle: Unternehmensarchiv SCHOTT JENAer Glas GmbH).

bemängelte sie eine fehlende Präsentation ihrer Produkte auf der Ausstellung, weshalb sie in eigener Regie begonnen hatte, Vorführungen mit Jenaer Glaswaren zu präsentieren. Dafür erhielt sie im Nachhinein eine Tagespauschale von 9 Mark. Als Erfolgsbericht konnte sie vermelden: »Die Ausstellungsprominenten (Gaufrauenschaftsleiterin usw.) waren meine täglichen Gäste und wollen sich alle Kaffeemaschinen anschaffen.«<sup>210</sup>

In den folgenden Monaten der Korrespondenz mehren sich einerseits die Hinweise auf Martha Beegs immer intensivere Zusammenarbeit mit der NS-Frauenschaft, und andererseits auf persönlichen Kontakt zu manchen Mitgliedern der lokalen Naziprominenz<sup>211</sup>: »Außerdem wird Sie freuen, dass ich bei der Einrichtung der Küche des bekannten Architekten Ruff (Erbauer der Kongresshalle und der größten Parteitagsbauten in Nürnberg) maßgebend zugezogen war und Gelegenheit hatte, diesen Haushalt reichlich mit Ihren Haushaltsgläsern zu versehen.«<sup>212</sup> Anlässlich des vom 6. bis 13. September 1937 in Nürnberg stattfindenden Reichsparteitags nahm Martha Beeg fünf Logiergäste auf<sup>213</sup>, die größtenteils aus ihren beruflichen Netzwerken stamm-

210 Ebd. p.95: Martha Beeg an Firma Schott, 10.7.1935.

211 »Mit meinen Beziehungen zur Gauamtsleiterin der N.S. Frauenschaft käme ich sicher sofort in die Lehrküchen hinein [...] außerdem erweist sie mir gern einen Gefallen und ich glaube auch, dass sie trotz der vielen Parteitagsarbeit für mich Zeit hat, wenn sie hier und nicht gerade auswärts ist. Sie hat nicht nur einen eigenen Haushalt, sondern auch 2 heiratsfähige Töchter. Darf ich ihr, wenn sich Gelegenheit bietet, einige Gläser anbieten?« SchA 19/11 (1). p.139: Martha Beeg an Firma Schott, 17.8.1936.

212 SchA 19/11 (1). p.117: Martha Beeg an Firma Schott, 18.12.1936.

213 »Die Organisationsleitung, genauer: das Quartieramt der Organisationsleitung, kümmerte sich um die Unterbringung der Menschen. [...] Alle Möglichkeiten wurden ausgeschöpft: Hotels, Pensionen, Gaststätten, Privatquartiere,

#### IV.4. Selbstbestimmung und Netzwerke – Martha Beeg, Werbedame

ten: Mitarbeiterinnen der Zentrale für Gaswirtschaft Berlin und Leiterinnen anderer städtischer Lehrküchen. Bei ihrer ausführlichen, teilweise begeisterten Schilderung der Tagesgeschehnisse steht das Knüpfen und Pflegen von Geschäftskontakten zu Gunsten des Glaswerks im Mittelpunkt; doch es ist nicht zu leugnen, dass für Beeg nicht nur die Kontaktpflege oder der Zusatzverdienst als Pensionswirtin von Bedeutung waren:

*»Der Übergang vom Parteitag in den Alltag ist nun glücklich überstanden. Die Tage selber waren ein Erlebnis, das man eben weder durch Wort noch durch den Film schildern kann. Von der Größe dieser Tage kann sich nur eine annähernd richtige Vorstellung machen, wer eben selber dabei war. Wer das aber konnte, der wird die schönsten Erinnerungen mit nach Hause nehmen und sie gern bewahren. So auch meine Gäste. Da ich für die Beschaffung der notwendigen Eintrittskarten für die Hauptveranstaltungen gesorgt hatte und die Führung übernahm, kam jeder einzelne Gast auf seine Kosten.<sup>214</sup>«*

Am deutlichsten kommt Martha Beegs Affinität zum Nationalsozialismus in einer Episode zum Ausdruck, als sie bei einer Vortragsreise in Bonn 1937 einmal Ersatzmaterial vor Ort beschaffen musste, und das einzige Geschäft mit Jenaer Glasprodukten ein von einem jüdischen Einzelhändler betriebener Haushaltswarenladen war. Ihr höchst distanziertes Verhalten in dieser Situation, ihre Empfehlung an die Firma Schott, keine Geschäftskontakte zu Juden zu pflegen, und ihre nüchterne Beschreibung der verschlechterten Lebensbedingungen für die jüdische Bevölkerung legen ihre unausgesprochene Übereinstimmung mit staatlichen Leitlinien offen:

*»Wesselsche Porzellan Manufaktur (Inh. Isidor Rosenbaum): von mir in höchster Not besucht, weil meine Sintrax zu Bruch gegangen war. Von allen Händlern hatte er die einzige S[intrax]! Und zwar 1½ Ltr. und 2 Einzelteile anderer Größen. Rosenbaum sagte mir, dass er Cona<sup>215</sup> täglich verkaufe und hatte sie in allen Größen. Will es nun auch mal mit S[intrax] mehr versuchen. Wessel scheint überhaupt Glas gut zu verkaufen. (Sicher kaufen die dortigen Juden alle bei ihm und seit die J[uden] keine Diensthöten mehr haben<sup>216</sup>, schaffen sie natürlich gern arbeitssparendes Geschirr an). Die Maschine gab ich zurück und hörte dabei, dass schon einige Besucher das Votr<sup>217</sup> gekauft hatten. [...] Personal im Vortrag. Ob es von uns klug ist, das Personal einer jüdischen Firma 2 mal zur Hilfe zu nehmen? Rosenbaum beklagte sich, dass er seit 8 Jahren von keinem Vertreter mehr besucht wurde. Ich habe ihm dann was von großem Bezirk, Großhandel usw. vorgeschwätzt und schließlich gesagt,*

---

Zeltlager, Unterbringung in Schulen, Fabrikhallen und öffentlichen Gebäuden. [...] Nürnberg war während der Reichsparteitage eine vielfältig belagerte Stadt.« Zelnhefer, Siegfried: Die Reichsparteitage der NSDAP in Nürnberg (= Band 2 der Schriftenreihe des Dokumentationszentrums Reichsparteitagsgelände, herausgegeben von den Museen der Stadt Nürnberg). Nürnberg 2002. S.138.

214 SchA 19/11 (2). p.362: Martha Beeg an Firma Schott, 20.9.1937.

215 Konkurrenzprodukt zur Jenaer Sintrax-Kaffeemaschine.

216 Diese Bemerkung bezieht sich auf eine Bestimmung in den sog. »Nürnberger Rassegesetzen« vom 15.9.1935, die festlegte, dass Juden keine »arischen« Diensthöten unter 45 Jahren mehr beschäftigen durften. Vgl. Essner, Cornelia: Die »Nürnberger Gesetze« oder Die Verwaltung des Rassenwahns 1933–1945. Paderborn u.a. 2002. S. 235f.

217 Wahrscheinlich ist hier die von Martha Beeg im Vortrag beworbene Ware gemeint.

*dass Herr Z. ja kürzlich auch da war. (Wenn ich die Maschine nicht gebraucht hätte, wäre ich allerdings auch nicht hin).*<sup>218</sup>«

Inwiefern Martha Beeg im Glaswerk mit ihrer Empfehlung nach einer Distanzierung von der jüdischen Firma auf Zustimmung traf, bleibt fraglich. Zeigt doch nicht nur die Kooperation mit dem jüdischstämmigen Bauhaus-Designer Laszlo Moholy-Nagy in den Jahren 1933–1937<sup>219</sup>, dass die Werbeabteilung und die Geschäftsleitung sich ihren Entscheidungen nicht von einer antisemitischen Einstellung leiten ließ. In der Rückschau aus dem Jahr 1950 war es Martha Beeg jedoch wichtig, sich selbst als völlig unpolitische Persönlichkeit darzustellen, die politische Bindungen immer zu vermeiden gesucht hatte.<sup>220</sup> Diese Widersprüche zwischen der Selbsteinschätzung und der Außenperspektive sind nichts Untypisches in der biographischen Forschung; spätere Ausblendungen und scheinbare Fehlerinnerungen gehören zum Konstrukt jeglicher Lebenserinnerung, um Brüche und Paradoxien in der eigenen Vergangenheit zu glätten und so ein stabiles Selbstbild aufzubauen. Darüber hinaus ist die Selbstwahrnehmung vieler Zeitzeuginnen des Nationalsozialismus als ›unpolitisch‹ sehr verbreitet, da sie ›Politik‹ meist nur über das Innehaben politischer Ämter – oder zumindest eines Parteibuches – definieren. Und die Mehrheit der Frauen, so auch Martha Beeg, hatten im Nationalsozialismus tatsächlich keine offiziellen politischen Ämter inne.

## Wechsel zu Schott – Innovation durch Tradition

Die Werbeabteilung des Jenaer Glaswerks, unter der freiberuflichen Beratung des Bauhaus-Fotografen und Designers Laszlo Moholy-Nagy, diskutierte erstmals im März 1936 darüber, Werbedamen fest anzustellen, statt wie bisher freiberufliche Fachkräfte mit Einzelvorträgen zu beauftragen.<sup>221</sup> Auf Moholy-Nagys Anregung war 1935 versuchsweise bereits eine komplette Werbewoche in Zwickau durchgeführt worden; mit großem Erfolg.<sup>222</sup> Interessanterweise plädierte der selbst von den Nationalsozialisten verfolgte Künstler – der 1937 nach Chicago emigrierte –, die Reklamemaßnahmen verstärkt auf die NSDAP-Organisationen auszudehnen, weil er sich, ebenso wie Martha Beeg, von der Monopolstellung der NS-Frauenschaft eine optimale Verbreitung der Produkte versprach. Erich Schott sprach sich dafür aus, eine ›Oberin‹ hauptamtlich zu beschäftigen, die dann bei Bedarf zusätzlich weitere Vortragsdamen schulen konnte. Die bisherige Frequenz der Werbeveranstaltungen sollte beträchtlich gesteigert werden; als Ziel waren jährlich Veranstaltungen in 100 deutschen Städten vorgesehen. Die Hausfrauen sollten durch Zeitungsannoncen, Postwurfsendungen und Werbeplakate in den Haushaltswarenläden auf die Kochvorführungen hingewiesen werden. Für die Vorträge wurden in den Geschäften kostenlose nummerierte Eintrittskarten ausgegeben, die gleichzeitig als Los für ein nach dem Vortrag veranstaltetes Gewinnspiel dienten.

218 SchA 19/11 (2), p.130: Bericht Martha Beegs über die Werbewoche in Bonn, 19.-24.4.1937.

219 Vgl. Moholy-Nagy und Jenaer Glas. Neue Werbung für Schott 1933–1937. Hg. vom Schott GlasMuseum. (Kunsthandslung Huber & Treff) Jena 2005.

220 »Es ist Ihnen ja bekannt, dass ich mich auch in früheren Jahren jeder politischen Tätigkeit enthielt, hatte ich doch vor 14 Jahren meine damalige städtische Stellung nur aufgegeben, weil ich keine politischen Bindungen eingehen wollte.« SchA 10/99: Martha Beeg an Firma Schott, 27.10.1950.

221 Vgl. SchA 13/34: Protokoll vom 23./24.3.1936.

222 Vgl. ebd.: Protokoll vom 9.4.1935.

Mit diesen Überlegungen war die Grundlage für Martha Beegs Festanstellung als Werbedame für das Glaswerk geschaffen. Sie hatte in den zurückliegenden Jahren dem Werbenetzwerk der Firma bereits kräftig zugearbeitet; nicht nur durch die Produktreklame während ihrer Kochvorträge, sondern auch durch den regen Besuch bei verschiedenen Haushaltsschulen, Mädchenschulen, Lehrküchen, Abteilungen des Frauenwerks und der NS-Frauenschaft.<sup>223</sup> Dort verteilte sie großzügig kostenlose Jenaer Gläser als Anschauungsprodukte.

Ein Vierteljahr nach dem Entwurf der neuen Werbestrategien bei Schott fragte Martha Beeg bei der Firma an, ob sich in absehbarer Zeit eine Stelle für sie anbiete.<sup>224</sup> Sie plante bis zum kommenden Frühjahr einen Arbeitsplatzwechsel. In der Firma zeigte man sich an ihrer Bewerbung interessiert, wollte jedoch noch keine definitive Zusage geben. Daraufhin schickte Martha Beeg ein Konzept für ihre mögliche neue Tätigkeit: in den Mittelpunkt stellte sie hierbei weniger die Kochvorträge in Haushaltswarenläden, sondern die direkte Zusammenarbeit mit den Lehrküchen der Gas- und Elektrizitätswerke, mit der NS-Frauenschaft und insbesondere mit den Hauswirtschaftsschulen. Hier sah sie berechtigterweise die kaufkräftigsten Kreise, und in allen diesen Bereichen verfügte sie bereits deutschlandweit über beste Kontakte. Als vorerst wichtigste Aufgabe sah sie es an, den potentiellen Kundinnen die starken Bedenken hinsichtlich der Verwendung von Glasprodukten zum Kochen und Backen zu nehmen. Daher schlug sie unter anderem vor, einen Werbefilm an den Schulen zirkulieren zu lassen, der den Fabrikationshergang des Jenaer Glases erklärte und so nachvollziehbar machte, aus welchen Gründen die Produkte hitzebeständig waren. Es war ihr als Werbedame wichtig, zu betonen, dass »viel Erfahrung und Geschick«<sup>225</sup> dazu gehöre, gerade die erfahrenen und misstrauischen Hausfrauen<sup>226</sup> – »diese bisweilen verständlicherweise für Werbung oft verschlossenen Kreise«<sup>227</sup> – vom Nutzen der Neuanschaffungen zu überzeugen. Am ehesten ließen sich junge, angehende Ehefrauen für die Neuerungen begeistern, die bei sogenannten »Bräuteschulungen« in Kontakt mit den Produkten kommen konnten. Für Martha Beeg stand die Erfordernis weiblicher Werbekräfte ganz außer Frage; die bisherigen männlichen reisenden Handelsvertreter fänden keinen Zugang zu den Frauen:

*»Da für Haushaltsgebrauchsgegenstände eine Frau sicher viel leichter die Lücken und Werbeargumente erkennt, glaube ich bestimmt, dass es sich auch für Ihr Werk lohnen würde, eine entsprechende Kraft einzusetzen. In Küchenfragen wird ›Frau zu Frau‹ am ehesten Erfolg versprechen.«<sup>228</sup>*

Hier zeigt sich, wie eigentümlich bei diesem Vermarktungsprojekt zwei Welten zusammenprallten: Mit modernsten Werbemethoden und unter Einsatz einer Vielzahl von Medien (Vorträge,

223 Vgl. SchA 19/11 (1). p.120: Martha Beeg an Firma Schott, 7.3.1936.

224 Vgl. ebd. p.127 – 129: Martha Beeg an Firma Schott, 26.6.1936.

225 Ebd. p.127 – 129: Martha Beeg an Firma Schott, 26.6.1936.

226 »Die Rationalisierungsexperten akzeptierten nicht die durch Erfahrung gewonnenen Standards in der Hausarbeit, sie sprachen den Hausfrauen sogar die Qualifikation für ihre bisherige Arbeit ab und bezeichneten die gewohnte Arbeitsweise als rückständig. Der herkömmlichen Form von Hausarbeit wurde eine völlig veränderte Arbeitsorganisation entgegengesetzt, die zwangsläufig auf das Misstrauen der Hausfrauen stoßen musste, zeigte sie doch wenig Ansatzpunkte zu der gewohnten Arbeitsweise.« Scheid, Eva-Maria: Die Küche – die Fabrik der Hausfrauen. S. 307.

227 SchA 19/11 (1). p.127 – 129: Martha Beeg an Firma Schott, 26.6.1936.

228 Ebd.

Filme, Druckerzeugnisse, Ausstellungen) sollten technisch wie ästhetisch neuartige Produkte verkauft werden. In den nur wenige Jahre alten Lehrküchen der Gas- und Elektrowerke versammelten sich fachlich hochspezialisierte Hauswirtschaftlerinnen, um dem aufgeschlossenen weiblichen Publikum die neuesten Waren und Geräte vorzuführen. Gleichzeitig jedoch war dieses Panorama der Innovationen geprägt von der strikten Beibehaltung traditioneller Geschlechterrollen. Männer entwickelten und produzierten die neuen Produkte, aber nur Frauen verwendeten sie.<sup>229</sup> In Martha Beegs Denken gingen Männer und Haushaltswaren nicht zusammen, und so bewegte sie sich immer sehr parteiisch in diesem Spannungsfeld zwischen Innovation – als eine der ersten Werbeexpertinnen – und Tradition – in der Küche als weiblicher Domäne. Im Grunde nahm sie die Männer, die ihr auf ihrem Fachgebiet etwas sagen wollten, überhaupt nicht ernst. So konnte sie beispielsweise ihr Entsetzen nicht verbergen, als die Werbeabteilung einen Reklamefilm für das Kino plante, in dem eine Hausfrau versehentlich die Klöße anbrennen ließ:

*»Ich hatte gestern Abend im Trubel noch mal Gelegenheit mit Fr. Dr. Landgrebe kurz beisammen zu sein. Sie erzählte mir da einiges von diesen Filmabsichten. U.a., dass da Klöße anbrennen sollten. Sie habe schon ihre Bedenken ausgesprochen, doch heiße es, das Drehbuch ist da u. da geschrieben, die Trickzeichnungen usw. seien bereits fertig u. geändert könne da nicht dran werden.*

*Nun ist es doch ein Unsinn, Klöße anbrennen zu lassen, denn das kommt doch tatsächlich nirgends vor. Da ich als die Hauswirtschaftliche Beraterin des Werkes nach Außen u. vor allem in den Fachkreisen als der »verantwortliche Redakteur« für solche Sachen betrachtet werden muß, fallen nachher alle Fehler auf mein Konto u. das ist mir genauso unangenehm wie die stehen gelassenen Bildfehler in dem »Sei praktisch«.<sup>230</sup>«*

Mehrfach forderte sie auch in ihrer Korrespondenz die Jenaer Werbefachmänner im Falle eines Problems auf, zu Hause ihre Ehefrauen zu befragen<sup>231</sup>, denn die seien sicher ihrer – Martha Beegs

229 Dies gilt für die Jenaer Haushaltsgläser, die nach momentanem Kenntnisstand in den 1920er- und 30er-Jahren ausschließlich von Männern entwickelt worden waren. Allerdings befanden sich in dem von den USA ausgehenden, seit Ende des 1. Weltkriegs einsetzenden Reformbestreben, die Privathaushalte zu rationalisieren und die Haushaltsführung zu verwissenschaftlichen, etliche Frauen an führender Stelle, so z. B. Erna Meyer, Elisabeth Lüders, Grete Schütte-Lichotzky (»Frankfurter Küche«). Vgl. hierzu Sachse, Carola: Anfänge der Rationalisierung der Hausarbeit. »The One Best Way of Doing Anything...«. In: Orland, Barbara (Hg.): Haushaltsträume. Ein Jahrhundert Technisierung und Rationalisierung im Haushalt. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft Hauswirtschaft e.V. und der Stiftung Verbraucherinstitut. Königstein/Taunus 1990. S. 49–62. Vgl. ebenso Scheid, Eva-Maria: Die Küche – die Fabrik der Hausfrau. Diss. Marburg 1985. Vgl. ebenso Borscheid, Peter: Die »taylorisierte« Hausfrau. Zu den Auswirkungen der Rationalisierungsbewegung auf den Privathaushalt der 20er Jahre. In: Gerhard, Hans-Jürgen (Hg.): Struktur und Dimension. Festschrift für Karl Heinrich Kaufhold zum 65. Geburtstag. Bd. 2.: Neunzehntes und zwanzigstes Jahrhundert (= Veröffentlichungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Beiheft 133). Stuttgart 1997. S. 477–484. Zur Technisierung der Hausarbeit vgl. Meyer-Braun, Renate: Elektrizität im Haushalt. In: Christiansen, Jörn (Hg.): Bremen wird hell. 100 Jahre Leben und Arbeiten mit Elektrizität (= Veröffentlichungen des Bremer Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte Focke Museum, 92). Bremen 1993. S. 178 – 195. Hier: S.192f.

230 SchA 19/11 (2). p. 99f.: Bericht Martha Beegs vom Reichsfachtreffen der Gasberaterinnen in Düsseldorf am 10./11.6.1937.

231 »Wenn die Frau das [Werbe-]Plakat nun an [Laden-] Tür oder Fenster sieht, dann müsste sie erst in den Laden gehen, um zu fragen, wann und wo die Vorträge sind, um erst dann festzustellen, ob sie da Zeit hätte oder nicht,

– Meinung. Im Anschluss an die Vorstellung ihres Tätigkeitskonzeptes schlug Martha Beeg ein Treffen in Jena vor, das gemeinsam mit Erich Schott stattfinden sollte. Offensichtlich kam es im Werk zu einer Einigung der beiden Seiten. Über das Gehalt Martha Beegs liegen leider keine Informationen vor, doch in einem weiteren Brief nach Jena gab sie an, bisher 350 Mark monatlich verdient zu haben – Kolleginnen verdienten zwischen 300 und 450 Mark. Sie erklärte hierzu: »Wenn ich also auch darauf angewiesen bin zu verdienen, so lege ich doch nicht den Hauptwert darauf, von Anfang an ein Spitzengehalt zu beziehen, sondern ich will auch etwas leisten können. Vielleicht könnten auch Sie mir einen Vorschlag machen, event. Beteiligung an Umsatzsteigerung oder dergleichen.«<sup>232</sup> Bevor die Werbedame ihre neue Stelle antrat, verbrachte sie im August und September 1936 einen mehrwöchigen Urlaub in Oberbayern<sup>233</sup>; ihre finanzielle Lage konnte demnach nicht allzu angespannt sein. Währenddessen liefen in Jena die Planungen für die ersten Werbewochen, die nacheinander in Greiz, Nordhausen, Goslar, Guben, Eisenach, Gotha und Heidelberg durchgeführt werden sollte.<sup>234</sup> Vorbereitend hatte jeweils ein Handelsvertreter die Städte zu bereisen und die Einzelhändler für die Werbeveranstaltungen zu gewinnen; die eigentlichen Vorträge sollten dann jedoch nicht in den Geschäften, sondern jeweils zentral in einem eigens angemieteten Saal stattfinden. Martha Beegs erster Einsatz war für den 5. bis 10. Oktober vorgesehen<sup>235</sup>; in den Tagen zuvor besprach sie in Jena die Einzelheiten mit der Werbeabteilung und erhielt ihre Reiseausrüstung. Da sie ab 1936 fast ständig für die Firma unterwegs war, musste sie die Versorgung ihrer zwischen 12- und 16-jährigen Kinder auf eine andere Weise geregelt haben. Bis zum April 1939 behielt Martha Beeg noch ihre Wohnung in Nürnberg; erst danach meldete sie sich endgültig nach Jena ab.<sup>236</sup> Im gleichen Jahr hatte sie sich auch von ihrem Ehemann scheiden lassen, der bis 15.4.1940 weiterhin die meiste Zeit in Pflegeheimen verbrachte.<sup>237</sup>

## Aufgaben und Arbeitspensum

Zwischen Oktober 1936 und Dezember 1937 bereiste Martha Beeg deutschlandweit 52 verschiedene Stationen, darunter manche Städte zwei- oder mehrmals.<sup>238</sup> 1938 verringerte sich ihre Vortragsfrequenz deutlich. Sie besuchte Münster, Braunschweig, Zwickau und Rostock für

---

und je nachdem dann mit oder ohne [Eintritts-]Karte den Laden zu verlassen. Bitte: Rundfrage bei den Ehefrauen, welche das tun würde! Ich nicht! Also so sind die Plakate fast wertlos.« SchA 19/11 (2). p.143f.: Martha Beeg an Firma Schott, 25.3.1937.

232 Ebd. p.131: Martha Beeg an Firma Schott, 3.7.1936.

233 Vgl. SchA 19/11 (1). p.145 f.: Martha Beeg an Firma Schott, 3.9.1936.

234 Vgl. ebd. p.144: Firma Schott an Martha Beeg, 27.8.1936.

235 Vgl. ebd. p.149: Firma Schott an Martha Beeg, 24.9.1936.

236 Laut Einwohnermeldekartei Nürnberg. Schriftliche Auskunft des Stadtarchivs Nürnberg vom 27.12.2002.

237 Nach schriftlicher Auskunft des Stadtarchivs Nürnberg vom 12.3.2003.

238 Um einen plastischeren Eindruck von ihrer Reiseroute zu erhalten, hier ihre Stationen nacheinander: Jena, Greiz, Goslar, Nordhausen, Kassel, Eisenach, Gotha, Heidelberg, Mannheim, Mainz, Frankfurt, Jena, Pforzheim, Heilbronn, Kassel, Nordhausen, Offenburg, Freiburg im Breisgau, Karlsruhe, Pforzheim, Heilbronn, Ulm, Stuttgart, Augsburg, Jena, Nürnberg, München, Würzburg, München, Darmstadt, Kaiserslautern, Trier, Merzig, Saarbrücken, Düsseldorf, Bonn, Köln, Koblenz, Düsseldorf, Aachen, Nürnberg, Krefeld, Köln, Bonn, Darmstadt, Berlin, Bonn, Godesberg, Mannheim, Düsseldorf, Köln, Berlin, Darmstadt, Karlsruhe, Heilbronn, Stuttgart, München, Jena, Nürnberg, Solingen, Wuppertal, Mülheim/Ruhr, Essen, Dortmund, Gelsenkirchen, Hagen, Bochum, Münster, Osnabrück, Bielefeld. SchA 19/11 (1) und (2).



Abb. IV.12.: Martha Beeg auf einem Passfoto, undatiert. (Quelle: Stadtarchiv Nürnberg)



#### IV.4. Selbstbestimmung und Netzwerke – Martha Beeg, Werbedame

jeweils mehrere Tage; nach dem 15.11.1938 scheinen keine Vortragsreisen mehr stattgefunden zu haben. Aus den Abrechnungsbüchern der Werbeabteilung sind sporadisch noch einzelne Vortragsveranstaltungen einer weiteren Werbedame nachweisbar.<sup>239</sup> Von Martha Beegs Reisezeit haben sich zwei Aktenordner voller Briefe erhalten<sup>240</sup>, denn über jeden ihrer Werbeeinsätze hatte sie genaueste schriftliche Berichte abzuliefern, in denen sie über die Kontakte mit den Händlern, den Verlauf der Vorbereitungen, die Teilnahme und Reaktionen auf die Kochvorführungen berichtete. Ihre durchschnittliche Arbeitswoche sah folgendermaßen aus:

*»Montag abend, Dienstag Nachmittag: 1. Stadt,  
Mittwoch Reisetag,  
Donnerstag abend, Freitag Nachmittag: 2. Stadt,  
Samstag Reisetag<sup>241</sup>«*

Der Sonntag war als freier Tag vorgesehen. Allerdings konnte dieser Zeitplan nicht immer eingehalten werden, wenn zum Beispiel die Veranstaltungsorte zum gewünschten Zeitpunkt bereits ausgebucht waren. Daher kam es öfter vor, dass Martha Beeg den Sonntag auch als Reisetag nutzen musste, oder um ihre ausführlichen Berichte zu verfassen. Außer diesen regulären kürzeren Einsätzen fanden auch gelegentlich längere Werbemaßnahmen statt; Martha Beeg erschien mit ihren Waren auch bei Kochwettbewerben, in Hauswirtschaftsschulen, Ausstellungen und bei Frauenschaftstreffen.

Martha Beegs Aufgaben während der Vortragsreisen waren vielfältig. Sie musste die Vorträge erarbeiten, neue Kontaktadressen vor Ort herausfinden, Reklamationen und Kundenwünsche entgegennehmen und weiterleiten, alle Haushaltsgeschäfte daraufhin kontrollieren, ob sie Jenaer Glas im Schaufenster präsentierten, die Konkurrenz beobachten, und selbstverständlich die Kochvorführungen vorbereiten und durchführen. Neben ihren Reklameeinsätzen hielt Martha Beeg, so gut es ging, ihre alten Kontakte zur Gasbranche, indem sie beispielsweise an deren Tagungen teilnahm. Von einer mehrwöchigen Sommerpause abgesehen, hatte die Nürnbergerin nur wenige und kurze Gelegenheiten, nach Hause zu fahren, den längeren Aufenthalt anlässlich des Reichsparteitags 1937 ausgenommen.

#### Werbeerfolge und Konflikte im Arbeitsalltag

Während der ersten Wochen schien Martha Beegs Arbeit erfolgreich und für die Firma sehr zufriedenstellend zu verlaufen. Nach Jena konnte sie berichten, dass der Umsatz mancher Händler sich nach ihren Vorträgen verdoppelt habe. In Kassel habe sogar die Königin von Italien »einen größeren Posten«<sup>242</sup> Jenaer Glas gekauft, und auch deren Gefolge habe sich ihrem Beispiel angeschlossen. Dementsprechend begeistert äußerten sich die Werbefachleute bei ihrer nächsten Besprechung über ihren Neuzugang: »Laut Ch. hat sich diese Werbung außerordentlich gut bewährt. Mit Frau B[eeg]-L[eibnitz] hätten wir einen sehr guten Griff getan. Diese Werbung soll

<sup>239</sup> Vgl. SchA 13/69. Werbeabteilung. 1937.

<sup>240</sup> Vgl. SchA 19/11 (1) und (2).

<sup>241</sup> SchA 19/11 (2), p.17: Martha Beeg an Firma Schott, 24.1.1937.

<sup>242</sup> SchA 19/11 (2), p.11: Martha Beeg an Firma Schott, 17.1.1937.

in verstärktem Maße fortgesetzt werden.«<sup>243</sup> Bald jedoch traten die ersten Probleme auf, und die Werbeleute in Jena lernten ihre neue Mitarbeiterin von ihrer sehr entschlossenen, resoluten Seite her kennen. Wann immer etwas nicht in ihrem Sinne lief, richtete sie eine Beschwerde an die Firma. Meistens hatte sie keinerlei Probleme, ihre Argumente zu untermauern und die Entgegnungen der Männer aus der Werbeabteilung zu entkräften. Martha Beegs erste große ›Beschwerdeschrift‹ soll im Folgenden in aller Ausführlichkeit zitiert werden, weil aus einem größeren, zusammenhängenden Schriftstück Martha Beegs eigener Worte am ehesten die Facetten ihrer Persönlichkeit, ihr Umgangston und ihre Denkweisen zu erkennen sind. Eine bloße zusammenfassende Interpretation könnte diesen Gesamteindruck nicht wiedergeben; Martha Beeg spricht hier für sich selbst am besten. Überdies gibt die ausgewählte Passage<sup>244</sup> einen hervorragenden Eindruck vom Arbeitsalltag und den täglichen Herausforderungen, die sie zu bewältigen hatte:

*»Wie ich schon am Telefon sagte, muss ich mich bitter beklagen, dass bei Festlegung der Vorträge offenbar überhaupt nicht daran gedacht wird, wie sie in den festgelegten Zeiten eigentlich praktisch durchgeführt werden können – oder vielmehr nicht können. Wenn ich mein Programm für die nächste Woche ansehe, kommt mir das Grausen davor. [...]*

*Nun habe ich schon wiederholt mündlich und schriftlich gebeten, am 1. Vortragstage nicht 2 Vorträge anzusetzen. Heute will ich Ihnen einmal ohne jede Übertreibung schildern, wie die Praxis einer solchen Woche aussieht.*

*Gewöhnlich ist es so, dass ein Wirt oder Pächter vor 10 Uhr morgens überhaupt nicht sichtbar ist. Ist Personal schon auf den Beinen, dann werden auf jeden Fall die Gasträume zuerst in Ordnung gebracht. Vor 10, ½11 Uhr denkt kein Mensch daran, sich um den Saal zu kümmern, in der Regel muss man erst Druck draufsetzen. Wenn Sie aber nun gar einen Vortrag auf Montag ansetzen, ist bestimmt damit zu rechnen, dass es schon allein damit ordentliche Not gibt.*

*Und dann die Herde! Ich habe jetzt in all den Städten ganze 2 mal erlebt, dass sie wirklich bis 10 Uhr standen (Goslar u. Offenburg). Nie stehen sie vor Mittag, in Freiburg sogar erst nach dem offiziellen Vortragsbeginn u. welchen Eindruck macht es aufs Publikum wenn da noch herumgearbeitet wird, wenn man es dann sogar beim Ausbrennen der Herde unter Qualm setzen muss als Vortragseinleitung!*

*Es nützt da alles reden und schreiben nichts, denn die Leute können erst morgens anfangen, zumal an einem Montag, denn der Saalvermieter oder die vorhergehenden Saalmieter bedanken sich dafür, wenn sie Freitag oder Samstag schon die Herdleute oder gar die Herde auf der Bühne haben sollen. Sie schreiben mir unterm 22.1. auch ganz richtig ›mit der Langweiligkeit uns unbekannter Stellen müssen wir immer wieder rechnen‹. Die Regel ist u. wird also immer, trotz aller Bemühungen bleiben, dass mit dem Anschluss der Herde vor 2–3 Uhr nicht gerechnet werden kann.*

*Und dann sieht solch ein Tag so aus: gegen 8 Uhr verlasse ich das Hotel um einzukaufen. Metzgerladen, Fischgeschäft, Delikatessenladen habe ich mir in der*

243 SchA 13/34: Protokoll vom 23.1.1937.

244 SchA 19/11 (2). p.17–20: Martha Beeg an Firma Schott, 24.1.1937.

*Regel schon tags zuvor gesucht u. kann ich mir also in Pforzheim am Sonntag suchen, das beschleunigt den Einkauf, der aber doch immerhin noch 1–1½ Std. in Anspruch nimmt. (NB: senden Sie mir bitte Butter u. hier doch gleich in das Veranstaltungslokal sonst muss ich auch noch auf die Post um das Paket zu holen. Da ich beides dann nicht schleppen kann, kostet es noch mal einen Weg. ) Treffe ich dann zwischen ½ und um 10 im Lokal ein, dann wacht das Haus gerade auf, die Monteure suchen meist noch nach dem Gasanschluss, schicken nach Rohrteilen usw. fort. Inzwischen versuche ich den Hausburschen zum Kistenöffnen aufzutreiben, fange an meine Geschirrkoffer auszupacken um mit den Kochvorbereitungen beginnen zu können. Die Putzfrau holt Gemüse (aufschreiben, genau erklären!) u. dann bringt sie es wenn irgend möglich, doch noch falsch.*

*Inzwischen wird es ½12, 12 Uhr, die Herde sind noch nicht in Betrieb, mit dem Vorbereiten der Speisen kann ich also noch nicht beginnen. Die Tische u. Stühle sind noch nicht gerichtet, da kann ich also auch noch nicht weiter. Ich erkämpfe mir 2 Tischtücher u. versuche wenigstens den Tisch für die Verlosung herzurichten. (Gläser kommen wieder nie geputzt an u. ich darf sie also selber putzen denn die Putzfrauen sind meist nicht sauber genug).*

*Habe ich Glück, dass ich mein elektrisches Eisen anschließen oder den Herd in der Küche benutzen darf, kann ich anfangen, die Speisen zu richten. Vorbereiten muss ich: 2 Kuchen, 2 Aufläufe, 2 x Fisch für 3035, 2 x Fisch für die Röhre, 2 mal Eintopf, 2 mal Braten (mit Rücksicht auf Gaslehrküchen oft sogar Hackbraten). Alles das soll nicht nur im Vortrag gut gelingen, es soll auch noch nett garniert und angerichtet sein. Fragen Sie mal Ihre Frauen, wie lange sie dazu wohl bräuchten. ›Weniger machen‹ geht nicht, die Frauen wollen was sehen u. man wird nur überzeugen, wenn man ihnen imponiert. Da mir nach dem ersten Vortrag fast keine Zeit bleibt, muss ich die Sachen nach Möglichkeit für den 2. mit vorrichten. Nicht zu vergessen ist dabei, dass das in einem normalen Küchenbetrieb in der halben Zeit geschehen könnte, denn ich muss um jeden Tropfen Wasser meist durch lange Gänge laufen oder schicken u. geht es mit dem Herd dann auch noch so, so ist da gleich noch mal ein Hindernisrennen. Zwischendurch kommt der eine oder andere Kunde u. hält mich auch noch auf.*

*Die Hilfe der Putzfrau ist oft sehr gering anzuschlagen. Tüchtige Kräfte sind nicht arbeitslos und – na ich will nicht in die Melodie der Klagelieder über die Putzfrauen verfallen, die ist Ihnen von Ihren Frauen ja wohl kaum unbekannt. Dabei haben sie noch den Vorteil, ihr mit der Zeit etwas anlernen zu können, während mich das nur aufhält u. das zu belehrende Opfer meist auch gar kein Interesse daran hat, sie merkt nur aufs Ende, auf den Lohn, ein größeres Interesse hat kaum eine u. das nehme ich ihr als Aushilfe gar nicht so übel.*

*Schaffe ich nun die Vorbereitungen neben dem Kampf um den Herdanschluss, um die richtige Bestuhlung u. ist mit Gesetz grad aufgeräumt, dann sind noch die Plätze mit Prospekten zu belegen. Pro Platz 4 Prospekte. Bei 300–400 Stühlen habe ich nun 12–1600 Prospekte pro Vortrag in die Hand zu nehmen! Ich lege sie in Päckchen*

*zusammen, die Putzfrau trägt sie auf die Plätze. Bleiben mir dann noch einige Minuten bis zum Vortragsbeginn, lege ich gleich noch weiter für den Abendvortrag. (2 Std. Zeit insgesamt!)*

*Ist es nun so im Gesetz 3.40 geworden, dann habe ich wohl das hinter mir was man eine gute Tagesarbeit nennen könnte, aber ein Mittagessen habe ich noch nicht. Und doch fängt die Hauptarbeit erst an! Es soll der erste Vortrag steigen! Dieser ist dann bis ca.  $\frac{3}{4}$  5 zu Ende, dann kommt die große Belagerung, die Hausfrauen, die Lehrerinnen usw. die alles Mögliche u. Unmögliche von mir wissen wollen.*

*Nach diesen warten schon die Verkäuferinnen wie hungrige Wölfe auf Kuchen, Kaffee, Essen usw. Auch zu ihnen muss ich freundlich sein, muss ihnen noch allerlei Fragen beantworten. Inzwischen wird es  $\frac{1}{2}$  7 bis 7 Uhr, da muss ich dann schleunigst die Speisen, die noch nicht ganz vorgerichtet werden konnten, gar fertig machen, die Prospekte erneuern usw. und dann – ja dann kam ich in Freiburg nicht einmal zum Nachtessen sondern ich musste noch mal ›frisch ans Werk‹, noch mal einen Vortrag halten. Mit einer Tasse Kaffee – also mit Nikotin – hab ich mich wachgemacht, denn mit einem schläfrigen Vortrag kann ich keinen Erfolg erwarten. Wenn man 300–400 Leute suggestiv beeinflussen soll, dann muss man selber auf der Höhe sein, macht man aber solche Gewaltkuren u. Rekorde, dann wird man das wohl kaum lange aushalten können. Es war wohl auch kein Wunder, dass ich in Freiburg am Abend beim Vortrag einen leichten Schwindelanfall verspürte, den ganzen Tag angestrengteste geistige u. körperliche Arbeit u. nicht einmal Zeit zu einer einzigen Mahlzeit! Die Putzfrau erklärte mir um 7, sie könne nicht mehr, sie gehe heim. Dabei ließ ich ihr schon Mittagessen vom Wirt geben u. gab ihr auch Nachtessen, u. was hatte ich leisten müssen im Verhältnis zu ihr. Das passierte mir schon etliche Male u. fürchte ich, dass mir womöglich noch mal ein erboster Ehemann oder die Arbeitsfront zuleibe rückt, wenn ich die Leute mittags nicht heim lassen kann.*

*So musste ich in Freiburg  $\frac{1}{2}$  23 Uhr auch noch allein zusammen räumen. Die Geschäftsinhaber, die Helferinnen, der Gaswerbeleiter, alle hatten noch Fragen und Wünsche. Es war  $\frac{1}{2}$  24 Uhr als ich mich wirklich völlig erschöpft u. ausgezehrt ins Hotel schleppte, das [ich] um 8 Uhr verlassen hatte.*

*Bis hierher sage ich nun noch nichts, denn es kam das schon einige Male so und ich bin die Letzte, der irgend eine zu bewältigende Arbeit zuviel würde. Aber ich muss mich doch dann von einer solchen Überanstrengung auch wieder erholen können und es darf vor allem nicht die Regel werden. Muss ich aber am nächsten Tage weiterreisen, dann muss ich wieder früh raus, das Geschirr spülen lassen (meist muss ichs dann noch mal selber machen, weil neues Geschirr selten sauber gespült wird, muss die Koffer packen, abrechnen, für Abtransport der Kisten sorgen, meine eigenen Sachen packen usw., der eine oder andere Kunde will mich noch mal sprechen u. dann fahre ich am Nachmittag weiter. Am nächsten Tage wiederholt sich das Ganze! (Offenburg, Heilbronn!) Diese Woche bin ich dann danach am Samstag nachm. nach Karlsruhe gefahren u. muss den Sonntag ›zum Schreiben‹ benutzen. Wäre es nicht diese ›Denkschrift‹, die dieser Brief nun dem Umfang nach würde, so*

#### IV.4. Selbstbestimmung und Netzwerke – Martha Beeg, Werbedame

*wäre es eben Bericht u. Abrechnung gewesen, für die ich ohnedies schon meist den Sonntag nehmen musste. (Bitte gedulden Sie sich diesmal, ich werde voraussichtlich erst Donnerstag nach den Vorträgen dazu kommen).*

*Es ist mir richtig zuwider, von meiner Arbeit zu sprechen, aber es musste sein, damit Sie selbst sich einmal ein Bild vom Möglichen machen können. Ich kann rasch u. tüchtig schaffen aber auch dem besten Organisationstalent sind einmal Grenzen gezogen u. so wird mir angst u. bang, wenn ich an Pforzheim denke, weil es dort noch obendrein ein Montag ist u. jede Art der Vorarbeit völlig unmöglich ist. Eine Verantwortung für die dortigen Veranstaltungen kann ich beim besten Willen nicht übernehmen.*

*Was Sie mir auch an Vorschlägen bringen könnten, um die Arbeit zu vereinfachen wird kaum etwas sein, was ich nicht schon versucht hätte. Wir bleiben vor der Tatsache, dass die ganze Arbeit an mir allein hängt, da ja niemand da ist, der von allem eine Ahnung hat. Die Herde werden nie pünktlich da sein, ich habe nie eine Putzfrau, die mir eine wirkliche Hilfe wäre, die Lebensmittel muss ich auch zum größten Teil selbst einkaufen weil ich bestimmte Sachen, von bestem Ansehen usw. brauche, die mir nie richtig gebracht werden usw. Eine einfachere Aufmachung, weniger nett anrichten oder dergl. geht auf Kosten des Erfolges u. kann mich nun mal nicht entschließen, einen schwachen, lauen Vortrag zu halten, ein guter konzentrierter kostet aber Nervenkraft. [...]*

*Da meine früheren kurzen Bitten ohne Erfolg blieben, konnte ich Sie diesmal von einem solchen langen Klagelied nicht verschonen. Und da ich weiß, dass Sie keine Barbaren sind, genügt es wohl, dass ich Ihnen mal erzählte, was alles an Arbeit an solchen Veranstaltungen hängt. [...]*

*Jetzt will ich aber schließen und schlafen, denn morgen abend ist auch noch ein Vortrag. Wer von meinen Ausführungen noch nicht davon überzeugt ist, dass es so nicht geht, wird herzlichst eingeladen! [...]*«

Auf diesen Ausbruch reagierte man im Glaswerk »unangenehm berührt«<sup>245</sup>, doch man musste sich bald daran gewöhnen, dass Martha Beeg sich nicht scheute, ihre Konflikte bei der Arbeit zu benennen. Fortan bemühte sich die Werbeabteilung, den Zeitplan nicht ganz so eng zu stecken und langfristiger zu planen. Im Gegenzug richteten die Jenaer auch gelegentliche Klagen an die Werbedame, wenn etwa die Besucherinnenzahlen zu den Vorträgen in manchen Städten sehr niedrig lagen<sup>246</sup>, doch insgesamt hielt man sich zurück, weil man wohl das Engagement und die guten Verbindungen der Fachfrau hoch einschätzte. Martha Beeg wusste sehr wohl um ihren Wert für die Firma. Nach einem Werbeeinsatz in Bonn beklagte sie sich einmal, dass ein Händler seinen Lehrling zu ihrem Vortrag geschickt habe, um die Qualität ihrer Arbeit zu überprüfen. Offensichtlich war es so, dass man im Glaswerk jeweils einen Händler damit beauftragte, die Kochvorführungen der Werbedame zu besuchen und anschließend zu beurteilen.

<sup>245</sup> »Wir bestätigen noch das am vorigen Freitag mit Ihnen geführte Ferngespräch. Die dabei geführte Unterhaltung berührt uns recht unangenehm, denn sie ist wenig geeignet, das Zusammenarbeiten zu fördern.« SchA 19/11 (2). p.21f: Firma Schott an Martha Beeg, 25.1.1937.

<sup>246</sup> Vgl. ebd. p.136: Firma Schott an Martha Beeg, 21.4.1937.

Von der Überprüfung durch einen Lehrling fühlte sich Martha Beeg deutlich in ihrer Ehre herabgesetzt und schrieb deshalb nach Jena:

*»[...] Ich schicke dabei voraus, dass mir jede Kontrolle Ihrerseits nur angenehm sein kann, aber sie sollte doch niemals entwürdigende Formen annehmen. [...] Und nun passiert mir gar, dass Herr Wilden mir erzählt, er habe seinen Lehrling (!) geschickt, weil er am Tag nicht vom Geschäft weg kann und auch Frau und Bruder nicht! Dass ich bei Wilden das herunterschluckte, geschah nur, weil ich dem Manne im Grunde genommen keine Schuld geben kann, und Takt ist schließlich angeboren oder nicht vorhanden. [...] aber ich empfinde diese Art durch Händler, die meist nicht einmal die einfachsten Grundbegriffe der Werbung [...] erfasst haben, als untragbar. Ich bin eine in Fachkreisen anerkannte und seit Jahren bewährte Kraft und wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie dem Rechnung tragen und mich vor solch beschämenden Situationen bewahren möchten. [...]«<sup>247</sup>*

Nicht nur für die Fehler der Werbeabteilung, auch für schwierige Kundschaft und uneinsichtige Händler fand Martha Beeg stets deutliche Worte. Besonders gegenüber den Inhabern der Haushaltswarenläden, die vielfach nicht sehr kooperationswillig waren, war sie nicht sehr duldsam. So schrieb sie über einen Trierer Geschäftsmann, »der Geschäftsführer [...] ist ein schrecklich gescheiter Mann.« Er zeige die Tendenz, sich als »Chef vons Janze« aufzuspielen.<sup>248</sup>, über einen anderen, »Peter Nonnen: der Mann scheint »arm im Geiste«. Hatte keine Spur [Produkte, E. C.] von uns. Kein Plakat, keine Karten ausgegeben und besaß nicht ein Glas, und wollte warten, wie sich die Vorträge auswirken würden! [...] Warten wir, bis der Mann gesund wird«<sup>249</sup>, wieder ein anderer Händler »benahm sich wie ein Lummel«<sup>250</sup>, während ein Solinger Geschäftsinhaber nach Beegs Meinung ein »Spatzenhirn«<sup>251</sup> hatte. Im Vergleich dazu schienen die Kontakte mit den Fachkolleginnen um einiges konstruktiver und harmonischer zu verlaufen, in Einzelfällen jedoch fiel ihr Urteil über manche Kollegin recht harsch aus, wie im Fall ihrer Nachfolgerin bei den Nürnberger Stadtwerken. Diese bezeichnete sie als »keine große Leuchte«<sup>252</sup>.

Mit den Kundinnen gab es vor allem dann Probleme, wenn die Jenaer Gläser während der Verwendung gesprungen waren, wie es immer wieder vorkam. Offenbar zersprangen insbesondere bei der Nutzung auf elektrischen Herden anfangs immer wieder Kochgeschirre<sup>253</sup>, weshalb die Werbedame auch darauf achtete, bei ihren Vorführungen möglichst mit Gasherden zu arbeiten. Allerdings musste sie auch immer wieder elektrisch kochen, damit keiner der »feindlichen Brüder«<sup>254</sup> – Gas- und Elektrizitätswerke – sich benachteiligt fühlte. Für die Verwendung auf Gasherden sollte wiederum zur gleichmäßigeren Wärmeverteilung ein Drahtsieb auf die Flamme

247 SchA 19/11 (2). p.143f.: Martha Beeg an Firma Schott, 25.4.1937.

248 Ebd. p.103: Bericht Martha Beegs über die Werbewoche Trier vom 31.3.-3.4.1937.

249 Ebd. p.130: Bericht Martha Beegs über die Werbewoche Bonn vom 19.-24.4.1937.

250 SchA 19/11 (2). p.202: Bericht Martha Beegs über die Werbewoche Aachen vom 10.5.-27.5.1937.

251 Ebd. p.359: Bericht Martha Beegs über die Werbewoche Solingen vom 15.-17.9.1937.

252 Ebd. p.73: undatierter Brief Martha Beegs an Firma Schott aus München.

253 »In el[ektrischen, E. C.] Herden bekommen wir öfters Reklamationen, dass unsere Geschirre springen. Es wird mit Ihre Aufgabe sein, ob die Sprünge auf mangelhafte Herstellung oder ungeeignete Behandlung zurückzuführen sind.« SchA 19/11 (1). p.159: Firma Schott an Martha Beeg, 29.10.1936.

254 SchA 19/11 (2). p.39: Bericht Martha Beegs über die Werbewoche in Pforzheim/Heilbronn vom 1.2.-7.2.1937.

gelegt werden; dies erhöhte jedoch den Gasverbrauch. Mit viel diplomatischem Geschick und Humor bemühte sich Martha Beeg um die Klärung der Beschwerden, während sie hinterher in ihren Briefberichten die ein oder andere unbelehrbare Kundin als »dumme Gans«<sup>255</sup>, »Querulantin«<sup>256</sup>, oder »notorische Lügnerin«<sup>257</sup> bezeichnete. Nicht immer lag die Ursache in einer eindeutig unsachgemäßen Nutzung der Produkte, wie im Fall der Lehrküchenangestellten, welche die Sintrax-Kaffeemaschine zum Reiskochen benutzten.<sup>258</sup> Nach der Beschwichtigung einer besonders aufgebrachten Kundin schrieb Martha Beeg einmal nach Jena: »Wenn die Beruhigung [der Kundin, E. C.] von Dauer ist, saddle ich um und werde Raubtierbändigerin.«<sup>259</sup> Beispiele ihres ausgeprägten ironischen, oft recht bissigen Humors lassen sich mehrfach in den Briefen finden. Meist, wenn sie schwierige Begegnungen mit Menschen kommentierte oder die Kollegen in Jena auf Missstände hinweisen wollte.<sup>260</sup> Von geradezu kabarettistischer Qualität ist die Schilderung von Martha Beegs Begegnung mit dem Hausmeister des Wuppertaler Veranstaltungssaales, der den Unwillen der Werbedame erregte, weil er darauf bestand, allen Vortragsbesucherinnen gegen Gebühr am Eingang ihren Mantel abzunehmen – und auf diese Weise zunächst viele Interessierte von der Teilnahme abschreckte:

*»Nachmittags ging mir aber ein Licht auf: ohne nur ein Wort zu sagen, war ein Hausmeister in eine majestätische Uniform gesteckt, die den allgemeinen Schmutz überstrahlte, und als Engel Gabriel – diesmal nicht vors Paradies, aber, was wohl fast dasselbe ist – vor unseren Kochvortrag gestellt. Kein Mensch sollte da hinein dürfen, wenn er nicht gegen eine Gebühr seines Mantels entledigt sein wollte. Da es dann einigen Damen im Saal zu kühl wurde, schimpften sie, und ich wurde dadurch darauf aufmerksam. Der Erzengel ließ aber auch auf mein zunächst gütliches Zureden nicht ab und das Büro war geschlossen. Als ich dann endlich einen der verantwortlichen Redakteure fand, hieß es, das stehe so im Vertrage. Zum Glück hatte ich ihn dabei und es stand nicht drin. [...] Na, schließlich ging ich unter Berufung auf den Vertrag als Siegerin aus dem Gefecht.«<sup>261</sup>*

Martha Beeg kam jedoch nicht in allen Städten gleich gut mit der Kundschaft und den Geschäftsleuten zurecht. Ihrem Schriftwechsel ist anzumerken, dass sie beispielsweise im katholischen Rheinland deutlich größere Schwierigkeiten hatte, mit den Menschen in Kontakt zu kommen –

255 »Nun fing sie [= die Kundin, E. C.] an, dass sie Herrn Fleischer schon gesagt habe, dass unsere Sintrax gar nichts taue. Der Kuchen in der 3057 bräune zu stark und ungleichmäßig nach. Ich habe dann an 2 Tagen sogar [...] in ihrer Küche Kaffee mit ihr gekocht. Sie gab dann notgedrungen zu, dass der Kaffee »nicht schlecht« sei, der ihre, im Topf bereitete, schmecke aber besser. »Dumme Gans« dachte ich mir und ließ ihr zu weiteren Versuchen die neuen Trichter dort.« SchA 19/11 (2). p.407: Bericht Martha Beegs über die Werbewoche in Dortmund vom 10./11.10.1937.

256 SchA 19/11 (2). p.407: Bericht Martha Beegs über die Werbewoche in Dortmund vom 10./11.10.1937.

257 Ebd. p.2: Martha Beeg an Firma Schott vom 12.1.1937.

258 Vgl. ebd. p.302: Bericht Martha Beegs vom Reichsfachtreffen der Gasberaterinnen in Düsseldorf am 10./11.6.1937.

259 SchA 19/11 (2). p.2: Martha Beeg an Firma Schott, 12.1.1937.

260 Wie zum Beispiel in dem Fall, als Martha Beeg aus dem Glaswerk ein großes Paket mit Haushaltszeitschriften erhielt: »Und wer mir noch mal so einen Stoß Zeitungen schickt muss nächstens antreten zum Kofferpacken! Das wird ein Spaß! Viele Grüße! Frau Beeg« Ebd. p.417: handschriftlicher Kommentar auf einem Brief der Firma Schott an Martha Beeg vom 16.10.1937.

261 SchA 19/11 (2). p.373f.: Bericht Martha Beegs über die Werbewoche in Wuppertal vom 19.–25.9.1937.

dies fiel auch der Werbeabteilung in Jena gleich auf.<sup>262</sup> Der aktuellen staatlichen Linie folgend, setzte sie den Katholizismus herab und berichtete mehrfach von ausgeprägter politischer Kontrolle und antikatholischen Aktionen in dieser Region:

*»Dass Kochvorträge polizeilich anzumelden sind, hatte Herr Zipfel bei seinen Vorberreitungen nicht gehört. Wir wundern uns, dass kein einziger Saalvermieter darauf hingewiesen hat. Möglich ist es trotzdem, da ja dort wegen der politischen Verhältnisse (Katholizismus) jede Versammlung überwacht wird.«<sup>263</sup>*

Und in einem ziemlich herablassenden Tonfall schrieb Martha Beeg über ihren Besuch bei einer katholischen Hauswirtschaftsschule in Godesberg, die wohl unmittelbar von der Schließung bedroht war:

*»Haushaltungsschule der Schwestern vom armen Kinde Jesu, Rheinallee [Godesberg]: ist zur Zeit noch groß, wird aber über kurz oder lang auffliegen. War dort, wartete nahezu ½ Stunde, in der so aller 5 Minuten eine andere Nonne erschien und nichts verstand. Das Ganze machte mir den Eindruck eines aufgescheuchten Hühnerschwarmes. Wahrscheinlich sind ihnen die Pfaffenprozesse in die Glieder gefahren und bestimmt haben sie andere Sorgen, als sich um neues Geschirr zu kümmern. Sie interessierten sich gar nicht dafür und ich halte eine weitere Bearbeitung, wenn auch nur Drucksachen, für wertlos. Am besten streichen.«<sup>264</sup>*

Auch gegenüber den Westfalen hegte die Werbefachfrau gewisse Vorbehalte. Obwohl sie auch in anderen Regionen immer wieder Probleme mit den unkooperativen Händlern hatte, berichtete sie über die Bielefelder Vorträge:

*»In Bielefeld hatten sich die Händler recht wenig angestrengt und nur wenige stellten unsere Geschirre und Plakate aus. Diese Interesslosigkeit ist typisch Westfalen. [...] Bielefeld ist typisch Westfalen und schwerfällig.«<sup>265</sup>*

Trotz der verschiedenen Probleme war der zweijährige Dauereinsatz Martha Beegs ein voller Erfolg für die Firma. Wenn auch bei den Kochvorträgen insgesamt nur einige tausend Frauen direkt erreicht wurden, so besaß die Werbeabteilung am Ende doch eine ziemlich vollständige Adresskartei aller wichtigen Haushaltsschulen und Lehrküchen, und durch die Werbung Beegs direkt bei ihren Kolleginnen, konnte innerhalb kurzer Zeit eine starke Verbreitung der Glaswaren erreicht werden – denn die Einzelhändler erwiesen sich in der Mehrzahl der Fälle als höchst unwillige Kooperationspartner, die nicht nur wenig Werbung für das Glas machten, sondern oft sogar noch versuchten, ihren Kundinnen die Jenaer Produkte auszureden. Durch Martha Beegs

262 »Keine Hausfrau schreibt mehr und kein einziger Händler lässt etwas von sich hören. Es liegt uns völlig fern, aus dem großen oder geringen Eingang von Urteilen einen Maßstab Ihrer Tätigkeit zu bilden, aber es interessiert uns, worauf die Wandlung zurückzuführen ist. Sind die Menschen im Rheinland so ganz anders als in Süddeutschland? Oder kamen Sie mit den Süddeutschen in besseren Kontakt?« SchA 19/11 (2). p.136: Firma Schott an Martha Beeg, 21.4.1937.

263 SchA 19/11 (2). p.414: Martha Beeg an Firma Schott, 12.10.1937.

264 Ebd. p.277: Bericht Martha Beegs über die Werbewoche Bonn/Godesberg vom 1.6.-5.6.1937.

265 SchA 19/11 (2). p.489: Bericht Martha Beegs über die Werbewoche in Bielefeld vom 29.11.-4.12.1937.



Konzentration auf die Fachkolleginnen in Lehrküchen und Haushaltsschulen konnte diese Hürde jedoch umgangen werden, und in Ergänzung mit der intensiven Reklame durch Druckerzeugnisse und Werbefilme war gegen Ende der 1930er Jahre ein sehr hoher Bekanntheitsgrad und guter Ruf der Produkte erreicht.

Von der Werbeabteilung aus war für das Projekt der Vortragsreisen nach Ablauf der zwei Jahre zunächst keine Verlängerung vorgesehen. Spätestens mit Kriegsbeginn und der einhergehenden Rationierung der Lebensmittel und der zunehmenden Ausrichtung der Glasproduktion auf rüstungsrelevante Zwecke wären diese Kochvorführungen ohnehin nicht mehr durchführbar gewesen. Für Martha Beeg war die Tätigkeit für die Glaswerke damit jedoch keineswegs beendet.

### Pläne zur Versuchsküche und deren Umsetzung – Moholy-Nagys Rolle

Bereits ein Jahr vor Martha Beegs Anstellung bei Schott, schlug Laszlo Moholy-Nagy im Mai 1935 in einer werbestrategischen Besprechung die Einrichtung einer eigenen Versuchsküche vor.<sup>266</sup> Zunächst war noch daran gedacht, eine der bislang freiberuflich für das Werk tätigen Werbedamen nebenamtlich mit der Leitung der Versuchsküche zu betrauen, um Kosten zu sparen. Es kam sogar der Vorschlag aus der Runde, die Versuchsköchin in ihrer eigenen Küche zu Hause arbeiten zu lassen – er wurde aber gleich wieder verworfen. Hauptaufgabe sollte sein, die bereits für das Jenaer Glas ausgearbeiteten Kochrezepte und Anwendungsvorschläge zu überprüfen und neue zu entwickeln. Alle Produkte sollten auf den verschiedenen Herdarten und in unterschiedlichen Verwendungen ausgiebig getestet, neue Verwendungsmöglichkeiten erschlossen werden. Die monatlich zu erstellenden Protokolle sollten anschließend an die anderen Abteilungen, allen voran das Laboratorium zur Glasentwicklung, weitergeleitet werden.

Fast zwei Jahre lang schienen die Pläne zur Versuchsküche zu ruhen, ehe im Januar 1937 die Vorbereitungen konkreter wurden. Inzwischen war Martha Beeg als zukünftige Leiterin der Küche vorgesehen; sie sollte bereits während der dreimonatigen Vortragspause im Sommer an den Versuchsreihen im Werk arbeiten.<sup>267</sup> Martha Beeg beabsichtigte, in ihren ersten Versuchen die qualitative Gleichwertigkeit der Glasprodukte mit den bewährten Emailletöpfen sicherzustellen, da die meisten Hausfrauen in dieser Hinsicht immer noch überzeugt werden mussten. Sie brauchte so dringend verlässliche Resultate, dass sie bereits zwei Wochen nach Ankündigung ihres Vorhabens an die Firma schrieb mit der Bitte, dass jemand anders für sie schnell wie möglich diesen Test durchführen möge, denn sie brauche »raschestens«<sup>268</sup> Ergebnisse.

Doch abermals kam die Einrichtung der Versuchsküche ins Stocken. Die Werbeabteilung ließ mitteilen, bisher sei die Suche nach einem geeigneten Raum im Werk ergebnislos verlaufen. Offensichtlich erlebte in dieser Zeit das Werk einen so großen Aufschwung, dass alle in Frage kommenden Räume belegt waren und sich viele »Mitarbeiter im Keller und auf dem Boden herumdrücken«<sup>269</sup> mussten. Der Lösungsvorschlag aus Jena bestand darin, Martha Beeg die bestehende Kantinenküche anzubieten. Dort könne sie täglich ab zwei Uhr nachmittags die

<sup>266</sup> Vgl. SchA 13/34: Protokoll vom 29.5.1935.

<sup>267</sup> »Die Vorbereitungen für Ihre Versuchsküche werden in Kürze begonnen, so dass Sie im Sommer hier Ihre Versuche durchführen können. Wir geben Ihnen darüber in den nächsten Tagen weiteren Bescheid.« SchA 19/11 (2). p.4: Firma Schott an Martha Beeg, 12.1.1937.

<sup>268</sup> SchA 19/11 (2). p.55: Martha Beeg an Firma Schott, 16.2.1937.

<sup>269</sup> Ebd. p.122: Firma Schott an Martha Beeg, 12.4.1937.



Abb. IV.13.: Mit dem Werbeslogan »Direkt vom Herd auf den Tisch« wurden die Vorteile des auch ästhetisch neuartigen Jenaer Haushaltsglases hervorgehoben: Das Essen musste nicht mehr vom Kochtopf in Servierschüsseln umgefüllt werden. Die Rationalisierung der Privathaushalte war ein wichtiges Thema in den 1920-er und 30-er Jahren: die Zahl der berufstätigen Frauen hatte zugenommen, die Zahl der Dienstboten in bürgerlichen Familien war stark zurückgegangen. (Quelle: Unternehmensarchiv SCHOTT JENAer Glas GmbH)

Einrichtungen für jeweils 3 1/2 Stunden ungestört nutzen. Man wollte – neben der vorhandenen großen Herdanlage – je einen haushaltsüblichen Gas- und Elektroherd in die Küche stellen; das Geschirr und die Lebensmittel aus der Kantine könnten für die Kochversuche verwendet werden.

In ihrer Entgegnung machte Martha Beeg wieder einmal deutlich, dass sie nicht bereit war, nur eine Nebenrolle zu spielen und auf professionellen Arbeitsbedingungen bestand. Sie beanspruchte für sich eine eigene Küche, forderte Raum für sich allein.

*»Wenn ich in einer Küche und mit Mitteln arbeiten muss, die der Verwaltung und Verantwortung eines anderen unterstellt sind, so käme mir das so ähnlich vor, wie wenn im Büro jemand Schreibtisch samt Inhalt und Geld eines anderen benutzt, und schätze klare Abgrenzung, die Reibungen von vornherein ausschließen, sehr, weil ich weiß, wie leicht man sonst versucht ist, von notwendigen Arbeiten abzusehen, wenn die richtige Möglichkeit hierzu fehlt.«<sup>270</sup>*

Mit ihren Wünschen für die Versuchsküche setzte sie sich bei Werkleiter Erich Schott persönlich durch. Ihr wurde eine komplett neu eingerichtete Küche bewilligt, inklusive Gas- und Elektroherd und Durchlauferhitzer. Im November 1937 lief der letzte Briefwechsel zwischen Werbedame und Firma über die Kücheneinrichtung; in den Wochen danach scheint die Küche nutzungsfertig geworden zu sein. Vermutlich hat Martha Beeg ab 1938 dort regelmäßig gearbeitet, da für jenes Jahr insgesamt nur noch vier auswärtige Werbeeinsätze verzeichnet sind. Der Übergang von der Werbedame zur Versuchsküchenleiterin war vollzogen. Von nun an blieb Martha Beeg ständig im Jenaer Werk.

## Im Glaswerk

Über Martha Beegs Arbeitsjahre im Innendienst der Werbeabteilung sind kaum Akten erhalten. Aus den Jahren 1940 und 1941 gibt es mehrere Unterlagen über verschiedene Versuchsreihen in der Küche: Genaue Untersuchungen und Vergleiche über den Energieverbrauch beim Kochen mit Glas- und Metalltöpfen, über die Temperatur und Abkühlzeit des Kochguts, die optimale Ausnutzung der Nachwärme, den Gasverbrauch durch die Nutzung des Drahtsiebes. Eine Notiz über die Zerstörung beziehungsweise den Erhalt von Vitaminen beim Kochen lässt erkennen, dass Martha Beeg ernährungswissenschaftliche Fachkenntnis besaß und weitaus mehr war als eine ›gewöhnliche‹ Köchin.<sup>271</sup> Darüber hinaus war Martha Beeg auch mit dem Entwurf von Werbebroschüren und Rezeptheften befasst – zum Beispiel »Jenaer Glas und seine richtige Behandlung in der Elektroküche«<sup>272</sup>.

Über die Zeit zwischen 1942 und 1950 schweigen die Akten. Doch Martha Beeg war während der ganzen Zeit im Werk präsent, und wurde auch von Mitarbeiterinnen wahrgenommen, die eigentlich nichts mit der Werbeabteilung zu tun hatten. In meinem Interview mit der ehemaligen Schott-Angestellten Brigitte Lohmann erinnerte sich diese sofort an Frau Beeg, obwohl Lohmann

270 Ebd. p.127: Brief Martha Beeg an Firma Schott, 16.4.1937.

271 »Laut Frau Beeg: Vitamine verdampfen meist nicht. Sie werden aber durch den Beitritt von Luft zerteilt. Das geschieht natürlich nur bei dem jeweils oberen Behälter der Speisen beim Aufheben des Topfdeckels. Entsprechende Bewertung hieraus, in anderen Fällen demnach etwas mildern!« SchA 13/35: unsignierter Notizzettel mit Datumsstempel vom 18.8.1941.

272 SchA 13/35: Werbebroschüre

damals in der Betriebspoststelle gearbeitet hatte und die letzte Begegnung mit Martha Beeg mindestens 52 Jahre zurück lag:

B. L. [unterbricht die Frage nach Frau Beeg gleich im Ansatz]: »Jaa! Frau Beeg! Frau Beeg! Jaa! [lacht] Frau Beeg! Die war.. wissen Sie, die war.. äh, ähm.. die hat gekocht, die hat.. die gehörte der Werbeabteilung mit. War 'ne stattliche Frau! .. Jaa. Jaa. Aber wo die abgeblieben is, weiß ich gar nicht. .. Äh. War 'ne sympathische Frau, war 'ne nette Frau.. Jaa. Aber ich hab so.. nich, nicht weiter was mit ihr zu tun gehabt. Ich weiß nur EINS, der Herr Schorn hat von den Russen mal im Kochgeschirr – was war denn das? Fleisch, also.. was, was zu Essen gekriegt. Kennen Sie die Kochgeschirre?«

I.: »Jaa.«

B. L.: »Gell? So'n Kochgeschirr voll. Fleisch, und ich glaub auch Weizen war da drinne.. Also, ich durfte ja NUR mal kucken. Aber ich hab nur geguckt. Und die Frau BEEG is gekommen, Frau Beeg. Ist gekommen, und er hat ihr das och gezeigt, und sie ist mit dem FINGER nein, und hat a Stückchen Fleisch rausgeholt und hat's gegessen. Und der Herr Schorn war.. ÄRGERLICH, über so viel Frechheit. [lacht] Jaa. Jaa. Frau Beeg! Ja, ich hab.. ich weiß noch, wie..war.. 'ne STATTLICHE Frau. Gehörte zur Werbeabteilung, und die hat wohl immer mal Koch.. äh, .. die, die.. Schott, die Schottchen.. äh, Ger.. die Schottschüsseln und, und.. irgendwelche Geräte, äh.. vor.. vor Leuten gekocht.«<sup>273</sup>

Zurückhaltung und Scheu sind Attribute, mit denen man Martha Beeg nicht gerecht wird, wenn man versucht, aufgrund ihrer Briefe und dieser Zeitzeugeneinschätzung Aspekte ihrer Persönlichkeit zu erfassen. In Brigitte Lohmanns Erinnerung trat die Werbedame in der Firma nicht nur selbstbewusst auf, sondern forderte für sich eine so herausgehobene Position, dass sie es wagen konnte, einen öffentlichen ›Übergriff‹ auf das Eigentum eines Abteilungsleiters zu begehen. Die Geschichte mit dem ›Mundraub‹ erhält eine besondere Bedeutung, weil in den kargen Nachkriegsjahren vor 1950 – während derer sich dieser Vorfall ereignet haben muss – eine fleischhaltige Speise ein ganz besonderer Luxus war, auf die Martha Beeg ein selbstverständliches Anrecht zu haben glaubte.

Während die Werbedame es einerseits hervorragend verstand, Raum einzunehmen und ihre eigenen Grenzen zu verteidigen, hatte sie andererseits keine Probleme damit, im Zweifelsfall in den Grenzbereich anderer einzudringen. Manches von dem, was Martha Beeg als Werbedame und Versuchsküchenleiterin schrieb oder tat, erweckt den Eindruck von Dreistigkeit und Anmaßung. Vielleicht jedoch liegt es zu einem Teil daran, dass wir – auch heute noch – ein solches ›Revierverhalten‹ einer Frau im Arbeitsalltag nicht zugestehen und es als schlechtes Benehmen verurteilen, während uns bei einem männlichen Abteilungsleiter das gleiche Verhalten möglicherweise zwar ebenso stören, nicht jedoch als außergewöhnlich auffallen würde. Die »stattliche«<sup>274</sup> Martha Beeg verhielt sich im Arbeitsleben nicht immer konform der Geschlechternorm, erfuhr aber keine Sanktionen, da sie erstens von Anfang deutlich machte, dass sie in der Lage war, sich zu wehren. Zweitens kam sie bereits als erfahrene Fachfrau ins Werk, im Alter von 38 Jahren, und nicht als junges Mädchen in der Position einer unmündigen Auszubildenden. Drittens schließlich war sie

273 Interview mit Brigitte Lohmann vom 17.6.2002.

274 Interview mit Brigitte Lohmann vom 17.6.2002.

in der Firma mit ihren Fachkenntnissen und Zuständigkeiten einzigartig; als ›Herrscherin‹ über ihr Reich in der Versuchsküche nahm sie eine Stellung ein, die außer ihr niemand füllen konnte.

### Flucht in den Westen – letzte Spuren

Mit dem Einmarsch der Amerikaner in Jena am 13. April 1945 und deren Ablösung durch sowjetische Truppen knapp zwei Monate später<sup>275</sup>, kam auch für das Glaswerk und deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine deutliche Zäsur. Einige Mitglieder der Geschäftsleitung und wissenschaftliche Mitarbeiter wurden im sogenannten »Zug der 41 Glasmacher«<sup>276</sup> von den amerikanischen Alliierten nach Heidenheim an der Brenz deportiert. Dort wurden zunächst Pläne verfolgt, die Glasproduktion im Zwieseler Zweigwerk neu aufzubauen. In Jena lief die Produktion im Rahmen des Möglichen zwar die ganze Zeit über weiter, jedoch musste die Firma erneut empfindliche Rückschläge verzeichnen, als im Herbst 1946 einige Mitarbeiter zum Einsatz in der Sowjetunion zwangsverpflichtet wurden, und gleich darauf eine weitgehende Demontage des Werks begann, die bis März 1947 andauerte.<sup>277</sup>

Eine Frau wie Martha Beeg mit ihren Ansprüchen an ein gutes Leben, konnte in den Jahren der russischen Besatzung und frühen DDR-Zeit bald auf den Gedanken kommen, in den Westen abzuwandern, zumal die meisten ihrer älteren Sozialkontakte auf den süddeutschen Raum verweisen. Ihre Anpassungsbereitschaft an die neue politische und gesellschaftliche Situation im Glaswerk war entsprechend gering, wie ein denunziativ angelegter Artikel über Martha Beeg in der mit Propaganda gefüllten Werkszeitschrift belegt:

*»Der Ruf, in diesem Friedenskomitee unseres Betriebes mitzuarbeiten, erging auch an die Kollegin Beeg. Die große Bedeutung des Kampfes für die Erhaltung des Friedens ist Kollegin Beeg aber gar nicht klar, noch weniger klar ist ihr aber, dass sie damit den Feinden hilft. Kollegin Beeg hat einen Verwandten in einem faschistischen KZ verloren, aber sie ›will mit Politik gar nichts zu tun haben‹. Sie will mit ihrer Tochter, für die sie den Haushalt führt, eine ruhige und sorgenfreie Zukunft erleben. Sie glaubt, dass sie das erreichen könne, wenn sie sich dem Haushalt voll und ganz widmet, ›ohne sich um Politik zu kümmern‹. Aber damit nicht genug. Kollegin Beeg lehnt jede Arbeit im Friedenskomitee ab!«<sup>278</sup>*

»Kollegin Beeg«<sup>279</sup> nahm es für sich in Anspruch, so ›unpolitisch‹ zu bleiben, wie sie sich selbst auch schon in den Jahren zuvor gesehen hatte. Während der nationalsozialistischen Zeit war es nicht zu Reibungen mit dem System gekommen, da sie im Prinzip mit den staatlichen Idealen

275 Zur Geschichte des Jenaer Glaswerks in den ersten Jahren nach dem Ende des 2. Weltkriegs vgl. Steiner, Jürgen: Das Jenaer Glaswerk und die Folgen des Zweiten Weltkriegs (1945–1952). In: Stutz, Rüdiger (Hg.): Macht und Milieu. S. 203–230.

276 Steiner, Jürgen u.a.: Von Jena nach Mainz und zurück. Schott-Geschichte zwischen Kaltem Krieg und deutscher Wiedervereinigung. Mainz 1995. S. 4. Es handelt sich hier um eine von den Schott Glaswerken herausgegebenen Dokumentation, die anlässlich des 50. Jahrestages des »Zuges der 41 Glasmacher« erstellt wurde. Ein Exemplar der Broschüre befindet sich im Schott Unternehmensarchiv Jena.

277 Vgl. Steiner, Jürgen: Das Jenaer Glaswerk und die Folgen des Zweiten Weltkriegs (1945–1952). In: Stutz, Rüdiger (Hg.): Macht und Milieu. S. 203–230. Hier: S. 217–219.

278 Schott-Werkszeitschrift »Der Glasmacher«, Nr. 8, 15. Juli 1950, 1. Jahrgang.

279 Ebd.

und Leitlinien einverstanden, zumindest jedoch nicht eindeutig im Konflikt war. In diesen Jahren hatte sie die Möglichkeit, selbstverantwortlich und relativ frei nach ihren Vorstellungen in der Firma zu arbeiten. Nun jedoch war die interne Propagandamaschinerie auf all jene gerichtet, die sich allzu offensichtlich von den Ritualen der sozialistischen Initiation absonderten und auf ihren eigenen Freiräumen beharrten. Nach diesem öffentlichen Angriff, der vielleicht auch so etwas war wie eine letzte Warnung, flüchtete Martha Beeg nach Landshut. Dorthin war bereits im 2. Weltkrieg wegen der Bombengefahr in Jena ein Teil der Glasproduktion ausgelagert worden. Der in Westdeutschland befindliche Teil der Firmenverwaltung verlegte nach der Enteignung des Jenaer Werks am 1. September 1948 den vorübergehenden Unternehmenssitz nach Niederbayern.<sup>280</sup>

In einem Abschiedsbrief an die Familie des Chefs der Werbeabteilung erzählt die 53-jährige über ihren Neuanfang im Westen und die auch über die Kriegsjahre hinweg geretteten zahlreichen Kontakte im Kolleginnenkreis:

*»Nun interessiert Sie sicherlich die Frage, was ich eigentlich im Westen will. Wenn ich in unserem Landshuter Werk nicht untergekommen wäre, so hätte ich entweder in der Gasgeräteindustrie oder in der Energiewirtschaft, meinem alten Arbeitsgebiete, eine Stellung angenommen. Aber ich bin in der alten Familie geblieben und finde hier in Landshut ein reiches Arbeitsfeld vor, das nur auf mich gewartet hat. Sofort nach meinem Eintreffen von Berlin in Frankfurt nahm ich an einem Bundestreffen des Gasfaches teil, und bin in diesem Fachkreis mit so viel allergrößter Herzlichkeit empfangen worden, konnte die guten alten Verbindungen wieder aufnehmen und neue Bande anknüpfen. Na, und in Landshut, ja, da braucht man gar nicht so viel zu erzählen: es sind ja sooo viele altvertraute Gesichter, dass man sogleich wieder zu Hause ist.«<sup>281</sup>*

Am 16.11.1952 zog Martha Beeg von Landshut nach Mainz, wo ab Juli 1951 das neue, westdeutsche Hauptwerk der Firma Schott aufgebaut wurde. Laut Auskunft einer ehemaligen Mainzer Mitarbeiterin war Martha Beeg im Mainzer Schott-Werk im Geschäftsbereich ›Hauswirtschaftsglas‹ als hauswirtschaftliche Beraterin angestellt. »Als solche reiste sie umher und hielt Werbevorträge für das Hauswirtschaftsglas der Marke »Jenaer Glas«, das im neuen Mainzer Werk [...] hergestellt wurde. Etwa 1959 ging sie in Ruhestand.«<sup>282</sup> Martha Beeg übte demnach in Mainz wieder genau die Tätigkeit aus, für die sie in den Vorkriegsjahren in Jena eingestellt worden war. Am Ende ihres Erwerbslebens hatte sie wieder die Aufgabe übertragen bekommen, für das nun auch in Mainz produzierte Haushaltsglas zu werben und für den westdeutschen Teil der Produktion einen guten Namen aufzubauen – an diese Kontinuitätslinie wurde über den Zweiten Weltkrieg hinaus wieder angeknüpft. Da in den 1950er Jahren erneut ein starkes Interesse der Energiewirtschaft an der Propagierung ihrer Dienstleistungen auftrat, boomte die ›Lehrküchenszene‹ ein zweites Mal. Die alten beruflichen Verbindungen von früher hatten sich bald nach Kriegsende wieder formiert. Als selbstbewusste ›Einzelkämpferin‹ in der Firma und als geschickte Netzwerkerin zugleich – »Ich bin eine in Fachkreisen anerkannte und seit Jahren

280 Vgl. Steiner, Jürgen u.a. (Hgg.): Von Jena nach Mainz – und zurück. S. 16.

281 SchA II 9/105: Brief Martha Beeg an Familie Rothenberger, 18.10.1950.

282 Schriftliche Auskunft des Betriebsarchivs Schott, Mainz, vom 15.1.2003.

bewährte Kraft«<sup>283</sup> – hatte die Werbedame über Jahrzehnte die Modernisierung der Küche unter Beibehaltung der tradierten Geschlechterrollen entscheidend mitgeprägt.

Die letzten Daten über Martha Beeg stammen aus der Einwohnermeldekartei in Mainz, die für das Jahr 1963 ihren letzten Umzug innerhalb der Stadt notierte.<sup>284</sup> In der bislang archivierten Sterbekartei bis 1975 ist ihr Name nicht vermerkt; sie scheint also in den Jahren danach in Mainz verstorben zu sein. Ob sie alleine in Mainz lebte, oder 1950 möglicherweise zusammen mit ihrer Tochter die DDR verlassen hatte, bleibt ungeklärt. Am Ende ihrer Biographie bleiben mehr Fragen offen, als Antworten gegeben werden können. Wichtige Aspekte von Martha Beegs Sozialisation, Motivationen, und fast ihr ganzes privates Leben bleiben weitgehend im Dunkeln. Und dennoch ergibt sich aus den Hunderten von Briefen mit ihrer Beschreibung des eigenen Arbeitsalltags ein sehr plastisches Bild von ihrem Leben, ihrem Denken und ihrer Zeit.

## IV.5. Glasarbeiterin, Bürgermeisterin und zurück<sup>285</sup> – Erika Weise<sup>286</sup>

Wenn man Martha Beegs Biographie mit Erika Weises Lebenslauf vergleicht, so bestehen zwischen den beiden Frauen auf den ersten Blick – von ihrem Leben in der selben Stadt abgesehen – große Unterschiede: Zwanzig Jahre Altersunterschied, völlig verschiedene Berufe und sehr unterschiedlich verlaufende Biographien. Auf der anderen Seite gibt es jedoch von der Perspektive der Persönlichkeit und der Lebensstrategien her durchaus verbindende Elemente. Beide Frauen können in gewisser Weise als ›Einzelkämpferinnen‹ gesehen werden, die sich in verschiedenen Situationen ganz alleine bewähren mussten und gleichzeitig doch in funktionierende außerfamiliäre Netzwerke eingebunden waren, die ihr Berufsleben ganz entscheidend beeinflussten. An äußerlichen Gemeinsamkeiten teilen die Frauen überdies, dass beide viele Jahre lang im Jenaer Glaswerk arbeiteten.

Erika Weise wurde 1919 in einer Mietwohnung am Kernberg, in einer Vorortsiedlung Jenas, geboren. Aus einer Leipziger Schriftstellerfamilie stammte ihre Mutter Gerlinde<sup>287</sup>, deren Vater jedoch schon früh starb, so dass Gerlinde schon früh auf einen Eigenverdienst angewiesen war und eine Stelle als Sekretärin bei der Firma Zeiss in Jena fand. Dort lernte sie ihren späteren Ehemann Richard<sup>288</sup> kennen. Er stammte aus Gera und arbeitete als Mechaniker bei Zeiss. Ein Jahr nach Erikas Geburt wurde ihr jüngerer Bruder geboren, doch schon acht Jahre später starb die Mutter. Kurze Zeit darauf heiratete Richard im Jahr 1929 ein zweites Mal. Erikas Stiefmutter Margarete<sup>289</sup> war eine aus Apolda stammende Jenaer Medizinstudentin, deren Familie eine kleine Strickerei besaß und gleichzeitig in der SPD aktiv war. Für ihre Heirat mit dem Witwer brach die junge Frau ihr Studium ab und gebar 1932 eine Tochter. Durch die politischen Aktivitäten der

283 SchA 19/11 (2). p.143f.: Martha Beeg an Firma Schott, 25.4.1937.

284 Schriftliche Auskunft des Stadtarchivs Mainz vom 23.1.2003.

285 Zitate in doppelten Anführungszeichen ohne Quellenangaben in diesem Kapitel stammen aus dem Interview mit Erika Weise vom 13. 5. 2002

286 Name geändert.

287 Name geändert.

288 Name geändert.

289 Name geändert.

Stiefmutter kamen auch die Kinder und der Vater zur Mitarbeit in verschiedenen SPD-Gremien und Organisationen; so erlebte Erika Weise mehrere Zeltlager der SPD-Arbeiterjugend.

Von 1926 bis 1934 besuchte Erika Weise die Volksschule, davon mehrere Jahre die einem reformpädagogischen Ansatz verpflichtete Petersenschule. Von dem Beginn der nationalsozialistischen Diktatur war die Familie in mehrerer Hinsicht betroffen: Die politischen Aktivitäten der Eltern wurden in den Hintergrund gedrängt und zunehmend unmöglich gemacht; der Großvater stiefmütterlicherseits kam für mehrere Monate ins Gefängnis, und die Kinder verloren die Treffen mit dem Freundeskreis der Arbeiterjugend. Nach ihrem Volksschulabschluss ging Erika Weise zunächst ›in Stellung‹ nach Berlin und Leipzig, danach absolvierte sie ein freiwilliges Landjahr beim Arbeitsdienst, aus dem schließlich zwei Jahre wurden. Anschließend fand sie Arbeit in einem landwirtschaftlichen Großbetrieb im katholischen Eichsfeld. 1938 lernte sie dort ihren späteren Ehemann Hans Weise<sup>290</sup> kennen, den sie 1941 heiratete und 1942 durch den Krieg wieder verlor. Im Jahr der Heirat bekam Erika Weise eine Tochter; zusammen mit ihr und dem Schwiegervater lebte sie noch bis 1945 im Thüringer Eichsfeld.

Von dort zog die junge Witwe mit ihrem Kind zurück nach Jena, wo sie 1946 eine Stelle als ungelernte Glasarbeiterin bei der Firma Schott antrat. Unterbrochen von einigen Monaten als Stationshilfe in der Universitätsklinik arbeitete Erika Weise bis 1952 im Glaswerk. Dann folgte sie, die inzwischen in die SED eingetreten war und dort in mehreren Gremien aktiv mitarbeitete, dem Parteiauftrag »Industriearbeiter aufs Land«. In Eisenberg arbeitete sie ein gutes Jahr, wurde schwanger und trat nach der Geburt der zweiten Tochter die Position als Bürgermeisterin einer Landgemeinde bei Eisenberg an. Kurz nach ihrem Stellenantritt hatte Erika Weise einen schweren Motorradunfall, der ihren linken Arm so schwer verletzte, dass er bis heute steif geblieben ist. Nach ihrer gesundheitlichen Wiederherstellung durch einen Kuraufenthalt kehrte Erika Weise in die Landgemeinde zurück und blieb dort insgesamt fünf Jahre lang als Bürgermeisterin.

1958 änderte sich die Situation für die Familie. Erika Weise gab ihr Amt als Bürgermeisterin auf und wurde mit der Leitung eines Altenheims in einer benachbarten Gemeinde betraut. In ihrem neuen Wohnort war die Heimleiterin drei Jahre zusätzlich wieder Bürgermeisterin. Wegen einer chronischen Erkrankung wurde die Arbeitsbelastung für Weise zu groß; Anfang der 1960er Jahre ging sie daher zurück nach Jena. Ab 1964 arbeitete sie dann wieder bis zu ihrer Pensionierung als ungelernte Arbeiterin im Schott-Werk und hatte dort auch mehrere gewerkschaftliche Positionen inne, unter anderem im Frauenausschuss. Nach ihrer Pensionierung engagierte sie sich bis heute weiter im Demokratischen Frauenbund; von 1965 bis 2001 leitete sie eine Ortsgruppe der Volkssolidarität. Außerdem organisiert sie für die Arbeiterwohlfahrt Ferienreisen und, sofern sie dazu körperlich in der Lage ist, nimmt sie an ihnen noch teil.

Frau Weise ist aufgrund ihres Geburtsjahrs 1919 – ähnlich wie Frau Lohmann – in ihrer frühen Kindheitssozialisation noch nicht vom Nationalsozialismus beeinflusst worden. Durch die eindeutig sozialdemokratische Ausrichtung ihrer Familie ist sie von meinen Gesprächspartnerinnen diejenige, die während jener Jahre am deutlichsten in Opposition zum Staat und zur Mehrheitsgesellschaft stand und dementsprechend auch am deutlichsten die Zeit nach dem Kriegsende als eine Chance zum Neubeginn verstand. Mit dem neuen politischen und gesellschaftlichen Engagement nahm Erika Weise in ihrem Selbstverständnis für sich besonders die Jahre seit 1945 als wichtig und prägend wahr, so dass der Schwerpunkt ihrer Biographie deutlich über die Zeit

---

290 Name geändert.



nach 1950 hinaus verlagert wird.

Das Interview mit Erika Weise findet im Wohnzimmer ihrer 2-Raumwohnung im Kernbergviertel statt, in der sie seit 1964 wohnt. Wir sitzen an einem Couchtisch einander gegenüber; sie im Sessel, ich auf einem Ecksofa. Die dunkle, rustikale Wohnzimmereinrichtung aus den 1990er-Jahren besteht im wesentlichen aus der Sitzgarnitur, dem Couchtisch, einem Fernseher und einer großen Schrankwand, die mit Familienfotos jüngerer Datums dekoriert ist. Es handelt sich hauptsächlich um Aufnahmen ihrer Enkel und Urenkel; auf ein älteres Datum verweisende Schwarzweißfotografien von Familienmitgliedern sind nirgends zu entdecken. Auf mich macht Erika Weise einen relativ ruhigen, zurückhaltenden Eindruck. Zwar ist sie keineswegs unfreundlich, doch ihr Verhalten wirkt auf mich anfangs seltsam unbewegt, neutral und recht distanziert. Sie stellt mir überhaupt keine Fragen, weder zu meiner Person noch zu den Hintergründen meiner Interviewanfrage – die Tatsache, dass ich ihr von einer ehemaligen Arbeitskollegin vorgestellt wurde, genügt ihr offensichtlich. Im Laufe des Gespräches wird ihr Mienenspiel allmählich lebendiger, sie lacht auch bei der einen oder anderen Episode, wirkt aber eindeutig weniger fröhlich und entspannt als meine anderen Interviewpartnerinnen. Das hängt möglicherweise auch damit zusammen, dass sie von allen die sichtlich am stärksten in ihrer Gesundheit Beeinträchtigte ist. Frau Weise ist ziemlich korpulent, atmet schwer und geht leicht gebeugt.

Auffällig ist, dass Erika Weise zwar etliche Episoden aus ihrem Leben erzählt, doch - im Gegensatz zu meinen anderen Interviewpartnerinnen – zu fast keinem Zeitpunkt in eine Art Selbstreflexion oder Resümee ihrer Biographie vornimmt. Ihr Redestil hat streckenweise fast etwas Dokumentarisches, als würde sie aus der Distanz über ein anderes Leben berichten, und enthält kaum Wertungen und Beurteilungen. Sie wechselt relativ abrupt zwischen den verschiedenen Zeiten; über manche ihrer Lebensjahre macht sie mehrmals widersprüchliche Angaben, so dass ich auch nach späteren Rückfragen keine lückenlose Chronologie ihres Berufswegs und ihrer verschiedenen Wohnorte rekonstruieren kann. Ihr Redefluss kommt immer wieder relativ bald zum Erliegen; außer wenn sie über ihre letzten Urlaubsreisen oder über ihre Krankheitsgeschichten spricht, die ihr ganzes Leben stark geprägt haben. An einer Stelle zu Beginn des Interviews äußert sie auch ihr Unbehagen mit meiner Art der Gesprächsführung; sie war wohl eher darauf eingestellt, auf einen Fragenkatalog zu antworten, anstatt nur meinen Redeimpulsen zu folgen und viel Platz fürs ausführliche Erzählen einzunehmen: »So. Im Groben, was ich... Claudia.. naja, die hatte DIREKT gefragt, die Frau Müller<sup>291</sup>, da.. hat man ein bisschen.. nicht so aus dem Stegreif [lacht].«<sup>292</sup>

Zwar erzählt Erika Weise auf Nachfrage über alle Lebensabschnitte, doch es ist manchmal schwer einzuschätzen, wie sich ihre Beziehungen zu anderen Menschen gestalten, welche Gefühle sie mit ihren vielen Angehörigen und ihren zahlreichen Bekannten verbindet. Beispielsweise nennt sie ihre beiden Töchter im Gespräch nie mit dem Vornamen; spricht stattdessen immer nur von der »älteren« und der »jüngeren Tochter«. Dass sie von den politischen Idealen ihrer Eltern stark beeinflusst wurde, steht außer Zweifel, aber wie sich der tägliche Umgang miteinander gestaltete, wie Erika Weise den Tod ihrer Mutter verkraftete und wie sie zu ihrer Stiefmutter stand, lässt meine Gesprächspartnerin kaum erkennen. Möglicherweise entspringt diese auffällige

<sup>291</sup> Hier bezieht sich Erika Weise auf ein Interview, das sie zuvor mit einer ehemaligen Arbeitskollegin und Regionalforscherin geführt hatte.

<sup>292</sup> Interview mit Erika Weise vom 13.5.2002.

Distanz zu den eigenen Emotionen aus einem Schutzbedürfnis, denn Weises Leben war schon seit der Kindheit von etlichen Schicksalsschlägen und Krankheiten geprägt, die auch über das ›normale‹ Leidensmaß der Kriegsgeneration hinausreichen.

Am Ende des Interviews verlasse ich die Wohnung in dem Gefühl, diese Frau kaum kennen gelernt zu haben, obwohl ich so viel erzählt bekommen habe. Zwischen unserer Begrüßung und unserem Abschied liegt keine wirkliche Annäherung, und trotzdem ich von einigen ihrer traurigen Geschichten durchaus berührt werde, ist sie von allen meinen Gesprächspartnerinnen diejenige, an deren Interview, deren Gesicht, deren Leben ich mich im Nachhinein am wenigsten erinnern kann.

## **Kindheit: Rote Falken, Petersenschule, Stiefmutter**

Im Mittelpunkt der Erzählungen über Erika Weises Kindheit stehen einerseits ihre positiven Erinnerungen an die Zeit in der Petersenschule und an die Freizeitaktivitäten in der SPD-Jugendorganisation »Rote Falken«. Überschattet wurden diese Jahre andererseits vom plötzlichen Tod der Mutter. Die Geschichte um die Wiederverheiratung des Vaters erscheint etwas undurchsichtig. Denn seine zweite Ehefrau, eine Medizinstudentin, hatte schon zu Lebzeiten der Mutter zur Untermiete in der gleichen Wohnung gewohnt. Während die Mutter mit einer Darminfektion im Krankenhaus lag, versprach – so Erika Weise – die zukünftige Stiefmutter der im Sterben liegenden Frau, dass sie sich nach deren Tod um ihre Kinder kümmern würde:

*»Und ... weil meine Mutter hatte immer Angst um uns. Und sie wollte ja och bei ihren Kindern sterben, aber sie haben uns nicht mitgenommen. Und.. es war vielleicht auch richtiger so. Wir haben auch.. bei der Trauerfeier, meine Mutter war aufgebahrt ... Die ist den fünfzehnten Januar ... neunzehnhundertneunundzwanzig ... Ja. 15. Januar '29. Ist die Trauerfeier gewesen. Wissen Sie, wie KALT das in Jena war? Fünf ... zweiunddreißig Grad minus! Fuhr KEINE Taxe, es fuhr KEINE Bahn. [...] Und ... Aber mein Vater hat uns nicht an unsere Mutter gelassen. Und ... es war nachher, aus der Cambergstraße Leute, die mit waren z. ... zur Trauerfeier. Meine Mutter war, trotzdem noch nicht so lange da oben gewohnt haben, SEHR beliebt ... war überall sehr beliebt. Und ... Der sagte mal, »das war das einzige Gute, was Ihr Vater gemacht hat. Dass Sie Ihre Mutter nicht noch mal gesehen haben.« Ja.«*

Warum die Mutter immer Angst um die Kinder hatte, wird nicht ersichtlich. Klarer hingegen ist, wie prägend ihr Tod und die Ereignisse um die Trauerfeier für die Tochter gewesen sein mussten, obwohl – oder gerade weil – sie weder am Krankenbett noch bei der Aufbahrung die Möglichkeit hatte, sich von ihrer Mutter zu verabschieden. Besonders seltsam wirkt die Bemerkung am Ende des Absatzes. Es ist völlig unklar, wer diesen von Erika Weise zitierten Satz über den Vater ausgesprochen haben könnte. Zudem ist nicht deutlich, ob es sich bei dem »einzigen Guten, was Ihr Vater gemacht hat«, lediglich um einen Versprecher handelt, der sich direkt auf die Vorgänge um den Tod der Mutter bezieht, oder ob sie generell ausdrücken sollte, dass der Vater ansonsten den Kindern gegenüber nichts Gutes vollbracht habe. Doch dieser Interpretation widerspricht Erika Weises Äußerung an späterer Stelle, indem sie sich erinnert:

»Mein Vater hat VIEL für un.. überhaupt für UNS. Mein Vater hat viel für s.. seine Kinder geopfert. Sehr viel.« Allerdings scheint die Beziehung zwischen der jüngeren Halbschwester und dem Vater sehr viel enger gewesen zu sein: »DIE zwee hingen zusammen wie Kletten! Ja?« Die Beziehung zu ihrer Stiefmutter wird von Erika Weise in unserem Gespräch nicht direkt kommentiert. Doch die Tatsache, dass sie immer von ihrer »Mutter« spricht und sie den Kontakt zu ihr bis über den Tod des Vaters hinaus stets recht eng gehalten hat, lässt zumindest nicht auf eine ausgeprägte Ablehnung schließen.

Wie auch immer die familiäre Situation zu Hause im Einzelnen für die Kinder war, in der Petersenschule fühlte sich Erika Weise bis zum Abschluss 1934 rundum wohl, und sie genoss die lern- und entdeckungsfreudige Atmosphäre, die einen starken Kontrast zur traditionellen, strengen Volksschulpädagogik darstellte. Über die guten Kontakte des Vaters zum Schulleiter bekam sie den Platz in der sehr beliebten Schule, wo sie noch einmal Gelegenheit hatte, sich gegen die brachialen nationalsozialistischen Erziehungsideale zu rüsten. Der politischen Ausrichtung in der Familie entsprechend, gab es keine religiöse Erziehung für die Kinder. Der Vater war 1913 aus der Kirche ausgetreten und ließ seine Kinder nicht taufen. Stattdessen war für sie nach der Schulentlassung eine Jugendweihe geplant, die aber nicht mehr zur Umsetzung kam, weil die Nationalsozialisten die Feiern in der Zwischenzeit schon verboten hatten. Allerdings erzählt Frau Weise, dass im Jahr 1934 noch einmal heimlich eine Jugendweihefeier im Jenaer Planetarium stattgefunden habe. Rückblickend empfindet sie es als Verlust, dass sie »ohne alles raus« gekommen ist und – übergangslos in den Erwachsenenstatus eingetreten – sich sofort um ihre berufliche Zukunft kümmern musste.

### Erste Wanderjahre: Vom Dienstmädchen zur Landarbeiterin

Erika Weises beruflicher Weg war von Anfang an von Wechseln und Hindernissen geprägt. Auf ihren eigentlichen Wunschberuf angesprochen, weist sie auf ihre Benachteiligung als Mädchen und als die Älteste gegenüber den anderen Geschwistern hin:

*»Ja ... große Fragen konnten wir nicht stellen. Also, ICH nicht. Ich war nun die Älteste. [...] Und ... Es hieß eigentlich, also einer aus der Familie konnte noch zu Zeiss oder Schott gehen. Und ... das hatten wir meinem Bruder vorge-, äh, vorbehalten. Aber er ging nicht. Der hat woanderst Installateur gelernt. Tja, was sollte ich werden? Ich ... An und für sich hatte ich ... mein größter Wunsch – [hustet] – mein größter Wunsch, ich wollte Krankenschwester werden! Aber das war auch ... damals ... finanziell nicht möglich. Ich hätte in, nach Gotha ins Mütterhaus gemusst, und da hätte ich jeden Monat hundertfuffzig Mark bezahlen müssen. Das konnten meine Eltern nicht. Ja? Das war eben nicht möglich. Und ... DAS war mein sehnlichster Wunsch. Krankenschwester. Ich weiß nicht, warum.«*

Theoretisch hätte also eine Chance auf einen der begehrten Ausbildungsplätze bei Zeiss oder Schott bestanden<sup>293</sup>, da der Vater bei Zeiss arbeitete und ihm die Möglichkeit eingeräumt wurde,

<sup>293</sup> Nach Auskunft von Erika Weise sowie Johanna Czerny gab es für Mädchen seit den 1930er Jahren neben dem Ausbildungsgang zur Bürogehilfin auch noch die Ausbildung zur Technischen Zeichnerin (Zeiss) und zur Laborhilfe (Schott).

eines seiner Kinder in der Firma unterzubringen. Doch der Platz war für den Bruder reserviert, die Familie orientierte sich hier – bei aller Aufgeschlossenheit gegenüber einem ›modernen‹ Lebensstil – nach der traditionellen Priorität der Berufsausbildung für den männlichen Nachwuchs. Die Ausbildung zur Krankenschwester lag jenseits der finanziellen Kapazitäten, obgleich die Familie mütterlicherseits einen bürgerlichen Hintergrund hatte. Möglicherweise waren die Schwierigkeiten des jungen Mädchens bei der Stellensuche auch auf die politisch prekäre Situation zurückzuführen, auch wenn sie das nicht explizit erwähnt. Allerdings dürfte aufgrund des politischen Engagements ihrer Eltern in der Stadt bekannt gewesen sein, dass es sich um eine eher regimekritisch ausgerichtete Familie handelte. Mangels anderer Perspektiven, so Erika Weise, ging sie 1934 zunächst nach Berlin »in Stellung«, zur Familie einer Großcousine mütterlicherseits: »Das war der größte Fehler meines Lebens!« Nach den Worten meiner Gesprächspartnerin zu urteilen, sah die Dame des Hauses in der Rückkehr der jungen Frau in den bildungsbürgerlichen Teil der Familie eine Chance, die ihrer Meinung nach bislang ›verpasste‹ Erziehung nachzuholen. Mit ihren neuen Aufgaben und der allseitigen Bevormundung war die Vierzehnjährige nicht einverstanden, außerdem hatte sie starkes Heimweh nach Jena und wegen der großen Entfernung keine Möglichkeit, die Eltern zu besuchen:

*»Ich musste früh um sechs aufstehen, weil der Chef.. der Hausherr um sechs aufstand. Der war zuckerkrank, und dem musste ich Haferflocken kochen, nicht? Madame kam rauf, viel viel später. [...] Ich durfte auch nirgends irgendwo alleine hin, nicht? [...] Ich kriegte ja nur zehn Mark. Und da wurde IMMER damit gerechnet, dass ich das Geld nicht in die Hand kriegte. Und dann durfte ich das eine Kleid nicht anziehen, was mir meine Mutter mitgegeben hatte, weil da so viel Falbeln<sup>294</sup> drin waren. Das.. musste ja dauernd gebügelt werden, das kostete zu viel.. Strom. Und so weiter und so fort. Also.. es war ne Katastrophe!«*

Von Berlin zog die Familie der ›Herrschaft‹ nach einigen Monaten nach Leipzig, woher sie ursprünglich stammte. Neben ihrem Hausdienst musste Erika Weise zweimal pro Woche die Mädchenberufsschule besuchen, denn sie war wie alle Volksschulabsolventinnen für ein Volljahr oder zwei Teilzeitjahre berufsschulpflichtig. Allmählich fühlte sich das unfreiwillige Dienstmädchen, in seiner Individualität – bis hin zur Kleiderwahl – auf bislang ungekannte Weise eingeschränkt, immer einsamer und unglücklicher bei den Verwandten. Im Gespräch erzählt sie mir zunächst ganz neutral, dass sie die Stelle gewechselt habe, doch auf meine Rückfrage, wie sie denn aus Leipzig weggekommen sei, flüstert sie – halb beschämt, halb triumphierend: »Abgehauen! [lacht] Bin in die Berufsschule und bin nicht wieder zurück!«

Sie kehrte heim ins Elternhaus nach Jena, wo sie »zum Glück« wieder aufgenommen wurde. Auch hier lässt sich im Gespräch anfänglich nicht klären, wie es beruflich mit Erika Weise weiterging, doch an späterer Stelle wird verständlich, warum sie zunächst eine mehrmonatige Lücke in ihrer Biographie lässt. In Jena arbeitete sie wieder als Dienstmädchen in verschiedenen Privathaushalten; die letzte Station hier war eine Stelle im Haushalt eines Oberverwaltungsgerichts:

*»Naja! Da gab's immer mal.. Schw.. Schwierigkeiten mit den Herren.. der Schöpfung.*

---

<sup>294</sup> Falbeln = Rüschchen.

*Mit den Herrn Söhnen... Und... das hat kein. So was hat nachher keinen Zweck. Und dann bin ich.. erstmal aufs Land. Ja.»*

Aus diesen zögerlich hervorgebrachten Worten sprechen Erfahrungen sexueller Belästigung und körperlicher Übergriffe, vor denen die junge Frau aufs Land flüchtete. Erika Weise musste die krasseste Konsequenz einer auf Ungleichheit angelegten Macht- und Geschlechterkonstellation am Arbeitsplatz am eigenen Leibe erleben.<sup>295</sup> Sie meldete sich zum freiwilligen Landdienst, der sich vom geplanten einjährigen Zeitraum schließlich auf zwei Jahre ausdehnte. Der Besitzer des landwirtschaftlichen Betriebes in der Nähe von Jena wollte gerne, dass sie eine reguläre Lehre daraus machte, doch Erika Weises Vater hatte nicht das nötige Geld für die Landwirtschaftsschule. Als Vorteil des Landdienstes empfand die damals junge Frau, dass sie nicht mehr berufsschulpflichtig war und auf diese Weise auch dem nationalsozialistischen Arbeitsdienst entkommen konnte.

Nach den zwei Jahren suchte sich Erika Weise neue Arbeit bei einem landwirtschaftlichen Großbetrieb im Eichsfeld. Da der nationalsozialistische Staat großen Wert darauf legte, die allgemeine Landflucht zu stoppen und Anreize für landwirtschaftliche Tätigkeiten zu schaffen, war dieser berufliche Bereich noch am wenigsten von Beschränkungen betroffen, und so hatte Erika Weise relativ große Freiheiten hinsichtlich der Auswahl und des Wechsels von Arbeitsplätzen. An ihren Arbeitsalltag dort erinnert sie sich vorwiegend positiv. Neben der Klage über die körperliche Anstrengung schwingt auch Stolz in ihren Worten mit, wenn sie beschreibt, welche Tätigkeiten sie – das Stadtkind – erlernte und ausübte:

*»Also ich.. ich habe es.. da.. ne sehr gute Familie gehabt. Wenn.. [holt tief Luft] war eben ein Geschäfts-, Landwirtschaftsgeschäftshaushalt! Ein großer Laden. Der musste auch freitags und sonnabends reine gemacht werden. Nicht? Und.. naja, eben dann im Krieg. Mein junger Chef, der die Landwirtschaft machte, der wurde auch eingezogen. War erst in der Nähe und konnte oft mal mit den Kollegen kommen, und konnten ein bisschen was machen auf dem Feld. Aber ich musste damals lernen, die Hackmaschine zu bedienen. Das einzige, was ich in der Landwirtschaft nicht gemacht habe, war Futter hauen. Also, da.. hatte ich wirklich Angst davor. Das sage ich ehrlich. Und ACKERN habe ich nicht gelernt. Sonst habe ich ALLE Landwirtschaftsarbeiten gemacht. Und dadurch bin ich auch heute so kaputt auf den Knochen. Keine Männer. Kartoffel-, Getreidesäcke, alles! Alleine machen müssen.«*

### Im Krieg: Verlobung, Heirat und die Geburt des ersten Kindes

Wieder einmal fühlte sich Erika Weise ganz auf sich alleine gestellt, aber diesmal war sie immerhin in einer Arbeitsumgebung, in der sie sich wohl fühlte. Dort, im Eichsfeld, lernte die Landarbeiterin 1938 ihren zukünftigen Ehemann kennen. Der junge Mann stammte aus einer Arbeiterfamilie der Region; war aber zu jener Zeit im Reichsarbeitsdienst eingesetzt und erhielt

<sup>295</sup> »Dass die Herren der normalen wilhelminischen Bürgerhäuser in der Anstellung, die ein Dienstmädchen bei ihnen nahm, eine Art sexuellen Verfügungsrechts enthalten sahen, dass sie oft ihre Söhne die ersten sexuellen Erfahrungen bei Dienstmädchen machen ließen, ehe die Söhne als für den Bordellbesuch reif erachtet wurden, sind oft betonte und gesicherte Tatbestände.« Theweleit, Klaus: Männerphantasien, Band I, Frankfurt/Main 1977. S. 209. Das von Theweleit geschilderte Phänomen scheint sich auch über die Kaiserzeit hinaus fortgesetzt zu haben.

1939 den Einberufungsbefehl. Erika Weise teilte ihren Eltern brieflich ihren Verlobungswunsch mit. Diese hatten nichts gegen eine Heirat, gaben aber dem Paar folgenden Wunsch mit auf den Weg:

*»Wir haben nüscht ... also, wenn ihr heiraten wollt, und so weiter und so fort, aber schafft euch keene Kinder an. Aber tut uns den einzigen Gefallen und kommt nicht, denkt dran, in Weimar sind Bomben gefallen.«*

Von Erika Weises Familie wurde der junge Mann herzlich empfangen. Eine besonders gute Beziehung baute er zu der damals erst 11-jährigen Schwester von Erika auf. Meine Gesprächspartnerin erzählt, dass er sie verwöhnte und sie einmal in ein Jenaer Spielwarengeschäft mitnahm, wo sie sich etwas aussuchen durfte. Interessant ist, dass es innerhalb der Familie nicht zu Spannungen wegen der politischen Diskrepanzen kam. Erika Weises Ehemann, Schwager und Schwiegervater waren SA-Mitglieder; nach ihrer Interpretation jedoch aus ganz pragmatischen Gründen:

*»Mein ... Mann, mein Schwager und mein Schwiegervater. Aber sie hatten nur eine Uniform. Und konnte immer nur einer in die Versammlung gehen. [lacht] Und dadurch, dass mein Schwiegervater zehn Jahre arbeitslos war, in der Weimarer Republik, und durch HITLER Arbeit gekriegt hat, war das ganz logisch. Und das Rüdigershagen [der Wohnort, E. C.] hatte schon ehe Hitler an die Macht kam, hatte schon den Spitznamen »Hitlershagen«. Nicht?«*

Die Heirat fand am 16. Januar 1941 statt, und die Frischvermählte zog ins Haus des Schwiegervaters. Im Wohnort durfte selbstverständlich nicht bekannt werden, dass ihre Eltern und Großeltern der SPD nahe standen. Schon ein Jahr nach der Hochzeit fiel Erika Weises Ehemann; inzwischen war die erste Tochter geboren. Wegen eines längeren Krankenhausaufenthalts konnte sie ihr Kind aber erst ein halbes Jahr nach der Geburt zu sich nach Hause nehmen:

*E. W.: »Ich hatte, wie ich in der Klinik lag, wie meine Tochter geboren ist, habe ich ... ein Vierteljahr in der Klinik gelegen. Da ... war was schiefgelaufen nach der Geburt. Und.. da hat mein Hausarzt gepfuscht. [...] Ja, nach dem Kind habe ich ja nicht mehr in der Landwirtschaft arbeiten können. Ich war hundertprozentig arbeitsunfähig geschrieben, weil ich so krank war.«*

*I.: »Und wie lange waren sie da zu Hause nach der Geburt?«*

*E. W.: »Also bis ... bis ich sechsundvierzig ... bei Schott angefangen habe. Naja, musste ich eben mit hundert ... Da gab's keene Invalidenrente oder so was, gab's ja nicht.«*

Die folgenden Jahre bis über das Kriegsende hinaus verbrachte die junge Mutter im Haus des Schwiegervaters. Da sie nicht erwerbstätig sein konnte, kümmerte sie sich um ihr Kind und um den Haushalt. Über die Jahre hatte sie sich in der kleinen Gemeinde einen neuen Freundinnenkreis aufgebaut, der jedoch durch verschiedene Schicksalsschläge wieder reduziert wurde. Eine Freundin starb bei der Geburt ihres Kindes, eine zweite zog sich nach dem frühen Tod ihres Ehemanns im Krieg völlig zurück, eine dritte heiratete den Witwer der bei der Geburt verstorbenen Freundin, wodurch es zu Spannungen mit den anderen kam, eine vierte Freundin schließlich hatte einen Offizier geheiratet und fühlte sich – so Erika Weises Wahrnehmung – dadurch als »was Besseres«.

## Erste Rückkehr nach Jena: Arbeiterin im Glaswerk

1946 entschied sich Erika Weise für eine Rückkehr nach Jena und kam abermals vorübergehend bei ihren Eltern unter. Durch den Einmarsch der russischen Truppen und die neue politische Lage veränderte sich die Lebenssituation der Familie grundlegend. Innerhalb kurzer Zeit rückte Frau Weises Stiefmutter in verschiedene politische Führungspositionen auf und konnte dadurch mit ihren guten Beziehungen auch der Stieftochter einige Vorteile verschaffen. Es war die Zeit, in der Erika Weise damit begann, ihre Netzwerke und Freundschaften aufzubauen, die sie bis ans Ende der DDR-Zeit und darüber hinaus aufrecht erhielt.

Anfangs jedoch kam es bei Erika Weises zweiter Rückkehr ins Elternhaus zu Spannungen mit der Stiefmutter. Um die schlechte Lebensmittelversorgung in der Stadt auszugleichen, ging Frau Weise zunächst wieder für einige Monate aufs Land zu ihrer ersten landwirtschaftlichen Arbeitsstelle zurück. Während dieser Zeit musste sich die Stiefmutter in Jena um ihre Enkelin kümmern, »und das hatte ihr ja nicht gepasst.« Aus diesem Grund setzte sie sich dafür ein, dass Frau Weise im Herbst einen Kindergartenplatz für die vierjährige Tochter bekam. Damit war für sie der Weg frei für eine Vollzeitstelle im Jenaer Glaswerk, und die Stiefmutter hatte wieder Zeit, sich um den Aufbau ihrer beruflichen Karriere zu kümmern. Nach einigen Wochen Arbeit bei der Post wurde sie von der sowjetischen Kommandantur mit dem Aufbau des Sozialwesens betraut und war unter anderem an der Gründung des Demokratischen Frauenbunds (DFD)<sup>296</sup> und der Volkssolidarität<sup>297</sup> beteiligt.

Auch Erika Weises dreizehn Jahre jüngere Schwester tendierte politisch wie beruflich in die Nähe der neuen Machthaber. Wegen ihrer schönen Singstimme wollte der Großvater zunächst, dass sie sich in Weimar zur Sängerin ausbilden ließ, und er hatte auch bereits die notwendigen Kontakte geknüpft. Allerdings war Renate Weise damals noch ein Jahr zu jung für die Aufnahme in die Musikhochschule, und da sie nicht warten wollte, entschied sie sich stattdessen für eine Ausbildung zur Journalistin. Sie trat in die SED ein und besuchte für ein Jahr die Parteischule in Berlin. Anschließend holte sie das Abitur nach, absolvierte ein Journalistikstudium in Leipzig und schließlich bekam sie eine Stelle bei der SED-Bezirksleitung in Gera: »Und musste JEDE Rede von dem.. dem damaligen.. Chef, jede Rede musste die arbeiten! Jede. Selbst dort, wo andere sie vorgelegt haben. Ja? Was er sprechen soll.., musste sie durcharbeiten.«

Wann Erika Weise selbst in die SED eintrat, erzählt sie nicht. Fest steht jedoch, dass sie schon bald nach Arbeitsantritt im Glaswerk mit der Gewerkschaftsarbeit begann. Nach ihrer Erinnerung gehörte sie zur Klasse des ersten Lehrgangs der neugegründeten Gewerkschaftsschule 1948, die einen Raum in der dem Glaswerk gegenüberliegenden Gaststätte »Kastanie« angemietet hatte. An den Inhalt des Lehrgangs erinnert sich Frau Weise nicht mehr, doch das üppige Abschlussessen mitten in der Hungerzeit hat sie noch sehr gut im Gedächtnis – schließlich war es ihren guten Beziehungen zu verdanken:

*»Und da sag ich so.. mein Vater, machte zu der Zeit hier.. die Lebensmittelverteilung. Also mir war'n auf dem Wirtschaftsamt gut bekannt. [lacht] [...] Gehen auf's Wirtschaftsamt. .. »Na?«, hab ich gesagt, »bin die Tochter von dem Herrn Weise und.. wie*

<sup>296</sup> Offiziell gegründet in einem Gründungskongress am 7. März 1947. Vgl. Obertreis, Gesine: Familienpolitik in der DDR 1945–1980. Opladen 1986. S. 36.

<sup>297</sup> Soziale Hilfsorganisation der SBZ und DDR, gegründet am 24. Oktober 1945 in Dresden; vom Aufgabengebiet ähnlich – wenn auch nur auf nationaler Ebene – dem Roten Kreuz einzustufen. Die Organisation besteht bis heute.

*sieht's denn aus? Mir ham 'nen Lehrgang... Kannste mir was – .. könnt ihr mir Pferdefleisch geben?» – »Klar!« [lacht] [...] Also, SO hat man eben och was organisiert, nicht? Ich hatte.. Und die sagen immer, der er.. der erste Gewerkschaftslehrgang war der schönste! [lacht]«*

Frau Weise war der Milchflaschenproduktion im Glaswerk zugeteilt, in der fast ausschließlich Frauen arbeiteten. Die vorgefertigten Glasröhren wurden in der richtigen Länge abgesprengt und wieder verschmolzen; im nächsten Arbeitsgang wurde der Flaschenboden hochgezogen und der Hals angesetzt. Schließlich wurden die Milchflaschen mit einer Skala versehen, gestempelt, auf Bleche gestellt und in den Brennofen »eingetragen«. In der Endkontrolle wurde die mangelhafte Ware aussortiert und der Rest der Flaschen verpackt. Brigitte Lohmann beschreibt (Kap. IV.3) einen freiwilligen Arbeitseinsatz »in der Milchflasche« als besonders anstrengend, wegen des Lärms der klirrenden Flaschen, des hohen Arbeitstempos und der Verletzungsgefahr. Erika Weise arbeitete als ungelernte Arbeiterin im Werk. Von mir daraufhin befragt, ob sie sich nicht eine Aufstiegsmöglichkeit gewünscht habe, antwortet sie, man habe ihr 1948 angeboten, ins chemische Labor zu wechseln: »Das.. war nicht mein.. Das WAR nicht mein Fall.« Mehr will sie dazu nicht sagen.

Kurz nachdem Erika Weise im Glaswerk zu arbeiten begonnen hatte, bekam sie über die Vermittlung ihrer Stiefmutter auch eine eigene Wohnung für sich und ihre Tochter, sowie die nötigsten Möbel. Da Frau Weise in der Zweifachschicht arbeitete, war die gerade schulpflichtig gewordene Tochter oft alleine: »Aber das klappte dann nicht mehr auf Dauer.. und da hatte ich Ärger. Und dadurch war die dann.. später.. nach Oberweimar ins Kinderheim gekommen.« Anders als bei Frau Lohmann und Frau Czerny, erklärte sich in diesem Fall die Großmutter nicht bereit, die Tochter bei der Betreuung des Enkelkinds zu unterstützen. Im Gegenteil, während der ersten Monate zurück in Jena, hatten sich die »typischen« Rollen der Großmutter als Kindermädchen und der Mutter als Geldverdienerin geradezu umgekehrt: »Na.. ging meine Mutter auf die Post [arbeiten, E. C.].. Und ich hab den Haushalt gemacht.« Die öffentlichen Betreuungsangebote waren Ende der 1940er Jahre noch nicht so ausgebaut, dass sie ihr Kind bei sich hätte behalten können. Man merkte Erika Weise im Gespräch ihr bis heute andauerndes Unbehagen über die damalige Situation an. Obwohl ich ihr mit keiner Miene oder Bemerkung eine Missbilligung signalisierte, rechtfertigte sie ihre Entscheidung für das Kinderheim gleich: »Na, irgendwas verdienen musste ich ja!«

## **Zweite Wanderjahre: Bürgermeisterin und Heimleiterin**

1952 folgte Erika Weise der SED-Kampagne »Industriearbeiter aufs Land« und ließ sich als »Instrukteurin für Literatur« nach Eisenberg versetzen. Nähere Angaben über ihre Motive zu diesem Schritt macht sie nicht, doch es war für ihren Status in der DDR von Vorteil, dass sie im neuen »Arbeiter- und Bauernstaat« bereits Erfahrungen in der Landwirtschaft und als ungelernte Arbeiterin vorweisen konnte. Während ihrer Eisenberger Zeit verliebte sich Erika Weise in einen verheirateten Mann, einen höheren Parteifunktionär, und wurde ungewollt schwanger. Er hatte ihr zunächst die Scheidung von seiner Frau versprochen, kehrte dann aber doch zu dieser zurück und Erika Weise befand sich zum zweiten Mal in der Rolle der alleinerziehenden Mutter. Später bekam sie einen sehr kränkenden Brief von ihrem ehemaligen Liebsten:





Abb. IV.14.: Unterrichtsraum der Betriebsgewerkschaftsschule im Gasthof »Kastanie« gegenüber dem Jenaer Glaswerk (Unternehmensarchiv SCHOTT JENAer Glas GmbH)



Abb. IV.15.: Teilnehmerinnen und Teilnehmer eines Lehrgangs in der Betriebsgewerkschafts-schule (Quelle: Unternehmensarchiv SCHOTT JENAer Glas GmbH)

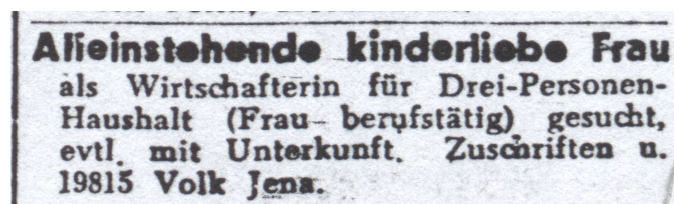


Abb. IV.16.: Stellenangebot für eine Wirtschaftlerin im Privathaushalt. Solange das Kinderbetreuungsangebot in der DDR nicht ausreichend war, blieb für voll berufstätige Mütter, die niemanden für die entsprechende Aufgabe im Verwandten- und Nachbarschaftskreis finden konnten, nur noch die Möglichkeit, sich auf eigene Kosten eine Betreuerin zu suchen. (Quelle: Jenaer Tageszeitung »Das Volk« vom 1.2.1951)

#### IV.5. Glasarbeiterin, Bürgermeisterin und zurück – Erika Weise

*»Dann kriegte ich auch mal 'nen Brief: »Ich schäme mich nicht, [...] dass ich noch ein Kind habe, aber ich schäme mich, dass ich's mit DIR habe«. So. Und das war genug. [...] Aber ein Glück – ... der ist neunundsechzig gestorben, an Blasenkrebs. .. Und da hab ich gesagt, »da bin ich vielem aus dem Weg gegangen«. ... Nicht? ... Tja.«*

Von gesellschaftlichen oder beruflichen Sanktionen wegen ihrer unehelichen Schwangerschaft erzählt Erika Weise nichts. Im Gegenteil, sie wurde von Parteifreunden dazu aufgefordert, eine Stelle als Bürgermeisterin in einer Landgemeinde nahe Eisenberg anzutreten:

*»Also ... da hab ich, das sag ich ganz ehrlich, da habe ich ... zwee Stunden geheult! [lacht] So. Das kann ich nicht! Das schaff ich nicht! Und das ... naja. Aber sie haben ... es blieb mir nischt anderscht übrig. Ich ... musste »ja« sagen. Und ... Fuchsdorf<sup>298</sup> habe ich auch nicht bereut.«*

Den plötzlichen Wechsel von der ungelernten Arbeiterin zur verantwortlichen Leitungsposition als Bürgermeisterin hatte Erika Weise – nach ihren eigenen Worten - nicht von sich aus angestrebt. Im Gegenteil, sie traute sich eine solche Aufgabe nicht zu. Ihr Selbstbewusstsein im Berufsleben hatte sie bis dahin nur in beschränktem Maße erproben können, denn bisher hatte sie zwar schon mehrmals sehr hart arbeiten müssen, war in der Landwirtschaft auch mit manchen Aufgaben auf sich allein gestellt, doch in persönlicher Verantwortung und als Vorgesetzte hatte sie noch keinerlei Erfahrung. In Bezug auf ihre zweite Schwangerschaft wollte sich Erika Weise dieses Mal von Anfang an um ihr Kind kümmern:

*»Und... dann hab ich mir aber gedacht... du möchtest mal ein Kind von klein auf großziehen. Deine Tochter hast du erst gekriegt, da war sie schon fast ein halbes Jahr! Ja? Du möchtest mal eens von klein auf großziehen.«*

Doch dazu sollte es nicht kommen, denn schon kurz nach der Geburt im Jahr 1953 und dem Antritt ihres Bürgermeisterpostens hatte Erika Weise einen schweren Unfall als Beifahrerin auf einem Motorrad. Am linken Ellbogen erlitt sie einen komplizierten Trümmerbruch. Dieses Mal gab es allerdings noch größere Probleme mit der Versorgung des Kleinkinds. Ehe Frau Weise sich zur Operation in ein Krankenhaus begeben konnte, musste sie sich an verschiedene Stellen wenden, um schließlich einen Platz für die Tochter im neuen Thalbürgeler Kleinstkinderheim zu bekommen. Außerdem hatte sie große Probleme mit der Bewilligung des Krankengelds. Wieder musste sie ein Vierteljahr im Krankenhaus verbringen. Auf seltsame Weise wiederholte sich die Geschichte ihrer ersten Schwangerschaft. Trotz ihrer guten Beziehungen war die alleinerziehende Mutter zahlreichen Sorgen ausgesetzt, ehe sie sich um ihre eigene Rekonvaleszenz kümmern konnte. Frau Weises zweite Tochter blieb während ihrer ersten zwei Lebensjahre in dem Kinderheim, da die Mutter mit ihrem dauerhaft geschädigten Arm nicht in der Lage war, ihr Kind hochzuheben oder zu tragen.

Nach diesen zwei Jahren gelang es Erika Weise für eine Zeitlang, mit ihren beiden Töchtern in Fuchsdorf<sup>299</sup> zusammenzuleben. Ihre Arbeit als Bürgermeisterin machte ihr trotz der

298 Ortsname anonymisiert, Gemeinde nahe Eisenberg/Thüringen.

299 Ortsname anonymisiert, Gemeinde nahe Eisenberg/Thüringen.

anfänglichen Bedenken große Freude. Zunächst waren die Einwohner sehr misstrauisch, denn sie mussten nicht nur akzeptieren, dass sie zum ersten Mal in ihrer Geschichte einen weiblichen Bürgermeister an ihrer Spitze hatten, sondern auch mit den neuen Bedingungen der – ab 1953 zunehmend erzwungenen – landwirtschaftlichen Kollektivierung<sup>300</sup> zurechtkommen. Doch durch ihre langjährige Erfahrung in der Landwirtschaft gelang es Erika Weise allmählich, das Vertrauen der meisten Dorfbewohner zu gewinnen:

*»Und da hat der gesagt – sollte ich zwar nicht hören, aber ich hab's gehört: »Mensch, die können wir nicht für dumm verkoofen!« Und da sag ich: »Nee, ihr KÖNNT mich auch nicht für dumm verkaufen.« Ich sage: »Ich hab nämlich in der Landwirtschaft gelernt!« »Ach sooo!« Und dann, von da an.. war alles klar.«*

In Verwaltungsarbeiten hatte Frau Weise hingegen bislang kaum Erfahrungen gesammelt, und so gibt sie offen zu, dass sie sehr auf die Hilfe ihrer Sekretärin und ihres Buchhalters angewiesen war, von denen sie starke Unterstützung bekam. Den Stolz über ihre Position an der Spitze einer Gemeinde drückt Erika Weise nicht direkt aus. Doch beim Erzählen einer kleinen Episode ist ihr anzumerken, wie sehr sie sich über die Anerkennung von außen freute, insbesondere wenn sie – wie im geschilderten Fall – von ihrem ehemaligen obersten Chef, dem Werkleiter des Jenaer Glaswerks Albert Heintz kam:

*»Und dann sitzt in der Gastwirtschaft [in Fuchsdorf<sup>301</sup>, E. C.] Albert Heintz und Auer Fritz! .. Und der Fritz kannte mich nu besser wie der Heintz Albert. Fritz: »Mensch, sage mal, was machtest du hier in Fuchsdorf<sup>302</sup>?«. Und da sagt unser Wirt: »DAS ist unsere BÜRGERMEISTERIN!«. Da sagt der Heintz Albert drauf: »Was alles aus a Schottianer wern kann!« [lacht] Also, das vergess ich nicht wieder, wie er das.. »Was alles aus a Schottianer wern kann!«. Ja. Das mal so 'ne Episode...«*

Eine ältere Dame aus der Nachbarschaft kümmerte sich vormittags um Erika Weises kleine Tochter, und nachmittags, oder wenn die Bürgermeisterin abends an Versammlungen teilnahm, passte die ältere Schwester auf die jüngere auf. Nach ihrem Schulabschluss sollte die Ältere jedoch für eine Ausbildung in eine andere Gemeinde umziehen, und die fünfjährige Schwester konnte abends nicht alleine gelassen werden. Wieder war eine Betreuung durch die Großmutter nicht möglich: »Und.. naja, meine Mutter hat nicht viel Zeit gehabt. Meine Mutter war.. in Eisenberg Kreissekretärin. Da ist es MIR nicht leichtgemacht geworden. Ja?«

Während die Mutter auf der Funktionärsleiter immer weiter nach oben kletterte, bekam die Tochter zunehmend Probleme durch die Verwandtschaft mit ihr, die als Kreissekretärin direkt zuständig für die Betreuung von Fuchsdorf<sup>303</sup> war. Das Beziehungsnetz brachte ihr nicht nur Vorteile, sondern auch die misstrauische Beobachtung durch das Umfeld ein. Deswegen, und aufgrund der ungelösten Situation mit der Kinderbetreuung, trat Erika Weise 1958 einen neue Stelle an. Und wieder lief die Stellenvergabe über die Verbindungen der Mutter:

300 Zum Prozess und den Problemen der landwirtschaftlichen Kollektivierung in der DDR vgl. Schier, Barbara: Alltagsleben im »Sozialistischen Dorf«. Merxleben und seine LPG im Spannungsfeld der SED-Agrarpolitik 1945-1990. Münster 2001. Besonders »Der Weg zur Zwangskollektivierung«, S. 66–69.

301 Ortsname anonymisiert, Gemeinde nahe Eisenberg/Thüringen.

302 Ortsname anonymisiert, Gemeinde nahe Eisenberg/Thüringen.

303 Ortsname anonymisiert, Gemeinde nahe Eisenberg/Thüringen.

*»[...] und in Parwitz<sup>304</sup> gab's ein Feierabendheim. Und die Leiterin dort, die ich eben auch sehr gut kannte, die EIGENTLICH mit meiner Mutter, die war.. muss ich auch noch dazu sagen, die hat den DFD<sup>305</sup> mitgegründet [...] und hat.. ist dann Stadträtin geworden. [...] Und.. naja. Dann hab ich dort im Feierabendheim angefangen. Weil die Leiterin war gestorben. Die hatte.. Darmkrebs und die war gestorben. Und hatten sie mir den Posten angeboten. Und das war's damals die LÖSUNG.«*

Im Altenheim konnte Frau Weise ihre kleine Tochter immer um sich haben, und die Bewohner rissen sich geradezu um die Gesellschaft des kleinen Mädchens. Trotzdem entspannte sich das Leben für Erika Weise nicht. Die bisherige Bürgermeisterin von Parwitz<sup>306</sup> wurde in eine andere Gemeinde versetzt; daraufhin übernahm Erika Weise für drei Jahre ihre Position. In der Zwischenzeit hatte Frau Weise außerdem eine schwere Gallenoperation und erkrankte kurz darauf an einer chronischen Bauchspeicheldrüsenentzündung. Zudem funktionierte die Zusammenarbeit mit den Ortsbewohnern in Parwitz<sup>307</sup> weitaus schlechter als zuvor in Fuchsdorf<sup>308</sup>: »Und das war.. ein hartes Pflaster.. ...« Erika Weise spezifiziert die Art der Schwierigkeiten in Parwitz<sup>309</sup> nicht näher, doch es ist nicht auszuschließen, dass die Bürgermeisterin so stark angefeindet wurde, weil gerade zu der selben Zeit eine staatliche Kampagne zur Vollendung des Kollektivierungsprozesses in der Landwirtschaft betrieben wurde. »Die Aktion zur vollständigen Kollektivierung allerdings ging nur aufgrund massiver Agitation, Druck und Nötigung vonstatten«<sup>310</sup>, schreibt Barbara Schier in ihrer Studie über das »Alltagsleben im »Sozialistischen Dorf««. »Agitatorenbrigaden wurden in die Dörfer geschickt und setzten mit Sprechhören und in Einzelgesprächen, unablässig, Tag und Nacht, die Bauern unter Druck. Es gab auch Drohungen wegen Ablieferungsrückständen und polizeiliche Gewalt. Ende Januar 1960 begann die Schlussphase der Kollektivierung, die Mitte April abgeschlossen war. Innerhalb von nur drei Monaten wurde ebensoviel Land kollektiviert wie in den 7 1/2 Jahren seit Gründung der ersten LPG 1952 [...]«.<sup>311</sup> Dass unter solchen Bedingungen die Position einer dörflichen Bürgermeisterin, zwischen den staatlichen Zielvorgaben einerseits und den Vorstellungen der Landwirte andererseits, extrem spannungsreich war, ist leicht vorstellbar. 1961 verließ Erika Weise das Dorf aus, wie sie sagt, »gesundheitlichen Gründen.«

Der genaue Verlauf der Jahre bis zu Frau Weises Rückkehr ins Jenaer Glaswerk 1964, ist nicht eindeutig zu klären. In einer späteren Erzählpassage streitet sie ab, schon 1961 Parwitz<sup>312</sup> verlassen zu haben, obwohl sie zuvor beteuert hatte, sie wisse das noch genau, weil es im Jahr des Mauerbaus geschehen sei. Auf jeden Fall hatte sie in den Jahren vor Jena immer wieder verschiedene Kur- und Krankenhausaufenthalte wegen ihres schlechten Gesundheitszustands. Vom Vorsitzenden des Rats des Kreises, in dem die Mutter aufgrund ihrer Pensionierung inzwischen

304 Ortsname anonymisiert, Gemeinde im östlichen Thüringen.

305 Demokratischer Frauenbund Deutschlands, Frauenorganisation der DDR.

306 Ortsname anonymisiert, Gemeinde im östlichen Thüringen.

307 Ortsname anonymisiert, Gemeinde im östlichen Thüringen.

308 Ortsname anonymisiert, Gemeinde nahe Eisenberg/Thüringen.

309 Ortsname anonymisiert, Gemeinde im östlichen Thüringen.

310 Schier, Barbara: Alltagsleben im »Sozialistischen Dorf«. S.69.

311 Ebd.

312 Ortsname anonymisiert, Gemeinde im östlichen Thüringen.

nicht mehr fungierte, wurde sie aufgefordert, nach Parwitz<sup>313</sup> zurückzukehren:

*»Dreiundsechzig ist mein Vater gestorben. [...] Und da hab ich schon gesagt, ich sage, »ich KANN das in Parwitz<sup>314</sup> nicht mehr. Ich schaff das nich!«. Und ich sollte wieder ins Feierabendheim zurück. Und da sage ich, »DAS kann ich jetzt nicht mehr. Nachdem jemand anders da drinne alles umgestellt hat, kann ich NICHT wieder zurück.« Und ich sage, »das mach ich auch nicht!« [...]*

*Und da kriegte ich ein Schreiben von dem Vorsitzenden, ich sollte nun endlich.. einwilligen, dass ich ins Feierabendheim gehe. Sie hätten sich in Jena erkundigt. Ich würde in Jena nie ne Arbeit und nie.. Wohnung kriegen. So. Weil Schotts würde mich nicht wiedernehmen und Arbeit und Wohnung kriegte ich bei.. in Jena auch nicht. So. Und dann hab ich mich s-, also, über den Brief, wie der verfasst war, hab ich mich DERMASSEN aufgeregt, dass ich eben nachts nen Arzt brauchte. [...] Und da hat DER mir ein Schreiben geschrieben. Dass ich bei MEINER Krankheit niemals eine Funktion übernehmen darf, wo ich Verantwortung habe. Weil sich DAS auf das chronische.. Pankreatitis.. schadhaft auswirkt... «*

Die Krankheit sorgte dafür, dass Frau Weise keine verantwortungsvolle Erwerbsarbeit mehr ausüben sollte. Erika Weise setzte alles daran, um nach Jena zurückzukommen. In der Interpretation erscheinen Erika Weises Jahre in Parwitz<sup>315</sup> als die konflikt- und spannungsreichsten in ihrer Biographie, gerade weil sie über diese Zeit nur wenig und dann nur Widersprüchliches erzählt. Sie muss, nicht nur wegen ihrer Krankheit, unter fextrem großen Druck gestanden haben, weil sie all ihre verbliebenen Energien dafür aufwendete, nach Jena und auf einen einfacheren Arbeitsplatz zurückkommen zu dürfen<sup>316</sup>. Vom Stolz auf ihre Karriere als Bürgermeisterin ist ihr zu diesem Zeitpunkt nichts mehr anzumerken.

## Zweite Rückkehr nach Jena: Arbeiterin im Glaswerk

Eine Wohnung zu bekommen, war Mitte der 1960er Jahre in Jena noch besonders schwer. Abgesehen davon, dass das Wohnungswesen staatlich bewirtschaftet wurde und quasi kein freier

313 Ortsname anonymisiert, Gemeinde im östlichen Thüringen.

314 Ortsname anonymisiert, Gemeinde im östlichen Thüringen.

315 Ortsname anonymisiert, Gemeinde im östlichen Thüringen.

316 Oberflächliche, aber dennoch auffällige Parallelen zu diesem Muster einer wegen Überarbeitung, der aufreibenden Differenz zwischen staatlichen Vorgaben und den realen Bedürfnissen der von ihr betreuten Menschen, und der daraus resultierenden »nervlichen Belastung«, aufgrund derer eine (Partei-)karriere abgebrochen bzw. »zurückgefahren« wird, finden sich in einem Interview im Rahmen des Niethammer-Projekts zur Biographieforschung in der DDR. Die 1928 geborene Frau – auch sie die älteste Tochter in ihrer Familie! –, war von der unterprivilegierten Arbeiter-tochter im Nationalsozialismus in der DDR-Zeit zu einer »Direktorin für Soziales« in einem industriellen Großbetrieb aufgestiegen, und dann »auf »eigenen« Wunsch« in eine Halbtags-tätigkeit gewechselt, »weil ihr Mann und sie selbst krank geworden waren.« Die Passage, in der die Interviewte diesen Schritt erläutert, ähnelt in der Argumentation und der Berufung auf ärztliches Urteil verblüffend den Ausführungen Erika Weises zu ihrem Rücktritt vom Bürgermeisterposten: »Ich bin so'n Typ, der vieles ernst nimmt, aber ich bin nicht einer, der das nach außen so abreagieren kann. Und ich hab da sehr unter Magengeschwüren gelitten, die sich regelmäßig einstellten und wo die Ärzte eben der Meinung waren, das ist 'ne Auswirkung der nervlichen Belastung.« Wierling, Dorothee: Die älteste Schwester. Bertha Uhlig, Direktorin für Soziales, 59 Jahre. In: Niethammer, Lutz /Plato, Alexander von/Wierling, Dorothee (Hg.): Die volkseigene Erfahrung. S. 478–498. Hier: S. 497.

#### IV.5. Glasarbeiterin, Bürgermeisterin und zurück – Erika Weise

Wohnungsmarkt mehr existierte, mangelte es generell an Wohnraum. Erst ab den 1970er Jahren entstanden die großen Plattenbausiedlungen am Stadtrand. Bereits 1958 hatte sich Erika Weise über den Rat des Kreises bemüht, sich für eine Wohnung in Jena vormerken zu lassen, also zu einem Zeitpunkt, an dem sie ihre konkrete Rückkehr noch gar nicht geplant hatte. Nach mehreren vergeblichen Briefen an den Kreisrat, den Stadtrat und das Wohnungswirtschaftsamt besann sie sich schließlich auf einen alten Kontakt aus ihren ersten Bürgermeisterjahren. Damals war ein bestimmtes Kreisleitungsmitglied den weiblichen Bürgermeisterinnen zur Unterstützung als »Pate« zugewiesen worden. Inzwischen war aus dem Kreisleitungsmitglied der Jenaer Oberbürgermeister geworden:

*»Da habe ich gesagt, »das ist jetzt meine LETZTE Rettung!«. Und da habe ich ihn angeschrieben, und habe ich auch geschrieben: »Als ich dem Ruf unserer Partei »Industriearbeiter aufs Land!« gefolgt bin, habe ich mir nie einrichte... EINtr.. bilden können, dass ich nie wieder in meine Heimatstadt zurück kann.« Und DA kriegte ich eine Zuzugsgenehmigung. [...] Ich habe gesagt, »Ja! Beziehungen sind alles!«. .. Ich sage, »Schott war froh, dass ich komm, .. und mein Walter Windrich hat sich gefreut, dass er mir helfen konnte!« [lacht]«*

Nachdem schließlich auch eine Wohnung gefunden war, konnte Erika Weise zurückkehren an ihren Arbeitsplatz bei Schott »in der Milchflasche.«

*E. W.: »[...] Es war sooo schön, produktionsmäßig zu arbeiten! [...] Hab ich mich drauf gefreut, weil man da wieder sieht, was man macht! Nicht? [...]«*

*I.: »Also, Sie haben's dann nicht vermisst, ähm, »Chef« zu sein?«*

*E. W.: »Nein. Nein. Ich war froh, dass ich's los war. Also, in Parwitz<sup>317</sup> war ich WIRKLICH froh, dass ich's los war ... «*

Neben ihrer Arbeit engagierte sie sich wieder in der Gewerkschaft und beim betrieblichen Frauenausschuss. Für einen beruflichen Aufstieg interessierte sich die Mittvierzigerin jedoch nicht, obwohl sie als Parteimitglied sicher die Chance dazu bekommen hätte. Wegen ihrer zahlreichen gesundheitlichen Probleme wäre eine Weiterqualifizierung jedoch möglicherweise schwierig geworden; so investierte Erika Weise ihre verbliebene Energie lieber in ein Engagement außerhalb ihres Arbeitsplatzes. Eigentlich war ihre Pensionierung mit dem Erreichen ihres 60. Lebensjahr für 1979 angesetzt, doch im Betrieb überredete man sie, noch bis zur Einstellung der Milchflaschenproduktion im Januar 1980 weiterzuarbeiten: »Und so .. habe ich eben '80.. bin ich.. wohlverdienter Rentner des V-..[lacht] geworden. Habe WUNDERBARE Geschenke gekriegt. Bin sehr geehrt worden.« Die DDR-Formel vom »wohlverdienten Rentner des Volkes« bricht Frau Weise mit einem verlegenen Lachen ab, weil sie es wohl als nicht angemessen betrachtet, der westdeutschen Interviewerin gegenüber Stolz auf eine DDR-Auszeichnung auszudrücken, doch die freudige Erinnerung an den ehrenvollen Abschied vom Werk ist ihr anzumerken.

<sup>317</sup> Ortsname anonymisiert, Gemeinde im östlichen Thüringen.



Abb. IV.17.: Milchflaschenproduktion im Jenaer Glaswerk. Undatiert. (Quelle: Unternehmensarchiv SCHOTT JENAer Glas GmbH)



## Resümee: Sozialismus als Chance? Einzelkämpferin und Netzwerke

Brigitte Lohmann und Erika Weise wurden fast zur selben Zeit in der selben Stadt geboren. Sie wuchsen materiell unter ganz ähnlichen Bedingungen auf, sie heirateten im Krieg, bekamen ein Kind und verloren den Ehemann; trotzdem erlebten sie die Jahre der Kindheit, des Erwachsenwerdens, des beruflichen und privaten Alltags ganz unterschiedlich:

»Ja, was soll ich sonst.. noch.. Also, ehrlich gesagt, ich will mal sagen, ich.. freue mich, dass ich vierzig Jahre in der DDR gelebt habe. Da.. Weil ich wirklich alles.. GENIESSEN konnte, was.. angeboten worden ist.«

Nach den ersten zehn Gesprächsminuten zieht Erika Weise unvermittelt dieses kurze Resümee. Es ist die einzige Äußerung im Interview, mit der sie ihr bisheriges Leben zusammenfassend reflektiert. Ansonsten nimmt sie im Blick auf ihre Biographie häufig den Standpunkt einer Beobachterin von außen ein, die scheinbar neutral erzählt. Allerdings drückt auch diese Wahl eines Standpunkts eine bestimmte Perspektive aus, denn »es gibt keine objektive Erinnerung. Man kann sich nur dann an etwas erinnern, wenn man dem Erlebten eine Bedeutung zumisst.«<sup>318</sup>

Der Blick von außen auf Erika Weises Biographie lässt bei der Betrachtung der geschilderten Ereignisse nicht unbedingt zuerst vermuten, dass das Genießen eine große Rolle in ihrem Leben gespielt habe, angesichts der Schicksalsschläge und Krankheiten in einer selbst für ein Kriegs- und Nachkriegsleben ungewöhnlichen Häufung. Aber scheinbar brachte Erika Weise die vom Sozialismus geprägte Nachkriegszeit bislang ungekannte Chancen, denn in den Jahren des Nationalsozialismus hatte sie keinen Zugang zu Privilegien oder Gelegenheit für eine individuelle Weiterentwicklung; auch das private Glück war nur von kurzer Dauer gewesen und endete tragisch.

Für ihre positive Identifikation mit der neu etablierten, beziehungsweise von außen installierten, Kultur- und Gesellschaftsordnung sprachen mehrere Faktoren. Sie war in einer sozialdemokratisch stark engagierten Familie aufgewachsen, und ihre Eltern übernahmen gleich nach dem Beginn der sowjetischen Besatzung wichtige Führungspositionen in der Stadt. Erika Weises berufliche Prägung als Land- und Industriearbeiterin machte sie zu einer fast idealtypischen Vertreterin des am Muster der Sowjetunion orientierten ›Arbeiter- und Bauernstaats‹ DDR. So hatte sie von Anfang an eine günstige Startposition und besaß in ihrem Rücken stets ein Netzwerk, auf das sie bei der Bewältigung diverser Probleme zurückgreifen konnte.

Ihr berufliches Spektrum erstreckt sich von der ungelerten Glasarbeiterin bis zur Gemeindegemeindermeisterin. In Kategorien von Verantwortlichkeiten, Führungsfunktion, Kompetenzen, Macht und Entscheidungsbefugnissen gedacht, weist Erika Weises beruflicher Werdegang extreme Unterschiede und Brüche auf. Aus dem Gespräch mit ihr könnte man schließen, dass sie ihren sozialen Status weniger über ihre berufliche Tätigkeit als ihr kontinuierliches gesellschaftspolitisches Engagement definierte und insofern ganz dem Selbstverständnis einer sich auf die ›Diktatur des Proletariats‹ berufenden Gesellschaft folgte. Die Umstände ihrer Rückkehr ins Glaswerk 1964 sprechen allerdings für eine Erweiterung dieser politisch-sachlichen Sichtweise: Man gewinnt

318 Bertaux, Daniel/Bertaux-Wiame, Isabelle: Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«. S. 146–165. Hier: S. 151. Hervorhebung im Original.

den Eindruck, dass da eine – möglicherweise naiv-idealistische – junge Frau für die Zwecke der Partei ›verheizt‹ worden ist. Trotz ihrer optimalen Vernetzung mit Angehörigen der neuen ›Elite‹, und ihres baldigen Eintritts in die SED, hat sie keinen wirklichen Aufstieg geschafft. Stattdessen setzte man sie völlig unvorbereitet an der Basis als Gemeindebürgermeisterin ein, in der unmittelbaren Auseinandersetzung mit den misstrauischen Dorfbewohnern, konfrontiert mit staatlichen Vorgaben und landwirtschaftlichen Abgabesolls. In ihrer ersten Gemeinde hatte sie noch das Glück, wenigstens vor Ort optimal unterstützt zu werden. In ihrer zweiten Gemeinde jedoch war die Konstellation ungünstiger, und der staatliche Druck auf die Bauern fiel zu jener Zeit deutlich massiver aus. Erika Weise empfand die Belastung, verstärkt durch ihre zunehmend angegriffene Gesundheit, schließlich so enorm, dass sie quasi ›um jeden Preis‹ nach Jena zurück wollte. All ihre noch verfügbare Energie verwendete sie darauf, Wohnung und Arbeitsplatz in ihrer Heimatstadt zu finden.

Warum hat Erika Weise einen dauerhaften Aufstieg nicht geschafft? Es wäre zu einfach, ihr mangelnde Motivation zu unterstellen, schließlich arbeitete sie kontinuierlich in den verschiedenen Parteiorganisationen mit. Beim näheren Blick auf das Ende ihrer zweiten Bürgermeisterkarriere in Parwitz<sup>319</sup> treten interessante Gesichtspunkte zutage. Im Fall von Erika Weise wirkten sich gute Beziehungen zu Parteigrößen nicht nur vorteilhaft, sondern auch negativ aus. Darüber hinaus hatte Erika Weise kurz vor der Beendigung ihrer Amtszeit in Parwitz<sup>320</sup> auch Probleme mit der Organisation der Kinderbetreuung. Insgesamt schildert Frau Weise immer wieder massive Probleme bezüglich der Vereinbarkeit ihrer Berufstätigkeit mit ihren Familienaufgaben. Obwohl sie schon früh die staatlichen Betreuungseinrichtungen in Anspruch nehmen konnte, war sie bei der konkreten Bewältigung ihrer ›Familienangelegenheiten‹ immer wieder auf sich alleine gestellt. Auffällig sind die starken Selbstzweifel, die Erika Weise während ihrer Berufsjahre immer wieder äußerte (»Da hatte ich wirklich Angst vor«, »Ich kann das nicht«, »Und da habe ich erstmal eine Stunde geheult«, »Ich schaff das nicht«). Auch wenn derartige Ängste angesichts neuer Aufgaben keineswegs ungewöhnlich sind, spiegeln sie langfristig einen deutlichen Mangel an Selbstbewusstsein, der darin resultierte, dass Erika Weise sich schließlich wieder in einen Aufgabenbereich ohne Leitungsverantwortung zurückzog.

Im Vergleich mit ihr haben die fünfzehn Jahre ältere Stiefmutter und die zehn Jahre jüngere Halbschwester politisch und beruflich ›Karriere gemacht‹. Zunächst zur Stiefmutter: Sie hatte 1929 zugunsten der Betreuung ihrer beiden Stiefkinder ihr Medizinstudium abgebrochen und bis 1945 als Hausfrau gelebt, abgesehen von drei Jahren Pflichtarbeit in der Rüstungsindustrie. Als der Krieg zu Ende war, waren zwei der drei Kinder erwachsen, das dritte stand kurz vor dem Volksschulabschluss und galt dementsprechend als fast erwachsen. Ohne familiär eingeschränkt zu sein, konnte sie sich ihren beruflichen und politischen Interessen widmen. Innerhalb weniger Jahre wurde sie zunächst Stadträtin, dann Kreissekretärin. Anders als die Mütter von Frau Czerny und Frau Lohmann, lehnte sie die traditionelle Großmutterrolle ab, und setzte zwar ihre Beziehungen ein, um der Stieftochter Wohnung und Kinderbetreuung zu verschaffen, doch ihr Enkelkind wollte sie nicht zu Hause betreuen. Sie nutzte stattdessen ihre verspäteten Möglichkeiten zur Selbstverwirklichung. Solange die öffentlichen Betreuungsnetzwerke noch nicht den Bedürfnissen entsprechend ausgebildet waren, und innerhalb der Familien die männlichen Mitglieder als

319 Ortsname anonymisiert, Gemeinde im östlichen Thüringen.

320 Ortsname anonymisiert, Gemeinde im östlichen Thüringen.

potentielle Kinderbetreuer konsequent ausgeblendet blieben, war die volle Berufstätigkeit und Identifikation mit dem Beruf für eine Frau mit Kindern anscheinend immer nur auf Kosten einer anderen Frau möglich.

Die 1932 geborene Halbschwester von Erika Weise stand bei Kriegsende gerade ganz am Anfang ihrer beruflichen Pläne. Als Tochter einer Funktionärsfamilie standen ihr im neuen Staat alle Möglichkeiten offen. Über den Weg der Parteischule in Berlin und des Journalistikstudiums in Leipzig beendete sie ihre Ausbildung Mitte der fünfziger Jahre und heiratete in den 1960er Jahren zu einem Zeitpunkt, an dem bereits eine ausreichende Ganztagskinderbetreuung an ihrem Wohnort geschaffen war. Wie die berufliche und politische Karriere der Schwester im einzelnen verlief, darüber sagt sie nichts, aber sie war bis mindestens 1989 in ihrem Beruf tätig.

Erika Weise steht mit ihrem Lebensweg zeitlich genau zwischen diesen beiden Frauen. Als Jugendliche und junge Erwachsene aus sozialdemokratischem Elternhaus standen ihr aufgrund der nationalsozialistischen Lenkungs politik nur wenige Berufswege offen. Wenn ihr Ehemann nicht im Krieg gefallen wäre, hätte sie sich möglicherweise auch mit der Rolle der Vollzeithausfrau anfreunden können, doch als alleinerziehende Mutter war klar, dass sie für ihren Unterhalt zu sorgen hatte. Mit dem entsprechend günstigen politischen Hintergrund und dem erklärten Willen, sich mit den neuen gesellschaftspolitischen Zielen zu identifizieren, ergab sich nach 1945 zunächst eine gute Ausgangslage für Erika Weises Berufsweg. Es war ihr, wie sie betont, auch wichtig, zum Gelingen des neuen Staates beizutragen. Da sie sich jedoch um die Betreuung eines vierjährigen Kindes kümmern musste, waren ihre konkreten Möglichkeiten wieder stark eingeschränkt. In den folgenden Jahren schien sich Erika Weises familiäre und berufliche Situation zunächst zu konsolidieren. Sie bildete sich weiter, besuchte die Gewerkschaftsschule, übernahm politische Funktionen an der Basis und meldete sich freiwillig für den Aufbau kultureller Arbeit auf dem Lande. 1952 verliebte sie sich, wurde schwanger – und von ihrem Partner verlassen. Wieder war sie alleinerziehende Mutter eines kleinen Kindes, und wieder stand sie vor Schwierigkeiten bei der Vereinbarung ihrer beruflichen mit den familiären Aufgaben. Sie hatte keinen Rückhalt durch eine ›betreuende Großmutter‹; öffentliche Kinderbetreuungseinrichtungen waren noch nicht so verbreitet und an die tatsächlichen Bedürfnisse angepasst. Zudem fraßen die schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in der ›Aufbauzeit‹ alle Kräfte der Bürgermeisterin. Am Ende, belastet auch durch etliche Krankheiten, zeigte Erika Weise sich froh, wieder als ungelernte Glasarbeiterin arbeiten zu dürfen. Der politische Wandel war dem kulturellen um etliche Jahre vorausgeeilt, alleinerziehende Frauen waren in der SBZ und der frühen DDR nicht vorgesehen. Für sie bot der Sozialismus Träume und Ideale, aber keine wirklichen Chancen.

## IV.6. Der Traum von der Kunst<sup>321</sup> – Grete Berg<sup>322</sup>

Grete Berg wurde am 18. Januar 1922 in Kunitz geboren, einem Dorf im Saaletal, das nur wenige Kilometer von Jena entfernt liegt. Ihr Vater, Geburtsjahrgang 1884, stammte aus diesem Ort. Er war Schuhmachersohn, von Beruf Maurer und arbeitete in Jena. Ihre Mutter wurde 1885 in Eisenberg geboren, hatte vor ihrer Ehe als Dienstmädchen gearbeitet und kümmerte sich

<sup>321</sup> Zitate in doppelten Anführungszeichen ohne Quellenangaben in diesem Kapitel stammen aus dem Interview mit Grete Berg vom 10.4.2002.

<sup>322</sup> Name geändert.

nach der Heirat 1905 um die vier Kinder und die kleine Landwirtschaft. In den Jahren des zweiten Weltkriegs arbeitete sie zudem als Köchin im Dorfkindergarten. Der Altersunterschied zwischen den Geschwistern der Familie Weise war ziemlich groß; die beiden älteren Brüder Gretes waren vierzehn und neun Jahre älter, ihr jüngerer Bruder wurde sechs Jahre nach ihr geboren. Grete war das einzige Mädchen. Grete Bergs ältester Bruder hatte eine Ausbildung zum Autoschlosser absolviert, der zweitälteste arbeitete als Schriftsetzer in einer kleinen Druckerei. Beide Brüder waren in den 1930er Jahren mehrmals arbeitslos und wohnten bis zu ihrer Heirat 1934 – beziehungsweise 1935 – im Elternhaus. Alle Familienmitglieder waren evangelisch getauft und Frau Berg erzählt, der Vater sei »unpolitisch« gewesen. Seine Lieblingsbeschäftigung war es, sich im Garten um die Rosen zu kümmern. Die beiden älteren Brüder standen der SPD nahe. Die Familie lebte das typische Leben in einer ländlichen Gemeinde. Durch die Stadtnähe arbeiteten die meisten Männer allerdings in Jena und verbrachten nur relativ wenig Zeit zu Hause, die Frauen waren neben Haushalt und Kindern auch zuständig für die Landwirtschaft. Kunitz war außerdem ein beliebtes Ausflugsziel der Studenten; vor allem im Sommer begegnete sich die akademische und die dörfliche Welt im Wirtshaus und auf dem Tanzboden.

Von 1928 bis 1936 besuchte Grete Berg die dörfliche Volksschule, danach absolvierte sie ein Jahr lang den Pflichtzweig der Mädchenberufsschule in Jena. Nachmittags arbeitete sie als Kindermädchen in der Stadt. Im Herbst 1937 begann sie eine Ausbildung als Bürogehilfin bei einer Versicherungsagentur in Jena, die sie kurz nach Beginn des 2. Weltkriegs abschloss. Ihren späteren Ehemann lernte sie 1942 in ihrem Wohnort in der Hitlerjugend kennen. Das Paar heiratete nach seiner Rückkehr aus dem Krieg im November 1946; wenige Monate danach gab Grete Berg ihre Berufstätigkeit auf. Die Eltern ihres Ehemannes waren während der späten 1930er Jahre nach Kunitz gezogen, wo der Schwiegervater als Werkmeister im örtlichen Wasserkraftwerk arbeitete. Grete Bergs Ehemann hatte bei Zeiss eine Ausbildung zum Feinmechaniker absolviert. Nach Kriegsende arbeitete er als kommissarischer Leiter des Kunitzer Kraftwerks, bis sein Vater aus russischer Gefangenschaft entlassen war. Daraufhin übernahm der Vater die Leitung des Kraftwerks, und der Sohn kehrte wieder zu Zeiss zurück. Mit der Heirat war das junge Paar in das Haus von Grete Bergs Schwiegereltern gezogen; im obersten Stockwerk wohnten während der ersten Nachkriegsjahre außerdem mehrere »Ostflüchtlinge«. 1948 bekam das Paar einen Sohn, drei Jahre darauf eine Tochter. Neben Haushalt und Kindererziehung oblag Frau Berg die Pflege der Landwirtschaft. Später kam dazu noch die Betreuung und Verpflegung der älter werdenden Schwiegereltern. Nebenbei übernahm sie ehrenamtliche Aufgaben im Elternbeirat, bei der Organisation von Ferienspielen und Dorffesten. Ab 1965 kehrte Grete Berg wieder in die Erwerbstätigkeit zurück. Zunächst arbeitete sie als Handarbeits- und Zeichenlehrerin in der örtlichen Volksschule, danach für kurze Zeit als Betreuerin im Schulhort und schließlich bis zu ihrer Pensionierung 1982 in der Gemeindeverwaltung. Auch in den Jahren danach blieb sie noch mehrere Jahre ehrenamtlich für die Gemeinde tätig. Sie war jahrelang aktives Mitglied im örtlichen Chor, im Kulturbund, im Frauenbund und in der Volkssolidarität. 1993 zog sie mit ihrem Mann aus Altersgründen in eine bequemere Neubauwohnung nach Jena-Nord um; ein Jahr darauf starb der Ehemann. 1996 zog Grete Berg innerhalb von Jena-Nord ein weiteres Mal um, in die 2-Raum-Wohnung eines renovierten Plattenbaus.

Unser zweistündiges Interview findet in Frau Bergs Wohnzimmer statt, dessen Einrichtung ein Mix aus älteren und neueren Stücken ist. Die dunkle Schrankwand und der Esstisch im »altdeutschen Stil« aus der Nachwendezeit stehen neben Couch, Sessel und Couchtisch aus den

1960er Jahren. Die Wände des Wohnzimmers und der Wohnzimmerschrank sind vor allem mit Familienfotografien aus den unterschiedlichsten Jahrzehnten dekoriert. Viele große Grünpflanzen lockern den langen, dunklen Raum auf.

Mir gegenüber tritt Frau Berg sehr freundlich und vertrauensvoll auf, denn sie kennt unser Volkskundeinstitut<sup>323</sup> bereits durch ein Ausstellungsprojekt über die Kunitzer Dorfgeschichte. Körperlich ist Grete Berg etwas beeinträchtigt; sie bewegt sich langsam durch die Wohnung. Im Vergleich zu meinen anderen Interviewpartnerinnen ist Frau Berg ein ›Erinnerungsprofi‹. Vor vielen Jahren hat sie angefangen, die Geschichte ihrer Kindheit und Jugendjahre für ihre Familie aufzuschreiben, und sie ist auch zum Zeitpunkt unseres Gespräches immer noch mit dem Projekt beschäftigt; will es fortsetzen bis in die heutige Zeit. Bereits in den 1980er Jahren stellte sie sich einer Gruppe von Regionalhistorikern zum Interview; die Gesprächssituation ist ihr also nicht fremd. Wenige Wochen vor unserem Treffen hatte Grete Berg in der Tageszeitung einen Erinnerungsbericht über den Bombenangriff auf Jena im Februar 1945 veröffentlicht. Im Gespräch erzählt Frau Berg sehr offen und freimütig nicht nur über ihren Alltag, sondern auch über ihre Gefühlswelt, vor allem in Bezug auf ihre Kindheitsjahre. Diese Zeit scheint ihr für die eigene Biographie am wichtigsten zu sein, auf sie kommt sie immer wieder zurück. Schnell wird ersichtlich, dass Grete Berg schon sehr viel und lange über ihr Leben, ihr Elternhaus und ihre Jugendjahre reflektiert hat. Die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ist bei ihr ständig präsent, sie geht sehr aktiv mit dem Geschehenen um, deutet es im Hinblick auf ihr gesamtes Leben und hat das Bedürfnis, etwas von ihren Erfahrungen an die Nachwelt weiterzugeben. Dabei stellt sie sich jedoch nie in den Vordergrund oder betont die Wichtigkeit oder das Außergewöhnliche ihrer Biographie – im Gegenteil. Trotz ihres Wunsches, den Jüngeren ihre Lebenswelt nahe zu bringen, überwiegt der Eindruck, sie suche die häufige Konfrontation mit der Vergangenheit vor allem um ihrer selbst Willen, als bewussten und wichtigen Prozess in der letzten Lebensphase. Wenn sie erzählt, ist ihr Blick oft nach innen gerichtet; es hat den Anschein, dass sie in Kontakt mit sich selbst steht und es doch gleichzeitig schafft, ihre Erfahrungen an die Außenwelt zu vermitteln.

Auf meine Fragen reagiert Grete Berg ohne auszuweichen. Viel nachfragen muss ich jedoch nicht, da ihre Lebenserinnerungen – zumindest jene, die sie bereits schriftlich verarbeitet hat – sehr dicht an der Oberfläche des Bewusstseins abrufbar sind. Dem Vorbild ihrer Verschriftlichung entlang, werden den meisten Episoden auch gleich Grete Bergs eigene Interpretationen und Deutungsmuster mitgegeben, die in diesem Fall nicht spontan erfolgen, sondern bereits mehrere Stadien des Durchdenkens, der Neubewertung und der Stabilisierung durchlaufen haben. Erst bei meinen Nachfragen gerät die Erzählung manchmal für kurze Zeit ins Stocken; an diesen Stellen merke ich, dass es sich um Passagen handelt, die bislang noch keinen Eingang in die aktiven Erinnerungsgeschichten von Grete Berg gefunden haben. Wenn ihr auch deutlich anzumerken ist, dass sie um ihren 1994 verstorbenen Ehemann noch trauert, so ist die intensivste und bewegteste Situation während des Interviews jedoch die Erinnerung an eine gemeinsame Begebenheit mit ihrer Mutter.

Im Gegensatz zum Interview mit Erika Weise, vermittelt sich nach dem Gespräch mit Grete Berg innerhalb kurzer Zeit ein deutlicher und intensiver Eindruck des Lebens und der Persönlich-

323 Von 1999 bis 2005 war ich wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Volkskunde/Empirische Kulturwissenschaft der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

keit meiner Interviewpartnerin. Im Vergleich fallen Parallelen zwischen den beiden scheinbar so unterschiedlichen Interviews auf. Zwar hat Grete Berg viel freimütiger über ihre Gefühle berichtet – allerdings nur in Bezug auf ihre Kindheit – und sie reflektiert im Gespräch viel stärker als Erika Weise die verschiedenen Stationen ihres Lebens. Doch genau wie Erika Weise richtet Grete Berg während des Interviews keine einzige Frage an mich; auch über den Anlass und die Intention meiner Forschungen befragt sie mich nicht. Hinterher stellt sich die Frage, an welchen Stellen ich wohl unbewusst auf dem spiegelblank geputzten Geschichtenparkett des ›Erinnerungsprofis‹ ausgeglitten bin und mich mit den fertig gelieferten Geschichten zufrieden gegeben habe. Sicherlich lag dem Gespräch nicht die Absicht zu Grunde, mich bewusst in eine bestimmte Richtung zu lenken oder zu beeinflussen. Doch auch ein so angenehm und glatt verlaufendes Interview bietet mindestens genauso viele Lücken, Fallen und Stolpersteine, wie ein Gespräch mit einer zögerlichen und zurückhaltenden Erzählerin.

### Kindheit in Kunitz: Distanz in der Familie

Aufgrund ihrer bereits eingehenden Beschäftigung mit der eigenen Lebensgeschichte wirkt Grete Bergs Erzählhaltung sehr reflektiert, lebendig und von einer Art melancholischem Humor durchwoben. Immer wieder rückt die schwierige Beziehung zu ihrer Mutter in den Vordergrund, und es ist klar, dass Frau Berg mit diesem Teil ihrer Vergangenheit noch keinen Frieden geschlossen hat. Die hauptsächlich von der Mutter ausgehende Distanz und Gefühlskälte in der Familie ist ein wichtiges Thema im Interview, weil Frau Berg von diesem Umstand einen großen Einfluss auf die weitere Entwicklung ihrer Persönlichkeit schließt. Der Vater kommt in Grete Bergs Erzählungen nur selten und als Randfigur vor; am eigentlichen Familienleben scheint er nicht stark partizipiert zu haben. Auch die Beziehung zu den um viele Jahre älteren Brüdern schildert Frau Berg als distanziert. Den intensivsten Kontakt innerhalb der Familie hatte sie zu ihrem jüngeren Bruder, den sie in seinen Kleinkindjahren meistens beaufsichtigen musste.

*»Das ist ja sowieso das Dumme. Dass man.. als... Wir waren alle so weit auseinander. Mein ältester Bruder vierzehn Jahre älter wie ich, der andere neun. Und der Kleine wieder sechs Jahre jünger wie ich. Und, äh.. und das war so damals, find ich, der Trend. Als Kind, man wurde einfach nicht.. voll, für voll genommen! Gell? Die Großen, die veräppelten einen. Und. äh ,nuja. Und mein Vater, ich muss sagen, der war die Güte in Person. ... Und die Mutter hatte die Erziehung in der Hand. Und die war sehr streng. Sie war och so streng erzogen worden, aber da hätte sie ja eigentlich UMSCHWENKEN müssen. Denn ihr hat das nicht gefallen bei ihrem... Vater. Und, aber.. die war.. zu streng. Und, äh, schimpfte uns auch öfter.. Und da hat man dann immer [schluckt, hat einen ›Kloß‹ im Hals] Minderwertigkeitskomplexe gekriegt, gell? Dass man zu nüsch nütze wäre und.. äh, .. Ich meine, äh, wir waren.. wirklich KEINE frechen Kinder. Wenn man mal was ungeschickt gemacht hatte, naja, klar.. Aber dann hätte sie ja sagen müssen, »Kuck her! Das war verkehrt!« [...] Also, die konnte EINFACH nicht trösten, meine Mutter. Und DAS hat einem gefehlt, wissen Se.«*

Von der strengen Mutter verschreckt, suchte Grete Berg als kleines Kind sehr oft die Gesellschaft der Nachbarsfrau, die gelegentlich ihre Beaufsichtigung übernahm. Diese Nachbarin

beschäftigte sich intensiv mit der kleinen Grete, tröstete sie bei Kummer und weckte in ihr den Spaß an der Beschäftigung mit Gedichten und Gereimtem. In der Volksschule fühlte sich Grete Berg recht wohl, trotz der ausgeprägten autoritären Strukturen. Ab der vierten Klasse mussten die Kunitzer Schüler zum Unterricht an die benachbarte Löbstedter Schule, an der mehr Schulfächer angeboten und die Schülerinnen und Schüler mehr gefordert wurden. Innerhalb kurzer Zeit gehörte die aufgeweckte Grete Berg zu den Klassenbesten. Wenn sie Ärger mit den neidischen Klassenkameradinnen hatte, wendete sich das Mädchen an die Nachbarin, und auch wenn es darum ging, Lob und Bestätigung für die guten Schulleistungen zu erhalten, war die ›Ersatzmutter‹ die erste Ansprechpartnerin. Bereits in der Schule entdeckte Grete Berg ihre Begeisterung und ihr Talent für das Zeichnen und Malen, doch auch in dieser Hinsicht erfuhr sie von ihrer Mutter keine Anerkennung:

*»Und.. sie hatte, ich erinnere mich noch eins. Beim Lehrer. Ich malte eben wahnsinnig gerne. Und da hatten wir.. Indien mussten wir abmalen von der Landkarte. Och, und da hab ich nun gegessen, und, und.. Wenn da meine Mutter nun gesagt hätte, »Och, das ist aber schön jetzt! So lässt du das!«, oder so. Sagt sie, »Hörst nun bald uff mit pinseln!«. Mh.. Gell? Und, äh, das waren lauter so Dinge, die.. eben.. nieder.. drückten. Naja.«*

Umso deutlicher prägte sich bei Grete Berg eine Erinnerung an die Mutter ein, in der sie der Tochter gegenüber einmal liebevoll und behütend auftrat:

*»Da waren wir in den Heidelbeeren. Im Holzland draußen, hinter Stadtroda. Und wie wir zurück in Jena.. kam ein Mordsgewitter! Und hatte meine Mutter immer schreckliche Angst. Wir standen da an der Straßenbahn, was jetzt Nordschule ist. [...] Und da kam ein Guß! Ich kuck immer die Haustür noch an, wo wir uns untergestellt ham. Und, da hat sie mir ihr Kleid, was sie da noch so..äh, mithatte, umgehängt. Und hat gesagt: »Komm, meine Kleine!« ... Das hat mich SO berührt, das können Sie sich gar nicht denken... Und was war denn nur das andere? Jetzt fällt's mir nicht mal mehr ein. ... Naja, sehn se. Und so was hätte sie ÖFTER mal sagen können. Gell?«*

Aus dem Erlös der regelmäßig aufgeführten Schultheaterstücke konnte Grete Bergs Schulklasse zwei größere Ausflüge machen, die der wissbegierigen Schülerin zahlreiche neue Eindrücke bescherten: eine Fahrt nach Dresden mit einer Exkursion nach Tschechien, eine andere Reise ging ins Rheinland mit einem Besuch in Köln. Außerhalb der Schulaktivitäten sang Grete Berg im Kinderchor der Kirchengemeinde und machte bis zu dessen Verbot 1933 beim Kinderturnen des örtlichen Arbeiterturnvereins mit; ihr ältester Bruder – ein aktiver Handballspieler im Verein – hatte sie für die Gruppe angemeldet.

Über ihre Kinderjahre erzählt Frau Berg ansonsten noch begeisterte Geschichten von ihren Besuchen bei der Familie ihrer Mutter in Eisenberg: von Ausflügen auf den Rummelplatz, Spielen mit dem zahlreichen Spielzeug der Cousine, und diversen Familienfeiern. In Grete Bergs verschriftlichten Lebenserinnerungen taucht auch eine mögliche Erklärung für die Verbitterung der Mutter auf. In ihrer Familie wurde diese als Kind immer »Dicke« genannt, weil sie im Vergleich zu den Schwestern klein und mollig war. Sie wurde am häufigsten für ungeliebte

Hausarbeiten und Botengänge herangezogen. Die beide Schwestern hatten – im Gegensatz zu ihr – nach dem Schulabschluss die elterliche Erlaubnis zur Aufnahme einer Berufsausbildung erhalten: die ältere Schwester wurde Köchin, die jüngere Putzmacherin. Außerdem lebten die beiden auch nach ihrer Heirat in Eisenberg, also in einem städtischen Lebensstil und unter etwas besseren finanziellen Bedingungen. Besonders die jüngere Schwester legte, als Putzmacherin, immer besonderen »Wert auf Chic und Mode«, während Grete Bergs Mutter über ihrer einfachen Alltagskleidung immer noch die groben Wollschürzen trug. In einem späteren Gespräch erfuhr Frau Berg außerdem, dass die Mutter mit ihrer familiären Situation nicht zufrieden war. Sie wollte eigentlich nicht so viele Kinder haben, und mangels Verhütungsmöglichkeiten fühlte sie sich »der Natur« hilflos ausgeliefert.

In ihren letzten Volksschuljahren war Grete Berg aktiv in der BDM-Abteilung ihres Wohnortes. Kurz vor der Einführung der »Pflicht-HJ«<sup>324</sup> war sie der Vereinigung beigetreten, denn – wie sie sagt – es war »fast wie ein MAKEL, wer in der Pflicht-HJ war, gell? Naja, wir ham – wir andern ham uns dann halt auch angemeldet.« Über die Zeit beim BDM zu reden, ist Frau Berg offensichtlich unangenehm. Weil sie so gut singen konnte, sei sie angesprochen worden, ob sie Führerin einer sogenannten »Schaft«, einer Gruppe von zwölf Mädchen werden wollte:

*»Unsere Nachbarin sagte noch [flüstert]: »Och, mach das nicht! Mach das nicht!« ... Man wusste ja gar nicht.. Wir sind damals alle nach Zwätzen rüber in's Gut. Da hatten die einen Raum zur Verfügung gestellt. Und das war ne, öh, schon bisschen, wie soll ich sagen, öh, Ältere, im Verhältnis zu uns. Die war best.. über zwanzig, die damals als Führerin da war, und.. Naja, und dann wurde das.. das war ja so der Anfang erst. Und, ... dann wurde das eben aufgeteilt. Das war dann.. Kunitz für sich und, äh, später gehörte Zwätzen und Wippstedt und die Gembdentaldörfer noch dazu. Und.. nuja. Da waren dann Schulungen. Und obwohl, mein Vater war nicht politisch.«*

In dieser Passage spiegelt sich Grete Bergs Unsicherheit und Vagheit in Bezug auf das Thema BDM auf der sprachlichen Ebene. Sie sagt nicht deutlich, dass sie tatsächlich Mädelführerin geworden war; sie benennt die handelnden Subjekte und die Handlungen nicht direkt, sondern spricht nur von »die«, »das« und »da«, wodurch die genauen Bezüge und Verbindungen sehr unklar bleiben. Die Kopplung des Gedankens an die Schulungen an die Erinnerung, der Vater sei »unpolitisch« gewesen, weist auf ihre Wahrnehmung des BDM als einer durchaus politischen Vereinigung hin, während meine anderen Gesprächspartnerinnen in ihren Erzählungen über die BDM-Aktivitäten stets den völlig »harmlosen« Charakter betonten. Es entsteht der Eindruck, dass die neue Position als Führerin einer Mädchengruppe, die Anerkennung ihrer Gesangs- und

324 »Schwankte bis zum 1.12.1936 noch die Mitgliedschaft zwischen Freiwilligkeit und mehr oder minder starkem Druck, dem BDM beizutreten, so hieß es nun im § 2 eines Reichsgesetzes: »Die gesamte deutsche Jugend ist außer in Elternhaus und Schule in der Hitlerjugend körperlich, geistig und sittlich im Geiste des Nationalsozialismus zu erziehen.« [...] Insgesamt wurden die Organisation und der rechtliche Apparat stark ausgebaut, um die 100prozentige Erfassung der Jugendlichen zu gewährleisten. Ab 1936 trat der Zwangscharakter der Hitler-Jugend offen zutage.« Kock, Lisa: »Man war bestätigt und man konnte was!« Der Bund Deutscher Mädel im Spiegel der Erinnerungen ehemaliger Mädelführerinnen. Münster 1994. S. 28f. Tatsächlich wurde die Zwangsmitgliedschaft aller Jugendlichen in den Organisationen der Hitlerjugend erst am 25.3.1939 formal durchgesetzt; wahrscheinlich bezieht sich Grete Berg in ihren Erinnerungen auf das 1936 erlassene Gesetz, von Grete Berg als »Pflicht-HJ« identifiziert. Vgl. auch: Benz, Wolfgang u.a. (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. s.v. Hitlerjugend. S.1601 f.



Basteltalente, ihrem bislang als so gering erachteten Selbstbewusstsein Auftrieb gegeben hatte: »Ich war immer sehr schüchtern.« Bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr mindestens blieb sie für den BDM aktiv:

*»Wir hatten durch die Jugend, wir hatten damals im Krieg basteln müssen, weil die Spielzeugfabriken, das war ja alles dann passé. [...] Und, da mussten wir so.. Sachen aussägen. Hühnerhof oder irgendso Tierchen. Pferde, und.. da kriegten wir so gedrechselte Teile, da wurden dann Puppen draus und so was. Na, das lag mir auch.«*

### Nach der Schule: Suche nach der beruflichen Zukunft

1936 erhielt Grete Berg ihren Volksschulabschluss. Wegen ihrer guten Schulleistungen und ihrer Begeisterung für die Schule setzte sich ein Lehrer bei Grete Bergs Mutter dafür ein, die Tochter ein Lehrerseminar besuchen zu lassen. Doch die Mutter lehnte ab mit der Begründung, ein Mädchen müsse nach der Heirat ohnehin ihren Beruf aufgeben, »und dann war alles umsonst.« Zunächst stand für Grete Berg das Durchlaufen des einjährigen Pflichtzweiges an der städtischen Berufsschule an. Sie hätte lieber, so wie ihre ehemalige Klassenkameradin, die »gehobenere Klasse« besucht, in der neben Haushalt und Handarbeiten auch noch Englisch, Physik und Chemie unterrichtet wurde. Wegen der höheren Ausgaben für die Schulbücher waren die Eltern damit jedoch nicht einverstanden, erinnert sich Frau Berg: »Und, das hat mich damals geärgert.« Der Unterricht fand nur an den Vormittagen statt, und damit sie den Nachmittag nicht »vertrödelte«, sollte sich Grete Berg auf Geheiß der Mutter eine Beschäftigung suchen. Da Grete Berg alleine zu schüchtern war, stellte sie sich in Begleitung ihrer Schwägerin, der Frau ihres ältesten Bruders, bei verschiedenen Arbeitgebern in Jena vor. Ihre erster Bewerbung als »Aufwartung« in einem Uhrengeschäft schlug fehl: »Ja, der sah ich sicher zu.. ärmlich aus. Da hat die sich gesagt, »Nee!«. Und das war.. lediglich, so wie man früher sagte, »Aufwartung«. Also, saubermachen und so. Ja, da war ich an und für sich froh.« Schließlich fand Grete Berg eine Stelle als Kindermädchen für die sechsjährige Tochter einer selbständigen Putzmacherin und eines Finanzbeamten. Für zwei Mark pro Woche betreute sie das Mädchen vier Stunden am Tag. Bei schönem Wetter ging die Vierzehnjährige mit ihrem Schützling meist spazieren; bei schlechtem Wetter sollte Grete Berg das kleine Mädchen zu Hause unterhalten und »nebenbei« Strümpfe stopfen.<sup>325</sup>

Am Ende der Pflichtberufsschulzeit stand die Frage der Berufswahl. Als einzige meiner Interviewpartnerinnen erzählt Frau Berg auf meine Nachfrage, sie habe damals keine klare Vorstellung von einem Wunschberuf gehabt. Ihren kreativen Begabungen vertraute sie nicht so weit, als dass sie sich daraus eine berufliche Existenz hätte ableiten können:

*»Die in der Berufsberatung, die hatte mich gefragt, äh, was ich in der Freizeit am liebsten täte. Da habe ich gesagt, »Naja, malen und zeichnen«. Da sagt sie, »Wie wäre es denn mit technischer Zeichnerin bei Zeiss?«. ... Das Wort »technisch«, das*

<sup>325</sup> Das Verrichten von Handarbeiten »nebenbei«, während Unterhaltungen, Mußstunden etc. entspricht dem traditionellen Bild rastlosen weiblichen Arbeitsfleißes, das bis weit in das 20. Jahrhundert nachwirkte. Vgl. Köhle-Hezinger, Christel: Sich würdig benehmen. Anmerkungen zum Ritual der Würde. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Bd. 30, 1993. S. 15.

*hat mich damals SO.. Das habe ich mir nicht zugetraut. Und das wär so einfach gewesen! [...] Und das war.. das fängt ja so einfach an! Gell? Vorderansicht, Draufsicht, Seitenansicht. [...] Und das war's! Jedenfalls, wenn ich damals gehnt hätte, dass das wirklich mit so simplen Sachen anfängt! Später mal, ich weiß nicht, was wir da gemacht haben, zu Hause.. Da sagt mein Mann: »Du hättest nen guten Konstrukteur abgegeben!«. Tja. Zu spät. [...] Es wär eben besser gewesen, ich hätte ein bisschen mehr Courage gehabt und mich mal [klopft energisch auf den Tisch] auch gesagt, »Hier!«. Gell?«*

Tatsächlich hatte die Firma Zeiss gerade erst in den 1930er Jahren angefangen, Frauen als reguläre Auszubildende für diesen Beruf einzustellen.<sup>326</sup> Ein erster Schritt in Richtung der Erweiterung des weiblichen Berufsspektrum zur technischen Seite war gemacht, aber die Zielgruppe wusste dem Neuen noch nicht recht zu begegnen. Seit dem Beginn der Industrialisierung arbeiteten Frauen an mechanischen und technischen Geräten<sup>327</sup>, doch die Domäne des ›Technischen‹ war offiziell den Männern zugewiesen<sup>328</sup>. Einen Alternativvorschlag zur Technischen Zeichnerin, der Grete Bergs Interessen am kreativen Gestalten berücksichtigte, hatte die Berufsberaterin nicht vorzuweisen. Wie aus den Beispielen der anderen Jenaer Frauenbiographien hervorgeht, blieben die Auswahlmöglichkeiten für Mädchen, speziell Volksschülerinnen, in den 1930er und 40er Jahren sehr eingeschränkt, obgleich die Berufsbranchen sich generell seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts in Jena erweitert hatten.<sup>329</sup> Wiewohl die objektiven Möglichkeiten vor Ort bestanden hätten, ließen es die mentalen Strukturen noch nicht zu, die Erwerbsoptionen für die ›Kategorie: Frau‹ zu erweitern.<sup>330</sup> Mit einem höheren Schulabschluss hätte Grete Berg eine kunstgewerbliche oder künstlerische Laufbahn einschlagen können, doch die Notwendigkeit, möglichst bald Geld zu verdienen, ließ weder Grete Berg, noch ihre Familie, noch die Berufsberaterin auf solche Gedanken kommen.

Nachbarin und ›Ersatzmutter‹ Alma machte den Vorschlag, in Nachfolge ihrer eigenen Tochter könne Grete eine Stelle als Dienstmädchen in Jena antreten. Grete Bergs ältere Brüder legten dagegen energischen Protest ein: »Du bist wohl dumm! Anderen Leuten den Dreck wegmachen!« Von der Berufsberaterin mit einigen Stellenangeboten ausgestattet, bewarb sich Grete Berg zuerst für eine Lehrstelle bei einem Schneidergeschäft, wurde aber abgelehnt. Im Nachhinein erfuhr sie dann von einer Freundin, die die Stelle bekommen hatte, Grete habe mit der Ablehnung Glück gehabt, da die Geschäftsinhaberin ihr Lehrmädchen nur als Putzfrau ausgenutzt und ihr kaum etwas beigebracht habe. In einem Kunstgewerbebetrieb bewarb sie sich ebenfalls vergeblich. Dies hängt vermutlich mit dem Umstand zusammen, dass die Arbeit in Geschäften

326 Vgl. Kap. IV.5 Anm. 293

327 Vor allem in der Textilindustrie lag der Frauenanteil sehr hoch bei durchschnittlich über 50 %. Vgl. Nölting, Claudia: Von Menschen, Maschen und Maschinen. Eine bilderreiche Geschichte der Sauerländer Strümpfe. Burgsteinfurt 1995. S. 91/92.

328 Vgl. Ek-Nilsson: Die zwei ›M‹ in der Technik: Modernität, Männlichkeit. In: Köhle-Hezinger, Christel u.a. (Hgg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Marburg 1997. München/Berlin 1999. S. 425–430.

329 Vgl. Kap. III.3.

330 Zur genaueren Erforschung des Erweiterungsprozesses im weiblichen Berufsspektrum wären Untersuchungen über die Rolle der Berufsberaterinnen dringend erforderlich: seit wann wurden sie in Arbeitsämtern zur Beratung der Schulabsolventinnen eingesetzt? Welche Ausbildung hatten sie selber durchlaufen? Wie sahen die offiziellen Vorgaben in Bezug auf ihre Beratungstätigkeit aus?

für »Herrenmodenartikel, Schmuck und kunstgewerbliche Gegenstände eine gehobene Stellung im Verkauf symbolisierten«<sup>331</sup>, der Grete Berg von ihrem Auftreten, ihrer Kleidung und ihrem »ländlichen« Hintergrund her nicht entsprach. Aber auch in einem Papierwarenladen stellte sich das schüchterne Mädchen vergeblich vor.

### Ausbildung zur Versicherungsangestellten

Schließlich fand sie durch die Fürsprache der Kunitzer Lehrersgattin einen Ausbildungsplatz als Bürogehilfin bei einer Jenaer Versicherungsagentur. Außer dem Chef arbeitete im Büro nur noch eine Sekretärin. Zwei Vormittage pro Woche besuchte Grete Berg die kaufmännische Berufsschule hinter der Stadtkirche; um die abendlichen Stenografie- und Schreibmaschinenkurse musste sie sich privat kümmern: »Die brauchte man ja dann auch unbedingt.« In dem kleinen Betrieb hatte sie Gelegenheit zu einem intensiven Einblick in alle Vorgänge des Versicherungsgeschäfts und besaß dadurch ihren Klassenkameradinnen gegenüber einen erheblichen Wissensvorsprung. An die Lerninhalte in der Berufsschule kann sie sich hingegen kaum noch erinnern; sie scheinen für ihre tatsächliche Berufspraxis weniger von Bedeutung gewesen sein. Diese Einschätzung trifft sich mit Brigitte Lohmanns Kritik an der Qualität der Berufsschulbildung. Von der Sekretärin wurde sie sehr unterstützt, während der Chef sich meistens im Außendienst einsatz befand: »Er hatte, mein Chef hatte von der Buchhaltung keine Ahnung.« Der private Kontakt des kleinen Mitarbeiterkreises untereinander war relativ eng, da die Sekretärin mit im Haus des Vorgesetzten wohnte, und so auch private Aufgaben für die Familie übernahm. Auch Grete Berg wurde gelegentlich in dieses an das traditionale System des »ganzen Hauses«<sup>332</sup> erinnernde Familienleben miteinbezogen, indem sie die Kinder der Familie hütete oder zum Abendessen eingeladen wurde. Bei der ersten Einladung empfand die junge Frau die soziale Distanz zwischen der »Herrschaftsfamilie« und ihr besonders krass. Die Ehefrau des Chefs stammte aus einer adligen Gutsbesitzerfamilie in Ostpreußen und legte Wert auf »standesgemäßes« Benehmen, dem Grete Berg nicht entsprechen konnte:

*»Ich wurde auch zum Chef zur Familie eingeladen. War auch ne ›foine‹ Familie! [lacht] Naja. Ich meine, ich war'n Arbeiterkind und.. bei uns ging's nicht vornehm zu. Das können Sie sich ja denken, gell? Aber, äh, ich meine, aus der Rolle gefallen bin ich nicht. Bloß, ich hab och manchmal in meiner EHRlichkeit irgendwas gesagt. Da hab ich mal gehört, wie die Mutter zu ihrer Tochter draußen sagte, »Liselotte von der Pfalz!«. Das ist mir damals.. Nachher hab ich gedacht, »Aha! Grete, DU*

331 Spieker, Ira: Ladenfräuleins und Geschäftsfrauen. In: MAGW, Bd. 130/131, 2000/2001, S. 203–214. Hier: S. 210. Spieker bezieht diese Einschätzung aus einem Zitat in: Dreyfuss, Carl (1933): Beruf und Ideologie der Angestellten. München/Leipzig 1933. S. 117.

332 Der Verweis auf das »ganze Haus« erfolgt hier aufgrund der vorbürgerlichen Lebensweisen zugeschriebenen Überlappung von Privat- und Familienleben, von privaten und geschäftlichen Aufgaben. Die Sekretärin wohnte mit im Haus ihres Chefs und übernahm auch Aufgaben im Haushalt; die Versicherungsauszubildende Grete Berg wurde hin und wieder auch als Kindermädchen für die Familie eingesetzt. Besonders dort, wo die Lehrlinge direkt im Haus ihrer Vorgesetzten untergebracht waren, erhielten sich solche Gepflogenheiten, die Auszubildenden auch mit nicht-fachlichen Aufgaben zu betrauen. Eine eindeutige Grenze zwischen »privat« und »öffentlich« wurde nicht gezogen. Vgl. Brunner, Otto: Das »ganze Haus« und die alteuropäische »Ökonomik«. In: Oeter, Ferdinand (Hg.): Familie und Gesellschaft. Tübingen 1966. S.23–56.

*bist da gemeint!«. Naja. Ich meine.. äh. Ich brauchte mir nichts vorzuwerfen. Meine Arbeit hab ich.. sehr gut gemacht.«*

Am 1. September 1939, dem Tag des Kriegsbeginns, fuhr Grete Berg zur Abschlussprüfung nach Weimar in die Industrie- und Handelskammer. Nach der Prüfung wurde sie in den Betrieb übernommen, nachdem die Sekretärin kurz nach Kriegsbeginn Selbstmord begangen hatte. Zusätzlich wurde noch eine Halbtagskraft eingestellt. Im Laufe der Kriegsjahre steigerte sich Grete Bergs Gehalt von anfänglich 50 auf knapp zweihundert Mark. Zur selben Zeit verdiente der Chef zwischen tausend und 1200 Mark monatlich an den Abschlussprovisionen. Frau Bergs Mutter drängte die Tochter darauf, möglichst viel von dem Geld zu sparen und von dem Rest einige Stücke für die Aussteuer zu kaufen. Von ihrem angesparten Geld bekam sie am Ende jedoch nur noch einen Bruchteil; die Entwertung durch Kriegsende und Währungsumstellung reduzierte ihr Guthaben auf ein Zehntel des Eingezahlten.

Über die Kriegszeit und die damit verbundenen Einschnitte im Alltag erzählte meine Gesprächspartnerin nur sehr wenig. In Bezug auf die Versorgungslage – zumal auf dem Dorf – entsteht so das Bild von einer über die Kriegsjahre hindurch recht zufriedenstellenden Situation, zumindest was die Lebensmittel betrifft, während Grete Berg an späterer Stelle hinsichtlich der Nachkriegsjahre ganz ausführlich von dem Mangel an Essbarem und dem Aufwand zur Beschaffung von Lebensmitteln berichtet. Grete Berg erwähnt beiläufig, dass in ihrem Wohnort belgische Fremdarbeiter im Wasserkraftwerk beschäftigt waren, und dass sie 1942 ihren späteren Mann kennen lernte, der in den folgenden Jahren seine Heimaturlaube bei den Eltern in Kunitz verbrachte. Neben ihrer Berufstätigkeit verfolgte Grete Berg in ihrer Freizeit ihren ›Traum von der Kunst‹ weiter; sie belegte 1943 einen Kunstkursus bei dem in Jena ansässigen Maler Georg Kötschau und zeichnete zu Hause, wann immer sie Zeit und Gelegenheit fand. Deren gab es allerdings wenige, denn wie es für die jungen Frauen, die zu Hause lebten, üblich war, wurde sie täglich von der Mutter zur Unterstützung bei der Haus- und Feldarbeit herangezogen. Samstags nach ihrem Feierabend musste sie zu Hause beim wöchentlichen Putzen helfen und das Badewasser für die Familie bereiten.

Den großen Bombenangriff auf Jena im März 1945 erlebte Grete Berg in der Stadt mit. Danach war sie so verängstigt und nervlich angegriffen, dass ihr Hausarzt sie zwei Wochen krank schrieb. Nach dem baldigen Kriegsende ging der berufliche Alltag Grete Bergs so gut wie ungebrochen weiter bis zu ihrer Heirat im November 1946. Zwar verließ ihr Chef noch 1945 die Firma, um mit seiner Familie nach Westdeutschland zu ziehen, und die ehemalige Allianz-Agentur wurde, wie alle privaten Versicherungen, in die neue Landesversicherung überführt, doch an Frau Bergs Tätigkeiten und Zuständigkeiten im Büro hatte sich nichts geändert.

## **Heirat und die ›Rückkehr ins Dorf‹**

Eine große Veränderung hingegen bedeutete für Grete Berg die Hochzeit und der damit einhergehende Umzug in das Haus der Schwiegereltern. Als einzige meiner Gesprächspartnerinnen hatte Frau Berg das Glück, dass ihr Verlobter – fast unverseht – aus dem Krieg heimkehrte, bereits im Juli 1945. Mit der Heirat gab Frau Berg ihre Berufstätigkeit auf. Die folgenden Jahre standen vor allem im Zeichen der Nahrungsbeschaffung, die den größten Teil ihrer Arbeitskraft in Anspruch nahm. Grete Bergs Arbeitsalltag wies nach ihrer Heirat mehrere Wechsel und Brüche auf. Ihre

häusliche Situation fand sie manchmal etwas bedrückend, da die Schwiegermutter sie nicht in der Familie akzeptierte und ihr das auch bei einigen Gelegenheiten zu spüren gab. Sie war mit der Wahl ihres einzigen Kindes nicht einverstanden.

1948 gebar Grete Berg ihren Sohn Georg<sup>333</sup>, 1951 ihre Tochter Susanne<sup>334</sup>. Beide Kinder kamen als Hausgeburten zur Welt, bei denen der Vater ganz selbstverständlich aktive Unterstützung leistete. Von ihren Kindern erzählt Grete Berg nur in wenigen kurzen Episoden, denen jedoch anzumerken ist, dass sie versuchte, ihnen deutlich mehr Wärme und Aufmerksamkeit zu schenken, als sie es seinerzeit bei ihrer Mutter erfahren hatte. Die darauf folgenden Jahre verbrachte sie zwischen Kinderbetreuung, Hausarbeit und Landwirtschaft. Sie verliert darüber keine Worte, als handle es sich um nichts weiter Erwähnenswertes, fast, als könne und wolle sie auch im Nachhinein ihrer ›banalen‹ Existenz als Hausfrau und Mutter keinen eigenen Wert beimesen – entspricht somit der Konvention, den selbstverständlichen »weiblichen Hausfleiß« bescheiden in den Hintergrund zu rücken.

Frau Berg erzählt erst wieder über die Zeit, in der sie angefangen hatte, beruflich neue Wege einzuschlagen. Im Alter von Mitte Vierzig, als ihre beiden Kinder schon etwas älter waren, bekam sie über ihr Engagement im Elternbeirat der Volksschule die Möglichkeit, als Lehrerin zu arbeiten:

*»Ich kannte da die eine Lehrerin, die fragte mich ob ich nicht mal.. äh, Ferienspiele mitmachen würde. Das hab ich natürlich gerne gemacht. [...] Na, jedenfalls, äh, haben die da so erzählt.. Da waren wir damals in Ruhla, und da ging's drum.. um ne Handarbeitslehrerin. Und da sag ich so: »No, das hätt ich mir och noch zugetraut.«  
»Ach«, sagt die Ursel, »Mensch, an dich ham mer nicht gedacht!««*

## Der Traum von der Kunst

An diese Stelle setzt Grete Berg in ihrer Erzählung den Beginn ihres schrittweisen Emanzipationsprozesses, in dem die jahrelang eher Zurückhaltende und unter geringem Selbstbewusstsein Leidende sich »zutraut«, eine neue Aufgabe in der Öffentlichkeit zu übernehmen. Für ihr Umfeld war dieses neue Zutrauen zunächst noch ungewohnt; deshalb gab die Lehrerin auch gleich zu, dass »mer« – die übrigen Mitglieder des Lehrerkollegiums und des Elternbeirats – zunächst gar nicht auf die Idee gekommen waren, sich Frau Berg als neue Handarbeitslehrerin vorzustellen. Um die erforderliche Mindeststundenzahl zu erreichen, übernahm Grete Berg auch noch den Zeichenunterricht für die unteren Klassen. Kurz darauf flüchtete die Zeichenlehrerin der höheren Klassen nach Westdeutschland und die Schulleitung suchte dringend nach einem Ersatz. Abermals ging es um das neue ›Zutrauen‹ Grete Bergs zu sich und ihren Fähigkeiten:

*»Da hat mir der Schulleiter gesagt: »Getrauen Sie sich das zu?« Und..naja. Ich meine, es gibt ja einen Lehrplan, da weiß man, was los ist. [...] Naja, jedenfalls wir haben dann das ganz gut hingekriegt.«*

Nach langer Zeit hatte die frischgebackene Lehrerin erstmals die Gelegenheit bekommen, ihre bislang nur privat ausgeübten Talente auch beruflich zu nutzen und dabei zu entdecken,

---

333 Name geändert.

334 Name geändert.

dass sie den Herausforderungen durchaus gewachsen war. Der Schulleiter war mit der neuen Kunstlehrerin sehr zufrieden und schlug ihr vor, sich an der Pädagogischen Hochschule in Erfurt zur Oberstufenlehrerin in diesem Fach ausbilden zu lassen: »Hat der mir dann ein wunderbares Zeugnis geschrieben, ich hab es nur leider damals nicht aufgehoben.« Dieses Zeugnis war für Grete Berg der fixierte Nachweis ihrer guten Leistungen. Erstmals seit ihrer eigenen Schulzeit fand sie öffentliche Anerkennung ihrer Talente.

Allerdings wies das Projekt der Weiterbildung erhebliche formalen Hürden auf. Mittlerweile war der unbürokratische und schnelle Weg zum »Neulehrer« abgeschafft, der nach Kriegsende von der Verwaltung eingerichtet worden war, um die alten, »belasteten« Lehrer möglichst schnell durch neue Kräfte auszutauschen. Obgleich man an der Erfurter PH von Grete Bergs Arbeitsproben begeistert war, konnte man sie nicht annehmen, da sie noch keinen Abschluss als Unterstufenlehrerin besaß. Dazu hätte sie erst noch eine zweisemestrige Ausbildung in Potsdam durchlaufen müssen. Das erste dieser Semester hatte jedoch bereits begonnen; Grete Berg hätte erst mit dem zweiten Semester einsteigen und erst im darauffolgenden Jahr den anderen Teil der Ausbildung nachholen müssen:

*»Dann hätten die mich in Erfurt in der Schule aufgenommen. Naja, und er sagte dann, »schade!«, wo er meine Sachen [=Arbeitsproben, E. C.] gekuckt hatte.«*

An dieser Stelle im Gespräch bittet mich Frau Berg, das Aufnahmegerät abzuschalten. Sie führt mich in eine Ecke des Wohnzimmers neben dem Fenster. Hinter einer großen Zimmerpflanze hängen ungefähr zehn gerahmte, von ihr selbst gemalte, gezeichnete und gedruckte Bilder. Zwei Linolschnitte mit Details von Kunitzer Gebäuden. Von 1945 eine Bleistiftzeichnung ihres damaligen Hundes. Eine realistische Porträtkreidezeichnung eines alten Mannes, ausgeführt 1943 in einem Kunstkursus bei dem Maler Kötschau in Jena, weitere Landschaftsbilder, sowie in Bügeltechnik hergestellte Motive. Mit leisem Stolz nennt Frau Berg diese Sammlung ihre »kreative Ecke«. Nachdem ich die Bilder angeschaut und meiner ehrlichen Bewunderung Ausdruck verliehen habe, gehen wir wieder zurück zu unseren Plätzen am Wohnzimmertisch und setzen das Gespräch fort. Diese Unterbrechung im Interview passt genau zur inhaltlichen Zäsur im Gespräch – wie ein dramatischer »Cliffhanger« in einem Fernsehfilm. Sie zeigt mir ihre Bilder genau an der Stelle, als für Grete Berg die bislang größte Chance zu einer Professionalisierung ihrer Kunst auftaucht. Bei der Fortsetzung unserer Unterhaltung am Wohnzimmertisch, bestätigt sich dann endgültig, was sie in ihren Ausführungen kurz vorher bereits angedeutet hatte: »Das.. Nuja. [lacht] Da war's eben NICHTS!«

Der finanzielle und zeitliche Aufwand für einen einjährigen Aufenthalt in Potsdam wäre nicht mit ihren »Familienpflichten« vereinbar gewesen. Drei Jahre nach Beginn ihrer Lehrerkarriere war diese im Jahr 1968 bereits wieder zu Ende: »Wer weniger als zwölf Stunden in der Woche hatte, wurde.. dann.. entlassen. Kriegten wir noch fünfzig Mark Prämie, und dann war's .. das war's gewesen.« Erstmals deutet Grete Berg vorsichtig ihre Auflehnung und ihren Widerstand gegen diese Entlassung an – »Die haben zwar nachher, da war ich nachher ein bisschen stur« – spezifiziert diese jedoch nicht näher und lässt im Dunkeln, wie dieser Widerstand konkret ausgesehen hat.

## Der Aufbruch ins Dorf

Als Ersatz bot man Frau Berg die Übernahme des Schulhorts an, doch diese Arbeit gab sie bereits nach einigen Wochen wieder auf. Sie empfand es als sehr »anstrengend« und »stressig«, die nach dem Schulunterricht aufgekratzten Kinder für weitere zwei Stunden zum Stillsitzen zu bringen, so wie es die pädagogischen Maßgaben für den Hort vorsahen. Glücklicherweise wurde Grete Berg inzwischen im Dorf als kompetente Kraft wahrgenommen, und nicht länger »übersehen«, wenn es darum ging, neue Positionen zu besetzen. Für die anderen stellte sich auch nicht mehr die Frage nach Grete Bergs Selbstvertrauen, sondern nur noch danach, ob sie eine neue Aufgabe übernehmen wolle:

*»Und da kam eines Tages die Bürgermeisterin rüber und sagte, »Ach, Frau Berg, hätten Sie nicht Lust, im Gemeinderat zu arbeiten?«. [... ]«*

Grete Berg sagte zu und arbeitete die folgenden siebzehn Jahre halbtags in der Gemeindeverwaltung. Vormittags kümmerte sie sich um den Haushalt und kochte, da die Schwiegermutter inzwischen wegen ihrer Parkinsonkrankung dazu nicht mehr in der Lage war. Über ihre Jahre in der Gemeindeverwaltung berichtet Grete Berg begeistert und ausführlich. Während dieser Zeit kam es zu großen Veränderungen im Dorfbild, bei denen Frau Berg gerne mitplane und mitarbeitete. Es wurden Häuser renoviert, Straßen ausgebessert, ein Kulturhaus gebaut, Parkanlagen hergerichtet – alles im Rahmen des »Nationalen Aufbauwerks«:

*»Da haben wir den einen.. das eine Wochenende, das war Mai. War der erste Mai und noch ein Sonntag. Da haben wir dreihundert Sträucher gepflanzt. Und dann hat das praktisch.. vier Wochen immer mal geregnet. Da ist nicht EINER eingegangen! Also, das war toll!«*

Aus den Erzählungen über ihre Gemeindeaktivitäten spricht eine Lebendigkeit, wie sie in der Selbsteinschätzung und Außenwahrnehmung Grete Bergs bis zu dieser Stelle noch nicht so stark zum Ausdruck gekommen ist:

*»Ich war eben, ich sag ja, VIEL zu ... Erst, wo ich nachher in der Gemeinde gearbeitet habe ... Da meinten sie mal, »Du bist jetzt doch ganz anders geworden. A bissel.««*

Die sozialen Kontakte im Dorf hatte sie bisher über die Verwandtschaft und die Nachbarn auch vorher schon gehabt; nun stand sie jedoch mehr im Mittelpunkt und zwar als öffentlich Beauftragte für viele Belange der Gemeinde. Ihr künstlerisches Talent konnte sie als Plakatmalerin für die verschiedensten Festveranstaltungen weiterhin einbringen. Als 1982 für Frau Berg die Pensionierung anstand, zog sie sich aus dem Gemeindeleben nicht zurück, ihre bis dahin gebildeten Netzwerke erwiesen sich als stabil. Auch nach ihrem Umzug in den Jenaer Norden 1993 behielt sie über ihre Kinder regelmäßigen Kontakt zum Dorfgeschehen.

Unser Gespräch beendet Grete Berg mit einem abschließenden Resümee über ihre Persönlichkeitsentwicklung:

*»Es gab ja mal'n Witz. Der eine machte immer mal so'n Blödsinn. »Na«, sagt er, »freilich hab ich die Hosen an zu Hause! Was denkste'n, wie ich unter'm Tisch immer vorgucke?«, gell? so ungefähr, gell? Also, das.. Ich hab neulich mal wieder gesagt, wo ich dann, äh.. so bisschen mehr reingekuckt hatte. Und hab, man kann wirklich sagen, manche NIETEN gesehen, die beim Rat des Kreises gearbeitet haben, gell? Da gibt's ja den schönen Spruch von.. Busch:*

*»Früher, da ich unerfahren und bescheid'ner war als heute,  
hatten meine höchste Achtung andre Leute.  
Später traf ich auf der Weide außer mir noch meh're Kälber,  
nun schätz ich sozusagen erst mich selber.«*

*Ja. [lacht].«*

### Resümee: Grete Berg im ›Dazwischen‹

Der bewusste Umgang Grete Bergs mit ihrer eigenen Vergangenheit war ein Hauptcharakteristikum unseres Gesprächs. Bei aller Offenheit und Reflektion über das eigene Leben fällt auf, wie ihre Kindheit und ihre späten Erwerbsjahre den meisten Raum einnehmen, ohne dass dies durch Fragen von außen gesteuert wurde. In ihrer eigenen Interpretation scheinen dies die Jahre gewesen zu sein, die Frau Berg für ihren eigenen Lebenslauf als die wichtigsten, die prägendsten und die mitteilungswertesten definierte. Zwischen Mitte der 1940er und 1960er Jahre klafft ein deutliches ›Erzählloch‹; sei es, weil Grete Berg die Jahre ausschließlich im Familienleben als weniger wichtig erachtet, oder weil sie in ihrer Erinnerung tatsächlich weniger ›mit Leben‹ gefüllt sind.

Grete Bergs Biographie mit dem Schlagwort von der ›Einzelkämpferin‹ versehen zu wollen, erscheint etwas überzogen, zumindest aus ihrer eigenen Deutung heraus. Immer wieder weist sie im Gespräch darauf hin, dass sie erst sehr spät Selbstbewusstsein und die Durchsetzungskraft entwickelt habe, um sich für ihre eigenen Interessen einzusetzen. Trotzdem fällt auf, dass Grete Berg an verschiedenen Stationen ihrer Biographie ›am Rande stand‹, alleine war und nicht wirklich ›dazu passte‹. Als Kind befand sie sich altersmäßig im ungünstigen ›Dazwischen‹ ihrer Geschwister; als einziges Mädchen nahm sie eine Sonderrolle in der Familie ein, und sie nahm die Nachbarin in vielen Punkten als mütterlicher wahr als die leibliche Mutter. Als vergleichsweise ›ärmliches‹ Dorfkind hatte sie Schwierigkeiten, in der Stadt akzeptiert zu werden und einen Ausbildungsplatz zu finden; mit ihrem ›bäurischen‹ Benehmen fiel sie in der Familie des Chefs auf, im Dorf wiederum glaubte man, sie sei sich als »Bürofräulein« zu fein, um noch auf dem Feld zu arbeiten.<sup>335</sup> In ihrer Selbstwahrnehmung taucht eine weitere Charakterisierung als Außenseiterin auf: ihr künstlerisches Talent konnte sie zunächst nur privat ausleben und es wurde von der Familie nicht anerkannt. Durch ihre Heirat und den Umzug ins Haus der Schwiegereltern entkam Frau Berg zwar der spannungsreichen Beziehung mit der Mutter, bekam dafür jedoch im Austausch das Zusammenleben mit einer ihr feindlich gesonnenen Schwiegermutter. Somit war Grete Berg auch in ihrer neuen Familie nicht vollständig integriert; sie stand wieder ein Stück am

<sup>335</sup> »Wenn das Getreide so 15 cm hoch war, mussten Disteln gestochen werden. [...] Einmal war ich allein gegangen. Heimwärts sagte eine Kunitzerin, ich weiß nicht mehr, wer es war, zu mir: »Na, dass du auch einen Tragkorb aufhocken kannst?!« Ich war da schon Lehrling bei Bieler und da dachten wohl die Leute, dass ich als Bürofräulein solche Arbeit scheute!« Aus den schriftlichen Lebenserinnerungen Erika Bergs.



Rande. Erst mit dem Beginn ihrer kurzen Laufbahn als Lehrerin, begann sie schrittweise sich im übertragenen Sinne in die ›Dorfmitte‹ zu bewegen.

In zeitlicher Hinsicht markiert Grete Bergs Biographie ebenfalls das ›Dazwischen‹. Ihre Kindheit, Jugend und frühen Ehejahre waren geprägt vom traditionellen dörflichen Alltag und enthielten doch immer den Austausch mit der vergleichsweise moderneren städtischen Lebenswelt durch die Schulausflüge, die Verwandtenbesuche in Eisenberg und die Ausbildung in Jena. Dabei ist die traditionale dörfliche Welt nicht als abgeschotteter Raum zu sehen, denn Kunitz stand in regem wirtschaftlichen und sozialen Austausch mit der nahegelegenen Stadt. Der eigentliche Wandel in Grete Bergs Alltag vollzog sich nicht, wie vielleicht zu erwarten gewesen wäre, parallel zum politischen Bruch durch das Kriegsende und die neue Gesellschaftsordnung in der DDR. Der Wandel vollzog sich auch nicht parallel zu den Zäsuren in ihrem Privatleben, wie etwa der Heirat oder der Geburt ihrer Kinder. Relativ unbeeinflusst von der neuen Staatsform und den damit einhergehenden Veränderungen, blieb der Arbeitsalltag von Grete Berg bis in die 1960er Jahre fast so, wie er noch vor dem Krieg gewesen war: geprägt von Hausarbeit, Kinderbetreuung und Landwirtschaft.

Auch für Grete Berg setzten nach ihrer Heirat die familiären Bedingungen den Rahmen für ihre persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten. Erst nachdem ihre Kinder die Volksschulzeit fast abgeschlossen hatten, konnte sie daran denken, regelmäßig außer Haus zu arbeiten. Die Frauen aus der ihr vorangehenden Generation übernahmen in ihrem Fall keine Unterstützung bei Hausarbeit und Kinderbetreuung. Im Gegenteil: durch die frühe Erkrankung der Schwiegermutter oblag es Grete Berg, sich zusätzlich um diese zu kümmern. Es stellt sich hier wieder die Frage, inwieweit Frauen sich immer nur in Abhängigkeit von der Kooperationsbereitschaft und dem Verzicht anderer Frauen – seien es Großmutter, Mutter, Tochter, Schwester, Schwägerin oder Nachbarin – ihre Freiräume schaffen konnten.

Als dann tatsächlich für sie die Chance auf eine berufliche Weiterentwicklung gekommen war, scheiterte die Umsetzung allerdings nicht nur an der Familie, sondern auch an der Bürokratie. Für eine Karriere als Kunstlehrerin kam Grete Bergs Emanzipation einige Jahre zu spät; ein Quereinstieg als sogenannte Neulehrerin war für sie Mitte der 1960er Jahre nicht mehr möglich. Formale Bedingungen als Ausschlusskriterien für eine Berufsqualifizierung sind hier das zugrunde liegende Muster, sie gelten unabhängig von der realen Fachkompetenz. Trotzdem bedeutete das Ende ihrer kurzen Lehrerinnenkarriere für sie nicht den Rückzug, sondern letztendlich den Ausgangspunkt für ihre persönliche und berufliche Weiterentwicklung. Ein Indiz für diese Entwicklung ist der Ausspruch einiger Dorfbewohner, den Grete Berg im Gespräch zitiert, dass sie als Gemeindeangestellte doch »ganz anders« geworden sei - allerdings gleich wieder eingeschränkt durch die Relativierung »a bisschen«<sup>336</sup>.

Grete Bergs berufliche Vita ist ebenfalls durch das ›Dazwischen‹ markiert, es lässt sich nicht gängigen Kategorien von ›bürgerlich‹ oder ›proletarisch‹, ›ländlich‹ oder ›urban‹, ›Angestellte‹ oder ›Arbeiterin‹ zuordnen: sie war Kindermädchen, wäre beinahe Dienstmädchen geworden, absolvierte eine Bürausbildung, arbeitete viele Jahre als Hausfrau, Mutter und Landarbeiterin, danach als Lehrerin und Verwaltungsangestellte - und während der ganzen Jahre verfolgte sie ihre künstlerische Tätigkeit weiter. Ihr Beispiel steht für die Heterogenität weiblicher Arbeitsbio-

336 »Erst, wo ich nachher in der Gemeinde gearbeitet habe.. Da meinten sie mal, »Du bist jetzt doch ganz anders geworden! A bisschen.« Naja. « Interview mit Grete Berg vom 10.4.2002.

graphien, für die soziale Herkunft und formale Bildung nicht durchgängig die ausschlaggebenden Faktoren sind. Grete Bergs Ehemann ist nicht im Krieg gefallen. Ist sie also unter meinen Gesprächspartnerinnen die einzige mit einer weiblichen »Normalbiographie«<sup>337</sup>, dessen Zäsuren scheinbar von der Heirat und Geburt der Kinder geprägt, dessen Alltag von den Familienaufgaben bestimmt wurden? Nein: so gesehen ist sie diejenige mit einer Ausnahmebiographie innerhalb ihrer Generation. Letztendlich bestimmend für den Verlauf weiblicher Arbeitsbiographien scheint weniger die Frage, ob diese Frauen über Jahrzehnte mit einem (Ehe-)Mann zusammenlebten, sondern eher die Frage, ob und inwieweit sie sich um die Betreuung von Kindern und anderen Verwandten kümmern mussten, beziehungsweise inwieweit sie bei der Erfüllung dieser Aufgaben vom Umfeld Unterstützung fanden. In diesem Fragezusammenhang tauchen Männer nicht auf.

---

337 »In der weiblichen Normalbiographie [...] ist nach Levy (1977) Berufstätigkeit kein eigener Bestandteil. Als zentrales Ereignis im weiblichen Lebensverlauf gilt die Heirat, nach der eine Berufstätigkeit aufgegeben wird.« Siebers, Ruth: Zwischen Normalbiographie und Individualisierungssuche. Empirische Grundlagen für eine Theorie der Biographisierung. Münster/New York 1996. S. 31.

## C. Weibliche Nischen und Freiräume



## IV.7. Von der Gutshoftochter zur Krankenschwester<sup>338</sup> – Eva Münzer<sup>339</sup>

Eva Münzer ist die jüngste meiner Gesprächspartnerinnen. Sie wurde am 1. September 1925 in Weimar geboren und wuchs als älteste von drei Geschwistern auf einem Rittergut in der Nähe Weimars und später im Eichsfeld auf. Seit ihrer Geburt war Eva Münzer sehr schwach und kränklich, unter anderem erkrankte sie an Kinderlähmung. Sie verbrachte in ihren Kindheits- und Jugendjahren oft mehrere Wochen und Monate am Stück in der Jenaer Kinderklinik. Ihre Mutter Helene<sup>340</sup> war Pfarrerstochter. Helene wollte das Abitur machen, um später zu studieren; nach dem Tod ihrer beiden Brüder im Ersten Weltkrieg brach sie jedoch ihre Schullaufbahn ab, um sich um ihre pflegebedürftigen Eltern zu kümmern. Eva Münzers Vater war Reserveoffizier und stammte aus einer Gutsherrenfamilie östlich der Elbe, die ihren gesamten Grundbesitz durch die Inflation nach dem Ersten Weltkrieg verloren hatte. Er hatte von 1914 bis 1918 am Krieg teilgenommen und anschließend ein Jahr in amerikanischer Gefangenschaft verbracht. Nach seiner Entlassung zog er nach Thüringen, heiratete und pachtete ein Rittergut in der Nähe Weimars. Im Haus lebten neben den Eltern und Eva Münzer ihre um ein Jahr jüngere Schwester Marianne<sup>341</sup> und der um fünf Jahre jüngere Bruder Friedrich<sup>342</sup>, sowie verschiedene Hausangestellte. 1936 kaufte die Familie ein Rittergut im thüringischen Eichsfeld und zog dorthin um, da das Gut bei Weimar zur Nutzung vom Eigentümer zurückgefordert wurde.

Während ihrer ersten Schuljahre wurden die Kinder der Familie von einer Hauslehrerin unterrichtet. 1940 zogen die Kinder in Begleitung der Lehrerin nach Sondershausen, um dort öffentliche Schulen zu besuchen; am Wochenende kehrten sie ins Haus der Eltern zurück. 1944, kurz vor ihrem Abitur, wechselte Eva Münzer an ein Weimarer Gymnasium, damit sie sich nach dem Tod des Großvaters um die Großmutter mütterlicherseits kümmern konnten. Kurz vor Kriegsende verließen auch die Eltern das Gut im Eichsfeld, und zogen nach Weimar. Nach ihrer Schulentlassung im Februar 1945, begann Eva Münzer mit einer Ausbildung in der Weimarer Staatsbank. Nach Kriegsende arbeitete sie für mehrere Jahre in der kunstgewerblichen Produktion und begann dann 1948 mit der Ausbildung zur Kinderkrankenschwester in der Jenaer Kinderklinik. Mit Ausbildungsbeginn zog Eva Münzer in das zur Klinik gehörige Wohnheim, in dem sie bis 1982 wohnen blieb. Danach wechselte sie in eine 1- Zimmerwohnung in Lobeda-West. 1985 wurde sie pensioniert, seit 1999 bewohnt sie eine renovierte 2-Zimmer-Eigentumswohnung innerhalb des selben Stadtteils. Zu einigen ihrer ehemaligen Berufskolleginnen hält sie bis heute regelmäßigen Kontakt.

Unser Gespräch findet im Wohnzimmer ihrer Wohnung im obersten Stockwerk des frisch sanierten Hochhauses statt. Das Zimmer ist durch die große Fensterfront sehr hell; die meisten Einrichtungsgegenstände sind gutgepflegte, großbürgerliche Möbel - augenscheinlich aus dem 19. Jahrhundert: ein Sekretär, eine Sitzgruppe, eine Vitrine. Im Interview bestätigt sich, dass es sich um Familienerbstücke handelt. In einer Ecke steht ein Fernseher auf einem kleinen Tisch;

---

338 Zitate in doppelten Anführungszeichen ohne Quellenangaben in diesem Kapitel entstammen den Interviews mit Eva Münzer vom 15.5. und 24.5.2002.

339 Name geändert.

340 Name geändert.

341 Name geändert.

342 Name geändert.



Abb. IV.18.: Außenansicht der Kinderklinik aus dem Jahr 1929 (Quelle: Privatbesitz Eva V. Chen)

eine Schrankwand existiert nicht. Ich sitze auf einem restaurierten, gestreiften Biedermeiersofa an einem runden Tischchen, Frau Münzer mir schräg gegenüber auf einem Biedermeierstuhl. An der Wand hängen gemalte Porträts und kleine Landschaftsgemälde.

Frau Münzer begrüßt mich sehr freundlich. Sie wirkt ruhig und spricht leise, ist dabei aber fröhlich und gut gelaunt. Ihre Gestalt ist klein und sehr dünn, sie geht leicht gebeugt und macht einen sehr zerbrechlichen Eindruck. Vor dem Gespräch macht sie mich darauf aufmerksam, dass sie nicht so lange sitzen könne und unsere Unterhaltung daher nicht allzu lange dauern dürfe. Da sie über ihre ehemalige Berufskollegin bereits über mein Forschungsprojekt und mein Vorgehen unterrichtet ist, stellt sie mir keine Fragen in Bezug auf meine Arbeit, sondern ist gleich zum Interview bereit. Allerdings äußert sie gleich zu Beginn Zweifel, ob ihre Biographie besonders viel für meine Fragestellung bieten könne, fängt dann aber an, ausführlich zu erzählen.

Während des Interviews erzählt Eva Münzer über lange Passagen hinweg ohne Unterbrechung, sehr fließend und konzentriert. Auf meine wenigen Nachfragen geht sie ohne zu zögern ein. Sie erinnert sich ausgezeichnet an Daten und Jahreszahlen der verschiedensten Ereignisse; zu keinem Zeitpunkt sucht sie vergeblich nach ihren Erinnerungen. Es fällt mir leicht, ihren Ausführungen zu folgen. Frau Münzer kommt nur selten ins Stocken. Sie macht nachvollziehbar, wenn sie zwischen den verschiedenen Zeitebenen hin- und herwechselt. Beim ersten Zuhören entstehen daher keinerlei Unklarheiten oder Widersprüche. In ihren Worten spiegelt sich deutlich eine positive Einstellung dem Leben gegenüber, obwohl in ihrer Familiengeschichte einige Verluste und Schicksalsschläge vorkommen. Am emotionalsten ist die Passage, in der sie über den Tod ihrer Schwester erzählt, ansonsten trägt sie ihre Geschichten in einer gelassenen Haltung vor, die an manchen Stellen wie die Beobachterperspektive wirkt. Persönliche Urteile und Kritik

formuliert sie meistens subtil und hintergründig; an verschiedenen Stellen im Gespräch nimmt sie Einschätzungen über ihren Lebensweg und Selbstdeutungen ihrer Persönlichkeit vor.

Bei meiner Auswertung der Bandaufnahme stellt sich heraus, dass die zweite Gesprächshälfte nicht aufgezeichnet wurde. Als ich bei Frau Münzer anrufe, und sie um ein zweites Interview bitte, ist sie gerne dazu bereit. Wir treffen uns zwei Wochen später wieder in ihrer Wohnung. Bei unserer zweiten Begegnung beteuert sie mehrmals, sie sei sehr unzufrieden mit sich nach unserem ersten Interview gewesen. Sie habe ja nur Unsinn erzählt, und überhaupt habe sie ja gar nichts Interessantes zu berichten. So gut wie möglich entkräfte ich ihre Worte und ermuntere sie, weiter zu erzählen. Die Hauptthemen im Gespräch betreffen einerseits den Wandel in Eva Münzers beruflichem Alltag von der frühen zur späten DDR, andererseits kreisen viele Erinnerungen um die Eltern und die Zeit kurz vor Kriegsende, mit dem für die gesamte Familie große Umbrüche einhergingen. Ihre entspannte Weise, mit der sie über die Familienmitglieder erzählt, lässt den Eindruck eines insgesamt sehr harmonischen Familienlebens entstehen, in der es zu keiner Seite hin größere Spannungen gab. Mutter, Vater und Geschwister nehmen in den Erinnerungen ungefähr gleich viel Raum ein; dabei ist die besonders enge Beziehung Eva Münzers zu ihrer Schwester zu spüren. Da Frau Münzer nie verlobt oder verheiratet war und auch im Interview keinerlei direkte oder indirekte Hinweise auf die Existenz von Liebesbeziehungen gibt, ist dieses Thema vollkommen ausgeblendet. Auffällig sind außerdem die häufigen politischen Reflektionen, die Eva Münzer in ihre Betrachtungen jeweils an den Passagen zu den verschiedenen Jahrzehnten einfließen lässt. Es scheint ihr wichtig, ihr eigenes Leben in Bezug zu ihrem gesellschaftlichen und politischen Umfeld zu setzen.

### Behütete Kindheit auf dem Rittergut

Auf meine Eingangsfrage zu ihrer Kindheit reagiert Eva Münzer sofort mit einer sehr positiven Einschätzung ihres Aufwachsens in einem sehr liebevollen Umfeld:

*»Da kann ich nur sagen, äh, selten ist.. hat jemand so ne schöne Kindheit, äh, nachzuweisen wie ich [lacht]. Wir haben auf einem Rittergut gelebt. Ich war die älteste von drei Geschwistern. Und habe.. sehr viel Zuwendung in jeder Hinsicht gehabt. Also erstmal von den Eltern sowieso, aber eben auch.. sehr viel liebe Freunde und.. Großeltern nicht weit entfernt.«*

Obwohl sie für ihre Familie immer das »Sorgenkind« war, das von Anfang an unter schweren gesundheitlichen Beeinträchtigungen litt und immer wieder ins Krankenhaus musste, sind die Erinnerungen an ihre Kindheit in keiner Weise negativ gefärbt:

*»Aber ich war eben von Anfang an.. eigentlich nicht lebensfähig zur Welt gekommen. Und.. äh, es war.. mh, also.. nicht zu erwarten, dass ich.. mh, die ersten Wochen überstünde. Und da hat.. ich bin immer 'n Sorgenkind gewesen. Immer. Gesundheitlich. Einfach.. ein Nichtgedeihen, was mich auch immer wieder zu.. Klinikaufenthalten, mh, brachte, eben auch hier in der Kinderklinik Jena. [...] Und.. also, meine Eltern haben UNHEIMLICH viel Mühe mit mir gehabt. Und.. ich hatte unter anderem auch Säuglingsneurodermitis. Und wurde also, und musste aus dem Grund immer.. rechts und links die Händchen angebunden werden im Bett und.. jeder hätte immer gesagt:*



Abb. IV.19.: Im Garten der Kinderklinik. Undatiert, vermutlich 1920er Jahre. (Quelle: Privatbesitz Eva V. Chen)

*»Das ARME Kind!«. Und das arme Kind hätte immer.. strahlend zurück gelächelt und hätte es eigentlich.. immer.. trotz allem noch freundlich gefunden [lacht auf] und so ist es mir eigentlich im Leben meistens gegangen. Ich bin SEHR viel krank gewesen und, und.. wie Sie sehen, habe ich ja immerhin siebenundsiebzig Jahre schon geschafft [lacht].«*

Frau Münzer betont, dass die guten Erinnerungen an ihre Kindheit nichts mit einem besonderen materiellen Wohlstand zu tun hätten, da der Vater nach dem Verlust des elterlichen Ritterguts durch die Inflation, in Thüringen »praktisch wieder bei Null« angefangen habe. Trotzdem wird aus ihren Erzählungen deutlich, dass es im Familienalltag keine finanziellen Sorgen gab, denn die fast ausschließlich aus Gutsbesitzern bestehende Verwandtschaft half sich im Bedarfsfall gegenseitig mit privaten Krediten und in Sachleistungen aus. Eva Münzer wuchs auf einem typischen Gutshof auf, umgeben nicht nur von Eltern und Geschwistern, sondern auch von zahlreichen Diensthofen, landwirtschaftlichen Angestellten und regelmäßig wiederkehrenden Hausgästen.

Eva Münzers Eltern führten nach ihrer Einschätzung eine sehr gute und »aufeinander abgestimmte« Ehe, in der die Mutter den klassischen Aufgabenbereich einer Gutsfrau übernahm: sie war zuständig für die Verwaltung von Küche und Garten, Vorratshaltung und das Geflügel. Nebenbei bildete sie »Haustöchter«, also Töchter größerer landwirtschaftlicher Betriebe aus, die vor der Heirat ihre Haushaltskenntnisse in einem großen Gutshof vervollkommen wollten. Charakterlich beschreibt Münzer ihre Mutter als »sehr gewissenhaft« und eine »exakte Hausfrau«, die





Abb. IV.20.: Blick in eine Station der Kinderklinik, 1929. (Quelle: Privatbesitz Eva V. Chen)

in ihrem Wunsch nach Perfektion sowohl für ihr Umfeld als auch für sich selber manchmal etwas anstrengend sein konnte. Sie spielte sehr gerne und gut Klavier. An den Sonntagen musizierten die Kinder gemeinsam mit ihrer Mutter, während der Vater Pfeife rauchend im Sessel saß: »Das war unsere Sonntagsidylle! [lacht]«

Ein besonders gutes Verhältnis haben Eva Münzer und ihre Geschwister zum Vater entwickelt, der sich in besonderer Weise um seine Kinder kümmerte, da er ja den ganzen Tag »zu Hause« war, und so auch die Entwicklung seines Nachwuchses viel unmittelbarer miterlebte als die Väter, die tagsüber in Büro oder Fabrik arbeiteten. Als Gutsherr konnte er es sich erlauben, seine Zeit so frei einzuteilen, dass er auch den Kindern seine Aufmerksamkeit schenken konnte. Aus dieser Passage wird ganz besonders deutlich, wie Frau Münzer den eigentlichen Luxus ihrer Kindheitsjahre in der reichlichen Zuwendung durch die Eltern, vor allem den Vater, begründet sieht. Bei der Kindererziehung übernahm er auch Aufgaben, die traditionell den Müttern zugewiesen waren:

*»Und er [der Vater, E. C.] hat sich mit uns.. IMMER beschäftigt. Also, äh, in einer Weise von klein auf, ja, wir haben von ihm alles beigebracht gekriegt und.. ja. Sowieso, mit Laufen und.. mh, Spielen, draußen im Freien oder im Sandkasten, oder.. dann, ähm, später, hat er uns Sticken beigebracht. Auf.. auf so Pappe, die er vorgezeichnet hat und hier.. Strickliesel und.. Also, Dinge die, wo man eigentlich denkt, das bringt einem die Mutter mehr bei. Das hat alles der Vater gemacht, weil der so viel Freude dran hatte. Und, ähm, mit uns.. Ja. Die Bücher.. hat am Anfang von den Bilderbüchern bis nachher.. uns vorgelesen, wenn wir krank waren, Kinderkrankheiten.. Kam dann sehr gern auf seinen Wilhelm Busch, den er uns dann*



Abb. IV.21.: Das eingeschossige Gebäude im Hintergrund ist eine der »Liegehallen« für die tuberkulosekranken Kinder. Auf der offenen Veranda, geschützt vom Vordach, lagen die Patienten in ihren Betten. Auch Eva Münzer verbrachte mehrere Monate als Patientin in einer Liegehalle. Undatiert. (Quelle: Privatbesitz Eva V. Chen)

*auch erklärt hat.. Und, ähm, war.. also, äh.. von einer Art, wie sich SELTEN Väter mit ihren Kindern beschäftigen. [...] Schlittenfahren, Reiten, das war alles.. ALLES mit dem Vater! In den Ställen und im Garten, und.. und. mh, so kleine Beete anlegen oder irgendwas, was uns Freude machte. Ähm, er hat uns.. in diesen Dingen also ungemein gefördert und auch erklärt. .. Er hatte eigentlich auch immer Zeit!«*

Als älteste von drei Geschwistern stand Eva Münzer etwas am Rande, weil wegen ihrer verschiedenen Krankheiten immer wieder Aufenthalte in der Jenaer Kinderklinik nötig waren. Durch diese Wochen des Rückzugs entdeckte sie das Lesen als ihre Lieblingsbeschäftigung. Ihre Eltern forderten sie immer wieder auf, die Bücher beiseite zu legen und mit ihren Geschwistern draußen spielen zu gehen, damit sie mehr Appetit und Gesichtsfarbe bekomme. Doch das Mädchen entwickelte wirksame Strategien, sich bereits in frühen Jahren allmählich durch die Hausbibliothek »zu arbeiten«. Trotz mancher unterschiedlichen Interessen verstand sich Eva Münzer besonders gut mit der um ein Jahr jüngeren Schwester; oft wurden die beiden für Zwillinge gehalten. Ihr um fünf Jahre jüngerer Bruder entwickelte schon früh eine Leidenschaft für Pferde und die Landwirtschaft; seine Freizeit verbrachte er meistens ohne die Schwestern.



Abb. IV.22.: Eine Patientin der Privatstation im Garten der Kinderklinik. Die tuberkulösen Kinder und Patienten mit anderen Lungenkrankheiten verbrachten so viel Zeit wie möglich im Freien. Auch Eva Münzer war während ihrer Krankenhausaufenthalte in den 1920-er und 30-er Jahren auf der Privatstation untergebracht. 1929. (Quelle: Privatbesitz Eva V. Chen)

## Abitur in den Wirren des Kriegsendes

Da Eva Münzer und ihre Geschwister zu Hause durch eine Privatlehrerin unterrichtet wurden, fehlen in ihren Lebenserinnerungen die typischen ›Schulgeschichten‹. Erst im Alter von fast fünfzehn Jahren wechselte Eva zusammen mit Marianne und auf eine öffentliche Schule – ein Lyzeum – in Sondershausen. Ihr Bruder Friedrich wurde am Sondershausener Gymnasium angemeldet. Als Begründung für den Wechsel zur Schule gibt Frau Münzer an, Hitler habe den Privatunterricht verbieten lassen, da er für alle Kinder eine nationalsozialistisch geprägte Erziehung durchsetzen wollte. Die Hauslehrerin verlor nun ihre Existenzgrundlage. Um ihren Lebensunterhalt auch weiterhin zu sichern, eröffnete sie ein Mädchenpensionat in Sondershausen, dessen erste Plätze von den Münzer-Schwestern in Anspruch genommen wurden. Mit der Unterstützung durch die Privatlehrerin gelang den Kindern diese »gewaltige Umstellung« innerhalb kurzer Zeit; Eva und Marianne entwickelten durch die ungewohnte Begegnung mit der Schulklasse eine Verstärkung des schwesterlichen Wir-Gefühls, das sie unter anderem in der exakt übereinstimmenden Kleidung auch äußerlich sichtbar zum Ausdruck brachten. An den Wochenenden fuhren die Geschwister immer nach Hause und lernten mit der neuen Freiheit auch die positiven Seiten dieser Lebensumstellung kennen:

*»Das war 'ne schöne Zeit! Das war.. war irgendwie.. Wir waren abge-..., wie soll ich sagen, wir waren abgenabelt von zu Hause aber doch, öh.. trotzdem jederzeit da.. Und durch diese Lehrerin eben auch diese Verbindung. Also, wir haben es auf diese Weise gut gemeistert, möchte ich sagen. Und wir hatten zum Beispiel natürlich noch nie ne Turnhalle von innen gesehen. Allein das schon! Mh. Und ich aber aufgrund der.. durchgemachten Kinderlähmung.. mh, vom Turnen befreit. Da.. konnte ich zucken. Während meine Schwester sehr schnell dann auch, sehr schnell Vorturner wurde und so..«*

Mit dem Eintritt in die öffentliche Schule und dem Auszug von zu Hause wurde Eva Münzer 1940 auch erstmals stärker mit den Erscheinungen und Auswirkungen des nationalsozialistischen Alltags und der Politik konfrontiert, mit denen es bis dahin im geschützten Raum des religiösen und durch feudale Traditionen geprägten Ritterguts kaum Berührungspunkte gegeben hatte. Die Schwestern wurden Mitglied im BDM, ansonsten jedoch, so erinnert sich Frau Münzer, war Sondershausen »absolut nicht braun [...] sondern ne ehemalige Residenzstadt, Schulstadt, Musikstadt. Das waren so ihre.. äh, Namen, die man ihr gab. Äh, und da war das eigentlich, auch NOCH zu.. mh, verkraften für uns. Es war nicht so abrupt.«

Bereits der Kriegsausbruch im Jahr zuvor, als der Vater als Reserveoffizier eingezogen wurde, bedeutete für Eva Münzer einen deutlichen Einschnitt:

*»Genau am ersten September neununddreißig, mein vierzehnter Geburtstag. Den ich.. sicher mein Lebtag nicht vergessen werde. Als mein Vater in.. im, ich hab damals noch nicht so sehr viel von Politik und diesen Dingen, öh, mitgekriegt. Wir waren eigentlich, öh, auf dem Land ein bisschen mit.. also, Fernseher gab's sowieso nicht. Radio wurde nur selten mal.. angestellt und.. Und es wurde auch, möchte ich sagen, manches von der Politik vor uns.. bisschen ferngehalten, von den Kindern. Damit nicht die Meinung.. der Eltern in die Öffentlichkeit kam. Denn das war ja auch in der*

*Nazizeit sehr.. mh, also sehr gefährlich. [räuspert sich] Und deswegen.. werde ich nie vergessen, als mein Vater früh um sechs an meinem Bett stand, in Uniform. [...] Und sagte: »Es ist Krieg. Ich muss weg. Du bist die Älteste. Du kümmerst dich bitte.. vor allem um die Mutti. Und um die Geschwister.« Und von Stund an war meine Kindheit vorbei. Das war.. war ganz.. abrupt. ... Also diesen ersten September neununddreißig werde ich NIE vergessen.. ... Naja. Dann kamen dann.. viele.. viele Dinge, die man.. früher, also, die dann auch zutage kamen und.. öh, ich meine, jetzt aus der Nazizeit, die.. wie gesagt uns eigentlich.. ferngehalten worden [räuspert sich]. Und's gibt die, also ICH interessiere mich vor allen Dingen in der Literatur also SEHR für diese Zeit. Einfach weil.. ich da.. mh, vieles noch nachzuholen habe, möchte ich sagen..«*

1944 zog Eva Münzer nach Weimar, um sich nach dem Tod des Großvaters um die Großmutter kümmern zu können. Sie befand sich im letzten Jahr vor ihrem Abitur und diesmal fiel ihr der unvermittelte Wechsel ihrer Lebensumstände deutlich schwerer. Sie musste sich von ihrer Schwester trennen, die kein Abitur machen wollte. Marianne hatte sich für eine Ausbildung an der Landfrauenschule Reifenstein<sup>343</sup> entschieden, wo sie sich auf eine spätere Existenz als Gutsfrau vorbereiten wollte. Mit dem Kriegsende wurde die Schule jedoch geschlossen. In der neuen Schule bekam Eva Münzer große Probleme wegen des unterschiedlichen Lehrstoffs. Außerdem war sie schockiert von der ausgesprochen nationalsozialistisch begeisterten Stimmung auf ihrem Gymnasium:

*»Also, Weimar war, äh.. war, ich hab gesagt: »Wo BIN ich denn nur hingekommen?« Die haben ja noch.. Monate vor Kriegsende, äh, immer noch an den Endsieg geglaubt und so.. Die Mitschüler! Ich hab.. ich war entsetzt! Ich hab.. ich, ich.. wusste überhaupt gar nicht, wie weit die.. ja, ich würde sagen, »zurück« waren in der Entwicklung. Die waren FANATISCH! Also, das war ne schlimme Zeit da. [...] Aber.. So, so was .. von fanatischen NAZIS wie in Weimar! Und für mich war Weimar eigentlich in erster Linie immer die Klassikerstadt, und meine Großeltern wohnten da. Und uns wurde das.. KLASSISCHE vermittelt. [...] DAS war das.. was ich gut fand, und was ich.. immer schon. Das gehörte bei mir zu Weimar. Und das ist eigentlich Gott sei Dank [lacht] auch heute.. heute so. Diese.. ja, Nazi.. Zeit, die war ja Gott sei Dank nur kurz.«*

Mit der Notwendigkeit, den Lernstoff zu Hause nachzuarbeiten, fand Eva Münzer die perfekte Begründung, um sich von den verschiedenen BDM-Aktivitäten und den »freiwilligen« Einsätzen für das Winterhilfswerk auszuschließen. Sie erinnert sich, dass ihre Klassenkameraden »sich sehr wunderten, dass unsereiner sich nicht hinsetzte und zu Weihnachten für die Kinder, mh, Höschen und so weiter strickte.« Obgleich sich meine Gesprächspartnerin bereits im Vorfeld mehrmals deutlich vom Nationalsozialismus distanzierte, ist es ihr wichtig, bei ihren Erzählungen über ihre

<sup>343</sup> Gründerin des »Reifensteiner Verbandes« und der von ihm betriebenen Frauenlandschulen war Freifrau Ida von Kortzfleisch, die für die Töchter der »höheren und Mittelstände« eine adäquate Ausbildungsmöglichkeit anbieten wollte, indem die jungen Frauen gezielt mit den administrativen, land- und hauswirtschaftlichen Aufgaben bei der Führung eines größeren landwirtschaftlichen Betriebes vertraut gemacht werden sollten. Vgl. Wörner-Heil, Ortrud: Frauenschulen auf dem Lande. Reifensteiner Verband (1897–1997). 2. Aufl. Kassel 1997.

Weimarer Zeit eine längere Passage über Buchenwald und die Judenverfolgung einzuschieben. Sie betont, sie habe Buchenwald als eine Art »Umschulungslager« aufgefasst, für »Leute, die.. mh, äh, ja.. umerzogen werden mussten, weil sie.. äh, ja.. äh, einiges auf dem Gewissen hatten und weil sie eben, ähm, ähm, nicht alle in die Gefängnisse.. gehören.[...] So war mir.. KZ erklärt worden.« Ohne eine Nachfrage meinerseits hat Frau Münzer das Bedürfnis, auf ihr Nichtwissen um die Vorgänge in Buchenwald hinzuweisen: »Jedenfalls.. war das für mich.. eben auch.. erstmalig.. das Buchenwald.. näher gerückt. Jeder wird sagen: »Wenn die in Weimar war, dann muss sie doch unmittelbar das.. erlebt haben!««

Während ihres letzten Schuljahres verschlimmerten sich die Lebensbedingungen in Weimar zunehmend – weniger wegen der materiellen Situation als wegen der Bedrohung durch die Bombenangriffe und wegen des Wartens auf den Zusammenbruch des Systems. Im Winter 1944/45 bestand Eva Münzer ihr Abitur. Die Prüfungen waren um mehrere Monate vorgezogen worden, damit die Schüler die restlichen Kriegswochen für die Flak eingesetzt werden konnten. Auch dieses Mal sorgte die schwächliche Konstitution der Abiturientin dafür, dass sie am Einsatz nicht teilnehmen musste. Stattdessen bemühte sie sich um Arbeit im Weimarer Krankenhaus der evangelischen Sophienschwestern, doch sie wurde abgelehnt. Schließlich besorgte ihr die Mutter Arbeit bei der Staatsbank:

*»Äh, ... Mutter hat gesagt: »Mathematik ist immer dein Lieblingsfach gewesen, ähm, jetzt versuchen wir's mal DAMIT!« [lacht] Da hatten wir eben auch Beziehungen.. Und.. da hab ich eigentlich.. Ja, also meine Bankkarriere ist keine sehr.. gewaltige geworden. Ich habe.. im Februar angefangen und dann kamen die schlimmen Bombenangriffe.«*

Kurz darauf folgte das Kriegsende und das ganze Bankwesen kam erst einmal zum Erliegen. Statt eine reguläre Ausbildung zu erhalten, war Eva Münzer nun damit beschäftigt, Hakenkreuze von den kleinen Stofffähnchen abzutrennen, damit sie als rote Kommunistenfahnen wiederverwendet werden konnten.

## Berufsträume und Realitäten

Von ihren eigenen Erfahrungen als Patientin in der Kinderklinik geprägt, war Eva Münzers eigentlicher Berufswunsch schon viele Jahre lang Kinderkrankenschwester gewesen. Ein befreundetes Arztehepaar riet ihr davon ab, mit der Begründung, sie sei für solch einen Beruf nicht kräftig genug. Also erwog die Abiturientin, ein Medizinstudium aufzunehmen und Ärztin zu werden, doch als die Universität im Oktober 1945 unter sowjetischer Besatzung wiedereröffnet wurde<sup>344</sup>, lehnte man die Bewerbung der Gutsherrentochter ab: »Doppelpunkt: soziale Herkunft! Ausrufezeichen!«

Auf meine Nachfrage, welche Berufe sie sich sonst noch hätte vorstellen können, antwortet Frau Münzer, sie hätte auch gerne Jura studiert, denn in ihrer Familie habe es einige Juristen gegeben. Als »Junkertochter« kam Eva Münzer in der SBZ<sup>345</sup> jedoch generell für ein Studium

344 Vgl. Gramsch, Robert: Zwischen zwei Diktaturen. Die Jenaer Studentenschaft 1945–1949. In: Stutz, Rüdiger (Hg.): Macht und Milieu. Jena zwischen Kriegsende und Mauerbau. Rudolstadt 2000. S. 53–80. Hier: S. 55.

345 Sowjetische Besatzungszone

nicht in Frage. Weitere Wunschberufe, die sie nennt, sind Goldschmiedin oder Bibliothekarin. »Ich wär auch gerne SCHÄFER geworden, aber das.. war in meinen früheren Jahren. Nachher nicht mehr so. Das ist doch zu viel Verantwortung! [lacht]« Es macht Eva Münzer sichtlich Spaß, darüber nachzudenken, für welche Berufe sie sich interessieren würde. Während ihres Heranwachsens hatte sie weder elterliche Bevormundung bezüglich der Berufswahl noch eine finanzielle Einschränkung ihres Pläneschmiedens erleben müssen. Umso deutlicher ist die Diskrepanz zu den tatsächlichen Möglichkeiten, die ihr dann als Tochter einer Gutsherrenfamilie in der SBZ zum Kriegsende 1945 offen standen, zu einem Zeitpunkt, als das Schul- und Ausbildungswesen kurzfristig ganz zum Erliegen gekommen war.

Wenige Monate nach Kriegsende kehrte Eva Münzers Vater heim. Wann genau die Eltern ihr Rittergut im Eichsfeld durch die Bodenreform verloren, geht aus Frau Münzers Schilderungen nicht hervor.<sup>346</sup> Sehr bald jedoch fand sich die ganze Familie in Weimar ein. Da die alte Existenzgrundlage verloren gegangen war, arbeitete der Vater einige Zeit lang als Friedhofsgärtner. »Dann ging die.. Hungerzeit los, die sich ja auch heute keiner mehr vorstellen kann.« Die Mutter nahm in den wirtschaftlich angespannten Nachkriegsjahren keine Erwerbstätigkeit an. Als Begründung sagt Eva Münzer: »Das war eben so. Damals hatte man ja keinen Beruf in ... in diesen ... ja, äh, Generationen.« Bei ihrer Suche nach einer geeigneten Erklärung mag man sich fast vorstellen, wie Frau Münzer statt des Begriffs »Generationen« das Wort »Kreisen« auf den Lippen lag. Zwar bemüht sie sich während des gesamten Interviews sehr, für sich und ihre Familie keine herausgehobene Position zu beanspruchen. Doch an Stellen wie diesen wird schon deutlich, dass auch über die politischen Brüche hinweg – oder gerade durch diese gemeinsame Krisenerfahrung – ein recht starkes, nicht spezifisch benanntes, Wir-Gefühl erhalten blieb, das sich ganz offensichtlich auf die engere Familie einerseits als auch auf das Beziehungsgeflecht der ehemaligen Gutsbesitzer und anderen sozialen Eliten vor 1945 bezieht.

In den kommenden Jahren schafften die Eltern zum inzwischen dritten Mal einen Neuanfang. Während die meisten Verwandten nach der Bodenreform ihren Wohnsitz nach Westdeutschland verlegten, blieb Familie Münzer in Weimar. Eva Münzer erinnert sich, dass ihre Eltern im Gegensatz zu den anderen Verwandten keine Aktien oder sonstige Werte bei westdeutschen Banken besaßen – »Wir hatten nichts«. Daher sahen sie zunächst keinen Anlass, die DDR zu verlassen, zumal sie sich um die beiden in Weimar verbliebenen Großmütter kümmern wollten. Durch den Verkauf etlicher hochwertiger Möbelstücke aus Familienbesitz bauten sie einen guten Kontakt zum Weimarer Stadtmuseum auf. Frau Münzers Vater fand in diesem Museum einen für ihn angenehmen Arbeitsplatz, eine Art Rückzugsort. So wie seine Kultur, seine frühere Existenz als Gutsherr, seine Möbel in dieser neuen Gesellschaftsordnung offiziell museumsreif geworden waren, so war er selbst nun auch im Museum gelandet und konnte auf diese Weise den Abschied von diesen vergangenen Welten für sich hinauszögern.

Als jüngste meiner Gesprächspartnerinnen begann Eva Münzer ihr eigentliches Erwerbsleben und ihre Ausbildungszeit erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Ihren Traum von der Ausbildung zur Kinderkrankenschwester in Jena konnte sie während der kommenden drei Jahre

346 »Am 2.9.1945 verkündete Wilhelm Pieck, der erste Vorsitzende der KPD, in Kyritz (Mark Brandenburg) die Durchführung einer demokratischen Bodenreform, deren Verordnungen durch die deutschen Verwaltungen in den Ländern der SBZ erlassen wurden. [...] Unter der Losung ›Junkerland in Bauernhand‹ wurde land- und forstwirtschaftlicher Grundbesitz über 100 ha, »einschließlich des Herrenhofes, der Wälder, Gärten, Wiesen, Weiden, Seen, Sümpfe usw.« [...] enteignet [...]« Schier, Barbara: Alltagsleben im ›Sozialistischen Dorf‹. S. 48f.

nicht verwirklichen, denn dafür hätte sie gleich zu Beginn und dann am Ende der Lehrzeit die erhebliche Summe von tausend Mark aufbringen müssen. Stattdessen half sie ihrer Schwester, sich diesen Traum zu verwirklichen. Da die jüngere Schwester ihre Ausbildung durch die Schließung der Reifensteiner Landfrauenschule nicht zum Abschluß bringen konnte, und sie ohnehin keine Perspektiven mehr auf eine Existenz als Gutsfrau hatte, ließ sie sich vom Berufswunsch der Älteren inspirieren und bewarb sich erfolgreich auf einen Ausbildungsplatz zur Kinderkrankenschwester. Finanziell wurde sie dabei von Eva Münzer unterstützt, die eine Beschäftigung in der kunstgewerblichen Produktion gefunden hatte. Ihre Schilderung des Kreises der Kunsthandwerkerinnen, mit denen sie von 1945 bis 1948 zusammen arbeitete, mutet an wie eine Zwischenstation für ›höhere Töchter‹, die im Chaos der unmittelbaren Nachkriegszeit ihre ursprünglichen Berufspläne nicht mehr verwirklichen konnten, und die sich daher auf sehr kreative Art und Weise selbständig eine neue Existenzmöglichkeit aufgebaut hatten:

*»Waren lauter Existenzen, die.. öhm, öhm.. abgebrochen waren, die wir uns da versammelten. Ähm, die nun, ähm.. wieder 'nen Beruf suchten. Und, ähm, das.. und.. Material. Und EINE war eben künstlerisch, äh, die war Architektentochter, und.. mh, hatte und hatte zum Nationaltheater gute Beziehungen, und hatte da das große.. mh, Bildband, wo ganz genau die.. Kleidung der verschiedenen ... Jahrhunderte und, un.. äh, naja. Zeiten dargestellt worden. Und DAS haben wir nun geschnitzt, also.. äh, ich lief dann unter dem Begriff »Holzschnitzer«, ähm, und.. ähm, die dann so bekleidet, dass es also.. wirklich sehr hübsch war. Und zwar waren das alles.. ähm, Abfälle, die man bei den Bekannten, Verwandten raussuchte. An Stoffen und an.. an, naja, übriggebliebenen Teilen. Also, das war.. einfach ne, ne richtige Notgeburt. Aber.. es war ne Beschäftigung und es wurde auch gekauft, überraschenderweise. Die Leute wollten vielleicht auch mal was.. was Hübsches haben. Was weiß ich. Und.. Eine war mit in diesem Kreis, die machte Holzschuhe. DAS war natürlich was Praktisches und was Sinnvolles. Aber das, äh, war nicht jeder.. Ich hätte zum Beispiel keine hingekriegt, Holzschuhe waren SEHR gefragt. Aber.. dadurch hab ich mir ein paar Jahre.. es war ein netter Kreis. Doch. Auch das Geld eben für meine Schwester zusammengekriegt, und DIE war.. GERNE hier, sehr gerne hier. Und.. hat sich Gott sei Dank auch sehr gut geführt, so dass es keine Mühe machte, dass ich dann auch kommen durfte.«*

Warum nun ausgerechnet die jüngere Schwester zuerst die Krankenschwesterausbildung machen durfte, und Eva Münzer zunächst verzichtete, anstatt ihre Familie um Unterstützung ihres Berufsraumes zu bitten, beantwortet sie implizit an späterer Stelle mit der Begründung, am ›Große-Schwester-Syndrom‹ zu leiden:

*»Ich bin eigentlich, wo ich in meinem Leben war, immer die Älteste gewesen. IMMER. Schon mit einem Jahr war ich die Älteste von den Geschwistern. ich war immer die Älteste. Und habe.. aus dem Grunde wahrscheinlich auch immer ein.. pathologisches Verantwortungsgefühl entwickelt. Immer! Überall! Das geht mir heute noch so! [lacht] Und auch jetzt wieder, wie ich im Krankenhaus lag, ich war IMMER die Älteste.. und da fühlte man sich eben für dies und jenes verantwortlich. BRAUCHTE ich gar nicht, aber das ist nun mal.. so. Ja.«*



## Die Schwestern als Schwestern: Ausbildung in der Kinderklinik

Nachdem Marianne Münzer die Ausbildung erfolgreich beendet hatte, konnte auch Eva Münzer sich im Herbst 1948 an die Verwirklichung ihres eigentlichen Berufswunsches machen. Mit ihren inzwischen dreiundzwanzig Jahren befand sich Eva Münzer einmal mehr in ihrem Leben in der Rolle der Ältesten im Kreis der Anwärterinnen. Sie ließ sich durch die besorgten Einwänden aus dem Freundes- und Verwandtenkreis hinsichtlich ihrer angegriffenen Gesundheit nicht mehr abbringen. Dieses Mal unterstützte die jüngere Schwester die ältere bei der Ausbildungsfinanzierung. Größer noch als das Problem, genügend Geld aufzubringen war die Organisation der Schwesternkleidung, die bis zum Beginn der 1950er Jahre von den Schwestern selbst mitgebracht werden musste. Bei ihrer Hausschneiderin, die schon vor dem Krieg für die Familie gearbeitet hatte, ließen sie große Damasttischtücher in Schwesterntrachten umarbeiten. Die Kleidung war sehr unpraktisch, weil sie leicht knitterte; außerdem war der Stoff viel zu schwer und warm für die Sommermonate.

Mehrmals während des Gesprächs betont Eva Münzer, dass sie ihre ersten Jahre in der Klinik – unter der Leitung von Jussuf Ibrahim – am meisten wertschätzte. Ihre häufige Bezugnahme auf Ibrahim hat meiner Interpretation nach nicht nur damit zu tun, dass dieser zum Zeitpunkt unseres Interviews in eine öffentliche Diskussion um die Verwicklung in nationalsozialistische Euthanasieprogramme<sup>347</sup> geraten ist, und sie den Ruf ihres ehemaligen Vorgesetzten verteidigen will. Frau Münzer betont, wie sehr Ibrahim die Betriebskultur prägte, indem er darauf achtete, dass stets ein gewisses Niveau gewahrt wurde – besonders bei der Personalauswahl. Dem Klinikchef gelang es, in Zusammenarbeit mit einer distinguierten Oberin, bis in die frühen DDR-Jahre, den Charakter eines Krankenhauses als Arbeitsplatz für die ›höheren Stände‹<sup>348</sup> und die damit einhergehenden ›gehobenen Umgangsformen‹ – in Abgrenzung zu den Vorstellungen des Arbeiter- und Bauernstaates – zu bewahren:

*»Aber es.. es war eben, mh, irgendwie.. ja, ne besondere Atmosphäre. Und, ähm.. es k-..., sie wurden ausgesucht. Sowohl die Ärzte als auch die Schwestern.. zur Ausbildung. Die wurde sehr.. mh, sortiert. Und dort.. also.. mh, zu Ibrahim.. musste man.. auch, mh, konnte man auch nur [lacht] als Arzt anfangen, wenn man ein*

347 Vgl. Renner, Renate/Zimmermann, Susanne: Der Jenaer Kinderarzt Jussuf Ibrahim (1877–1953) und die Tötung behinderter Kinder im Nationalsozialismus. In: Hoffeld, Uwe u.a. (Hgg.): »Kämpferische Wissenschaft«. Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus. Köln/Weimar/Wien 2003. S. 437–451. Sowie: Zimmermann, Susanne (Hg.): Überweisung in den Tod. Nationalsozialistische »Kindereuthanasie« in Thüringen. Erfurt 2005. Hier v.a. S. 30, 154, 165.

348 Die Tätigkeit als Krankenschwester hatte sich dabei erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts, mit dem Übergang von den Armenspitälern zu ›neuzeitlichen‹ Krankenhäusern, zu einem für bürgerliche Frauen ›passenden‹ Berufsbild entwickelt. »An der Wende zum 19. Jahrhundert genossen Personen, die Krankenpflege ausübten, sofern es sich nicht um Ordensangehörige handelte, kein gutes Ansehen, was sich in ihrer Bezeichnung als ›Mietlinge‹, ›Lohnwärterinnen‹ und ›Lohnwärter‹ ausdrückt. Aus dieser Tätigkeit einen achtbaren Beruf für bürgerliche Frauen zu entwickeln, war eine erstaunliche Leistung. Krankenpflege wurde als schmutziges Geschäft angesehen, zumal in den ›dreckstarrenden‹ Siechenanstalten zu mehr als 80 % Arme lagen.« Rübenstahl, Margarete: ›Wilde Schwestern‹. Krankenpflegereform um 1900. Frankfurt/Main 1994. S.33f. Vgl. zum Prozess der ›Verbürgerlichung‹ des Krankenpflegeberufs auch: Kruse, Anna-Paula: Krankenpflegeausbildung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. Stuttgart/Berlin/Köln 1995. S.13/14. Zur Konsolidierung der Krankenpflege als bürgerlicher Frauenberuf während der Weimarer Republik vgl. Prüfer, Agnes: Vom Liebesdienst zur Profession? Krankenpflege als weiblicher Beruf 1918–1933. Hagen 1997.

*[Musik-/Instrument auch spielte. Das gehörte mit dazu! [lacht] Aber eben, äh, ich weiß nicht! Er, und auch diese damalige Oberin, die hatten enorme.. Menschenkenntnis, so möchte ich's mal nennen. Die haben auch immer die Richtigen dann.. mh, rausgefunden. Und.. mh. Mh.. Ja, es waren natürlich Familien, wo.. die man schon länger kannte. Professoren, äh, -töchter und solche.. , die eben.. öh.. Naja, in der Nazizeit sie sich schon. äh, bewährt hatten und nun.. mh, in der Nachkriegszeit nun und in der DDR-Zeit nun.. das wusste man, wie die eingestellt waren und.. die kamen dann.. vorwiegend da [= in die Kinderklinik, E. C.] hin.«*

Als Teil dieser ›sortierten‹ Gemeinschaft – einer Art Gegenbild zum sozialistischen Kollektiv – bestand Eva Münzer nach drei Jahren ihr Examen. Zum Abendessen der Examensfeier bekam sie Professor Ibrahim persönlich als Tischherrn zugewiesen; darüber wurde sie so nervös, dass sie kaum einen Bissen hinunterbrachte. Direkt nach Ausbildungsabschluss wurde sie zur stellvertretenden Stationsschwester der Ibrahimschen Privatstation ernannt und gehörte so gleich von Anfang an zu den Auserwählten im Kreis der Auserwählten. Die Privatstation war die selbe Abteilung, in der sie selbst als kleine Patientin viele Wochen verbracht hatte.

## Die Klinik als Schutzraum

*I.: »Das letzte Mal hatten Sie auch davon erzählt, dass ... das Leben in der Klinik an sich, so zu DDR-Zeiten ... für Sie auch so was wie ein Schutz war ... «*

*E. M.: »'ne Nische, ja. Die Kinderklinik ... also, Kliniken ja SOWIESO. Möchte ich sagen. Weil da ... manche Dinge ... mh, ja ... einfach politisch nicht so ... verwirklicht werden konnten. Aber ... vor allem die Kinderklinik! Die ... lag erst mal sowieso nicht im großen ... Kliniks...bereich, sondern ein bisschen abseits. Hatte einen besonderen Status, weil sie eben nicht nur ... Universitätsklinik sondern auch noch gleichzeitig Carl-Zeiss-Stiftung war. [...] Und dadurch waren wir immer ein bisschen besser dran. [...] Und hatten eben ein bisschen mehr; ähm, ja, wie soll ich denn sagen, Gelder und ... und ... äh, Möglichkeiten. Wir hatten dann eben die moderneren Apparate, wir hatten dann ... Westimporte oder auch Medikamente manchmal, die die anderen noch nicht so hatten. Ist zwar nicht gerecht, aber ... mh, wer nutzt's nicht aus? [lacht] Und dadurch waren wir schon ... ein bisschen beneidet. Und, und ... es war aber eben auch ... das GANZE Haus ..., das war bekannt, das war überhaupt nicht rot. Äh ... mh, im Gegenteil! Durch Professor Ibrahim und seine ... Oberin eben geprägt. Ähm, eigentlich mehr ... im christlichen Sinne. Obgleich, mh, er ja ... wie gesagt, als Ägypter ... äh, ganz and... Aber er ist eben auch christlich bestattet worden.«*

Für Eva Münzer bot die Kinderklinik eine ideale Nische, in der sie sich so weit wie möglich vom realsozialistischen DDR-Alltag der Außenwelt zurückziehen konnte. An ihrem Arbeitsplatz wurden ihre eigenen kulturellen Werte und politisch-religiösen Ideale von ihren Vorgesetzten geteilt und in die neue Zeit gerettet. Die ›geschlossene Gesellschaft‹ aus Professoren, Professorrentöchtern und anderen Angehörigen der lokalen Honoratiorenschicht begann allerdings bereits in den 1950er Jahren, ein Stück weit aufzubrechen:

*»Aber sehr bald wurde dann ... verlangt, dass ... ich glaube, es mussten fünfzig Prozent Arbeiter- und Bauernkinder sein, die, ähm ... zur Ausbildung kommen mussten. Also MINDESTENS fünfzig Prozent! Und wo nimmt man die in Jena her? Das ist nämlich WIRKLICH nicht einfach gewesen. Und ... mh, naja, da ... wurde dann manches ein bisschen anders. Aber trotzdem ... äh, wir waren ... nach wie vor bekannt, dass bei uns ... mh. Ja, die ... ja ... sowohl die SED als auch ... ähnliche Leute ... KEINEN ... Einfluß hatten. Aber ... es GAB dann welche.«*

Solange jedoch der größte Teil der Leitung noch aus der Vorkriegszeit stammte, verlief der Klinikalltag bis in die 1960er Jahre fast unverändert weiter. Die Krankenschwestern arbeiteten immer in der gleichen Schicht zusammen; es gab nur die Tag- und die Nachtschwestern. Auf diese Weise war der Kontakt der Kolleginnen untereinander sehr viel kontinuierlicher als in der später eingeführten Dreifachschicht, durch die immer wieder neu zusammengesetzte Arbeitsteams zustande kamen. Außerdem konnte die Pflege und Betreuung der Kinder wesentlich persönlicher gestaltet werden, da die Patienten immer die gleichen Ansprechpartnerinnen hatten. Beide Punkte bewertet Eva Münzer als einen großen Vorteil und ein Zeichen für die damals viel bessere Pflegequalität.

Von der Zusammenarbeit der Schwestern untereinander entwirft Eva Münzer ein vollkommen harmonisches Bild; allerdings geht sie mit keinem konkreten Beispiel darauf ein. Auch über das Verhältnis zwischen den Ärzten und dem Pflegepersonal erzählt sie nur wenig, abgesehen von ihrer uneingeschränkten Bewunderung für Professor Ibrahim. Nur einmal deutet sie an, dass das von der Außenperspektive vorausgesetzte Hierarchiegefälle zwischen den Medizинern und den Krankenschwestern nicht so absolut gesehen werden muss. Denn die langjährig in der Klinik arbeitenden Schwestern hätten in vielerlei Hinsicht gegenüber den, in einer Universitätsklinik besonders häufig wechselnden, Assistenz- und Konsiliarärzten einen großen Erfahrungsvorsprung gehabt. In vielen Punkten seien die Ärzte deshalb auf die Unterweisung durch die Krankenpflegerinnen angewiesen gewesen. Da es nur einen Oberarzt im Hause gab, sei dieser neben seinen vielen anderen Funktionen gar nicht in der Lage gewesen, jeden neuen Arzt anzuleiten:

*»So dass man.. auf Station, war immer die Stationsschwester für die Ausbildung des Arztes zuständig. So möchte ich's mal sagen. Wobei es eben besonders um solche Dinge ging, wie Säuglingsernährung. [...] Also, das war.. eine Wissenschaft! Man musste ja auch in seiner Ausbildung, mh, .. ja.. ein Vierteljahr in der Milchküche arbeiten. Um. diese ganzen.. Heilnahrungen zu lernen, Und, und.. eben auch zu üben und dann weitergeben zu können. Und so wurden die Ärzte eben in DER Richtung angeleitet, und auch in mancher anderen. Zum Beispiel diesem.. kleinen, feinen Venen finden, bei den Säuglingen. Da haben die Ärzte oft.. erst mal da.. große Ängste, wie sie da rankommen. Und.. ihnen gezeigt, welches die günstigste ist. Also.. in der Richtung waren sie eigentlich SEHR angewiesen.«*

So kontinuierlich wie der Arbeitsalltag, verlief auch die Freizeit der Krankenschwestern. Sie waren, wie es seit dem 19. Jahrhundert für Krankenschwestern üblich war, ausnahmslos unverheiratet und wohnten alle im zum Klinikum gehörigen Schwesternwohnheim. So verbrachten sie nicht nur die Arbeitszeit, sondern auch die Freistunden und freien Abende oft miteinander:

*»Wir haben unsere Freizeit, mh, GERN! Nicht gezwungenermaßen! Gern auch zusammen verbracht. Und, öh, vor allen Dingen eben, als.. die ersten Schallplatten auftauchten und wir.. Aach! Das war was! Wenn wir mal.. ne Schallplatte ergattert hatten. [...] Da, naja, da haben wir uns zusammengesetzt und.. ähm, das war äh.. auch, äh, im Privat-, äh, sphäre war das eben auch.. noch ein. Zusammen-, öh, gehörigkeit! .. Oder wenn jemand dann ein besonderes Buch kriegte oder so was. Das machte dann immer.. viel Freude, wann man das entweder vorgelesen hat.. Wir hatten eben.. viel mehr.. gemeinsame Freizeit. Auch gemeinsame DIENSTzeit, aber auch gemeinsame Freizeit. Und dadurch war einfach.. der Zusammenhalt ein ganz anderer.«*

Als weiteren Vorteil des Krankenschwesternlebens älterer Prägung nennt Eva Münzer die Tatsache, dass sie im Gegensatz zu den Frauen außerhalb der Klinik keinerlei Aufwand mit dem Einkaufen und dem Beschaffen von anderen Konsumgütern hatten, was in der DDR viel Zeit in Anspruch nahm. Die Vollverpflegung bekamen die Schwestern aus der Krankenhausküche, durch das Tragen der Schwesterntracht brauchten sie nicht viel Kleidung und auch für den Rest ihrer Konsumbedürfnisse war weitgehend gesorgt. Auch am 17. Juni 1953 erlebte Eva Münzer ihre Klinik vor allem als Schutzraum, der keinen direkten Kontakt zum Rest der Welt hatte. Am Vormittag hörten die Schwestern bereits den Lärm aus der Stadtmitte, interpretierten ihn jedoch als eine große Versammlung der FDJ, die zu einem Treffen nach Berlin fahren wollte. Später kam ein Mitarbeiter aus der Verwaltung auf Eva Münzers Station und informierte die Krankenschwestern: »»Sie arbeiten hier noch? Ja, alles ist auf der Straße! Die.. die SED wird grade niedergemacht!« Und der hat uns da also SO ... ähm, »Da müssen Sie unbedingt hingehen!« [...] Und dann haben wir beide gesagt, »Wir müssen erst noch unsere Station fertig machen. Wir können erst, wenn wir FREISTUNDE haben. Also, eher können wir jetzt nicht.««

Mittags machten sich die Kolleginnen auf den Weg zur Stadtmitte. Sie erlebten den plötzlichen Umschwung von der Begeisterung zur Panik, als das russische Militär mit Panzern auffuhr und in die Luft schoss:

*»Und.. sofort hatten alle Russen Stahlhelme auf. Das hatte ich noch nie gesehen! Die Russen mit Stahlhelmen. Das hatte einen furchtbar erschreckt [...] Und das.. Volk in Panik, rannte.. jeder weg! Also.. äh, man wusste ja nicht, was nun losging. [...] Und ich weiß noch, wir sind dann auf.. auf.. Hinter.. wegen und, und.. äh, Irrwegen bis zur Kinderklinik dann wieder und haben immer nur.. bloß dass wir zu.. »Wenn wir bloß wieder zu Hause sind! Wenn wir bloß dann wieder.. in der Klinik sind!« Ähm.. »dass uns.. hier nicht noch was passiert.«*

*Und dann.. mh, hörte man dann am nächsten Tag, ähm.. wie der Lautsprecherwagen durchfuhr und der und der wurde heute.. standrechtlich erschossen. Äh, da. Und: ab sofort ist Ausgangssperre von dann bis dann! Also da waren wir.. von dieser großen Begeisterung vom Vormittag war am Abend.. nur noch.. Angst und Grauen. Also, das war GANZ furchtbar dann. [...] Und dann ging's im ALTEN Trott weiter.. ... Und dass es im alten Trott weiter ging, das konnte man nicht fassen.«*

Vor dem Mauerbau war es den Jenaer Kinderkrankenschwestern noch möglich, Kontakte zu westlichen Kolleginnen zu pflegen. Frau Münzer erinnert sich besonders an eine Einladung



Abb. IV.23.: Eine weihnachtlich geschmückte Station der Kinderklinik. Undatiert, zwischen ca. 1940 und 1955. (Quelle: Privatbesitz Eva V. Chen)

des evangelischen Verbandes der Zehlendorfer Schwestern in Berlin. Unter einem Vorwand reisten mehrere Jenaerinnen zu dem einwöchigen Treffen evangelischer Schwestern in einem Tagungshaus am Wannsee. Viele der Pflegerinnen waren untereinander durch familiäre und freundschaftliche Kontakte schon aus der Zeit vor 1945 miteinander verbunden. Ab 1961 wurden die Verbindungen brieflich aufrecht erhalten und teilweise nach 1989 wieder aufgenommen. Im Nachhinein stellte sich heraus, dass Eva Münzer von der ersten Begegnung mit den Zehlendorfer Schwestern an unter ständiger Beobachtung der Staatssicherheit stand. Der christlichen Prägung entsprechend wurden in der Jenaer Kinderklinik das Oster- und vor allem das Weihnachtsfest ganz besonders gestaltet. Jeden Adventssonntag früh um sechs, eine Stunde vor Dienstbeginn, sang der Schwesternchor auf einer anderen Station Adventslieder; an einem Nachmittag kam der Posaunenchor zu Besuch. Eva Münzer schwärmt von den liebevoll dekorierten Weihnachtszimmern auf jeder Station, die nicht nur von den kleinen Patienten und ihren Angehörigen, sondern auch von den Ärzten und deren Familien bestaunt wurden. Dort fand am Heiligen Abend die Bescherung für die Kinder, sowie Schwestern und Ärzte im Dienst statt. Erst unter dem neuen, »roten« Verwaltungsdirektor wurden die Weihnachtsfeiern zunehmend eingeschränkt – meist unter Hinweis auf die verschiedenen Sicherheitsbestimmungen: Das offene Feuer der Kerzen stelle ein Brandrisiko dar; die Klänge des Posaunenchores schädeten den Ohren der Kinder.

An mehreren Stellen im Gespräch betont Eva Münzer das in jenen Jahren vorherrschende, »hohe Niveau« in der Kinderklinik, das unter anderem darin zum Ausdruck kam, dass die

Klinikleitung ihr Personal zum Besuch kultureller Veranstaltungen ermunterte: »Das wurde ja auch sehr gewünscht von der Klinikleitung, dass man da.. mh, möglichst viel dran teilnahm. .. Und das ha.. das ist dann alles anders geworden!« Auch die Betriebsausflüge beschreibt Frau Münzer im gleichen Tenor:

*»Wir machten immer unsere Betriebsausflüge auf irgendeinen Berg, entweder.. auf den Jenzig oder.. zum Fuchsturm, .. also, das waren unsere Betriebsausflüge. Und das.. da zog die.. das ganze Haus dann hin. Das war, mh, mh.. einfach, es waren alle DABEI! Es war.. mh, ja.. auf jeder Station eine Nachtschwester.. also, abends machte man die natürlich. Und das hatte eben immer auch Niveau. Wurden Dinge.. vorge-tragen und.. wurde.. viel gesungen und.. ja. .. Das war aber noch die FRÜHERE Zeit.«*

## Der Anfang vom Ende: der Aufenthaltsraum

Von dieser als insgesamt sehr angenehm und harmonisch erinnerten »frühere[n] Zeit« hebt Eva Münzer im Gespräch ganz deutlich den Wandel im Klinikalltag der späteren Jahre ab. Zeitlich lässt sich der Beginn dieses Wandels nicht konkret fixieren; er ist aber aus dem Interviewkontext um die Mitte der 1960er Jahre anzusetzen und lässt sich an verschiedenen Veränderungen ablesen.

Mit ihrem Wunsch nach einer Geburtensteigerung, verstärkte die DDR ihre Bemühungen, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Frauen umzusetzen.<sup>349</sup> Nachdem man in der Kinderklinik die Zweifach- auf die Dreifachschicht umgestellt hatte, wurden die verheirateten Krankenschwestern mehr und mehr zum Normalfall. Zwar verblieben noch etliche der älteren Schwestern und der jüngeren Lehrschwestern im Wohnheim, doch die geschlossene Wohn- und Freizeitgemeinschaft war damit aufgehoben. Die Beziehungen innerhalb des Kolleginnenkreises und zwischen dem Pflegepersonal und den Patienten erfuhren gleichzeitig eine deutliche Anonymisierung.

Ein weiteres Anzeichen für den veränderten Arbeitsalltag sieht Eva Münzer in der Einrichtung eines Aufenthaltsraumes für die Schwestern auf jeder Station. Ihrer Ansicht nach stand ein solcher Rückzugsraum für die Krankenschwestern im völligen Widerspruch zu der bisherigen Betriebskultur in der Kinderklinik:

*»Also, es wurde mal wieder die Station umgebaut, und da hieß es.. wir brauchen ‘nen Aufenthaltsraum. Und DA hab ich immer wieder gesagt: »Wieso ‘nen Aufenthaltsraum?« Ich..., ich als Stationsschwester sollte nun sagen, wie und wohin und wie groß.. und.. äh, das konnte ich überhaupt nicht fassen! Ich hab gesagt: »Wieso brauchen wir denn ‘nen Aufenthaltsraum?« – »Damit die.. Schwestern sich mal zurückziehen können und, öhm..« »Naja«, habe ich gesagt, »die sind doch bei den KINDERN!«*

*Also, wir waren’s gewöhnt, jede.. Zeit, die übrig war, uns mit den Kindern zu beschäftigen. Auch mit den KLEINEN, mit.. die man mal RUMGETRAGEN hat, oder*

<sup>349</sup> Das neue Familiengesetzbuch der DDR wurde am 20.12.1965 verabschiedet; es legte die Verantwortung beider Ehepartner für Kinder und Haushaltsführung fest. Ab den 1970er Jahren verstärkte der Staat aufgrund der rückläufigen Geburtenrate seine Anstrengungen, den Frauen in der Vereinbarkeit von Berufsleben und Familie durch verschiedene gesetzliche Maßnahmen und infrastrukturelle Verbesserungen zu erleichtern. Vgl.: Bühler, Grit: S. 32 u. 35.

*die man mal.. raus an die frische LUFT oder auch mal.. auch mal, wenn wir im Garten waren, die man mal ausgefahren hat, damit sie.. damit sie ja.. eben auch mal rauskamen! Und die Größeren, öhm, mit denen was gespielt oder vorgelesen! Mh.. wir waren vollkommen darauf eingestellt, dass wir us.. öh, in jedem bisschen, was an Zeit übrig war.. öh, mit den Kindern beschäftigen.*

*Und das.. ist nun inzwischen.. habe ich das Gefühl, ist inzwischen der wichtigste [Raum, E. C.] von der Station! Das hab ich jetzt in meinem Klinikaufenthalt, als ich hier drüben lag, jetzt vor ein paar Wochen.. wieder gedacht. Also, mh.. mh.. die Patienten, mh.. allgemein, suchen ihre Schwe-.., also, wenn sie ein Anliegen haben, eigentlich immer.. gehen sie dann.. in den Aufenthaltsraum. Und da sitzt man.. und trinkt Kaffee und raucht Zigaretten. Man wird sicher auch noch irgendwas anderes machen, sicher auch mal dies und jenes besprechen, davon bin ich überzeugt!*

*Aber.. aber.. der Aufenthaltsraum, der.. ist in MEINEN Augen.. der Anfang vom.. [lacht] von der Umstellung geworden! Aber.. das wär ja ein Kampf gegen Windmühlen..flügel! .. Und.. sicher müssen sie sich auch mal zurückziehen! Sicher! Das.. das.. war das ERSTE Mal, dass ich.. völlig.. aus der Ordnung geriet. Dass man mich auch dann fragte, und dann musste ICH.. nun sagen.. welchen Raum, und.. so gegen meine.. VÖLLIGE Überzeugung. [lacht]«*

Im letzten Absatz des Zitates wird besonders deutlich, wie vorsichtig Eva Münzer ihre Kritik stets formuliert. Sie äußert Verständnis für die veränderten Bedürfnisse des Klinikpersonal, und ihre eigentliche Aussage – »der Aufenthaltsraum war der Anfang vom Ende« – moduliert sie rechtzeitig zu einer neutraleren Formulierung.

Doch die neue Zeit brachte auch neue berufliche Möglichkeiten und Entwicklungschancen für die Stationsschwester. Sie habe, betont sie, sich normalerweise von allen Weiterbildungen und Praktika der Klinik zurückgehalten; wohl auch, weil sie nicht allzu viel mit gewerkschaftlichen und anderen staatsnahen Organisationen zu tun haben wollte. Als jedoch einmal eine Diabetiker-Kinderklinik auf der Insel Rügen einen Hospitationsplatz anbot, bewarb sich Eva Münzer für einen mehrwöchigen Aufenthalt. Sie entwickelte großes Engagement für die Weiterbildung und war von der Atmosphäre im Kinderheim so begeistert, dass sie mit vielen neuen Anregungen und neuem Fachwissen nach Jena zurückkehrte. In den folgenden Jahren verwendete die Stationsschwester regelmäßig mehrere Urlaubswochen, um im Sommer wieder im Kinderheim zu arbeiten, da sie von der anspruchsvollen Arbeit so begeistert war. Die Kolleginnen im Rügener Kinderheim ahnten davon lange Zeit nichts; sie gingen davon aus, dass sie für weitere Hospitationen freigestellt war. So bescheiden Eva Münzer sich stets im Hinblick auf ihre eigenen Leistungen äußert, und so vorsichtig sie ihre Kritik am Verhalten anderer formuliert, so selbstverständlich nimmt sie in manchen Punkten – auch in der scheinbar klassenlosen DDR-Gesellschaft – weiter einen gewissen Luxus für sich in Anspruch, der davon zeugt, dass sie sich ihrem von klein auf gewohnten Lebensstil durchaus noch verhaftet fühlt. Anlässlich ihrer Reisen ließ sie jedes Mal neue Kleidung durch ihre Hausschneiderin anfertigen, und von ihrer Großmutter ließ sie sich überreden, statt der langweiligen Bahnreise doch lieber auf das Flugzeug umzusteigen:

*»Meine.. damals schon... hundertunddreißjährige Großmutter sagte dann: »Dass du das immer noch mit der BAHN machst, diese große Entfernung! Da gibt's doch jetzt*

*die Fluglinie soundso, das könnt'ste doch viel schneller schaffen!« Und solcherlei Hinweise kriegte ich dann von der Großmutter! [lacht] Und da bin ich dann geflogen! [lacht] Ja. ... Das war.. 'ne schöne Sache.«*

## Das kleine private Leben

Nachfragen meinerseits bezüglich etwaiger Liebesbeziehungen blockiert Eva Münzer im Gespräch gleich am Anfang unseres Interviews durch ihre Aussage: »Und ich war nicht.. mh, oft nicht in der Lage, und habe eben sehr bald.. mh, mich, öhm, wohlgefühlt auch als SINGLE. Das muss ich immer sagen: ich bin der geborene Single!« Zweimal erzählt sie noch von einer Berufskollegin, mit der sie sehr gut befreundet gewesen sei und auch manchen Urlaub verbracht habe, doch ihre Erzählhaltung macht deutlich, dass sie nichts weiter dazu sagen möchte. Im Großen und Ganzen entwirft Eva Münzer von sich das stringente Bild einer traditionell lebenden Krankenschwester, die nach klösterlichem Vorbild praktisch ihr ganzes Leben für die Arbeit und in der Gemeinschaft lebte – vom regelmäßigen Umgang mit der Familie abgesehen: »Mit dem Zusammenwohnen und.. und, .. dass man eben immer da war! Man war mit der Klinik verheiratet, so war das eben. Und zwar in.. es war 'ne gute Ehe! [lacht] Wir haben das jedenfalls immer so empfunden.« Ihren Idealen von einer ganz der Berufsarbeit verpflichteten Krankenschwester entsprechend, äußert sie auch eine kritische Einstellung gegenüber den »neuen«, verheirateten Kolleginnen. Sie vermutet, dass viele der Frauen während der DDR-Jahre ihre Partner nur deshalb gleich geheiratet hätten, um eine Wohnung zu erhalten: »Und das.. haben natürlich viele genutzt. Ob dann die Ehe immer gehalten hat, das.. mh, das war was anderes. [...] Aber.. diese Diakonieschwestern, die es ja heute kaum noch gibt.., die eben NUR.. für die Patienten da sind, das ist eigentlich das.., was.. mh, mh.. wie es sein MÜSSTE! Aber.. [lächelt], das ist.. 'ne Utopie heute. Klar!«

Neben ihrem Klinikleben bestand Eva Münzers Privatleben daher hauptsächlich darin, die Beziehungen zu ihrer Familie zu pflegen. Ihre jüngere Schwester kehrte dem Schwesternberuf wenige Jahre nach ihrem Ausbildungsabschluss den Rücken, um einen leitenden Postangestellten zu heiraten. Mit ihm und den gemeinsamen Kindern verließ sie Anfang der 1950er Jahre Jena und flüchtete nach Baden-Württemberg. Bis zum Mauerbau konnte Eva Münzer ihre Schwester noch regelmäßig in Süddeutschland besuchen; in den Jahren danach kam Marianne gelegentlich nach Jena. 1972 ließ diese sich von ihrem Mann scheiden und war darauf angewiesen, nach zwei Jahrzehnten als Hausfrau wieder selbst berufstätig zu werden. Aufgrund des guten Rufes der Ausbildung unter Professor Ibrahim fand sie jedoch sehr schnell einen Arbeitsplatz in einer Neugeborenenstation. Nach der Maueröffnung 1989 konnten die beiden Schwestern ihre Wiedervereinigung nur für kurze Zeit genießen. 1991 starb die jüngere an Krebs:

*»Und das ist ja dann auch so weit gegangen, dass die.. [Kolleginnen] gesagt haben, wenn's dann in's Endstadium kommt.., dann würden sie ihr ein Zimmer einrichten. In der Frauenklinik, in der Neugeborenenstation. Und das hat sie dann tatsächlich auch wahrgenommen. Weil ja.. die Be-...treuung von ... Krebspatienten im Finalstadium ja ganz.. mh, auch HEUTE noch nicht, mh, gelöst ist oder... obgleich die Hospizbewegung sich ja sehr das einsetzt. Da bin ich sehr mit engagiert. [...]*

*Haben ihr ein Zimmer extra eingerichtet.. Und da hat sie dann Morphium, und was*



*sie dann noch brauchte.. es war nicht lange, es war nur im Ganzen anderthalb Tage wohl.. Aber, sie hat's jedenfalls noch erlebt und hat dadurch auch Erleichterung gehabt...*

*Denn die.. eigene Tochter, die hat, war verheiratet, hatte drei kleine Kinder und konnte sich da nicht so.. um die Mutter kümmern. Und der Sohn ist in den USA.«*

Aus Eva Münzers Worten sprechen neben dem großen Schmerz auch gewisse Vorbehalte gegenüber dem Konzept von Ehe und Familie. Als wollte sie sagen, obwohl ihre Schwester sich für Heirat und Kinder entschieden hatte, stand sie am Ende doch ganz alleine da – geschieden vom Ehemann und mit zwei Kindern, die sich jedoch auch nur wenig um sie kümmerten.

Eva Münzers jüngerer Bruder war in Jena geblieben. Obgleich er als ›Kapitalistensohn‹ eigentlich keine Möglichkeit zu einer höheren Bildung bekommen sollte, konnte er 1949 die Abiturprüfung ablegen, da er schon vor Kriegsende im Gymnasium angemeldet war. Allerdings hatte er große Schwierigkeiten, einen Studienplatz zu bekommen. Zunächst machte er eine praktische Ausbildung auf einem landwirtschaftlichen Lehrgut. Mit der Kollektivierung der Landwirtschaft und der Bewirtschaftung großer Flächen entwickelte sich jedoch bald ein großer Bedarf an kompetenten Fachkräften, und »da brauchten sie eben doch studierte Leute«. Auf diese Weise bekam der Bruder einen Studienplatz in den Agrarwissenschaften, der ihm durch gute Freunde der Familie finanziert wurde. Sein Kindheitstraum, Landwirt in einem großen Betrieb zu werden, erfüllte sich später, indem er zum Leiter eines großen verstaatlichten Landwirtschaftsgutes ernannt wurde.

Mit ihrem »pathologischen Verantwortungsgefühl« entwickelte sich Eva Münzer nicht erst seit der Ausreise ihrer Schwester zur Hauptverantwortlichen für Mutter und Vater. In ihrer freien Zeit fuhr sie regelmäßig nach Weimar. Ihnen zuliebe verzichtete sie in ihren letzten Berufsjahren auch schweren Herzens auf die Position als Stationsschwester. Die Eltern waren mittlerweile so pflegebedürftig geworden, dass Eva Münzer sie schließlich täglich besuchen und am Wochenende ganztags betreuen musste. Durch ihre guten Beziehungen zur Oberschwester konnte die Stationsschwester eine Stelle als deren Assistentin und als Hausschwester wahrnehmen. Inzwischen war sie längst die dienstälteste Krankenschwester in der Kinderklinik und daher bestens für die Position als Ansprechpartnerin für die Kolleginnen geeignet.

### Das späte Verlassen des Nestes

Nach 35 Jahren im Schwesternwohnheim verließ Eva Münzer schließlich 1983 ihr Zimmer, um in eine Einraumwohnung nach Lobeda-West umzuziehen. Nach der Ursache für diese Entscheidung befragt, antwortet sie:

*»Ja. Mh, erstens mal, äh, waren die meisten nun, mh, fanden's nicht mehr so ganz.. in meinem Alter, nicht mehr richtig, noch in der Klinik zu wohnen. ICH fand's ganz..g. Also für MICH war's insofern gut, dass ich da noch wohnte, weil die Kinderklinik gleich beim Westbahnhof, und der Westbahnhof nach Weimar. Also, weil ich ja ständig nach Weimar fuhr. Ähm, lag.. also, äh.. das war für mich eigentlich ideal.«*

Eigentlich hätte Eva Münzer ihr – günstig gelegenes – ›Nest‹ gar nicht verlassen wollen, doch als älteste Bewohnerin des Wohnheims mit dem längsten Anrecht auf eine Wohnung, fühlte sie

sich zunehmend gedrängt, in eine eigene Wohnung umzuziehen. Da alle in Frage kommenden Wohnungen zu weit vom Bahnhof entfernt lagen, als dass sie ihre täglichen Besuche bei den Eltern weiterhin hätte machen können, musste sie parallel zu ihrem Umzug auch die Unterbringung ihrer Eltern in einem nahegelegenen Pflegeheim organisieren.

Bei der Wohnungsauflösung in Weimar, dem Transport der Möbel nach Jena und der Einrichtung der Wohnung konnte sich die Krankenschwester ganz auf die Handwerker der Klinik verlassen. Mit ihren guten Beziehungen innerhalb des Krankenhauses schaffte sie es auch, einen Telefonanschluss zu bekommen. Zum ersten Mal in ihrem Leben wohnte Eva Münzer alleine in einer eigenen Wohnung. Sie musste sich im Alter von fast 61 Jahren erstmalig um Dinge kümmern, in denen andere Frauen schon jahrzehntelange Routine mitbrachten: Einkaufen, Kochen, und Wäsche waschen – einen eigenen Haushalt organisieren. Besonders von den Mühen der Lebensmittelbeschaffung in der DDR fühlte sich Eva Münzer zunächst überfordert. Zwei weitere Jahre arbeitete sie im Krankenhaus. Noch einmal kehrte sie für mehrere Wochen ganzzeitig in die Kinderklinik zurück, nachdem sie sich bei einem Sturz beide Handgelenke gebrochen hatte. Die Kolleginnen ließen ihr im Kinderkrankenhaus ein eigenes Zimmer einrichten und eine Klingelleitung legen, die sie mit dem Ellbogen betätigen konnte. 1985 ließ sich Eva Münzer schließlich pensionieren. Ihr Vater starb 1984, ihre Mutter 1985. Den Kontakt zu ihrem Bruder hält Frau Münzer bis heute durch tägliche Telefonate.

1997 durchlebte Eva Münzer ihre bisher letzte schwere Erkrankung. Während einer Notoperation aufgrund eines Blinddarmdurchbruchs wurde die Hauptschlagader versehentlich angeschnitten; Blut lief in die Lunge und in die Bauchhöhle. Nach ärztlicher Auskunft standen ihre Überlebenschancen nahe Null. Doch nach sieben Wochen im Koma kam die 72-jährige wieder langsam zu sich. Sie war rechtsseitig komplett gelähmt, konnte nicht mehr gehen, sprechen und schreiben. In einer Reha- Klinik trainierte sie ihre Fähigkeiten so gut, dass als einziger bleibender Schaden eine Schwäche im rechten Arm zurückgeblieben ist. Am Schluß unseres zweiten Gesprächs gibt Eva Münzer eine Kostprobe ihres Humors und ihrer Selbstironie:

*»Da war also GAR keine Hoffnung mehr, gar nicht mehr. [...] Und.. die haben also ALLE Register gezogen. Ich sage immer, weil's.. mh, in der Statistik blöd ausgesehen hätte, wenn einer an Blinddarm verstirbt. Und.. mh, haben sie sich sicher extra [lacht] deswegen bemüht.«*

## Resümee: Behütete Existenz?

*»Also, ähm, wir, also ich, wie gesagt, wir brauchten uns ja gar nicht umzustellen! Unsere [lacht] Einstellung und.. auch Aversion gegen all diese Dinge. Wir konnten eigentlich das beibehalten. Auch die Art, ähm, zu reden ohne.. nun viel PREISZUGEBEN, von dem, was man.. dachte. Äh, die hat man sich in der Nazizeit angeeignet und die galt dann in der DDR- Zeit genauso. Wir konnten uns.. blendend unterhalten, und wussten genau, was gemeint war.«*

Dieses Zitat ist ein Schlüssel zum Verständnis von Eva Münzers Biographie. Aus ihm spricht die Kultur und Wertewelt, die sie aus ihrer Kindheit von der Familie übernommen und – durch die Jahre des Nationalsozialismus und des Realsozialismus hinweg – ungebrochen bewahrt hat.

In diesem Selbstverständnis ist das ›Ich‹ Eva Münzers direkt eingebettet in ein größeres ›Wir‹. Die Ich- und die Wir-Form benutzt meine Gesprächspartnerin während des gesamten Interviews immer wieder austauschbar; sie spricht von ›ich‹, wenn sie ›wir‹ meint, und umgekehrt. Im engeren Sinne ist dieses ›wir‹ auf Eva Münzers Familie zu beziehen, zu der sie über die ganze Zeit hinweg eine sehr enge Beziehung pflegte. Im weiteren Sinne spricht das ›wir‹ von einer nicht näher definierten, von ihr aber deutlich wahrgenommen, Gemeinschaft aus Familie, Verwandten und Freunden, die sich im Verlauf ihres Lebens in den verschiedensten Fällen immer wieder beistanden: Beim Ankauf des Münzerschen Rittergutes im Eichsfeld, bei der Wohnungsbeschaffung für die enteigneten Eltern, bei der Studienplatzfinanzierung für den jüngeren Bruder und bei zahlreichen anderen Gelegenheiten. Mit dem Eintritt in die Arbeits- und Lebensgemeinschaft der Kinderkrankenschwester übertrug Eva Münzer das ›wir‹ auch auf den Kolleginnen- und Kollegenkreis in der Kinderklinik, wobei auch ohne klare Benennung ersichtlich ist, dass nicht automatisch die ganze Belegschaft ein Teil dieses ›wir‹ war. Zur geschlossenen Gesellschaft gehörten vor allem die älteren Betriebsangehörigen, allen voran Klinikchef Ibrahim und seine Oberschwester, sowie diejenigen Ärzte und Krankenschwester, die in ihrer Ausbildung durch die von Ibrahim gepflegte ›traditionelle‹ Betriebskultur geprägt wurden und sich ihr verpflichtet fühlen.

Die unvermeidlichen Brüche und Veränderungen in ihrem Leben und im Klinikalltag nimmt Eva Münzer deutlich wahr und akzeptiert sie auch. Ihre Biographie macht jedoch deutlich, dass sie stets eine Art zu leben gesucht hat, die eine Konfrontation mit der ›neuen‹ Welt auf ein Mindestmaß reduzierte. Bis zu ihrer Abiturzeit nahm Eva Münzer ihr Leben als stets sehr beschützt und umsorgt wahr: zuerst im Elternhaus, dann im Mädchenpensionat. Der größte Schock für sie und ihre Familie nach den Kriegswirren in Weimar war dann zweifellos die Enteignung und der damit einhergehende Verlust aller materiellen Werte und gesellschaftlicher Privilegien im Tausch gegen bislang ungekannte Formen der Diskriminierung. Aufgrund dieser Erfahrungen entwickelte Eva Münzer allerdings keine Hass- und Rachegefühle; sie entschied sich auch nicht für die resignative Anpassung an die Vorgaben der DDR- Gesellschaft. Stattdessen gelang es ihr bald nach dem Chaos um das Kriegsende herum, sich wieder ein sicheres Umfeld zu schaffen.

Mit großer Energie ermöglichte es sich die junge Frau, die von den anderen stets als zu schwach für die Tätigkeit als Krankenschwester eingeschätzt wurde, sich ihren Berufswunsch auch unter sehr ungünstigen Voraussetzungen zu verwirklichen. Idealerweise verband sich mit ihrem großen Engagement für den Beruf auch eine Lebensform, die den Gewohnheiten und Wertvorstellungen Eva Münzers sehr entgegenkam. Bis in die 1960er Jahre hinein lebte sie weitgehend in einem aus der Vorkriegszeit herübergeretteten Modell bürgerlich-christlicher Krankenhauskultur. Sie konnte sich mit ihren Vorgesetzten, Mitarbeiterinnen, der Arbeitsmoral und dem »Niveau« der Klinik identifizieren, und fühlte sich wohl in ihrer »Nische«. Zwar hatte sie als Stationsschwester durchaus eine Leitungsposition inne, doch ihre Stellung war nicht so herausragend, dass sie allzu sehr in Kontakt mit den parteinahen Organisationen kommen musste.

Spätestens mit den 1970er Jahren wandelte sich die Situation im Krankenhaus und im Wohnheim grundlegend, auch für Eva Münzer. Die zunehmende Anonymisierung des Pflegebetriebs – symbolisch wahrgenommen in der Einführung des Aufenthaltsraumes auf der Station – sowie die steigende Zahl an verheirateten Krankenschwestern veränderten den Arbeitsalltag tiefgreifend. Der Einfluss staatlicher und parteilicher Vorgaben war auch in der Jenaer Kinderklinik nicht

aufzuhalten, aber Eva Münzer betont, durch die ganze DDR-Zeit hindurch sei deren Sonderstatus im Vergleich zu den anderen Universitätskliniken bekannt gewesen. Es habe sich nie um eine wirklich »rote« Klinik gehandelt.

In einem vergleichenden Blick auf die Biographie von Erika Weise fällt die unterschiedliche Gewichtung und Bewertung von schweren Krankheiten im Interview auf. Eva Münzers und Erika Weises Leben sind beide durch immer wieder auftretende schwere Erkrankungen und längere Krankenhausaufenthalte geprägt. Frau Weises Krankengeschichten nehmen einen großen Raum im Gespräch ein; sie scheinen an vielen Punkten der Biographie die Ursache für tragische Wendungen und verhinderte Berufschancen zu sein. Frau Münzer berichtet in ihrem Interview auch von ihren Krankheiten, doch ohne meine Nachfrage erwähnt sie diese nur kurz und misst ihnen keine allzu großen negativen Folgen zu. Im Gegenteil, in gewisser Weise verdankt Eva Münzer ihrer frühen »Krankenkariere« in der Kinderklinik die spätere Hinwendung zum Wunschberuf. Wann immer sie von ihren eigenen Krankenhausaufenthalten spricht, betont sie, wie gut man sich um sie gekümmert habe. Verbirgt sich in den Krankheiten vielleicht eine weitere Komponente der Geborgenheitserfahrungen der Eva Münzer? Die Frau, die sich mit »pathologischem Verantwortungsgefühl« fast pausenlos um ihre Patienten und ihre Familienangehörigen kümmerte, fand bei diesen Gelegenheiten die Möglichkeit, ihrerseits wieder Zuwendung und Geborgenheit anzunehmen. Möglicherweise steckt hierin ein wichtiges Leitmotiv in Eva Münzers Leben: Pflegen und gepflegt werden.

Am Ende meiner Interpretation steht die Konfrontation mit einem für die Interviewauswertung sehr wichtigen Satz Eva Münzers:

*»Wir konnten eigentlich das beibehalten. Auch die Art, ähm, zu reden ohne.. nun viel PREISZUGEBEN, von dem, was man.. dachte.«*

In diesem Satz gibt sich Eva Münzer als Profi des kodierten Sprechens zu erkennen. Zweifellos war die Fähigkeit, zu »reden ohne [...] preiszugeben«, enorm wichtig für ihr weitgehend unbehelligtes Leben in der DDR. Rechnet man die nationalsozialistischen Kriegsjahre dazu, so hat Eva Münzer sich ein halbes Jahrhundert lang darin geübt, ihre eigentlichen Aussagen zu verklausulieren und Außenstehenden den Zugang zu ihren Botschaften zu verwehren. Wenn auch seit 1989 offiziell keine Notwendigkeit mehr für die Anwendung ihrer »Geheimsprache« besteht, so bleibt fraglich, ob sie die jahrzehntelange Gewohnheit inzwischen ganz ablegen konnte oder wollte. Dies ist eine nicht sehr ermutigende Feststellung für eine Interviewerin. Andererseits schärft sie um so mehr den Blick für angefangene und unvollendete Wörter, für jedes kleine Zögern und für jede scheinbar harmlose Formulierung. Und sie konfrontiert die Forscherin mit der längst zur Binsenweisheit gewordenen – und trotzdem immer wieder vernachlässigten – Tatsache, dass wir uns alle zu einem großen Teil darüber mitteilen, **wie** wir etwas sagen und nicht nur darüber, **was** wir sagen.

## IV.8. Von der Arbeitertochter zur Oberschwester<sup>350</sup> – Inge Zeisig<sup>351</sup>

Inge Zeisig wurde 1922 in Jena-Lichtenhain geboren; im Alter von vier Jahren zog sie mit ihrer Familie vom Haus der Großeltern in eine Mietwohnung nahe des Westbahnhofs. Ihr Großvater väterlicherseits – Hans Zeisig<sup>352</sup> – war Zimmermeister; Inge Zeisigs Vater Max<sup>353</sup> wurde 1899 geboren und war dessen ältester Sohn. Er hätte eigentlich gerne eine Ausbildung bei der Firma Zeiss gemacht, doch sein Vater bestand auf einer Handwerkerlaufbahn. Schließlich wurde Max Installateur und arbeitete bis zum Ersten Weltkrieg in diesem Beruf, den er nie mochte. Aus dem Krieg kehrte er mit einer schweren Gasvergiftung zurück. Zunächst versuchte er, doch noch eine Stelle bei Zeiss zu bekommen, aber als das nicht gelang, wurde er Arbeiter bei der Reichsbahn. Dort arbeitete er bis zu seiner Pensionierung. Inge Zeisigs Mutter Charlotte<sup>354</sup> stammte aus einer ›echten‹ Zeissianer-Familie. Sie machte nach ihrem Volksschulabschluss eine Ausbildung zur Weißnäherin und übte diesen Beruf auch bis zu ihrer Heirat mit Max Zeisig im Jahr 1922 aus. Im selben Jahr wurde dem Paar das erste und einzige Kind geboren: die Tochter Inge.

Alle Familienmitglieder waren evangelisch getauft, doch keines von ihnen war kirchlich besonders interessiert. Im Familienverband fungierte Inge Zeisigs ›Zeiss-Großvater‹ als Familienoberhaupt; er verbrachte sehr viel Zeit mit seiner Enkelin und machte mit ihr viele Wanderungen, während die Großmutter und die Mutter sich um den Haushalt kümmerten. Ostern 1930 wurde Inge Zeisig in der Südschule eingeschult. Nach ihrem Volksschulabschluss 1938 absolvierte sie zunächst die Pflichtberufsschule; danach eine kaufmännische Lehre in einem Jenaer Textilgeschäft. In den Kriegsjahren hatte sie für längere Zeit eine hauptamtliche Stelle in der Verwaltung der Hitlerjugend inne. Nach Kriegsende begann sie die zweijährige Ausbildung zur Kinderkrankenschwester in der Jenaer Kinderklinik, in der sie bis 1952 arbeitete. Anschließend übernahm sie die Leitung einer Zeiss-Kinderkrippe, ehe sie 1959 wieder in die Kinderklinik zurückkehrte und dort ab dieser Zeit bis zu ihrer Pensionierung 1986 die Position der Oberschwester ausfüllte. Bis zu deren Tod Anfang der 1970er Jahre lebte Inge Zeisig mit ihren Eltern zusammen, danach zog sie in eine eigene Mietwohnung nahe der Kinderklinik. Den engen Kontakt zur Klinik und ihren ehemaligen Kolleginnen und Kollegen hält sie bis heute. In ihrer Freizeit beschäftigt sie sich schon seit längerer Zeit mit der Geschichte des Jenaer Kinderkrankenhauses.

Meine erste Begegnung mit Frau Zeisig kam zustande, nachdem ich von ihren privaten Forschungen über die Kinderklinik erfahren und telefonisch Kontakt zu ihr aufgenommen hatte. Sie zeigte sich gerne bereit, mir mehr über die Kinderklinik zu erzählen und lud mich schließlich zu einem ersten Gespräch in ihrer Wohnung ein. Nach der Auswertung des ersten, zweieinhalbstündigen Interviews haben sich bei mir noch einige Nachfragen ergeben, so dass wir uns sechs Wochen später zu einem zweiten Gespräch trafen, das ungefähr zwei Stunden dauerte. Am Ende dieses Treffens vereinbarten wir schließlich einen weiteren Termin, zu dem sie mir ihre Fotosammlung über die Kinderklinik präsentierte.

---

350 Zitate in doppelten Anführungszeichen ohne Quellenangaben in diesem Kapitel stammen aus den Interviews mit Inge Zeisig vom 23.1., 7.3. und 5.4.2002.

351 Name geändert.

352 Name geändert.

353 Name geändert.

354 Name geändert.

Inge Zeisig macht bei unseren Treffen einen sehr souveränen Eindruck; sie ist körperlich und geistig sehr rege und wirkt während des Interviews gelassen und ohne jede Scheu vor dem Mikrofon. Bei unserem ersten Interview erzähle ich ihr einleitend mehrere Minuten über mein Dissertationsprojekt, woraufhin sie mir gleich anbietet, mich mit Quellenmaterial zu unterstützen, das sie selbst gesammelt hat. Danach erzählt sie mir über ihr Leben, meistens in sehr langen Passagen ohne Unterbrechung; zum Nachfragen komme ich nur wenig. Die Hauptthemen ihrer Erzählung sind ihre Familie und die Kindheitsjahre, sowie die Zeit nach 1945 in der Kinderklinik. Über die Jahre dazwischen – die NS-Zeit – redet sie offensichtlich nur ungern; macht dazu nur kurze, ungenaue und teils widersprüchliche Angaben.

Da es mir nach der Interviewtranskription schwer fällt, trotz Inge Zeisigs ansonsten schlüssiger und klarer Redeweise, einen linearen Verlauf ihres Berufswegs zu erstellen, wende ich mich telefonisch an sie und bitte um ein zweites Interview, zu dem sie auch gerne bereit ist. Beim zweiten Treffen ist die Atmosphäre schon entsprechend vertrauter, doch auch diesmal ist eindeutig, dass sie erzählerische Schwerpunkte auf ihre Berufslaufbahn nach 1945 setzt und sich über die Jahre davor nicht klar äußern will. Ich respektiere dies und hake nicht weiter nach. Am Ende des Interviews vereinbaren wir gleich einen neuen Termin für ein Treffen.

Einen Monat später begrüßt mich Inge Zeisig zum dritten Mal in ihrer Wohnung. Obwohl wir uns eigentlich nur über ihre Fotosammlung zur Kinderklinik von den Anfangsjahren bis heute unterhalten wollen, leitet Frau Zeisig das Gespräch unvermittelt mit einem anderen Thema ein. Sie sagt, bei unseren vorherigen Begegnungen habe sie sich immer so unklar über ihre Kriegszeit geäußert, weil sie während jener Jahre hauptamtlich bei der Hitlerjugend angestellt gewesen sei. Sie selber habe keine Probleme mit diesem Thema, habe aber befürchtet, wenn sie darüber rede, gleich in eine »Schublade« gesteckt zu werden. Ihre Befürchtungen beziehen sich offensichtlich auf ihre Wahrnehmung des zum Zeitpunkt des Interviews<sup>355</sup> andauernden »Ibrahim-Streits«, der die Beteiligung des damaligen Chefs der Jenaer Kinderklinik an nationalsozialistischen Euthanasieprogrammen zum Thema hat.<sup>356</sup> Inge Zeisig hält all die in diesem Zusammenhang gebrachten Nachweise für völlig haltlos. Sie macht sich aber Sorgen, mit ihrer nationalsozialistische Vergangenheit und als ehemalige Oberschwester der Klinik mit der ganzen Thematik in Verbindung gebracht zu werden, obwohl sie erst nach Kriegsende eingestellt wurde. Nachdem sie ihre Bedenken vorgetragen hat und ich ganz verständnisvoll reagiert habe, geht sie deutlich entspannter zur Präsentation ihrer Fotosammlung über. Teilweise sind die Bilder unsortiert; sie umfassen den Zeitraum von der Krankenhausgründung 1917 bis nach Inge Zeisigs Pensionierung 1986.

Unsere Gespräche finden im Wohnzimmer von Ilse Zeisigs heller Zweiraumwohnung statt, im Dachgeschoss eines ungefähr einhundert Jahre alten Hauses am Jenaer Friedensberg. Die Inneneinrichtung wirkt im wesentlichen wie aus den 1950er Jahren. Im Wohnzimmer steht ein Bücherschrank, es hängen ein paar Bilder und Scherenschnitte an den Wänden; neben den beiden Sesseln am Couchtisch stehen ein paar Grünpflanzen und in einer Ecke ein älteres Fernsehgerät. Wir sitzen uns während der Gespräche am Esstisch gegenüber.

---

355 Die Interviews mit Inge Zeisig fanden am 23.1., 7.3. und 5.4.2002 statt.

356 Vgl. Renner, Renate / Zimmermann, Susanne: Der Jenaer Kinderarzt Jussuf Ibrahim (1877–1953) und die Tötung behinderter Kinder im Nationalsozialismus. In: Hoßfeld, Uwe u.a. (Hgg.): »Kämpferische Wissenschaft«. S. 437–451. Sowie: Zimmermann, Susanne (Hg.): Überweisung in den Tod.

## Familienleben mit dem Zeiss-Großvater

Über ihre Kindheit sagt Inge Zeisig, sie habe ein sehr schönes Familienleben gehabt. Ihre Erzählungen sind geprägt von der Gestalt ihres Großvaters mütterlicherseits, den sie als »Oberhaupt« der ganzen Familie bezeichnet. Er war ein »echter Zeissianer« und darauf war offensichtlich nicht nur er selbst, sondern seine ganze Familie stolz. Sein Schwiegersohn – Inge Zeisigs Vater Max – hatte sich seinen Traum vom Arbeitsplatz damals nicht ermöglichen können, doch nun hatte er immerhin die Tochter eines Zeissianers geheiratet. Der Großvater beschäftigte sich sehr viel mit seiner Enkelin, die als Einzelkind aufwuchs. Nachmittags diktierte er ihr oft die Hausaufgaben, damit er mit ihr möglichst schnell zu seinen Wanderungen in die Umgebung aufbrechen konnte, wo er ihr Kenntnisse in Geographie, der Tier- und der Pflanzenwelt näher brachte. Die Organisation der Sonntagnachmittage hatte der Großvater fest im Griff. Er legte im Voraus Treffpunkt und Wanderroute fest und zog dann in Begleitung seiner erwachsenen Kinder und der Enkelkinder zum Kaffeetrinken »ins Blaue«: »Großvater spendierte gern.« Inge Zeisig entwirft das Bild von einem fast idealtypischen selbstbewussten »Zeissianer«, der sich nicht als gewöhnlicher Arbeiter verstand, es bis zum fünfzigjährigen Betriebsjubiläum brachte und einen sehr an bürgerlichen Bildungsidealen ausgerichteten Lebensstil pflegte. Von ihrem Vater erzählt Inge Zeisig kaum etwas; er war gesundheitlich mit seinen Kriegsverletzungen aus dem Ersten Weltkrieg sehr eingeschränkt und konnte seinen Arbeitsplatz bei der Reichsbahn nicht bis zur regulären Pensionierung ausüben, da er vorher bereits »invalidisiert« wurde. Auch Inge Zeisigs Mutter nimmt nicht viel Platz in ihren Kindheitserinnerungen ein. Sie kümmerte sich um den Haushalt, nähte die Wäsche für die Familienmitglieder und verdiente gelegentlich noch etwas durch die Weißnäherei. Gemeinsame Erlebnisse mit den Eltern schildert Inge Zeisig nicht; abgesehen von den regelmäßigen Urlaubsfahrten. Als Bahnarbeiter bekam Max Zeisig jährlich einen Freifahrtschein für seine Familie, der unbeschränkt für das ganze Reichsgebiet galt. Durch die Freifahrtscheine hatte die ansonsten finanziell nicht sehr gut gestellte Familie die Möglichkeit, jährlich deutschlandweite Urlaubsreisen zu machen – ein in Arbeiterfamilien der 1920er-Jahre normalerweise unbekannter Luxus :

*»Und da hat er gesagt: »Na, weißte, ob wir nun in den Thüringer Wald oder ins Allgäu fahren – ..., also: fahren wir ins Allgäu!«, nicht? Und da.. äh, er nun immer.. auch sehr für.. auf Reisebildung würde ich mal jetzt mal sagen, bedacht war, haben wir also immer.. auf der Fahrt [...] irgendeine der Städte mitgenommen. Wir sind also, ich kenne auf die Weise Augsburg, Bamberg, München. [...] Nun war.. da, äh.. wurde ich also eigentlich in der Schule auch ein bisschen drum beneidet.«*

Im Nachhinein deutet Inge Zeisig diese Erlebnisse als Grundlage ihrer späteren Lieblingsbeschäftigung – des Reisens.

## Der unerfüllte Traum vom Lyzeum

Von 1930 bis 1938 besuchte Inge Zeisig die gerade eröffnete Volksschule im Jenaer Süden; bis heute nimmt sie regelmäßig an den Klassentreffen teil. Nach der vierten Klasse wollte sie gerne ins Lyzeum überwechseln, um ihrem Berufswunsch als Lehrerin näher zu kommen, doch der Vater war nicht in der Lage, das Schulgeld zu bezahlen, und Freistellen für gute Schülerinnen

habe es »in der Umbruchszeit 1933« nicht gegeben. Also musste sich Inge Zeisig mit dem Volksschulabschluss begnügen. Von ihrer Schulzeit erzählt Frau Zeisig wenig; sie erinnert sich an ein paar Schulausflüge und Aktivitäten im BDM, in den sie 1936 – »erst mit der Pflicht-HJ«<sup>357</sup> – eingetreten war. Ihre Schulleistungen waren gut; nur im Sportunterricht konnte sie nicht mithalten, da sie an einer angeborenen Hüftluxation litt.

Der genaue Verlauf der Jahre ab 1938 liegt im Unklaren, da Inge Zeisig in unseren ersten beiden Gesprächen versucht, ihre Zeit als Angestellte der HJ unerwähnt zu lassen. Zunächst schildert sie Erinnerungen an die hauswirtschaftlichen Kurse im Pflichtzweig der Mädchenberufsschule, den sie wie alle anderen Volksschulabsolventinnen durchlaufen musste. Ob sie ihr hauswirtschaftliches Pflichtjahr parallel zur Mädchenberufsschulzeit ableistete, oder erst nach dem Abschluss ihrer ersten Berufsausbildung, bleibt aufgrund ihrer widersprüchlichen Aussagen offen. Ihre Pflichtjahrfamilie bestand aus einem leitenden Angestellten, seiner Ehefrau und drei Monate alten Zwillingen. Inge Zeisig gefiel der Einblick in eine »moderne« Haushaltsführung und sie interessierte sich auch für die Arbeit mit den Säuglingen, obwohl sie sich lächelnd erinnert, kurioserweise habe sie – als spätere Kinderkrankenschwester – den Säuglingspflegekurs in der Berufsschule nur mit der Note »Drei« bestanden. Für ihr Pflichtjahr musste Inge Zeisig, im Gegensatz zu vielen anderen »Pflichtjahrmädeln«, ihr Zuhause nicht verlassen, denn die Familie wohnte in der am südlichen Stadtrand gelegenen Zeiss-Siedlung. Nach dem Pflichtjahr machte Inge Zeisig eine kaufmännische Lehre in einem angesehenen Jenaer Kleidungsgeschäft und besuchte daneben die kaufmännische Berufsschule. Sie betont, dass diese Ausbildung für sie nur eine Notlösung gewesen sei, und sie sich nie wirklich für Buchführung und den »Bürokram« interessiert habe. Das Textilgeschäft erinnert sie als sehr »fürnehm«. Man erwartete von den Lehrlingen zum Beispiel, dass sie den Kunden die Einkaufstaschen trugen und dass sie sofort einen Verkäufer herbeiholen mussten, wenn sie das Gefühl hatten, ein Besucher könne das Geschäft verlassen, ohne vorher einen Kauf getätigt zu haben.

Nach Ausbildungsabschluss folgten für Inge Zeisig mehrere Jahre als Verwaltungsangestellte in der Jenaer Zentrale der Hitlerjugend. Sie sagt, sie sei für diese Tätigkeit »verpflichtet« worden und stellt nachdrücklich klar, es habe sich um ganz normale Büroarbeit gehandelt; mit Politik im eigentlichen Sinne habe sie nichts zu tun gehabt. Im Gespräch tritt Inge Zeisigs Unsicherheit im Reden über diese Jahre deutlich zutage. Ihre Hauptarbeit war, nach ihren Angaben, die Verwaltung der Gelder, die Anmietung von Räumen und die Organisation von Lehrgängen: »Nebenher habe ich dann also so ein bisschen.. Musik betrieben. Und, äh, äh, BASTELEIEN.« Auf meine Nachfrage, ob sie auch selber Kurse leiten musste, betont sie nochmals den unpolitischen, harmlosen Charakter der nationalsozialistischen Jugendorganisation:

*»Öh.. mh.., nich..ja.., doch, doch.. auch Anleitungen geben, so für.. so.. solche Basteleien, aber hauptsächlich war ich eben in der Verwaltung.«*

Demnach hatte Inge Zeisig wahrscheinlich auch eine Funktion als BDM-Führerin inne, doch da sie über dieses Thema ganz offensichtlich nicht reden möchte, wollte ich meine Interviewpartnerin nicht in eine »Verhörsituation« nötigen. Es ist durchaus vorstellbar, dass sich die junge Inge Zeisig für eine Position als Mädelführerin interessiert haben könnte, kam diese Art des Arbeitens

<sup>357</sup> Vgl. hierzu die Biographie von Grete Berg, die das Reichsgesetz von 1936 über die Hitlerjugend als allein zulässige Erziehungsinstitution neben Elternhaus und Schule ebenfalls als »Pflicht-HJ« bezeichnet.



doch ein Stück weit ihrem unerfüllten Wunsch von der Lehrerinnenlaufbahn nahe: »Nee, ich wollte ursprünglich ja, ursprünglich wollt' ich ja also irgendwas Pädagogisches machen.« Eine eigentliche Bewertung des Nationalsozialismus nimmt Inge Zeisig in unseren Interviews nicht vor; es ist auch nicht herauszuhören, wie diesbezüglich die Einstellung und Prägung durch ihre Eltern war. Sicher ist, dass mit dem Zusammenbruch des Systems auch die berufliche Karriere der jungen Frau zu einem jähen Stillstand kam; sie arbeitete unmittelbar bis zum Kriegsende in der HJ-Zentrale. Insofern bedeutete der Untergang des Nationalsozialismus auch eine eindeutige Verschlechterung von Inge Zeisigs Situation. Die 22-Jährige fühlte sich in jener Zeit sehr verunsichert und fürchtete, von den Alliierten zur Rechenschaft gezogen zu werden:

*»Da [nach Kriegsende, E. C.] sind ja doch.. viele der Funktionäre, zum Teil also, was weiß ich, die Leute, die in der Frauenschaft gewesen sind.. und so weiter, und dann einen Posten.. - nicht? Es brauchte nur jemand [zeigt mit dem Finger auf eine fiktive Person] ..zu sagen: »DIE WAR und DIE HAT«. Und dann ging die ab nach Buchenwald, nicht? .. .. Ob mir das auch hätte passieren KÖNNEN, weiß ich nicht. Es ist mir nicht passiert. Äh.., ich war da vielleicht doch bisschen zu kleines Licht. [lacht]«*

### Der Eintritt in die ›Geschlossene Gesellschaft‹

Inge Zeisigs berufliche Laufbahn war abgebrochen und es war ihr zunächst nicht klar, wie es weitergehen konnte; zudem fühlte sie sich veranlasst, über ihr ›Vorleben‹ möglichst nichts nach außen dringen zu lassen. Sie wollte den unfreiwilligen Neuanfang jedoch nutzen, um sich beruflich näher an ihren eigentlichen Wünschen zu orientieren. Theoretisch hätte die Chance bestanden, sich innerhalb von kurzer Zeit im sogenannten Neulehrerprogramm ausbilden zu lassen, doch mit ihrer politischen Vorbelastung wäre Inge Zeisig wohl kaum in Frage gekommen. Sie überlegte auch, sich zur Fürsorgerin auszubilden zu lassen, denn sie kannte die Leiterin der Jenaer Fürsorgerinnenschule persönlich. Allerdings war die Schule nach der Besetzung Jenas geschlossen worden, da es sich um eine Einrichtung des nationalsozialistischen Gesundheitswesens handelte. Die ehemalige Leiterin empfahl Inge Zeisig daraufhin, zunächst ein Praktikum an der Kinderklinik zu machen, um sich auf diese Weise auf eine sozialpflegerische Ausbildung vorzubereiten.

In der Kinderklinik wurde Inge Zeisig nach einigen Wochen von der Oberin daraufhin angesprochen, ob sie nicht in die Schwesternschule überwechseln und sich regulär zur Kinderkrankenschwester ausbilden lassen wolle:

*»Und ich muss sagen, ich habe mit der Oberin.. eigentlich immer einen [kichert] sehr guten Kontakt gehabt, und.. ja? Sie hat das.. hat mich eigentlich dann auch immer.. pff.., ja.. geFÖRDERT, will ich nicht UNBEDINGT sagen, aber.. naja, doch hatte immerhin ein gutes Händchen. So. Man merkte das ja dann auch und so mit den.. Stations-..äh, -einteilungen.. Ich will nicht sagen, dass ich BEVORZUGT worden bin. Aber.. so ganz NICHT bevorzugt bin ich auch nicht worden. [lacht]«*

Über den Umweg des Praktikums gelang der Arbeitertochter Inge Zeisig der Einstieg in die ›geschlossene Gesellschaft‹ der Oberin, in die bislang – wie Eva Münzer erzählt – nur die



Abb. IV.24.: Blick in einen Küchenraum der Kinderklinik. Undatiert. (Quelle: Privatbesitz Eva V. Chen)

höheren Töchter aufgenommen worden waren; sie erlangte sogar das persönliche Wohlwollen der Oberschwester und war sichtlich stolz darauf. Während ihrer Ausbildung infizierte Inge Zeisig sich mit Diphtherie. Durch ihre guten Beziehungen zur Oberin gelang es ihr, nicht in das wegen seiner schlechten Versorgungslage berüchtigte Seuchenkrankenhaus überwiesen zu werden. Stattdessen richtete man ihr in der Kinderklinik ein eigenes Krankenzimmer ein, in dem sie fast ein Vierteljahr verbrachte. Ein weiteres Privileg bestand darin, dass sie die verpasste Lehrzeit nicht nachholen musste, sondern die vorgesehenen Wirtschaftspraktika in der Wäscherei und der Küche überspringen durfte.

Inge Zeisig lebte während ihrer Lehrjahre und auch danach nie im Schwesternwohnheim, da ihre Eltern kaum zweihundert Meter vom Krankenhaus entfernt wohnten und sie sich um Vater und Mutter »kümmern wollte.«. Hinsichtlich ihres Wohnorts unterschied sie sich somit von den meisten ihrer Kolleginnen. Nach ihrer Erinnerung stand es den Schwesternschülerinnen und

Krankenschwestern zwar prinzipiell offen, ob sie im Wohnheim wohnten oder außerhalb, da es sich bei den Ibrahimschwestern um eine ›freie‹ Schwesternschaft<sup>358</sup> handelte. Wegen des langen Arbeitstags von sechs bis achtzehn Uhr mit nur einer Freistunde am Mittag und einer weiteren Stunde im Tagesablauf, entschieden sich allerdings die meisten Schwestern für ein Zimmer im Wohnheim:

*»Es war also auch ein STRENGERES Regime. Als ich also anfing [mit der Ausbildung, E. C.], um zehn hatten die Schwestern zu Hause zu sein. Da wurden die Türen zugeschlossen. Und die Oberin wohnte [dreht sich um und zeigt aus dem Fenster] da oben in diesem kleinen Türmchen, das man da so sieht. Also Blick nach allen Seiten. Und wenn die Nachtwache dann doch mal eine nach zehn reingelassen hat, kam am nächsten früh garantiert: [klopft auf den Tisch] »Schwester Sowieso, wer ist denn gestern zehn Uhr zwanzig oder zehn Uhr dreißig nach Hause gekommen? Sie hatten wohl die Tür aufgeschlossen!««*

Auch das gemeinsame Mittag- und Abendessen lief nach strengen Regeln ab. Die Sitzordnung war getrennt nach Krankenschwestern, technischen Angestellten und Schwesternschülerinnen. Am Haupttisch »residierte« die Oberin mit den Stationsschwestern; sie eröffnete das Essen mit einem Spruch. Während des Essens sollte eigentlich nicht gesprochen werden; nur die Oberschwester richtete das Wort an ihre Untergebenen: »Nur unsereins traute sich ja nüscht in den Mund zu nehmen, weil wenn an also im nächsten Augenblick gefragt wurde.. [imitiert Kau- und Schluckbewegungen]..so, und dann konnte man antworten.« De facto unterschied sich somit der Alltag der meisten der ›freien Schwestern‹ in der Kinderklinik kaum von den in Mutterhäusern organisierten Krankenpflegerinnen. Bis zur Inhaftierung der Oberin 1949<sup>359</sup>, wurden die strengen Verhaltensregeln beibehalten, und auch danach blieb die Erinnerung an die Traditionen des 19. Jahrhunderts noch lange im kollektiven Gedächtnis:

*»In der alten Poliklinik waren sehr viel Schwesternzimmer.. Da gab's also einen Gang, der existiert heute noch, ist noch heute Station.. das war der ›Nonnengang.« [lacht] Wohnten die sämtlichen Stationsschwestern. [lacht]«*

Doch ebenso wie die Krankenschwestern unter der strengen Aufsicht der Oberin lebten und arbeiteten, so wurden auch die Ärzte von Professor Ibrahim einer besondere Kontrolle unterzogen – manchmal zur heimlichen Freude der Schwesternschülerinnen:

*»Und.. ja, die Probleme der Ärzte. Die hatte er nun vielleicht also doch.. SEHR streng in der Hand. [...] Und dort war ein Regal mit der Ärztepost. Und.. da lagen dann*

358 Die zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch wenigen »freien« bzw. »wilden« Krankenschwestern waren keinem Mutterhaus zugeordnet, und unterlagen demnach nicht den generell viel strengeren Vorschriften konfessioneller Schwesternschaften. Vgl. Rübenstahl, Margarete: ›Wilde Schwestern‹. S.84–87.

359 Nach Angaben von Inge Zeisig wurde die Oberin 1949 unvermittelt verhaftet, verbrachte fünf Jahre im Bautzener Gefängnis und reiste danach zu ihren Verwandten nach Hannover aus. »Es weiß.. keiner warum. Es wird etwas gemunkelt, dass sie also nach '45.. irgendwelchen Wehrmachtsoffizieren.. versteckt, geholfen, oder irgendwas haben SOLL. Nun, das würde durchaus zu der Familie passen, [...] war eine Offiziersfamilie. [...] Als sie zurückgekommen ist, ist sie mal von Frau Ibrahim eingeladen worden, hat sich mit alten Schwestern getroffen, hat da also ungeniert erzählt, wie es in Bautzen zugegangen ist.«



Abb. IV.25.: Krankenschwestern beim Musizieren anlässlich einer Weihnachtsfeier in der Kinderklinik. Undatiert. Mitte der 1950er Jahre. (Quelle: Privatbesitz Eva V. Chen)

*eben auch die Briefe, Ärztebriefe, die der Chef unterschrieben hat. Und da konnte man dann manchmal sehen..., dass der gute Ibrahim einen Strich durchgemacht hatte. [...] Also, die diversen roten Zeichen drin. Und dann ging der Brief zurück und musste noch mal geschrieben werden. Also weniger, es ging weniger um's Schreiben, also ich meine orthographische Fehler, das wäre ja die Sekretärin gewesen, ja? Aber.. NEIN! Auf den STIL und so weiter, da legte er großen Wert drauf. Da haben wir uns natürlich immer amüsiert. Wenn so die.. großen Ärzte.. ihre Briefe zurückkriegen. Korrigiert wie in der Schule! [lacht] Schadenfroh ist man doch.. immer gerne mal.«*

Wie Eva Münzer erwähnt auch Inge Zeisig mehrmals die besondere »kulturelle Komponente« in der Klinik während der Amtszeit von Professor Ibrahim und Oberschwester von Bock und Pollach, die über enge Kontakte zu Weimarer Schauspielern und Musikern verfügte. Von dieser Atmosphäre inspiriert, fing Inge Zeisig in den Nachkriegsjahren an, bei einer Gesangslehrerin Unterricht zu nehmen und trat in der Folgezeit bei kleinen Konzerten und Kirchenmusiken in der Umgebung Jenas auf.

Nach ihrem Ausbildungsabschluss blieb sie bis 1952 in der Kinderklinik und arbeitete anschließend neun Jahre lang als Leiterin einer neu eingerichteten Kinderkrippe der Firma Zeiss. Über diese Zeit erzählt Inge Zeisig nur wenig; für die Konstruktion ihrer Biographie scheint sie keine große Rolle zu spielen. Es wird auch nicht ersichtlich, unter welchen Umständen genau sie mit der Leitung der Einrichtung betraut wurde.



Abb. IV.26.: Kinderkrankenschwestern nach dem Bestehen ihres Examens. Undatiert. (Quelle: Privatbesitz Eva V. Chen)

### Die neue Oberin: Mittlerin zwischen den Welten

Im Jahr 1959 kehrte Inge Zeisig wieder zurück an die Jenaer Kinderklinik. Ihre Schilderung der Rückkehr in das Krankenhaus macht deutlich, dass die Institution in mehrfacher Hinsicht eine »geschlossene Gesellschaft« war und vermittelt erstmals auch einen sichtbaren Riss im Bild von der sonst so harmonisch geschilderten Zusammenarbeit des Klinikpersonals:

*»Ich [...] kriegte dann das Angebot in die Kinderklinik zurückzukommen als Oberin. Inzwischen unter dem Chef Professor Häßler, .. äh, das hatten also wohl einige der Stationsschwestern, die mich noch kannten.. .. Öh.. .. Häßler hatte ne Oberschwester aus Leipzig mitgebracht, und die Kinderklinik.. ist.. na, sagen wir mal, konservativ gewesen. Also, eine von auswärts.. .. [lacht]. Äh, sie haben [lacht], ich meine, sie haben sie nicht direkt, wie man so schön sagt [lacht] rausgeekelt. Aber sie haben ihr das Leben glaube ich ganz schön schwer gemacht. Und, ich habe dann auch zugesagt, habe die Krippe an meine Nachfolgerin abgegeben und bin in die Kinderklinik.«*

Eine Oberschwester aus Leipzig, »eine von auswärts«, wurde von den Krankenschwestern nicht geduldet; sie mobbten sie aus dem Betrieb, ungeachtet der Tatsache, dass es der neue Chefarzt gewesen war, der die Oberin nach Jena mitgebracht hatte. Insofern nahm die lokale Geschlossenheit der Betriebskultur einen noch höheren Rang ein als die soziale. Auf der Suche

nach einer akzeptablen Kandidatin verfielen die Stationsschwestern auf Inge Zeisig. Sie war insofern für die Klinik akzeptabel, als sie als Arbeitertochter gelten konnte und somit den politischen Vorgaben entsprach. Die höchste weibliche Position in der Betriebshierarchie konnte auch in der »konservativen« Jenaer Kinderklinik nicht mehr ohne weiteres mit einer Frau aus adliger oder großbürgerlicher Familie besetzt werden, wie es bis 1949 noch der Fall gewesen war.<sup>360</sup> Schließlich erzählt Eva Münzer in ihrem Interview bereits aus den frühen 1950er Jahren, dass mindestens fünfzig Prozent der Stellen mit Arbeiterkindern besetzt werden mussten. Für ihre Kolleginnen war Inge Zeisig aber aus ganz anderen Gründen akzeptabel: Sie stammte – im Gegensatz zur bisherigen Oberin – nicht von auswärts, sondern war eine »echte Jenenserin«. Außerdem war sie in der Klinik bereits bekannt. Vielleicht erinnerte man sich an ihre Beliebtheit bei der alten Oberschwester, vielleicht goutierte man auch, dass Inge Zeisig sich so gut an die traditionelle Betriebskultur und ihre Umgangsformen angepasst hatte: sie verehrte Professor Ibrahim, begeisterte sich für Kunst und Kultur und nahm – obgleich selber nicht religiös – an Kirchenveranstaltungen teil. Für den neuen Leipziger Chef war Inge Zeisig ebenfalls eine akzeptable Oberschwester. Er hatte ihr mehrere Wochen Zeit gegeben, sich in Leipzig wieder in den Klinikbetrieb einzuarbeiten und als sie zurückkam, wandte sie in ihrer Arbeitsweise eine Kombination der Leipziger und der Jenaer Methoden an – zur Zufriedenheit des Vorgesetzten und der Mitarbeiterinnen.

Insofern war Inge Zeisigs Ernennung zur Oberin ein idealer Kompromiss, der sowohl die äußeren politischen Vorgaben erfüllte, als auch das Wohlwollen der Belegschaft fand. In den kommenden 25 Jahren gelang der Oberschwester die Balance zwischen den beiden widerstrebenden Kräften in der Klinik: der Gruppe der überzeugten Parteigenossen auf der einen Seite, die vorwiegend in der Verwaltung tätig waren oder aus den neu von auswärts hinzugekommenen Ärzten bestand, und den »Traditionalistinnen« und »Traditionalisten« auf der anderen Seite, die hauptsächlich durch die älteren Schwestern vertreten wurde:

*»Ich meine, wir hatten 'ne...'ne Parteigruppe zu DDR-Zeiten. Waren eigentlich vorwiegend die Ärzte drin, weil die ja im Studium.. mehr oder weniger dazu.. verpflichtet waren. Und.. äh, naja, die haben dann also.. auch doch.. das Personal dann dazugezogen und so... Ich weiß nicht, das sind vielleicht...zwanzig.. Leute in der Kinderklinik gewesen, die in der Parteigruppe waren..«*

*Man wurde auch manchmal eingeladen.., merkte dann immer genau, das war 'ne Werbeveranstaltung [lacht]. Aber.. im, im Großen und Ganzen also...ich meine, ich habe auch unserem Parteisekretär damals also ganz offen gesagt, »Wissen Sie, wenn ich in die Partei eintreten würde, dann hätte ich....bei.. einem großen Teil der Schwestern.. ne Distanz.« Ja? Das war also doch damals die Einstellung, auf alle Fälle im Gesundheitswesen, nüscht mit Politik. Ja? Und.. äh, ..da hat er mir eigentlich auch recht gegeben. Nicht?*

*Also, ich meine, ich hab.. hätte wahrscheinlich...doch.. doch ein etwas.. abgekühltes Verhältnis gehabt, und das.. da hab ich also auch gemerkt, als es um meine Nachfolgerin ging.. mhh... als ich aufgehört habe mit der Fragestellung.. – hab ich also*

<sup>360</sup> Oberschwester Ise von Bock und Pollach; Oberin der Klinik vom 3.10.1917–17.9.1949; vgl. Elendt, Erika: Das kranke Kind und seine Pflegerin. Zur Geschichte der Kinderkrankenpflege in Jena von 1917–1987. Jena 1992. Hier: S. 72.

*ganz offen gestellt – »Muss die in der Partei sein oder nicht?« »Nein. Aaber...es wäre schön!« Und sie WAR in der Partei. Und, das hat also bei einigen der alten Stationsschwestern.. [zieht die Luft ein und macht eine Geste der Empörung]. Aber das.. gab die andere.. eigentlich gar keine ALTERNATIVE, denn in der Zwischenzeit mussten ja die Oberschwester das Zusatzstudium machen.«*

Als Oberschwester bestand Inge Zeisigs Arbeitsalltag nun nicht mehr in der konkreten Pflege, sondern in der Leitung der ungefähr 120 Schwestern. Sie machte Vorgaben zu den Dienstplänen, war verantwortlich für den Materialbedarf, unterrichtete in der Schwesternschule, nahm teil an fachlichen wie politischen Weiterbildungen und fungierte als Ansprechpartnerin für den Chefarzt. Außerdem besaß sie Weisungsbefugnis für das »übrige mittlere Personal«, also beispielsweise die Labor- und Röntgenassistentinnen. Im Laufe ihrer Arbeitsjahre übernahm sie verschiedene Posten und Funktionen im Gesundheitswesen: sie war unter anderem Mitglied in Lehrplankommissionen, im wissenschaftlichen Beirat des Gesundheitsministeriums und organisierte DDR-weite Oberschwesterntagungen. Von Konflikten mit und zwischen den Krankenschwestern berichtet Inge Zeisig nur wenig; sie betont stattdessen, wie gut sie sich stets auf die Stationsschwestern verlassen konnte. Mit den Ärzten hingegen gab es des öfteren Probleme. Inge Zeisig erinnert sich, dass einige der Stationsärzte aufeinander eifersüchtig waren und sich benachteiligt fühlten, was die Versorgung mit Material betraf. In solchen Fällen musste die Oberschwester zwischen den Streitenden vermitteln. Wie Eva Münzer weist auch Inge Zeisig auf die allgemein anerkannte Kompetenz der Krankenschwestern hin; sie hatten »allein durch ihre lange Praxis [...] durchaus was zu sagen.« Allerdings erzählt sie: »Es gab auch.. durchaus.. mal, öhm, Probleme mit den Ärzten. Die also nun so: »Kraft meines Studiums!« [reckt das Kinn nach oben und imitiert eine arrogante Haltung], »Ich bin Doktor!«, na?«

### Betriebshierarchien: Stationshilfe Gertrud

Strenge Hierarchien waren auch im Klinikalltag der DDR nicht verschwunden. War einerseits für manche bislang unterprivilegierte Personen der Einstieg in die ›Geschlossene Gesellschaft‹ möglich, so blieben andere soziale Grenzen innerhalb der Klinik trotzdem unangetastet. Im Gespräch erwähnt Inge Zeisig eine Stationshilfe namens Gertrud, die bereits seit den 1930er Jahren in der Klinik arbeitete und auch noch unter Oberschwester Zeisig ihren Arbeitsplatz inne hatte. Inge Zeisigs Anekdote über Gertrud gleicht inhaltlich verblüffend der ›Putzfrauenanekdote‹ aus der Sammlung der Zeiss-Geschichten<sup>361</sup>:

*»Und ... [Chefarzt, E. C.] Häßler kam ja nun da oben vom Forst runter, naja, und bei schlechtem Wetter waren die Schuhe entsprechend. Da ist sie also hingegangen und hat gesagt: »Herr Professor, SO können Sie in der Klinik mit solchen Drecklatschen nicht rumlaufen! Bringen Sie mal paar andere Schuhe mit!« Häßler tat das, und meine Gertrud putzte ihm.. na, im Lauf des Tages irgendwann die Schuhe. [...] Schülerinnen haben sich manchmal.. [lacht] beschwert, dass sie ihnen in der Küche, wenn sie manchmal so Küchenarbeiten gemacht haben und so weiter.: »So wird*

<sup>361</sup> Vgl. Kap. V.2

*das nicht gemacht!« Und dann kamen die Schülerinnen, sich von ner Stationshilfe was sagen lassen! Da waren ja einige so ein bisschen dagegen.»*

Die Anekdote über die schmutzigen Schuhe ist fast übereinstimmend mit der Anekdote, die über die Begegnung des ehemaligen Zeiss-Chefs Schrade mit der Putzfrau kolportiert wird: Der oberste Vorgesetzte des Betriebs wird von der Angestellten mit dem niedrigsten Status wegen schmutziger Schuhe zurechtgewiesen.<sup>362</sup> Die Pointe besteht in der Anmaßung der Statusniedrigsten, dem Statushöchsten Befehle zu erteilen.

Auch Inge Zeisigs Art, über die Stationshilfe zu reden, trägt die Spezifika des Redens über Putzfrauen und andere Subalterne: Die Infantilisierung durch das Duzen und das Nennen beim Vornamen, im Gegensatz zu allen anderen Kolleginnen und Kollegen, über die sie stets mit Nachnamen und in der Höflichkeitsform spricht. Die Inanspruchnahme durch das Reden über »meine Gertrud« spiegelt den besonderen Status der Stationshilfen. Sie standen als traditionelle Dienstboten quasi unter der Vormundschaft der »Hausherrin« – Oberschwester. An anderer Stelle betont Inge Zeisig ausdrücklich, die beiden Töchter von Gertrud hätten in der Kinderklinik als spätere Schwesternschülerinnen keinerlei Diskriminierung erfahren, obwohl ihre Mutter als Putzfrau im Haus arbeitete. Dieser ausdrückliche Hinweis bekräftigt allerdings eher die Einschätzung vom Fortleben der alten Denksysteme, als sie zu widerlegen. Erst die Generation nach Gertrud hatte die Möglichkeit, in den Kreis der Krankenschwestern aufzurücken.

## Der Wandel im Klinikalltag

Inge Zeisig hatte ihre Ausbildung noch zu der Zeit abgeschlossen, ehe die Schwesternausbildung mit der Gründung der DDR im Herbst 1949 grundlegend reformiert wurde. Die Ausbildung lief ab 1951 nicht mehr intern und unter direkter Kontrolle der Kinderklinik ab, sondern es wurde eine medizinische Fachschule eingerichtet, die der Bezirksregierung unterstellt war. Mit dieser Externalisierung unterlagen die Schwesternschülerinnen und Krankenschwestern nicht mehr der unmittelbaren Kontrolle der Oberin; die Verhaltensregeln lockerten sich in den Folgejahren deutlich.

Zwar blieb das Aufnahmealter bei 18 Jahren bestehen, was bedeutete, dass Regelschulabsolventinnen nicht direkt eine Schwesternausbildung beginnen konnten, doch die »soziale Sortierung« wurde von nun an unter umgekehrten Vorzeichen wie in der Vorkriegszeit vorgenommen. Der Besuch einer höheren Mädchenschule war nun nicht länger Voraussetzung für den Antritt eines Ausbildungsplatzes.<sup>363</sup> Wie aus dem Interview mit Eva Münzer hervorgeht, sollten offiziell mindestens fünfzig Prozent der Schülerinnen einer Arbeiter- oder Bauernfamilie entstammen. Außerdem entfiel das bislang zu zahlende Ausbildungsgeld und wurde durch ein monatliches Stipendium von ungefähr 100 Mark bei freier Station ersetzt.<sup>364</sup>

Nach Inge Zeisigs Erinnerung setzte der größte Wandel im Klinikalltag jedoch vorwiegend ab den 1970er Jahren ein. Nun gab es immer mehr verheiratete Schwestern, und die Dreifachschicht

<sup>362</sup> Ebd.

<sup>363</sup> »[...] Die Aufnahmebedingungen sind: 1. Alter von in der Regel nicht unter 20 und nicht über 35 Jahren. 2. Nachweis des erfolgreichen Besuchs einer höheren Mädchenschule oder eines gleichwertigen Bildungsgrades. [...]« Bestimmungen über die Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in Säuglings- und Kinderkrankenpflege. Jena 1920. Abgedruckt in: Elendt, Erika: Das kranke Kind und seine Pflegerin. S. 32.

<sup>364</sup> Vgl. Elendt, Erika: Das kranke Kind und seine Pflegerin. S. 86.



#### IV.8. Von der Arbeitertochter zur Oberschwester – Inge Zeisig

hatte sich etabliert. Für die Kinder des Klinikpersonals war eine eigene Kinderkrippe eingerichtet worden. Mit manchen Ehemännern der Krankenschwestern hatte Inge Zeisig Probleme, weil sie mit der Dienstzeitregelung ihrer Ehefrauen nicht einverstanden waren:

*»Naja, das.. das.. »Meine Frau darf keine Schicht mehr arbeiten!« und, »Ich will meine Ordnung haben! Wenn ich abends nach Hause komme, möchte meine Frau da sein.««*

Doch auch zwischen den Stationsschwestern und den verheirateten jüngeren Kolleginnen kam es zu Problemen, indem die Vorgesetzten nicht bereit waren, in ihrer Dienstplangestaltung Rücksicht auf die Mütter zu nehmen:



Abb. IV.27.: Das ehemalige Hauptgebäude der Kinderklinik, hier schon nach einer Umbauphase in den 1950er Jahren. Die Balkone sind mit Nationalflaggen der DDR geschmückt. Undatiert. (Quelle: Privatbesitz Eva V. Chen)

*»Wenn Kinder da waren, das Abstimmen.. gab auch Probleme, dass die Stations-schwestern da etwas.. dickköpfig gewesen sind. Die hat gesagt, »Die arbeitet! Ob die nun Mann und Kind hat, das interessiert mich nicht!««*

In diesen Zeilen deutet sich ein Generationenkonflikt und das Aufeinanderprallen zweier Lebensstile an: die traditionelle Kultur der ganz dem Beruf verpflichteten Krankenpflegerinnen und die Kultur der jüngeren Schwestern, für die Ehe und Kinder einen selbstverständlichen Platz in der Lebensplanung einnahmen. Außerdem kommt hier die Stabilität der traditionellen Aufgabenteilung der Geschlechter zum Ausdruck, die zwischen den Ehepartnern und innerhalb



Abb. IV.28.: Die »neue Zeit« in der Kinderklinik hat begonnen: zu sehen ist das nicht nur an der modernen Medizintechnik, sondern auch an der neuen, schlichteren Krankenhaustracht ohne Schürze, wie sie seit Mitte der 1960er Jahre von der Klinik gestellt wurden. In den Jahren zuvor mussten die Schwestern ihre Arbeitskleidung noch auf eigene Kosten anfertigen lassen. Undatiert. (Quelle: Privatbesitz Eva V. Chen)

der Kinderklinik zu Konflikten führte: Trotz ihrer Vollzeitbeschäftigung trugen die Ehefrauen nach wie vor die Hauptverantwortung für Haushalt und Kinderbetreuung.

Die 1970er Jahre bedeuteten auch im Klinikleben ein zunehmendes Sich-Arrangieren mit der politischen Gängelung und Überwachung. Die ehemalige Oberschwester mit Leitungsverantwortung kann kaum etwas über die konkreten Veränderungen im Stationsalltag erzählen; doch im Gegensatz zur Stationsschwester Münzer war Inge Zeisig in viel stärkerem Maße in die politischen Angelegenheiten der Klinik einbezogen:

*»[...] und wir hatten also in.. hier in der Kinderklinik hatten wir zwei.. Leute, das.. wusste aber auch.. jeder. Nicht? Dass die also.. für die Stasi.. .. Spitzel waren und gehorcht und.. Aber, äh.. sie haben eigentlich [lacht] beide.., würd ich sagen, keinen großen Schaden angerichtet. Ich wüsste nicht, dass also jemand.. äh, äh.. irgendwie zu Schaden gekommen wäre.. .. während dieser Zeit. Abgesetzt, oder.. nicht befördert, oder, oder irgendwas.. so.. ich meine.. es gab da eigentlich.. .. Nicht?«*

### Das kleine private Leben

Fragen zu ihrem privaten Beziehungsleben lässt Inge Zeisig in unseren Gesprächen gar nicht erst aufkommen, indem sie präventiv – und mehrmals – in verschiedenen Zusammenhängen darauf hinweist, dass sie praktisch gar keine Zeit für ein Privatleben gehabt habe:

*»Naja, und der Beruf hat mir halt SPASS gemacht [lacht], vielleicht.. [unverständliches Wort] sagen, auch DIESE Seite etwas VERNACHLÄSSIGT, und wie gesagt, es waren also einige meiner Schulfreundinnen, -FREUNDE! – ... gefallen. Und.., och, naja, und dann hatte ich den Beruf und der hat mich ausgefüllt und.. auf diese Weise.. Ich meine, wir sind [lacht], sind nun nicht wie die .. wie die NONNEN erzogen worden, oder.. oder, oder.. so, aber.. äh, öh, es war eben doch ne GEWISSE Einschränkung da.«*

So oder ähnlich äußert sich Inge Zeisig zu dem Thema noch mehrere Male. Sie betont auch, dass ihre Eltern bei ihrer Geburt schon etwas älter gewesen und sie deshalb schon früher auf ihre Hilfe angewiesen waren. Private Kontakte hatte Inge Zeisig gleichwohl in großem Umfang und bis heute trifft sie sich regelmäßig mit ihren Freundinnen. Seitdem Inge Zeisig als Oberschwester arbeitete, war ihr Verdienst ausreichend<sup>365</sup>, um sich jedes Jahr eine längere Urlaubsreise zu leisten: »Mein einziger Luxus war jedes Jahr 'ne Reise.« Abgesehen von den näher gelegenen Reisezielen wie das Riesengebirge oder die Hohe Tatra, bereiste Inge Zeisig auch Fernziele im »sozialistischen Ausland« und erwies sich dadurch als privilegiert im Vergleich zu den meisten DDR-Bürgern: sie besuchte mehrmals Sibirien, die Mongolei, und Moskau. Nach ihrer Pensionierung nutzte sie auch die Gelegenheit, nach Westdeutschland zu reisen.

### Nach der Klinik

1986, drei Jahre nach dem gesetzlichen Rentenalter, ließ sich Inge Zeisig pensionieren. Räumlich blieb sie allerdings in unmittelbarer Nähe des Krankenhauses, da sie ihre direkt neben der Klinik

<sup>365</sup> Nach ihrer Erinnerung verdiente Inge Zeisig 1947 nach ihrem Examen zwischen 120 und 150 Mark; kurz vor ihrer Pensionierung 1986 knapp über 1000 Mark.

liegende Wohnung, in die sie nach dem Tod ihrer Eltern in den 1970er Jahren bezogen hatte, beibehielt. Die ehemalige Oberschwester wahrt nicht nur die räumliche, sondern auch die persönliche Verbundenheit zu ihrem Berufsleben, indem sie sich weiterhin auf Vorträgen, Tagungen und anderen Veranstaltungen der Kinderklinik und der Pädiatrie engagiert und im Verein der Klinikspensionäre mitarbeitet. In verschiedenen anderen pädiatrischen Vereinigungen ist sie mittlerweile Ehrenmitglied und bis heute steht ihr der Zugang in das Klinikarchiv jederzeit offen, denn nach ihrer Pensionierung hat Inge Zeisig angefangen, alte Quellen und Dokumente zur Geschichte der Kinderklinik zu sammeln. Mit ihrer Fotosammlung dokumentiert Inge Zeisig außerdem – sichtlich stolz – ihre bis heute anhaltenden Verbindungen zur ehemaligen Klinikleitung und zu den pädiatrischen Fachkräften im ganzen Land. Neben der Pflege ihrer kulturellen Interessen widmet sich die inzwischen selbst 80-jährige auch ihren Schulfreundinnen und Kolleginnen, sowie ein paar um einige Jahre älteren Bekannten und Verwandten, die sie als »alte Damen« bezeichnet und damit zeigt, dass sie sich selbst durchaus noch nicht als »alt« wahrnimmt:

*»Nun habe ich ein paar alte Damen, aus dem Alter.. Meine Tante, die ja nun neunzig wird. Und dann habe ich also noch eine alte Dame, die ich von der Musik her kenne. Die wird also dieses Jahr im August hundert. [...] Und.. äh, das merk ich also auch dem, dem.. Kreise. Über Krankheiten und Altersbeschwerden.. red' keener. Na? Also, pff.., nu Gott, die ham wer, 'ne? Aber.. die stehen eben nicht so im Vordergrund.«*

## **Resümee: Karriere in der Zeitrinne?**

Inge Zeisig hatte in der Jenaer Kinderklinik ebenfalls eine Nische gesehen, allerdings in etwas anderer Hinsicht als Eva Münzer, und weniger ausgeprägt, da Inge Zeisig immer außerhalb des Schwesternwohnheims wohnte und für sieben Jahre die Klinik ganz verlassen hatte:

*»Das.. das.. hat also.. sehr viel.. Härten und unberechtigte Dinge gegeben, aaber.. äh, es hat auch.. Nischen gegeben, würd man mal sagen, nicht?«*

Die beiden Krankenschwestern waren zur selben Zeit in die Klinik eingetreten, aber ihr familiärer und sozialer Hintergrund unterschied sich beträchtlich. Inge Zeisig stammte aus einer Familie, die väterlicherseits aus selbständigen Handwerkern, mütterlicherseits aus »stolzen« Zeiss-Arbeitern bestand; doch während der Wirtschaftskrisen der 1920er und 30er Jahre konnte sie nicht den Lebensstandard halten, den sie eigentlich gern angestrebt hätten – das geht aus mehreren Bemerkungen Inge Zeisigs hervor. Die Eltern wünschten sich für ihr einziges Kind eine Lehrerinnenausbildung, konnten sie ihr jedoch nicht finanzieren. In der Reflektion auf ihr Leben betont Inge Zeisig gleich zu Beginn ihres ersten Gesprächs die ungünstigen Bedingungen während ihrer Kindheits- und Jugendjahre:

*»Ich hab.. eigentlich, was so die.. politische.. äh.. .. Lage.. grade in Deutschland, hab ich eigentlich immer so bisschen Pech gehabt, ja? Als ich geboren war, war also noch Inflation, da gab's also noch Milch auf Marken, als ich in die Schule kam.. 1930.. naja, das war also politisch eine etwas verworrene Zeit. ABER.. hat mich insofern getroffen, als ich dann, nach dem vierten Schuljahr.. äh.. zum Lyzeum gehen WOLLTE.. und auch.. dafür geeignet erschien, war mein Vater.. nicht in der Lage,*

*das Schulgeld zu zahlen. [...] bin dann also '38 aus der Schule gekommen [lacht] und kam da also nun wieder in so 'ne Zeit rein, wo man also Schwierigkeiten hatte.«*

Inwiefern Inge Zeisig innerhalb ihrer Familie, wenngleich keine materielle, so doch eine emotionale Geborgenheit gefunden hatte, ist nicht zu beantworten, da sie über ihre Eltern nur wenig erzählt. Ihr berufliches Vorbild bezog sie jedenfalls nicht direkt von ihnen; auch im übrigen Freundes- und Verwandtenkreis der Familie gab es keine Lehrerinnen oder Angestellte im Sozialwesen. Zunächst konnte sie ihre Berufswünsche nicht verwirklichen und wick für die Zeit zwischen 1938 und 1945 auf eine Verwaltungstätigkeit aus. Erste Erfahrungen in der sozialen und pädagogischen Arbeit machte sie während ihrer Jahre bei der Hitlerjugend, über die sie aber nur spärlich erzählt. Aus diesem Grund bleibt ihre Jugendzeit im Vergleich zu den Interviews mit meinen anderen Gesprächspartnerinnen sehr blass und undeutlich. Wenn sie erzählt, dann nur von ihren eigenen Aktivitäten; Freunde und andere Personen im Umfeld werden praktisch nie erwähnt.

So entsteht der Eindruck, Inge Zeisig habe ihre ersten persönlichen Kontakte in die sozial-pflegerische Richtung erst in den Kriegsjahren geknüpft – unter anderem die Bekanntschaft mit der Leiterin der Fürsorgerinnenschule, die sie zu ihrem beruflichen Vorbild nahm. Mit dem Kriegsende ging für die junge Frau der Zusammenbruch ihrer bisherigen Arbeitswelt einher, doch damit ergab sich für sie auch die Chance auf eine Umorientierung hin zum Gesundheitswesen. Über den Umweg eines Praktikums gelang Inge Zeisig 1945 der Einstieg in die nach wie vor weitgehend ›Geschlossene Gesellschaft‹ der Kinderklinik, die damals noch unter Leitung der ersten Oberin stand. Es ist nicht mehr in Erfahrung zu bringen, auf welche Weise Inge Zeisig die Finanzierung der Ausbildung gelang. Die Schwesternschülerin passte sich offensichtlich so gut in die neue Lebenswelt ein, dass das Fehlen ihres entsprechenden kulturellen Kapitals<sup>366</sup> nicht störte, und sie die persönliche Protektion der Oberin erfuhr. Nichtsdestotrotz hing sie während ihrer ersten Arbeitsjahre als Krankenschwester nicht so sehr an ihrem Arbeitsplatz und tauschte ihn zwischen 1952 und 1959 mit der Leitung einer neuen Kinderkrippe. Von diesem Moment an bis zu ihrer Pensionierung arbeitete Inge Zeisig fortwährend in Führungspositionen. Das macht sich im Habitus und im Erzählen der ehemaligen Oberschwester bis heute bemerkbar. An mehreren Stellen verweist sie auf ihre persönlichen Kontakte mit führenden Persönlichkeiten aus pädiatrischen Fachkreisen und dem gesellschaftlichen Leben – fast, als sei es ihr selbst bis heute nicht selbstverständlich, bis an die Spitze der Kinderklinik vorgedrungen zu sein. Dazu passen die mehrmalige Erwähnung ihrer ausgeprägten kulturellen und musischen Interessen und ihre ablehnende Einstellung gegenüber der Dialektsprache – sie wirken wie ein Abgrenzungsversuch nach ›unten‹:

*»Was mir NICHT gefällt, öh, das trifft aber nicht nur Jena, da trifft also.. öh, eigentlich ganz Thüringen, das ist die Sprache. Man kann also, auch wenn man in Thüringen lebt, Hochdeutsch sprechen, aber das ist bei den Sachsen noch schlimmer. [lacht] Also, ich find das FURCHTBAR, auch im... im Fernsehen, wenn Leute von hier auftauchen, und dann [imitiert den Dialekt] sō önfangen zö rööden, dass dann*

<sup>366</sup> Im Sinne des von Bourdieu definierten »inkorporierten kulturellen Kapitals« der erworbenen Bildung und der familiären Primärerziehung. Vgl. Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital. In: ders.: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hg. von Margareta Steinrück. Hamburg 1992. S. 49–80.

*jeder glei soocht, na gugge, des is a Sachse! .. Was ist das für 'ne Sprachschluderei!  
Ich meine, ich bin aus Jena nicht rausgekommen, aber ich bild mir ein, ich spreche  
Hochdeutsch, na? [lacht]«*

1959 begann der eigentliche Aufstieg Inge Zeisigs. Im Interview von mir direkt darauf angesprochen, gibt sie an, die Aussicht auf eine Karriere sei für sie ein durchaus wichtiger Punkt gewesen. Am Ende der 1950er Jahre hatte sie das Glück, während Personalstreitigkeiten als eine für alle Interessengruppen der Kinderklinik akzeptable Kandidatin für die Position der Oberschwester betrachtet zu werden. Im Gegensatz zu ihren vier Vorgängerinnen, die nach kurzer Zeit die Klinik wieder verließen, füllte sie ihre Stelle 27 Jahre lang aus und wurde damit nach der ersten Oberin der Kinderklinik die bislang dienstälteste Oberschwester. Ihre Dienstjahre markieren in gewisser Weise für sie eine ideale zeitliche ›Nische‹ – zwischen der Auflösung der traditionellen ›Höhere-Töchter-Kreise‹ in der Klinik auf der einen Seite, und der zunehmend stärker politisch beeinflussten Kinderklinik in den späteren DDR-Jahren auf der anderen Seite. Nachdem staatlicherseits für Oberschwestern die Absolvierung eines Zusatzstudiums eingeführt worden war, das wiederum zumeist eine SED-Mitgliedschaft oder parteinahe Haltung voraussetzte, war es auch für Inge Zeisigs Nachfolgerin unabdingbar geworden, sich klarer zu staatlichen Zielen zu bekennen und der SED anzugehören.

Inge Zeisigs Arbeitsalltag unterschied sich ab 1959 deutlich von dem einer ›gewöhnlichen‹ Kinderkrankenschwester. Trotz ihres hohen beruflichen Status erfüllte sie nebenbei – zumal als Einzelkind – ganz unhinterfragt die traditionellen ›Tochterpflichten‹, denen all meine Gesprächspartnerinnen, unabhängig von ihrer finanziellen, beruflichen und familiären Situation, nachgekommen waren: Sie kümmerte sich intensiv um die Eltern und wohnte bei ihnen bis zu deren Tod. Insofern waren die ›freien Schwestern‹ Eva Münzer und Inge Zeisig, im Gegensatz zu den an Mutterhäuser gebundenen Krankenschwestern, hauptsächlich in der Hinsicht ›frei‹, um sich neben ihrem Beruf noch verstärkt um die Familie zu kümmern. Was steht hinter Inge Zeisigs intensivem Interesse an der Klinikgeschichte und der ausgiebigen Kontaktpflege zur Klinik und zu ehemaligen Vorgesetzten? Vielleicht ist ihr bewusst, dass sie trotz all ihrer Verdienste, im Gegensatz zu den Oberärzten und Professoren, nach ihrem Ausscheiden aus der Klinik keinen Platz im kollektiven Gedächtnis der Außenwelt einnimmt. Zwar ist sie Ehrenmitglied in einigen Vereinen; doch sie selbst ist stets nur Gast – in einem Fall sogar Laudatorin – und nicht Hauptperson der diversen Symposien und Feiern mit großer Öffentlichkeitswirkung, die anlässlich der runden Geburtstage, Todestage und Dienstjubiläen der Ärzte bis heute veranstaltet werden. Einige Kommentare zu ihrer Fotosammlung, die zeigen, wie sie sich jeweils zu den Ärzten in Bezug setzt:

*»[lacht] Das ist ein SCHÖNES Bild von mir, vor allen Dingen mit dieser.. wehenden Haarlocke. [...] Das war einer von den Pressefotografen. [...] Das ist Professor Diehl, [...] der war also Oberarzt und hatte also hier gerade seine.. seinen Habilitationsschluss gemacht. Also irgendein Abschluss, und da hat er einen Orden gekriegt. ...*

*Ja, hier geht's dann weiter mit den Chefbildern! [lacht] [...] Das ist [der ehemalige Chefarzt] Häßler. Das ist zu einem.. Jubiläum, nee, zu dem hundertsten Geburtstag dürfte das gewesen sein, ja? Da sitzt er neben seiner Frau. Das ist 'ne Feier im Hörsaal. [...] Hier wird ihm gratuliert, unter anderem von mir. ...*

*Das ist auf irgend so 'ner.. so ner Kliniksfete, als ich da also mit dem Oberarzt Genschaber rumalbere.. ich weiß es nicht, also. Da hat eener mehr geschwindelt wie der andere! Das war also ganz.. amüsant.«*

Nach der Beendigung ihres Arbeitslebens ist Inge Zeisig also selbst für die Erinnerungsarbeit verantwortlich und sorgt aktiv dafür, die Bande zu ihrer ehemaligen Lebenswelt zu halten. Abgesehen davon sitzt sie wiederum in einer Nische: in derjenigen der Erinnerung an den scheinbar keine Spuren hinterlassenden weiblichen Arbeitsalltag.

## IV.9. Vom Kindermädchen zur Beamtin – Else Ridder

Am Schluss der biographischen Einzelstudien steht der Lebenslauf einer Frau, anhand dessen sich die Frage verfolgen lässt, inwieweit Bildung und soziale Herkunft eine Arbeitsbiographie bestimmen, und welche weiteren Einflussgrößen dabei eine Rolle spielen können. Ihre Personalakte, die den Zeitraum von 1921 bis 1943 umfasst, hat sich im Stadtarchiv Jena erhalten.<sup>367</sup>

### Schwieriger Start ins Arbeitsleben

Else Ridder wurde 1896 in Großhettstedt bei Arnstadt geboren. Ihre Eltern Anna und Bernhard Ridder betrieben eine Landwirtschaft und gleichzeitig einen Gasthof, können also zur dörflichen Oberschicht gerechnet werden. Möglicherweise hatte Bernhard Ridder die Landwirtstochter geheiratet, um gleichzeitig damit den Hof zu übernehmen. Er stammte nämlich nicht selber vom Land, sondern war der Sohn einer evangelischen Kaufmannsfamilie aus dem niederrheinischen Wesel, während Anna Ridders Mutter katholisch war, aber aus dem thüringisch-protestantischen Oberilm stammte.<sup>368</sup> Die konfessionelle Verteilung in dieser Familie stand demnach genau entgegengesetzt zu den regionalen Traditionen.

Else Ridder absolvierte die örtliche Volksschule. Im Anschluss daran verlebte sie ein hauswirtschaftliches »Pensionsjahr« bei einer Familie in Rudolstadt.<sup>369</sup> 1912, als Else Ridder sechzehn Jahre alt war, wurde ihr kleiner Bruder geboren.<sup>370</sup> Es gab noch ein weiteres Kind in der Familie, dessen Geburtsjahr und Geschlecht allerdings nicht bekannt sind. Im Jahr 1913 begannen die Schicksalsschläge für die Familie Ridder. Zunächst verstarb Elses Vater an einem Herzschlag, ein Jahr danach die Mutter an den Folgen einer Thrombose.<sup>371</sup> Wer sich von nun an um den Hof, die Gastwirtschaft und das zweijährige Kind kümmerte, ist nicht bekannt. Möglicherweise hatte Else Ridder einen älteren Bruder, der den Hof schon übernommen hatte, oder die Großeltern und andere Verwandte besorgten die Verwaltung. Im gleichen Jahr, 1914, arbeitete Else Ridder als Kindermädchen bei der Familie Dr. Ridder in Brühl bei Köln, offensichtlich handelte es sich um Verwandtschaft väterlicherseits. Danach kehrte sie in ihr Elternhaus zurück, wo sie bis 1920 mit der Haushaltsführung betraut war.<sup>372</sup> Im Januar 1920 zog Else Ridder nach Jena um, auch hier

367 Vgl. StAJ. B I, I d 72. Ridder, Else, Heimleiterin des Städt. Rentnerheims. 1921–1943.

368 Vgl. ebd. p.1: Personalbogen ohne Datierung, vermutl. 1938. StAJ. B I, I d 72, Ridder, Else, Heimleiterin des Städt. Rentnerheims, 1921–1943 und p.73: Brief Prof. Giese an den Oberbürgermeister Schmidt, 14.5.1938.

369 Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.3: Anlage zum Personalbogen, undatiert, vermutl. 1938.

370 Vgl. ebd. p.41: Mitteilung vom 22.2.1928.

371 Vgl. ebd. p.73: Brief Prof. Giese an Oberbürgermeister Schmidt, 14.5.1938.

372 Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.3: Anlage zum Personalbogen, undatiert, vermutl. 1938.

liegen die Gründe im Dunkeln. Sollte es einen älteren Bruder gegeben, und dieser im Jahr 1920 geheiratet haben, so wäre ihre Position als Hauswirtschafterin an die Ehefrau verloren gegangen. In Jena fand Else Ridder zunächst mehrere Monate als Hausangestellte Beschäftigung<sup>373</sup>, ehe sie 1921 eine Stelle als ungelernte Pflegerin in der Nervenklinik antrat.<sup>374</sup> Die Gastwirtstochter mit bürgerlicher Verwandtschaft war nach dem Tod ihrer Eltern und dem endgültigen Verlassen des elterlichen Hofes hier an ihrem beruflichen Tiefpunkt angelangt. Unglücklicherweise verschlimmerte sich durch die Inflation der kommenden Jahre noch die wirtschaftliche Situation.

### ›Ungelernt‹ in städtischen Diensten

Vom 1. August 1921 an war Else Ridder bei der Stadt Jena beschäftigt.<sup>375</sup> In ihrer Personalakte spiegelt sich die Inflation an den zunächst monatlich, später wöchentlich steigenden Löhnen. Ihre erste Stelle war die als Wirtschafterin im Kinderheim Jena-Ost. Neben freier Unterkunft und Verpflegung erhielt sie zunächst 150 Reichsmark monatlich.<sup>376</sup> Ihr war noch ein Dienstmädchen zugeordnet, ansonsten musste sie allein für die Verpflegung der Kinder und der fünf Erzieherinnen sorgen. Wenn sie auch keine reguläre Berufsausbildung erhalten hatte, brachte sie als Gastwirtstochter und durch ihre jahrelange Arbeit als Wirtschafterin auf dem elterlichen Hof reichlich Erfahrung für ihre Aufgabe mit. Nach einem Jahr erweiterte sich das Aufgabengebiet der Wirtschafterin erheblich:

*»Fräulein Else Ridder wird das Amt einer Wirtschafterin für die drei städt. Kinderheime übertragen. Als solche soll sie:*

- 1. für die Beköstigung der die Heime besuchenden Kinder*
- 2. für die Verpflegung der im Kinderheim Jena-Ost wohnenden Kindergärtnerinnen zu [sic!] sorgen.*
- 3. liegt ihr die Verwaltung des Küchen- u. Wirtschaftsinventars ob.*

*Frl. R. hat die Lebensmittel und sonstige Vorräte, soweit sie nicht durch das Jugendamt beschafft werden, im Einverständnis mit der Vorsteherin, einzukaufen und zu verwalten. Jede Woche ist ein Speiseplan mit Verrechnung der Mengen der Vorsteherin vorzulegen. Die Lebensmittelmengen sind täglich in Gegenwart der Vorsteherin abzuwiegen und in den dazu bestimmten Formularen einzutragen.*

*Frl. R. hat die Kasse der gesamten Heime zu verwalten [...]. Neuanschaffungen und Ergänzungen aus den Erziehungsbeiträgen geschehen durch die Vorsteherin. Alle Eingaben gehen durch ihre Hand.*

*Die Arbeitszeit von Frl. R. liegt in der Regel zwischen 7 Uhr morgens und 7 Uhr abends. Besondere Veranstaltungen des Kinderheims am Abend und deren Vorbereitung gehören jedoch auch in ihren Pflichtbereich.<sup>377</sup>«*

373 Vgl. ebd. p.52: Mitteilung vom 27.1.1931.

374 Vgl. ebd. p.3: Anlage zum Personalbogen, undatiert, vermutl. 1938.

375 Vgl. ebd.

376 Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.5: Notiz vom 26.7.1921.

377 Ebd. p.8: Mitteilung vom 10.7.1922.



Von einem Tag auf den nächsten hatte sich Else Ridders Arbeitsbelastung fast verdreifacht; ihre Bezahlung hingegen konnte der Hyperinflation kaum noch hinterherkommen. Im November 1923 verdiente die Wirtschafterin 44 Milliarden Reichsmark.<sup>378</sup> Die Verelendung der Bevölkerung zu dieser Zeit war enorm. Die Stadt Jena hatte eine Notstandsküche eingerichtet, in der täglich mehrere hundert Menschen sich einfanden, um wenigstens eine Mahlzeit pro Tag zu bekommen.<sup>379</sup>

Inzwischen wohnte Else Ridder nicht mehr im Kinderheim, sondern hatte sich eine Wohnung angemietet, da sie ihren mittlerweile zehnjährigen kleinen Bruder Helmut zu sich genommen hatte. Durch die Inflation hatte der Junge sein gesamtes Erbteil eingebüßt und stand nun völlig mittellos da.<sup>380</sup> Seine ältere Schwester verzichtete auf die Rückerstattung des vom Lohn abgezogenen Wohngelds und ließ dafür ihren Bruder im Kinderheim mitverpflegen.<sup>381</sup> Wegen dieses Vorgehens bekam sie allerdings bald Probleme mit der Stadtverwaltung. Man überlegte, Else Ridder den regulären Beitrag für die Verpflegung ihres Bruder bezahlen zu lassen, da sie schließlich nicht vom Gesetz dazu verpflichtet sei, den Bruder bei sich zu behalten, sondern ihn freiwillig bei sich aufgenommen hatte. Die Sachbearbeiter sahen jedoch davon ab, weil sie ausrechneten, dass diese Lösung die Stadt sehr viel günstiger kam als eine Aufnahme des Knaben in das Waisenhaus. Der Wirtschafterin hielt man zugute, dass sie eine »äußerst tüchtige, ehrliche und gewissenhafte«<sup>382</sup> Kraft sei, die durch ihr sparsames Arbeiten der Stadt viel einbringe. »Falls eine andere Köchin eingestellt werden sollte, so wäre die Stadt nichts gebessert; wahrscheinlich käme dann eine Witwe mit Kindern in Frage.«<sup>383</sup> Dieses Mal entschieden sich die Verantwortlichen noch für eine ganz unbürokratische Lösung, um Else Ridder »nicht durch eine neue Belastung geldlich noch mehr zu bedrücken.«<sup>384</sup> Die Stadtverwaltung beschloss die stillschweigende Duldung des Zustands.

An ihrem 28. Geburtstag im Mai 1924 konnte Else Ridder wegen einer »Unterleibserkrankung« zwei Wochen lang ihren Dienst nicht antreten. Während ihrer Abwesenheit musste das Dienstmädchen das Kochen alleine besorgen; wer sich in dieser Zeit um Helmut Ridder kümmerte, bleibt offen.<sup>385</sup> Zwei Monate später bekam die Wirtschafterin zum ersten Mal für eine Woche

378 Vgl. ebd. p.10: Mitteilung vom 8.11.1923.

379 »Nicht, um ihren Betrieb bei- oder abfällig zu besprechen, auch nicht, um ihren Erhaltern ein Loblied zu singen – sie übten ja nur ein klein wenig Menschenpflicht –, ist der Zweck dieser Zeilen, sondern die Absicht, all die Vielen, die der Küche noch teilnahmslos gegenüberstehen, wenigstens mit den Gedanken einmal hinüberzuleiten, wo das altersgraue Schützenhaus steht und wo sich alltäglich zur Mittagszeit Hunderte von Mitbürgern einfänden, um ein warmes Mittagessen abzuholen. Schon 1 bis 2 Stunden vor Beginn der Abgabezeit finden sich zahlreiche alte Leute ein, die auf den Reihenplätzen geduldig warten, bis die Essensausgabe ihren Anfang nimmt. [...] In bunter Reihe folgen Männer im Arbeiterwams, verhärmte Mütter, Kinder in zerschlissenem Gewande, alte Leute, denen man schon äußerlich ansieht, dass sie jener versinkenden Schicht angehören, die früher selbst zu den Gebenden gehörte. Alle bewegt, von dem Gedanken ihrer unverschuldeten Notlage, alle hadernd mit dem Geschick, alle mit der bangen Frage im Gesicht: Was bringt der nächste Tag für neue Qual? [...]« »Die Jenaer Notstandsküche«, Jenaische Zeitung vom 28.11.1923. Abgedruckt in: John, Jürgen: Quellen zur Geschichte Thüringens, Bd. 3, 1918–1945. Erfurt 1996. S. 104f.

380 Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.7: Mitteilung ohne Datierung.

381 Vgl. ebd. p.10: Mitteilung vom 8.11.1923.

382 Ebd. p.7: Mitteilung ohne Datierung.

383 Ebd.

384 Ebd.

385 Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.12: Notiz vom 7.5.1924.

Urlaub.<sup>386</sup> Im Oktober 1924 war Else Ridder wieder für vierzehn Tage krankgeschrieben, wegen Diphtherieverdachts. Wieder musste das Dienstmädchen als Aushilfe einspringen, um ganz alleine die Versorgung der drei Kinderheime zu übernehmen.<sup>387</sup>

### Streit um mehr Lohn und Anerkennung

Nach vier Jahren in städtischen Diensten ersuchte Else Ridder Oberbürgermeister Elsner zum ersten Mal um eine Lohnerhöhung. Von ihren monatlich 133 Mark verblieben ihr nach Abzug der Verpflegungspauschale nur noch 72 Mark, von der sie die Ausgaben für ihre Wohnung, den Bruder und sich selber bestreiten musste.<sup>388</sup> Sie begründete ihre Bitte mit ihrem umfangreichen Arbeitsgebiet, ihrer verantwortungsvollen Aufgabe und der langjährigen Erfahrung, die sie inzwischen gesammelt habe. In ihrem Brief schreibt sie, dass sie sich mit den leitenden Kindergärtnerinnen als gleichgestellt einschätzte. Für den Fall, dass ihrer Bitte nicht nachgekommen werden sollte, drohte sie indirekt mit ihrer Kündigung:

*»Was ich aus früherer Zeit an Bekleidung verbraucht habe, konnte ich nicht ergänzen. Da ich elternlos bin und meinem jüngeren Bruder die Heimat erhalten möchte, muss ich meine eigene Wohnung haben, die besondere Kosten verursacht. Ich bin gezwungen, meine Stellung so zu gestalten, dass meine Zukunft einigermaßen gesichert ist. Da ich an den Kindern und meiner Arbeit hänge, liegt mir viel daran, bleiben zu können. Die Kindergärtnerinnen sind rückwirkend vom 1. April an höher eingruppiert worden. Ich möchte nun höflichst darum ersuchen, mich ebenfalls in eine höhere Gruppe zu versetzen.«<sup>389</sup>*

Else Ridders Gesuch wurde mit der Begründung abgelehnt, sie könne keine formale Berufsausbildung vorweisen. Die nächsthöhere Vergütungsgruppe V sei nur für geprüfte Kindergärtnerinnen vorgesehen, man könne Frau Ridder gegenüber den anderen Wirtschaftserinnen nicht bevorzugen, die teilweise sogar zwei Stufen tiefer eingruppiert waren.<sup>390</sup> Damit gab sich Else Ridder jedoch nicht zufrieden. Sie untermauerte ihre Kündigungsdrohung, indem sie sich am 20. März 1926 ein Arbeitszeugnis ausstellen ließ. Aus ihm geht hervor, dass sie inzwischen für vier Kinderheime zuständig war und neben ihren sonstigen Aufgaben zeitweise Hauswirtschaftsunterricht in der Fröbelschen Kinderpflegerinnenschule erteilte: »Sie verstand es, in den jungen Mädchen Arbeitsfreude zu wecken und zu erhalten und sich die Zuneigung und das Vertrauen ihrer Schülerinnen zu erwerben.«<sup>391</sup> Nach diesem Schachzug richtete sie zwei Tage später ein weiteres Schreiben an den Oberbürgermeister, in dem sie sehr energisch auf der Würdigung ihrer Stellung und ihre Beförderung in die Vergütungsgruppe V bestand:

*»Ich kann nun nicht einsehen, dass die Leistung für die wirtschaftliche Seite der Heime niedriger steht und eingeschätzt werden darf, als die erzieherische. [...]*

386 Vgl. ebd. p.15: Mitteilung vom 29.7.1924.

387 Vgl. ebd. p.18: Notiz vom 7.10.1924.

388 Vgl. ebd. p.21: Mitteilung vom 2.10.1925.

389 Ebd. p.20: Gesuch Else Ridder an OB Elsner vom 4.9.1925.

390 Vgl. ebd. p.21: Mitteilung vom 2.10.1925.

391 StAJ. B I, I d 72. p.22: Zeugnis für Else Ridder vom 20.3.1926.

*Wenn auf mein früheres Gesuch entgegnet worden ist, dass meine Beförderung die Gleichstellung verschiedener anderer städt. Angestellten insbesondere der Köchin der Schweizerhöhe mit sich bringe und dass deshalb aus Konsequenzrücksicht mein Gesuch nicht bewilligt werden könne, so muss ich doch sehr bitten, die verschiedenartige Stellung der Köchin der Schweizerhöhe und der meinen zu berücksichtigen. Die Tätigkeit der Köchin der Schweizerhöhe beschränkt sich lediglich auf die Zubereitung der Speisen, die meinige dagegen umfasst die gesamte Wirtschaftsführung einschl. Kassen-Buchhaltung, für die sämtlichen Kindertagesheime der Stadt.<sup>392</sup>«*

Die Wirtschaftlerin war nicht gewillt, die gängige Hierarchisierung von Tätigkeiten in qualifiziert und unqualifiziert, geistig und körperlich, ausgebildet und ungelernt hinzunehmen. Aus ihrer Perspektive nachvollziehbar, reklamierte sie für ihr Aufgabenfeld die große Verantwortung, mit der sie zum Gelingen oder Scheitern des Kinderheimbetriebes beitrug. Der formalen und kostenbewussten Denkweise der Stadtverwaltung entsprechend, war Else Ridder jedoch nichts weiter als eine von mehreren ungelernten Wirtschaftlerinnen, und natürlich wollte man verhindern, mit der Beförderung einen Präzedenzfall zu schaffen:

*»Wir können das Gesuch nicht unterstützen aus grundsätzlichen Bedenken. Außerdem erfordert der Dienst des Frl. Ridder keine besondere berufliche Vorbildung.«<sup>393</sup>*

Die aus Sicht der Stadtverwaltung nachvollziehbare Argumentationsweise bleibt insofern interessant, als die beruflich vorgebildeten Erzieherinnen, die in den 1920er Jahren meist mehr als einen kompletten Ausbildungsgang durchlaufen hatten, letztendlich auch kaum mehr verdienten als die Wirtschaftlerinnen. Sie waren teilweise sogar in derselben Vergütungsgruppe IV eingestuft<sup>394</sup>, und auch ihnen blieb nach Abzug des Wohn- und Kostbetrages kaum mehr als ein Taschengeld. War das Tarifgruppensystem ursprünglich dazu gedacht, eine bessere Vergleichbarkeit und Lohngerechtigkeit herzustellen, so konnte es doch jederzeit dazu benutzt werden, Lohnforderungen der jeweiligen Gruppenangehörigen gegeneinander auszuspielen und, unter Verweis auf die jeweils bessere Vorbildung der nächsthöheren Vergütungsgruppe, ein Beförderungsgesuch abzulehnen. Das tatsächliche Aufgabenfeld, Arbeitspensum und der Verantwortungsbereich der Angestellten sowie die Diskussion um eine dementsprechend angemessene Bezahlung konnten bei dieser Sichtweise komplett ausgeblendet werden. Für eine berufliche Weiterbildung hatte Else Ridder während der 1920er Jahre weder Gelegenheit noch Geld. Lediglich einzelne Vorträge an den Universitätskliniken konnte sie besuchen, zu den Themen »Allgemeine Krankenpflege«, »Krüppelfürsorge«, und »Physiologie«.<sup>395</sup> Es war ihr jedoch nicht möglich, ihr Interesse für den sozialfürsorgerischen Bereich in eine reguläre Ausbildung zu transformieren. Diese Auseinandersetzung mit der Stadtverwaltung hatte Else Ridder verloren, doch wie sich zeigen wird,

392 Ebd. p.23: Brief Else Ridder an die Stadtverwaltung vom 22.4.1926.

393 Ebd. p.23: Notiz des Jugendpflege- und Schulamts vom 24.3.1926.

394 Fast sämtliche Personalakten von Frauen in der Stadtverwaltung Jena aus der Zeit 1900–1950 sind vernichtet; aber aus den wenigen erhaltenen Resten existiert noch die Akte der Erzieherin Charlotte Günther, die von 1923–1936 mit der Leitung verschiedener städtischer Kindereinrichtungen betraut war. Auch sie wurde nach der Vergütungsgruppe IV bezahlt, obgleich sie Absolventin des angesehenen Evangelischen Frauenseminars in Berlin war und ihre berufliche Qualifizierung, inklusive zahlreicher Praktika, sich insgesamt über fünf Jahre erstreckte. Vgl. StAJ. D I d 57: Günther, Charlotte. Heimleiterin des Kinderheimes Jena-Mitte. 1923–1936.

395 StAJ. B I, I d 72. p.3: Anlage zum Personalbogen, undatiert, vermutl. 1938.

sollten noch einige weitere folgen. Im November 1927 erteilte ein Mitarbeiter des Jugendpflegeamts der Wirtschafterin einen Verweis wegen ihres »dienstlichen Verhaltens«<sup>396</sup> gegenüber ihrer Vorgesetzten, der Jugendleiterin Junck. Was genau vorgefallen war, geht nicht aus den Akten hervor. Als der Mitarbeiter bei seinem Verweis die Wirtschafterin auf die Bestimmungen in ihrer Dienstanweisung von 1922 hinwies, erklärte sie, diese Dienstanweisung nicht mehr zu besitzen. Daraufhin bekam sie ein neues Exemplar zugesandt, das gegenüber der ursprünglichen Version leichte Änderungen aufwies:

*»Nach Anweisung der städt. Jugendleiterin oder deren Stellvertreterin hat sie alle Räume des Heims durch das ihr zur Verfügung stehende Personal reinigen zu lassen und in Ordnung zu halten. Inwieweit Personal zur Verfügung steht, wird vom Amt bestimmt. [...]*

*Die Arbeitszeit von Frl. Ridder liegt in der Regel zwischen 7 Uhr morgens und 7 Uhr abends. Besondere Veranstaltungen des Kinderheims am Abend und deren Vorbereitungen gehören jedoch auch in ihren Pflichtenkreis. Jeden Tag stehen ihr 2 Stunden Freizeit zu in den Nachmittagsstunden von 1–3 Uhr. [...]*<sup>397</sup>«

Else Ridder lehnte die Dienstanweisung ab, weil sie angeblich Bestimmungen enthielt, die gegen das Arbeitsgesetz verstießen. Sie weigerte sich, die Anweisungen zu unterschreiben. Aus den Angaben des Vertrages errechnete sie eine wöchentliche Arbeitszeit von 70 Stunden: »Die 48stündige Arbeitszeit ist jedoch bis zum heutigen Tag nicht aufgehoben worden. Von der wöchentlichen Freizeit, die bei den Beamten und Angestellten auf den Sonntag fällt, enthält die Dienstanweisung kein Wort, ebenso wenig vom Urlaub.«<sup>398</sup> Daraufhin beauftragte Oberbürgermeister Elsner persönlich seinen Mitarbeiter, die Einwände der Wirtschafterin zurückzuweisen, damit Else Ridder die folgende Interpretation der Dienstanweisung anerkenne: es handle sich keineswegs um eine täglich 10stündige Arbeitszeit, sondern ihre Tätigkeit bestehe »zu einem Teil als Bereitschaftsdienst«, insofern würden die Arbeitsbestimmungen nicht verletzt. Auch gehörten Urlaubsbestimmungen nicht in die Dienstanweisung. Darüber hinaus bedürfe eine Dienstanweisung keiner Unterschrift durch die Angestellten, um wirksam zu werden.<sup>399</sup> Else Ridders Beschwerde war vollständig abgewiesen worden; schließlich musste sie sogar schriftlich bestätigen, die Auslegung des Oberbürgermeisters anzuerkennen<sup>400</sup>. Wieder einmal musste sie sich der Autorität und Sichtweise ihrer Vorgesetzten beugen.

## **Bürokratie, Bevormundung, Kompromissversuche: Das Recht, zu Hause zu kochen**

Der nächste Konflikt entwickelte sich, nachdem die Personalabteilung im Februar 1928 Else Ridders Vergütung nach dem neuen Manteltarifvertrag regelte, und dabei die bisherige Bezahlung

396 Ebd. p.31: Mitarbeiter des Jugendpflegeamts Reinhardt an OB Elsner vom 2.12.1927.

397 Ebd. p.29: Dienstanweisung für Else Ridder vom 26.11.1926.

398 Ebd. p.29 v.: Schreiben Else Ridder an das Jugendpflege- und Schulamt vom 30.11.1927.

399 Vgl. ebd. p.31: Mitteilung des Oberbürgermeisters an Mitarbeiter Reinhardt vom 13.12.1927.

400 »Umstehende Entscheidung des Herrn Oberbürgermeisters ist mir heute bekannt gegeben worden. Jena, den 15.12.1927. Else Ridder.« StAJ. B I, I d 72. p. 31 v.

überprüfte. In diesem Zusammenhang erinnerte man sich wieder an ihren im Heim mitverpflegten Bruder, der inzwischen 16 Jahre alt war. Bislang hatte sie für seine Beköstigung monatlich 10 Mark von ihrem Lohn abgezogen bekommen. Ein Sachbearbeiter fragte in der Rechtsabteilung an, ob an dieser Vereinbarung durch den neuen Tarifvertrag etwas geändert werden solle.<sup>401</sup> Aus dieser Frage heraus entwickelte sich eine bürokratische Lawine, dessen Folgen Else Ridder deutlich zu spüren bekam. In der Stadtverwaltung stellte man fest, der 16-jährige Helmut Ridder sei für sein Alter »körperlich recht gut entwickelt«<sup>402</sup>. Man erwog, dass der entsprechend größere Appetit des Jungen durch einen entsprechend höheren Beitrag durch die Wirtschaftlerin ausgeglichen werden könnte. Da es sich jedoch wieder nur um eine vorübergehende Regelung handeln könne, hielt der Mitarbeiter es für besser, eine endgültige Lösung zu finden und Helmut Ridder zukünftig nicht mehr im Heim zu verpflegen.

Eine Woche später lud man Else Ridder ins Jugendamt vor und teilte ihr mit, »dass das bisherige Verhältnis, wonach ihr Bruder Helmut mit im Kinderheim verpflegt worden ist, ab 1. 4. 1928 aufgehoben werden«<sup>403</sup> solle. Darauf antwortete die Wirtschaftlerin, ohne die Beköstigung durch das Heim könne sie sich den Unterhalt für ihren Bruder nicht mehr leisten. Helmut Ridder besuchte inzwischen die kostenpflichtige Oberrealschule und seiner älteren Schwester fiel es schwer, das Geld für die Schulbücher und die übrige Schulausrüstung aufzubringen. Also unterbreitete sie der Stadtverwaltung zwei Alternativvorschläge: Sie würde selbst für das Frühstück und Abendessen ihres Bruders sorgen, so dass er nur noch am Mittagessen im Heim teilnehme. Für die Mittagsmahlzeit wäre sie bereit, pro Tag 25 Pfennig zu bezahlen, genauso wie die im Kinderheim arbeitenden Mitarbeiterinnen. Ihr zweiter Vorschlag bestand darin, sie selbst komplett aus der Heimverpflegung freizugeben, damit sie während ihrer Mittagspause zu Hause kochen könne. Beide Möglichkeiten hätten für Else Ridder eine finanzielle oder arbeitsmäßige Mehrbelastung bedeutet, die sie aber in Kauf zu nehmen bereit war, um die existenzbedrohende Belastung durch die Pläne der Stadtverwaltung abzuwehren.

Das Ablehnungsschreiben beider Kompromissvorschläge durch die Stadtverwaltung wirkt in seiner Pauschalität und Inhaltslosigkeit fast kafkaesk. Anhand dieser Formulierung lässt sich gut vorstellen, wie ohnmächtig und – möglicherweise – zornig die Wirtschaftlerin einem regelorientierten, scheinbar unpersönlichen Verwaltungsapparat gegenüberstand, der andererseits durch Mitarbeiter repräsentiert wurde, die sie durch ihre zahlreichen Besuche auf dem Amt persönlich kannte:

*»Wir können die Vorschläge von Fräulein Ridder nicht annehmen. Um von vornherein Schwierigkeiten nach Möglichkeit auszuschalten, müssen wir an der folgenden [...] Forderung festhalten: [...]«<sup>404</sup>*

Die »grundsätzlichen Erwägungen« in den Büros der Stadtverwaltung gestatteten es Else Ridder nicht, aus der Heimverpflegung auszusteigen. Als Angehörige des »Wirtschaftspersonals« hatte sie nicht das Recht, sich eigenständig zu Hause zu beköstigen.<sup>405</sup> Immerhin war man

401 Vgl. ebd. p.41: Mitteilung vom 22.2.1928.

402 Ebd. p.41 v.: Mitteilung vom 22.2.1928.

403 Ebd. p.42: Notiz vom 8.3.1928.

404 StAJ. B I, I d 72. p.42 v.: Mitteilung vom 8.3.1928.

405 Die als städtische Kindergartenleiterin angestellte Charlotte Günther (1923–1936 in städtischen Diensten), bemühte

sich »der Schwierigkeiten, die für Frl. Ridder in finanzieller Hinsicht entstehen, bewusst«<sup>406</sup>. Für einen Betrag von 36 Reichsmark monatlich – gegenüber vorher 10 Reichsmark – war man damit einverstanden, Helmut Ridder auch weiterhin im Heim essen zu lassen. Mit der Verpflegungspauschale für ihre eigene Person in der Höhe von 51 Reichsmark wurden Else Ridder nun monatlich 87 Reichsmark abgezogen; dafür erhielt sie das Recht, ihre eigene »Leibwäsche« im Heim mitwaschen zu lassen – allerdings nur ihre eigene, und nicht die des Bruders.<sup>407</sup> Insgesamt standen der Wirtschaftlerin nun 26 Reichsmark weniger an Bargeld zur Verfügung. Es liegt auf der Hand, dass sich das Verhältnis zwischen der Arbeitnehmerin und ihrem Arbeitgeber spätestens nach dieser »Affäre« deutlich abgekühlt haben muss. Ein Jahr später diagnostizierte Else Ridders Hausarzt eine Herzkrankheit und verschrieb ihr eine fünfwöchige Kur<sup>408</sup> – ihr war die ganze Angelegenheit so »zu Herzen gegangen«!

Im Januar 1931, zehn Jahre nach Else Ridders Einstellung in städtische Dienste, schickte die Stadtverwaltung der Wirtschaftlerin das Kündigungsschreiben mit Wirkung zum 30.6.1931. Es war das Jahr, in dem die Zahl der Arbeitslosen in Thüringen ihren Höhepunkt erreichte.<sup>409</sup> Die Kündigung wurde offiziell ausgesprochen, weil der Küchenbetrieb im Kinderheim Jena-Ost eingestellt und dessen Verpflegung von der Küche des städtischen Altersheims übernommen werden sollte. Damit wurden Else Ridders Dienste »nicht mehr gebraucht«<sup>410</sup>. Der »Betriebsrat« – die »Beamten- und Angestelltenvertretung« der Stadtverwaltung – bestehend aus einem Stadtamtmann und einem Büroangestellten, setzten sich in einer Besprechung mit dem Oberbürgermeister für die Weiterbeschäftigung der Wirtschaftlerin ein.<sup>411</sup> Allerdings ließ sich der Stadtoberste nicht mehr umstimmen; an einer Beibehaltung der »schwierigen« Angestellten schien er nicht interessiert:

*»Herr Oberbürgermeister hat erklärt, dass es ihm nicht möglich ist, Fräulein Ridder nach Auflösung des Küchenbetriebes beim Kinderheim Jena-Ost bei einer anderen Stelle der Stadt weiter zu beschäftigen.«<sup>412</sup>*

## Zeitenwende? Eintritt in die NSDAP 1930

Ein Jahr vor ihrer Kündigung durch die Stadtverwaltung war Else Ridder in die NSDAP und in die gerade erst neu gegründet Ortsgruppe des »Deutschen Frauenorden«<sup>413</sup> eingetreten, der Vorläuferorganisation der NS-Frauenschaft. Im selben Jahr besetzten zwei Nationalsozialisten erstmals

sich ebenfalls vergeblich, aus dem obligatorischen Kost und Logis – System entlassen zu werden. Ihr Gesuch mit der Begründung, sie müsse sich auf ärztliche Anweisung gesünder ernähren und wolle daher selbst für ihr Essen sorgen, wurde abgelehnt. Eine »ordnungsgemäße Führung« des Kindergartens sei dann nicht mehr möglich. StAJ. D I d 57. unpag.: Mitteilung des Hauptamts vom 5.8.1935.

406 StAJ. B I, I d 72. p.42 v.: Mitteilung vom 8.3.1928.

407 Vgl. ebd.

408 Vgl. ebd. p.44: Ärztliches Attest Dr. Leitner vom 17.6.1929.

409 Vgl. Bricks, Wolfgang/Gans, Paul: Raumordnung, Industrieansiedlung, Bevölkerungsbewegung. In: Heiden, Detlev/Mai, Gunther (Hgg.): Nationalsozialismus in Thüringen. Weimar u.a. 1995. S. 189–212. Hier: S. 197.

410 Ebd. p.52: Mitteilung vom 27.1.1931.

411 StAJ. B I, I d 72. Ridder, Else, Heimleiterin des Städt. Rentnerheims, 1921–1943. p.52 v.: Vermerk vom 3.2.1931.

412 Vgl. ebd. p.52 v.: Vermerk vom 3.2.1931.

413 »Parteigenossin Elsa Ridder besuchte schon in den Sommermonaten 1930 die Abende des Deutschen Frauenordens und beteiligte sich vor allen Dingen stets an den praktischen Arbeiten des Deutschen Frauenordens. Da der Deutsche Frauenorden in jener Zeit sehr wenig Mitglieder zählte (am Gründungstag, den 7. Aug. 1930 waren es 7 Frauen),

Positionen in der Thüringer Landesregierung. Der Regionalhistoriker Jürgen John charakterisiert diese Zeit folgendermaßen: »In der kurz bemessenen »Ära Frick« 1930/31 geriet das Land Thüringen zum NS-Experimentierfeld und zum Mekka »national gesinnter« Kreise. [...] eine Flut von Verboten, Disziplinarmaßnahmen und Entlassungen, die Berufung von Nationalsozialisten auf führende Beamten- und Polizeiposten, auch der Versuch, Hitler mittels eines thüringischen Polizeipostens in Deutschland einzubürgern, verschärften die politischen Auseinandersetzungen. Wieder kam es zu Konflikten mit dem Reich. Das politische Leben im Lande radikalisierte sich.«<sup>414</sup>

Else Ridders früher Eintritt in die NS-Partei, dessen genaue Hintergründe im Dunkeln liegen, sollten ihre berufliche Zukunft entscheidend beeinflussen. Ein Amt hatte die Wirtschaftlerin während ihrer ersten drei Jahre Parteizugehörigkeit nicht übernommen, doch laut eigener Auskunft betrieb sie »Aktive[n] Einsatz für SA und erwerbslose Parteigenossen.«<sup>415</sup> Sie besuchte die »Abende« des Frauenordens und beteiligte sich vor allem an dessen »praktischen Arbeiten«; darüber hinaus setzte sie sich für »den Verkauf und Vertrieb von Eintrittskarten, Zeitungen und Flugblättern ein.«<sup>416</sup> – erwies sich also als engagierte Arbeiterin an der Parteibasis. Zunächst verschlimmerte sich Else Ridders finanzielle Situation nach ihrer Entlassung aus dem Kinderheim. Zwischen Juli 1931 und September 1934 finanzierte sich die ehemalige Wirtschaftlerin durch das Führen eines privaten Mittagstischs in einer Privatpension. Große Einkünfte kann sie damit nicht erzielt haben. Während dieser Jahre zog sie dreimal innerhalb der Stadt um. Ab 1933 übernahm Else Ridder für ein Jahr die Funktion einer »Stützpunktleiterin« in der Fachschaft der Hausgehilfen der Deutschen Arbeitsfront<sup>417</sup> und nutzte damit ihre Parteiaktivitäten, um auch ihre beruflichen Interessen zu verfolgen. Mit 36 Jahren konnte Else Ridder erstmals einen beruflichen Aufstieg verzeichnen. Vom 1.10.1934 bis Dezember 1935 war sie die Leiterin des Mütterheims in Jena-Löbstedt. Diese Einrichtung wurde vom Landesfrauenverein Thüringen des Roten Kreuzes betrieben, der gleichgeschalteten Nachfolgeorganisation des Jenaer Hauptfrauenvereins. In ihrem Arbeitszeugnis ist ihr Aufgabenfeld im Mütterheim beschrieben:

*»Sie betreute die Frauen, ging mit ihnen spazieren, bastelte mit ihnen, gestaltete ihnen die Abende aus, kurz machte ihnen das Heim zur Heimat. Sie hat sich ihrer Aufgabe mit viel Liebe unterzogen. Außerdem erledigte sie die schriftlichen Arbeiten.«<sup>418</sup>*

Nebenbei leitete sie die Bastelgruppe der örtlichen NS-Frauenschaft in Jena-Löbstedt und war ein Vierteljahr »Blockwart« der Löbstedter NSV.<sup>419</sup> Als angestellte Wirtschaftlerin war Else Ridder in einer dienstbotenähnlichen Position gewesen, wenngleich es sich um die höchste und verantwortungsvollste für eine Hausangestellte erreichbare Position handelte.<sup>420</sup> Im Mütterheim

kam es auf die Mitarbeit einer jeden Frau an. [...]« StAJ. B I, I d 72. p.88: NSDAP Kreisleiter Müller an das Personalamt, 25.6.1938.

414 John, Jürgen: Einführung. In: ders. (Hg.): Quellen zur Geschichte Thüringens 1918–1945. Erfurt 1996. S. 17–53. Hier: S.37f.

415 StAJ. B I, I d 72. p.68: Notiz vom 11.5.1938, unterschrieben von Else Ridder.

416 Ebd. p.88: Brief NSDAP Kreisleiter Müller an das Personalamt, 25.6.1938.

417 Vgl. ebd. p.68: Notiz vom 11.5.1938, unterschrieben von Else Ridder.

418 Ebd. p.60: Zeugnis des Landesfrauenvereins Thüringen, DRK Kreisverein Jena, Frida Mayer-Erlach für Else Ridder vom 15.6.1936.

419 Vgl. StAJ. B I d 72. p.68: Notiz vom 11.5.1938, unterschrieben von Else Ridder.

420 Vgl. Müller, Heidi: Dienstbare Geister. S. 32.

war sie nun auch nach außen hin die »Chefin«. Allerdings konnte sie diese Stelle nur ein gutes Jahr besetzen. Danach wurde das Heim an die Universitätskliniken vermietet, Else Ridder wurde ein weiteres Mal entlassen und verlor gleichzeitig damit ihr Zimmer im Heim. Während des ersten Halbjahrs 1936 zog sie zwei weitere Male innerhalb Jenas um<sup>421</sup>, eine neue Stelle hatte sie jedoch nicht gefunden.<sup>422</sup> Über die Sommermonate verließ sie die Stadt, um für 66 Reichsmark netto als »Wirtschaftsschwester« im Kreisversorgungsheim Friedrichshall bei Meiningen zu arbeiten – einer Institution, die durch die Herzog Georg-Stiftung für Krankenpflegerinnen betrieben wurde. Wo sich Else Ridders Bruder Helmut inzwischen befand, und welchen Berufsweg er eingeschlagen hatte, ist nicht mehr in Erfahrung zu bringen. Erst während des Zweiten Weltkriegs wird wieder von ihm die Rede sein.

Vom Herbst 1936 an schienen sich Else Ridders berufliche Perspektiven allmählich zu verbessern; möglicherweise hängt das mit den zu dieser Zeit deutlichen Monopolisierungstendenzen der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) zusammen.<sup>423</sup> Die NSV verdrängte auch in Jena allmählich die freien und kommunalen Wohlfahrtsträger und übernahm immer mehr soziale Einrichtungen<sup>424</sup>. Zurück in Jena, fand Else nach wenigen Tagen eine Anstellung als Köchin im »Versorgungshaus«. In ihrer Freizeit belegte sie einen – nicht näher spezifizierten – Kursus der NS-Frauenschaft sowie einen Heimleiterinnenlehrgang, der ihre beruflichen Absichten erkennen lässt. Tatsächlich konnte Else Ridder im Juli 1937 wieder eine Stelle als Heimleiterin antreten; dieses Mal im Kinderheim Schweizerhöhe, dessen Trägerschaft inzwischen von der Kommune auf die NSV übergegangen war. Auch dieses Mal war ihre Stelle nicht von Dauer; schon nach vier Monaten verließ sie das Kinderheim wieder, um für ein halbes Jahr als Helferin in der Abteilung »Winterhilfswerk« der NSV-Kreisamtsleitung zu arbeiten. Über die Hintergründe dieses häufigen Stellenwechsels liegen keine Informationen vor, da die städtische Personalakte diesen Zeitraum nicht erfasst hat. Auch wenn ab dem Jahr 1934 gewisse Aufstiegstendenzen zu erkennen sind, eine stabile Karriere hatte sich Else Ridder in den ersten acht Jahren ihrer Parteizugehörigkeit jedenfalls nicht aufbauen können.

## Die »alte Kämpferin« – Beamtin von Fricks Gnaden?

*»Fräulein Else Ridder [...] soll auf Grund der Verfügung des Reichs- und Preussischen [sic!] Ministers des Innern vom 19. November 1937 II SB 6130/4967 als alte Kämpferin in das Beamtenverhältnis übernommen werden.«<sup>425</sup>*

Else Ridders ehemaliger Arbeitgeber, das Wohlfahrtsamt der Stadtverwaltung, bot ihr zum 1.6.1938 die Stelle als Leiterin des städtischen Rentnerheims an. Die monatlichen 100 Reichs-

421 Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.66: Brief des Stadtamtmanns an die Kreisleitung der NSDAP in Jena vom 10.5.1938.

422 Vgl. ebd. p.3: Anlage zum Personalbogen, undatiert, wahrscheinlich 1938.

423 Allerdings gelang die völlige Zurückdrängung und Übernahme konfessioneller sozialer Einrichtungen während des Nationalsozialismus nicht. Gründe dafür lagen u.a. im Engagement einzelner Regierungsbeamter für die Belange der konfessionellen Wohlfahrtsverbände, der meist bereitwilligen Identifikation kirchlicher Sozialverbände mit staatlichen Zielen und dem besonders seit Kriegsbeginn enorm steigenden Bedarf an Krankenschwestern. Vgl. Katscher, Liselotte: Krankenpflege und Zweiter Weltkrieg. Der Weg der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins Herbst 1939 – Ende 1944. Stuttgart 1992. S. 13–24.

424 Vgl. Übernahme der städtischen Kinderheime Jena durch die NSV im November 1936. StAJ. D I d 57. unpag.: Mitteilung vom 14.4.1936.

425 StAJ. B I, I d 72. p.66: Stadtamtmann an die Kreisleitung der NSDAP in Jena, 10.5.1938.



mark netto, die sie neben »freier Wohnung, Licht und Heizung« dafür erhalten sollte, brachten gegenüber ihren früheren Tätigkeiten kaum eine finanzielle Verbesserung.<sup>426</sup> Doch der Erlass des Innenministers Wilhelm Frick sorgte dafür, dass die »alte Kämpferin«<sup>427</sup> der NSDAP mit einem anderen Privileg bedacht werden konnte: die ehemalige Wirtschafterin wurde verbeamtet. Damit einher ging nicht nur die eindeutige Verbesserung ihres sozialen Status, von nun an besaß sie auch eine Pensionsberechtigung. Ehe Else Ridder ihr neuer Status zuerkannt wurde, musste sie die ausführliche Prozedur der politischen, »rassischen« und körperlichen Durchleuchtung durchlaufen. Beim Kreisamt der NSDAP holte man ein politisches Leumundszeugnis ein, das bestätigte, die Anwärterin sei seit ihrem Eintritt stets für die Ziele der Partei aktiv gewesen und habe »ihre ganze Kraft der nationalsozialistischen Frauenarbeit zur Verfügung gestellt.«<sup>428</sup> Angesichts der Tatsache, dass Else Ridder nie ein höheres Amt inne hatte, sich höchstens auf Kreisebene engagierte und als Leiterin einer Bastelgruppe nicht wirklich als Funktionärin bezeichnet werden kann, muss das Zeugnis als sehr wohlmeinend eingeschätzt werden. Ihr polizeiliches Führungszeugnis enthielt keine Einträge<sup>429</sup> und auch die ärztliche Untersuchung blieb ohne Befund. Else Ridder bestätigte, dass sie seit ihres Kuraufenthalts keine weiteren Herzbeschwerden gehabt habe und sie auch ansonsten nie ernstlich krank gewesen sei. Der untersuchende Arzt bescheinigte ihr einen »kräftigen Körperbau, gesunde Gesichtsfarbe. Herz nicht vergrößert, Herztöne rein, Puls kräftig, regelmäßig«, und erhob keinerlei Bedenken gegen ihre Anstellung als Beamtin.<sup>430</sup> Ehe die Heimleiterin ihre neue Stelle am 1.6.1938 antrat, begab sie sich auf einen zweiwöchigen Urlaub nach Landshut.

Bei der Anrechnung ihres Berufsdienstalters zur Festlegung der Vergütungsgruppe berücksichtigte man für die »alten Kämpfer« die Jahre der Parteizugehörigkeit vor 1933. Da Else Ridder aber aktiv nur im Deutschen Frauenorden arbeitete, der nicht als offizielle NS-Organisation erfasst war, bekam sie nichts angerechnet. Die »alten Kämpferinnen« zählten zunächst weniger als die »alten Kämpfer«.

*»Zeiten der Betätigung in der NS-Frauenschaft sind als solche nicht ohne Weiteres anrechnungsfähig. Die Runderlasse des Reichsfinanzminister vom 26. Mai 1936 [...] sprechen von Dienstzeiten in der SA, SS, als Amtswalter oder Redner der Partei, nicht von Betätigung in Partei und Gliederungen schlechthin. [...]«<sup>431</sup>*

Zeitgleich mit Else Ridder hatte der Stadttammann fünf Männer aus der Stadtverwaltung für die Verbeamtung vorgeschlagen, darunter zwei »Gaskelderheber«, einen vorbestraften Büroangestellten, und einen 60jährigen Arbeiter mit Wirbelsäulenverkrümmung. Sie alle bekamen

426 Vgl. ebd. p.63: Wohlfahrtsamt an die Personalabteilung, 6.5.1938.

427 »»Alte Kämpfer« (»Alte Garde«) : Im Sprachgebrauch der NSDAP Bezeichnung für Parteimitglieder, die eine Mitgliedsnummer unter 100000 besaßen [...]; zeitlich fiel die Vergabe der Mitgliedsnummer 100000 in das Jahr 1928. [...] Im Unterschied zu den Alten Kämpfern wurden die Mitglieder mit einer höheren Nummer, die noch vor dem 30.1.1933 eingetreten waren, parteiamtlich als »Alte Genossen« bezeichnet.« Benz, Wolfgang u.a. (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. S. 895. Nach dieser Definition kann Else Ridder, die 1930 in die NSDAP eingetreten war, nicht offiziell zu den »Alten Kämpfern« gezählt werden – doch wie die Personalakte zeigt, ging man mit dieser feinen Differenzierung in der Praxis offenbar nicht immer so streng um.

428 StAJ. B I, I d 72. p.68: Brief NSDAP Jena an Oberbürgermeister Schmidt, 12.5.1938.

429 Vgl. ebd. p.77: Auszug aus dem Strafregister Rudolstadt, 17.5.1938.

430 StAJ. B I, I d 72, Ridder, Else, Heimleiterin des Städt. Rentnerheims, 1921–1943. p.73: Brief Prof. Giese an Oberbürgermeister Schmidt, 14.5.1938.

431 Vgl. ebd. p.110 v.: Brief Reichsstatthalter Thüringen, i.A. Boltze an die Stadtverwaltung Jena, 21.10.1941.

ihre ›Kämpferjahre‹ voll angerechnet und wurden in eine höhere Dienststufe eingruppiert als die Heimleiterin, obgleich auch diese Männer nie eine offizielle Funktion in der Partei ausgeübt hatten.<sup>432</sup> Erst im November 1941 entschied die Gauleitung der NSDAP, Else Ridder die Zeit zwischen Juli 1930 und Januar 1933 als »aktive Betätigung in der NSDAP« anzurechnen, und ihr die entsprechende Summe nachzuzahlen.<sup>433</sup>

### Leiterin des städtischen Rentnerheims – ein neuer Status

Else Ridders Aufgabe im Rentnerheim war es, die »dort befindlichen 30 Sozialrentner, die sich z.T. im hohen Alter befinden, in wirtschaftlicher Hinsicht zu betreuen, sie zu pflegen und für Ordnung im Heim zu sorgen.«<sup>434</sup> Da das Prozedere zu ihrer Verbeamtung noch nicht abgeschlossen war, arbeitete Else Ridder im ersten Monat noch als Angestellte für die Stadt. Nach wenigen Wochen kam es bereits zu ersten Unstimmigkeiten mit der Stadtverwaltung, denn man wollte der Heimleiterin zunächst nur 100 Reichsmark brutto auszahlen, obwohl sie mit dem Stadtamtmann des Wohlfahrtsamtes mündlich 100 Reichsmark netto vereinbart hatte.<sup>435</sup> Dieses Mal konnte sie jedoch die Angelegenheit zu ihren Gunsten regeln. Am 1. Juli 1938 wurde Else Ridder zur Beamtin auf Lebenszeit ernannt, nachdem sie ihren Eid auf den ›Führer‹ und das Deutsche Reich abgelegt hatte.<sup>436</sup>

Else Ridder war sich ihrer neuen Position durchaus bewusst und setzte sich von Anfang an für eine entsprechende Würdigung ein. In einem Brief an den Oberbürgermeister beschwerte sie sich, dass ihre Stelle im Arbeitsvertrag als »Wirtschafterin« bezeichnet wurde, obwohl ihr vom Wohlfahrtsamt mündlich und in ihrer Dienstanweisung schriftlich die Position als »Heimleiterin« bestätigt wurde:

*»Ich habe hier nicht ein Teilgebiet zu bearbeiten, wie das bei einer Wirtschafterin der Fall ist, sondern trage die volle Verantwortung für das Haus und seine Bewohner. Diese wissen auch, dass sie zu jeder Zeit meine Hilfe, Rat und Schutz in Anspruch nehmen können. Sie wollen nicht nur als Mieter des Hauses angesehen sein, sondern wünschen und brauchen eine regelrechte fürsorgerische Betreuung, dazu fühle ich mich auch alten Menschen gegenüber verpflichtet. Gerade augenblicklich muss ich Tag und Nacht in Bereitschaft sein.«<sup>437</sup>*

Darüber hinaus forderte Else Ridder in diesem Brief die volle Anrechnung ihrer »Kampfjahre« und der vorhergehenden zehn Jahren in städtischen Diensten, denn die Verbeamtung hatte ihr, bei einer Vergütung von monatlich 139,20 RM brutto, gegenüber vorher kaum eine

432 Vgl. ebd. p. 80–82: Durchschlag eines nicht unterzeichneten Schreibens an den Reichstatthalter in Thüringen, Leiter des Ministeriums des Innern, Weimar, 18.5.1938.

433 Vgl. ebd. p.121: Brief NSDAP Gauleitung Thüringen in Weimar, Gaupersonalamtsleiter an Oberbürgermeister Schmidt, 20.11.1941.

434 StAJ. B I, I d 72. p.80: Durchschlag eines nicht unterzeichneten Briefes an den Reichstatthalter in Thüringen, Leiter des Ministeriums des Innern, Weimar, 18.5.1938.

435 Vgl. ebd. p.85: Notiz von Oberbürgermeister Schmidt, 24.6.1938.

436 StAJ. B I, I d 72, Ridder, Else, Heimleiterin des Städt. Rentnerheims, 1921–1943. p.91: Niederschrift über die Vereidigung der Else Ridder, 1.7.1938.

437 Ebd. p.92: Brief Else Ridder an Oberbürgermeister Schmidt, 30.7.1938.

finanzielle Verbesserung gebracht. In seiner Stellungnahme an den Oberbürgermeister argumentierte das Personalamt ablehnend mit der fehlenden Berufsbildung Else Ridders. Da sie keine formale pflegerische Ausbildung erhalten habe, dürfe in ihrer Anstellungsurkunde die Bezeichnung »Heimleiterin« nicht verwendet werden, obgleich sie de facto die Aufgaben einer Heimleiterin durchführe. Daher habe man sich für »Wirtschafterin« entschieden; schließlich bestehe ihre Hauptaufgabe in der Führung der Wirtschaftsgeschäfte im Rentnerheim<sup>438</sup>. Wenige Monate später konnte Else Ridder die Angelegenheit schließlich doch in ihrem Sinne durchsetzen. Vom Oberbürgermeister bekam sie die Amtsbezeichnung »Heimleiterin des Städtischen Rentnerheims« verliehen.<sup>439</sup> Mit ihrer Wiedereinstellung in städtische Dienste schien die ehemalige Wirtschafterin zunächst einen deutlich besseren ›Stand‹ gewonnen zu haben.

### Die ›Erbchaftsaffäre‹ – wer schikaniert wen?

Mit der Übernahme ihres neuen Amtes bezog Else Ridder ein Zimmer im Rentnerheim, für dessen Möblierung sie selbst sorgte.<sup>440</sup> Ein zweites Zimmer mit Telefonanschluß wurde ihr als Büro zur Verfügung gestellt.<sup>441</sup> Von Anfang an waren die Bedingungen für eine harmonisches Zusammenarbeiten und -leben sehr ungünstig. Die bisherige Leiterin der Einrichtung, Krankenschwester Berta Höfer, arbeitete und wohnte auch weiterhin im Heim – sie bekam von einem Moment auf den nächsten eine Chefin ›vorgesetzt‹, deren fachliche Kompetenz sie von ihrer Perspektive aus höchstwahrscheinlich nicht anerkennen konnte. Auf der anderen Seite hatte die neue Heimleiterin das Gefühl, Schwester Berta stelle sich zwischen sie und die Heimbewohnerinnen<sup>442</sup>, beziehungsweise deren Angehörige.<sup>443</sup> Darüber hinaus übernahm Else Ridder mit Beginn des 2. Weltkrieges für die NS-Frauenschaft das Ehrenamt einer »Kreisabteilungsleiterin für Hilfsdienst« und führte diese Arbeit während der Vormittage von ihrem Büro im Rentnerheim aus. Für die eigentliche Heimleitung blieb ihr also nur der halbe Arbeitstag, wodurch sie sich bei den Bewohnern sicher nicht beliebter machte.<sup>444</sup> Dementsprechend schlecht war die Stimmung

438 Vgl. ebd. p.95: Wohlfahrtsamt an Oberbürgermeister Schmidt, 3.8.1938.

439 Vgl. ebd. p.99: Oberbürgermeister Schmidt an Else Ridder, 5.12.1938.

440 An dieser Stelle ein kurzer, die Wohnverhältnisse vergleichender, Blick auf eine andere weibliche Angestellte der Stadtverwaltung Jena. Die Leiterin des städtischen Kindergartens Jena-Mitte, Charlotte Günther, bewohnte 1935 ein Zimmer im Kindergarten. Besonderen Wohnkomfort konnte Charlotte Günther in diesem Raum wohl kaum gefunden haben, da es sich um ein Durchgangszimmer handelte, das sich direkt über der Heizungsanlage befand und neben dem Krankenzimmer lag. Immerhin konnte sie sich, ebenso wie Else Ridder, ihr Zimmer auf eigenen Wunsch mit ihren Möbeln einrichten. Vgl. StAJ. D I d 57. unpag.: Mitteilung des Hauptamts vom 5.8.1935.

441 StAJ. B I, I d 72. p.100: Wohlfahrtsamt an die Personalabteilung, 1.9.1938.

442 Obwohl in den Akten immer von »Heimbewohnern« die Rede ist, werden namentlich immer nur Frauen als Heiminsassen genannt. Auch in den Befragungen zu den Vorwürfen gegen Else Ridder in ihrer Eigenschaft als Heimleiterin werden nur Frauen vorgeladen. So entsteht der Eindruck eines durchweg weiblich besetzten Altersheims. Eine komplette Namensliste der Heimbelegschaft, anhand deren dieser Eindruck überprüft werden könnte, ist nicht erhalten.

443 »Antwort Frl. Ridder: »[...] Im übrigen ist manches schwierig geworden, dadurch, dass Schwester Bertha zwischen den Erben und mir stand. [...]« StAJ. B I, I d 72 (beigeheftete Sonderakte). p.26: Niederschrift des Befragungsprotokolls vom 24.6.1941.

444 »Frl. Ridder hat sich aber auch offensichtlich im Heim unbeliebt gemacht. Es mag sein, dass dies zum Teil darauf zurückzuführen ist, dass sie durch ihr Amt in der Frauenschaft allzu sehr von ihren Geschäften im Heim abgehalten wird, so dass bei den Insassen der Eindruck entsteht, dass sie nicht in der notwendigen Weise betreut werden. [...]« StAJ. B I, I d 72. p.35 v.: Personalabteilung, 25.6.1941.

im Heim. Bald kursierten Gerüchte, dass sich Else Ridder nach zwei Todesfällen im Heim Wäsche aus dem Nachlass angeeignet habe, um daraus eine Babyausstattung für ihre Schwägerin<sup>445</sup> zu schneiden.<sup>446</sup> Else Ridder beantragte daraufhin bei der Stadtverwaltung, die Bewohnerin »aus dem Heim zu entfernen«, die diese Nachrede im Haus verbreite und drohte mit einer Klage wegen Beleidigung<sup>447</sup>. Eine Besucherin von außerhalb gewann sogar den Eindruck, dass die Heimbewohnerinnen Angst vor der Heimleiterin hatten und wollte beobachtet haben, dass Else Ridder ihren »Schützlingen« oftmals »herrisch und auch in verletzender Weise« gegenübergetreten sei.<sup>448</sup> Eine andere Besucherin monierte, die Leiterin habe den Bewohnern die Benutzung elektrischer Bügeleisen verboten, sich dabei aber nie selbst an diesen Grundsatz gehalten.<sup>449</sup> Tatsächlich scheinen die Heimbewohnerinnen sich bevorzugt an die Krankenschwestern, die Putzfrau, rüstige Mitbewohnerinnen oder Personen von außerhalb gewendet zu haben und nicht an Else Ridder, wenn sie Hilfe oder Pflege benötigten.<sup>450</sup> Ob dies aber aus dem Grund geschah, weil die Bewohnerinnen Else Ridder von Anfang an ablehnten, oder ob andersherum die Heimleiterin mit der Zeit immer misstrauischer wurde, weil sie sich durch die Bewohnerinnen boykottiert fühlte, lässt sich den Akten nicht entnehmen. Möglicherweise spielten beide Aspekte eine Rolle für die bald folgende Zuspitzung des Konfliktes im Juni 1941.

Eine 54 Seiten starke Sonderakte schildert die »Vorgänge im Rentnerheim«<sup>451</sup>: Am 1. Juni 1941 starb die unverheiratete Heimbewohnerin Wilhelmine Schneider. Als Erbin erschienen in Jena die ebenfalls unverheiratete Nichte Margarete Hertwig aus Berlin, sowie deren Schwester Käthe Treplin aus Leipzig mit ihrem Ehemann, Direktor Harro Treplin – eine offensichtlich finanziell sehr gut gestellte Familie.<sup>452</sup> Sie beschwerten sich bei der Stadtverwaltung, erstens von Else Ridder erst zwei Tage nach dem Tod der Tante benachrichtigt worden zu sein, so dass nicht mehr alle Verwandte rechtzeitig zur Beerdigung erscheinen konnten. Zweitens, und dieser Vorwurf wog noch schwerer, verdächtigten sie die Heimleiterin, sich nach dem Tod von »Fräulein« Schneider unrechtmäßig Stücke selbst aus dem Nachlass angeeignet, und andere Gegenstände eigenmächtig an Dritte weitergegeben zu haben.<sup>453</sup> Zu der Angelegenheit wurden neben den Erbinen und Else Ridder auch das Pflegepersonal, die Putzfrau und verschiedene Heimbewohnerinnen ausführlich

445 Else Ridders Bruder Helmut war inzwischen verheiratet und hatte seinen Wohnsitz in Bielefeld; seit Kriegsbeginn war er jedoch zum Militärdienst eingezogen. Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.138: Niederschrift vom 9.1.1943.

446 Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.35 (beigeheftete Sonderakte): Personalabteilung, 25.6.1941.

447 Vgl. StAJ. B I, I d 72. Ridder, Else, Heimleiterin des Städt. Rentnerheims, 1921–1943. p.35 (beigeheftete Sonderakte): Niederschrift vom 25.6.1941.

448 »Sie ist aber auch nicht selten den Heimbewohnern herrisch und auch in verletzender Weise entgegen getreten und hat dadurch ein gut Teil des Vertrauens eingebüßt. Frau Neumann, die viel im Heim aus- und eingegangen ist, dürfte schon das Richtige treffen, wenn sie anführt, dass die Heimbewohner Angst vor Frl. Ridder haben und befürchten, dass sie an Frl. Ridder nicht die notwendige Stütze und Pflege finden, wenn sie zeitweise durch Krankheit usw. hierauf besonders angewiesen sind. [...]« StAJ. B I, I d 72. p.35 (beigeheftete Sonderakte): Personalabteilung, 25.6.1941.

449 Vgl. ebd. p.4: Niederschrift vom 9.6.1941.

450 Dieser Eindruck entsteht aus der 54-seitigen Akte zu den Vorgängen um die »Erbschaftsangelegenheit Schneider«, das mehrere Befragungsprotokolle mit Mitarbeiterinnen, Besuchern, Heimbewohnerinnen und deren Angehörigen enthält. Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.1–54 (beigeheftete Sonderakte).

451 StAJ. B I, I d 72. p.35 (beigeheftete Sonderakte).

452 »Ihre Verwandten wollte sie [Wilhelmine Schneider, E. C.] nicht besonders bedenken, weil diese alle sich wirtschaftlich sehr günstig standen.« Aussage von Frau Kegler, StAJ. B I, I d 72. p.41 (beigeheftete Sonderakte): Niederschrift vom 26.8.1941.

453 Vgl. ebd. p.1: Niederschrift vom 6.6.1941.

befragt.

In der Befragung machte Else Ridder in kleineren Details widersprüchliche Angaben und zog sich so das vermehrte Misstrauen ihres Arbeitgebers zu. Offensichtlich hatte sie, ohne vorherige Rücksprache mit den Erbinnen oder mit der Stadtverwaltung, einige haltbare Lebensmittel und Geschirr der Verstorbenen »in Verwahrung genommen«<sup>454</sup>, und auch erst im Verlauf der Befragung zugegeben, in deren Besitz zu sein. Darüber hinaus hatte die Heimleiterin einige Stücke aus dem Nachlass tatsächlich an die anderen Heimbewohnerinnen als Geschenke verteilt, konnte jedoch nicht den Nachweis bringen, dass sie damit den letzten Willen der Wilhelmine Schneider ausführte. Ein Polizeibeamter, der wenige Tage nach Frau Schneiders Tod zur »Abschätzung« der Wohnungseinrichtung gerufen wurde, teilte der Stadtverwaltung mit, »dass sich im Nachlass schon Leute die Hände gewaschen haben müssten. Offenbar sei es nicht mit rechten Dingen zugegangen. Ein Teil des Nachlasses scheine bereits im Heim anderweitig untergekommen zu sein.«<sup>455</sup>

Aus den Befragungsprotokollen und den Briefen lässt sich der Fall nicht eindeutig rekonstruieren, so dass der konkrete Ablauf der Geschehnisse im Dunkeln bleibt. Der Hauptvorwurf, Else Ridder habe einige wertvolle Schmuckstücke aus dem Erbe entwendet, wurde später wieder von den Erbinnen zurückgenommen. Dass sich der Streit letztendlich nur um einige Lebensmittel und Kleidungsstücke handelte, macht den Fall nicht zur Aufbauschung einer harmlosen Angelegenheit. Im durch Rationierung gesteuerten Kriegsjahr 1941 war der Besitz von Nahrungsmitteln und Textilien durchaus von großem Wert, umso mehr für die relativ mittellosen Heimbewohnerinnen und deren Pflegerinnen.

Deutlich treten die Spannungen hervor, die im Heim herrschten, und der zunehmende Druck, der durch die Verdächtigungen und Vorwürfe gegen Else Ridder seitens der Angehörigen, der Pflegekräfte und in letzter Konsequenz auch seitens der Stadtverwaltung gegen die Beamtin aufgebaut wurde. Die tatsächliche ›Schuldfrage‹ soll in der kulturwissenschaftlichen Interpretation nicht im Vordergrund stehen, zumal ja auch die Akten zu keinem eindeutigen Ergebnis kommen. Viel interessanter sind die Einblicke in das Alltagsleben im Heim, die Loyalitäten und Feindseligkeiten, die Machtverhältnisse und Abhängigkeiten, die in einer derartigen Einrichtung besonders ausgeprägt waren: auf der einen Seite standen die älteren Bewohnerinnen, die sich je nach dem Grad ihrer Hilfsbedürftigkeit in einer besonders abhängigen Position befanden, und die in ihrer – vergleichsweise materiell eingeschränkten Lage – möglicherweise auch untereinander in einer konkurrierenden Situation standen. Auf der anderen Seite standen die – schlecht bezahlten, teilweise vielleicht ehrenamtlichen – Pflegerinnen, in einer Hausgemeinschaft mit den Hausbewohnerinnen. De facto unterschieden sie sich in ihrem Lebensstandard und Lebensstil nur kaum von den ihnen anvertrauten Rentnerinnen; auch sie hatten hinsichtlich ihrer Wohnform und ihrer persönlichen Freiheiten nur eingeschränkte Wahlmöglichkeiten, hingegen besaßen sie in höherem Maße die Macht, die Ressourcen zu kontrollieren und durch die Art der Pflege das Verhalten der Heimbewohnerinnen zu beeinflussen. Besonders die Heimleiterin hatte Gelegenheit, den Bewohnerinnen Privilegien zu gewähren und zu entziehen:

*»Frl. Schneider hat seit einer Reihe von Jahren ein Gartenbeet zugewiesen bekommen. Sie hatte darauf einige Küchenkräuter. Als sie nach Schnittlauch schickte, fand ich das*

454 Ebd. p.11: Brief Else Ridder an Harro Treplin, 17.6.1941.

455 Ebd. p.1v: Niederschrift vom 7.6.1941.

*Beet nicht mehr. Es war, ohne dass Frl. Schneider etwas davon wusste, anderweitig vergeben.<sup>456</sup>«*

*»Es war ihr [Else Ridder, E. C.] weiterhin nachgeredet worden, dass sie von dem im Garten anhängenden Obst nur einen kleinen Teil an die Heimbewohner gäbe, das Obst aber im übrigen für sich behalte.<sup>457</sup>«*

Die Bewohnerinnen wiederum versuchten, sich das Wohlwollen ihrer Betreuerinnen zu erhalten, indem sie ihnen kleine Geschenke gaben oder versprochen, sie nach ihrem Tod mit Wertsachen zu bedenken.<sup>458</sup> Bei dem engen Zusammenleben der Pflegerinnen und Bewohnerinnen mag es für die eine oder andere der schlecht entlohten Pflegekräfte eine Versuchung bedeutet haben, sich nach deren Tod etwas aus dem Nachlass anzueignen, zumal sie sich in gewisser Hinsicht dazu moralisch ›im Recht‹ fühlen mochten – hatten doch schließlich sie sich um deren Pflege gekümmert und nicht die Angehörigen, die am Ende erschienen, um das – meist sehr spärliche<sup>459</sup> – Erbe anzutreten.

In der Unterredung zwischen dem Ehepaar Treplin – als Erben von Wilhelmine Schneider – und einem Vertreter der Stadt Jena, sagte der Stadtkämmerer zu, dem Oberbürgermeister die Entfernung Else Ridders von ihrem Posten vorzuschlagen: »Herr Treplin erklärt: Damit ist das erreicht, was wir eigentlich wollten.«<sup>460</sup> Der Oberbürgermeister gab daraufhin ein Rechtsgutachten in Auftrag, das zu dem Ergebnis kam, eine eindeutige Schuld der Heimleiterin sei nicht zu beweisen, da sie sich bei der Aneignung von Nachlassgegenständen auf mündliche Absprachen mit der Verstorbenen berufen und nach der Untersuchung alle fraglichen Stücke wieder herausgegeben habe. Dennoch habe Else Ridder mit der späten Benachrichtigung der Erben und der eigenmächtigen Weitergabe von Gegenständen an Dritte sehr unüberlegt gehandelt. Der Gutachter schlug vor, »Fräulein Ridder wegen ihres leichtfertigen Verhaltens in der Erbschaftssache Schnei-

456 Aussage von Schwester Berta Höfer. StAJ. B I, I d 72. p.2 (beigeheftete Sonderakte): Niederschrift vom 9.6.1941.  
457 Ebd. p.35: Niederschrift vom 25.6.1941.

458 »Gestern hat uns Frau Frantzke eine goldene Broche (Amytist mit Einfassung aus Steinen oder Perlen) gezeigt, und dabei angegeben, dass sie dies vor längerer Zeit von Frl. Schneider geschenkt bekommen habe.« StAJ. B I, I d 72. p.2 (beigeheftete Sonderakte): Niederschrift vom 9.6.1941. »Als Frl. Ridder Ostern nach Bielefeld verreist war, kam eine Postkarte von ihr an Frl. Schneider, in dem sie sich für den Stoff bedankte. Jetzt hat mir die Schwägerin gesagt, dass Frl. Schneider eine sehr gute Frau gewesen sei, die ihrem Kinde ein Häubchen und verschiedenes anderes geschickt habe. Die Aufwärterin, die letzthin kurze Zeit im Heim war, soll von Frl. Schneider Linoleum, Schüsseln, Wäschestücke und verschiedenes anderes als Geschenk bekommen haben.« StAJ. B I, I d 72. p.2 (beigeheftete Sonderakte): Niederschrift vom 9.6.1941.

459 Abgesehen von einigen Kleidern und Wäschestücken, sowie einer Barschaft von insgesamt 123 Mark ist der Nachlass von Wilhelmine Schneider wie folgendermaßen verzeichnet: ein Kopfkissen, eine Handtasche, 3 Glaseteller, 3 Glasschalen, 4 Kuchenformen, einer Kuchenplatte aus Porzellan, ein Morgenrock, 2 goldene Ringe, 2 Modeschmuckbroschen, eine Anstecknadel mit einem Amethyst, eine goldene Uhr mit schwarzem Armband, eine Kristallvase, eine Bunzlauer Kaffeekanne, eine Fußbadewanne, ein Besen, ein Schrubber, ein Eimer, ein Plättbrett für Ärmel, 4 Eier, 1 Flasche Wein, 2 kleine Dosen Milch, 2 kleine Dosen Tomatenmark, eine Flasche Essig, eine dreivierteil Flasche Rum, 1 Topf Preiselbeeren, 2 Pakete Waschpulver, 1 Dose Scheuersand, 3 Weckgläser, Butter, Brot, Obst und Gemüse. StAJ. B I, I d 72. p.11 (beigeheftete Sonderakte): Brief Else Ridder an Harro Treplin, 17.6.1941. StAJ. B I, I d 72. p.1 (beigeheftete Sonderakte): Niederschrift vom 6.6.1941. StAJ. B I, I d 72. p.2 (beigeheftete Sonderakte): Niederschrift vom 9.6.1941.

460 StAJ. B I, I d 72, Ridder, Else, Heimleiterin des Städt. Rentnerheims, 1921–1943. p.26 (beigeheftete Sonderakte): Niederschrift vom 24.6.1941.

der mit einem Verweis zu bestrafen.«<sup>461</sup> Vom ersten August 1941 an wurde Else Ridder in das Ernährungs- und Wirtschaftsamt versetzt, wo man sie mit der Bearbeitung und Verwaltung der Bezugsscheine beschäftigte.<sup>462</sup> Gleichzeitig mit ihrer bisherigen Tätigkeit verlor die ehemalige Heimleiterin auch den Anspruch auf ihre Dienstwohnung. Sie wurde dazu angehalten, ihr Zimmer so bald wie möglich für ihre Amtsnachfolgerin zu räumen<sup>463</sup>, doch erst Mitte Oktober fand sie eine neue Wohnung.<sup>464</sup> Bis dahin lebte sie – sicherlich in unguter Atmosphäre – weiter an ihrer ehemaligen Arbeitsstätte. Oberbürgermeister Schmidt sprach den Verweis an Else Ridder am 27.9.1941 aus.<sup>465</sup> Darüber hinaus ließ der Kreisleiter der NSDAP dem Stadtoberen ausrichten, die Heimleiterin komme nach diesem Vorfall für weitere Beförderungen nicht in Frage.<sup>466</sup>

### Strafversetzt – Krankheit als Weg?

Durch die Vorgänge im Altenheim hatte Else Ridder das Wohlwollen des Oberbürgermeisters verloren, und auch die Missbilligung der NSDAP-Kreisleitung auf sich gezogen. Zwar versuchte Ridder, sich gegenüber der Partei zu rechtfertigen, und bat zu diesem Zweck die Stadtverwaltung um eine Abschrift des Befragungsprotokolls – allerdings ohne Erfolg.<sup>467</sup> Auch in der örtlichen Gruppe der NS-Frauenschaft kursierten die Gerüchte um den angeblichen Diebstahl der ehemaligen Heimleiterin.<sup>468</sup> Deren Unterstützung konnte sie – im Gegensatz zu der des Parteigenossen Oberbürgermeister und der Parteikreisleitung – allerdings bald wieder für sich gewinnen. Es entsteht der Eindruck, dass Else Ridder nach diesen Geschehnissen neben der Hilfe durch ihre Schwägerin und andere private Freundschaften, nur noch die Sympathien der NS-Frauenorganisationen auf ihrer Seite hatte. Lediglich zwei Tage nach der »Strafversetzung« der Heimleiterin ins Bezugsscheineamt setzte sich die Gauabteilungsleiterin des Deutschen Frauenwerks beim Oberbürgermeister Schmidt dafür ein, Else Ridder die Nachmittagsstunden frei zu geben, damit sie sich auch weiterhin ihrer Aufgabe als Kreisabteilungsleiterin des Hilfsdienstes widmen könne.<sup>469</sup> Ihr Gesuch wurde durch eine Stellungnahme der Kreisfrauenschaftsleiterin unterstützt, die »Wert auf die Mitarbeit von Frl. Ridder«<sup>470</sup> legte. Schmidt lehnte das Gesuch kategorisch ab, und berief sich dabei offiziell auf »grundsätzliche Erwägungen«, nach denen

461 StAJ. B I, I d 72. p.45 (beigeheftete Sonderakte): Gutachten von Rechtsrat Dr. Schüler, 10.9.1941.

462 Vgl. ebd. p.104: Brief Deutsches Frauenwerk, Gaustelle Thüringen, Schleiz, Gauabteilungsleiterin Gertrud Ruoth an die Stadtverwaltung Jena, 2.8.1941.

463 Vgl. ebd. p.104: Oberbürgermeister Schmidt an das Wohlfahrtsamt Jena, 30.7.1941.

464 »Herr Bluhm teilt mit: für Frl. Ridder ist ein Unterkommen in der Sickingenstr. Nr. 3 gefunden, wohin Frl. R. etwa Mitte Oktober d.J. umziehen kann.« StAJ. B I, I d 72. p.104 v.: Notiz vom 26.9.1941.

465 Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.43 (beigeheftete Sonderakte): Verweis durch Oberbürgermeister Schmidt an Else Ridder, 27.9.1941.

466 Vgl. ebd. p.53 v. (beigeheftete Sonderakte): NSDAP-Kreisleitung an Oberbürgermeister Schmidt, 22.10.1941.

467 Vgl. ebd. p.37 (beigeheftete Sonderakte): Brief Else Ridder an das Wohlfahrtsamt der Stadt Jena, 7.7.1941.

468 »Es ist mir aus Frauenschaftskreisen zur Kenntnis gebracht worden, dass die Obengenannte sich nach dem Tode einer Insassin des Rentnerheimes [...] an deren Nachlass vergangen haben soll. [...] Da man heute, trotz der großen militärischen und politischen Geschehnisse noch davon spricht, droht der Partei in ihrem Ansehen ein Schaden. [...] Ich muss nun heute darum bitten, mir von diesen Vorgängen Kenntnis zu geben und insbesondere mir das Ergebnis der von Ihnen angestellten Untersuchungen zuzuleiten. [...]« StAJ. B I, I d 72. p.53 (beigeheftete Sonderakte): NSDAP-Kreisleitung an Oberbürgermeister Schmidt, 22.10.1941.

469 Vgl. ebd. p.104: Brief Deutsches Frauenwerk, Gaustelle Thüringen, Schleiz, Gauabteilungsleiterin Gertrud Ruoth an die Stadtverwaltung Jena, 2.8.1941.

470 Ebd. p.104 v.: Notiz vom 4.8.1941.

parteiliche Ehrenämter nur außerhalb ihrer Dienstzeit ausgeübt werden dürften.<sup>471</sup> Aus seinem Sommerurlaub auf der Schmücke im Thüringer Wald ließ er an sein Büro jedoch intern verlauten, dass er dem Antrag der Frauenschaft »mit Rücksicht auf den Vorfall mit Fräulein Ridder im Altersheim« nicht stattgeben könne.<sup>472</sup>

Nach der Entzweigung mit ihrem obersten Dienstherrn und einigen städtischen Mitarbeitern hörte Else Ridder nicht auf, sich aktiv für die Wahrung ihrer eigenen Interessen einzusetzen. Bei einem Inspektor des Wohlfahrtsamtes beschwerte sie sich über dessen Kollegen Katzmann, weil dieser angeblich damit gedroht hatte, die Möbel für die neue Heimleiterin anzuliefern, obwohl Ridder zu dieser Zeit noch ihr altes Zimmer bewohnte. Sie schreibt sehr aufgebracht:

*»Eben komme ich nach Hause, da sagt mir Max [der Hausbursche des Rentnerheims, E. C.], Frau Porsche ihre Möbel sollen bald kommen, ich soll Ihnen aber nichts sagen. Ich bitte Sie herzlich, nicht eher die Möbel bringen zu lassen, bis ich eine Wohnung habe, ich kann mein Zeug nicht ausräumen und auf der Straße wohnen. [...]*

*Ich warte noch auf Ihr Schreiben, wo Sie mir mitteilen wollten, dass ich so lange wohnen bleiben könnte, bis ich eine Wohnung habe und dass das Amt mir behilflich sein soll.*

*Wie kommt bloß Herr Katzmann immer wieder zu einer Handlungsweise, die ich für die Dauer nicht ertrage. ER kann nur gesagt haben, dass Frau Porsches Möbel kommen. [...]*<sup>473</sup> «

Tatsächlich schaffte sie es, den Inspektor für die Wohnungssuche einzuspannen; durch seine Vermittlung konnte sie eine Wohnung finden. In der Zwischenzeit startete die NS-Frauenschaft in Jena einen weiteren Versuch, eine Nachmittagsbeurlaubung für Else Ridder zu erwirken. Die Organisation bot sogar an, für diese Ausfallstunden jeweils eine Ersatzkraft zu stellen, um über Ridders Mitarbeit verfügen zu können, da diese »sehr viel soziales Einfühlungsvermögen« besitze<sup>474</sup>. Doch auch dieses Mal reagierte der Oberbürgermeister mit einem Ablehnungsschreiben, das er persönlich von seinem Urlaubsort an die Frauenschaft abschickte.

Trotz der bereits angespannten Situation sah Else Ridder sich veranlasst, den Oberbürgermeister abermals um Hilfe zu bitten, da der Umzug in eine eigene Mietwohnung sie vor große finanzielle Schwierigkeiten stellte.<sup>475</sup> In ihrem Antrag auf eine Unterstützungszahlung legte sie Rechnungen über insgesamt 300 Mark für die Renovierung der Wohnung, die Verdunklung der Fenster, den Umzug und den Kohlenkauf vor.<sup>476</sup> Daraufhin bekam sie einen Zuschuss in Höhe von 100 Mark.<sup>477</sup> Den Rest der Summe bestritt sie wahrscheinlich aus der Gehaltsnachzahlung, die ihr im November 1941 rückwirkend durch die Anerkennung ihrer »Kämpferjahre« für das

471 Vgl. ebd. p.105 v.: Abschrift des Schreibens von Oberbürgermeister Schmidt an das Deutsche Frauenwerk Schleiz vom 8.8.1941.

472 Vgl. ebd. p.105: Oberbürgermeister Schmidt an die Stadtverwaltung Jena vom 7.8.1941.

473 StAJ. B I, I d 72. unpag.: Brief Else Ridder an Inspektor Bluhm, Wohlfahrtsamt Jena, 15.8.1941.

474 Vgl. ebd. p.106: Brief Ilse Kreil, Kreisleitung Jena der NS-Frauenschaft (NSDAP) an Oberbürgermeister Schmidt, 15.8.1941.

475 Vgl. ebd. p.117: Brief Else Ridder an Oberbürgermeister Schmidt, 13.10.1941.

476 Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.118: Notiz vom 9.12.1941.

477 Vgl. ebd. p.118 v.: Notiz vom 11.12.1941.



Berufsdienstalter bewilligt, und im Januar 1942 ausgezahlt wurde.<sup>478</sup> Die augenfällige zeitliche Übereinstimmung zwischen Else Ridders akuten Geldproblemen und ihrer unvermittelt – und sehr verspätet – doch noch erfolgten Höherstufung, könnte ein Hinweis auf gute Verbindungen sein, die Else Ridder offensichtlich nach wie vor zu einigen Parteifunktionären besaß.

An ihrem neuen Arbeitsplatz fühlte sich Else Ridder bald der völligen Erschöpfung nahe. In der Stadtverwaltung herrschte im dritten Kriegsjahr inzwischen ein extremer Personalmangel, der sich besonders krass an den Punkten zeigte, wo die Beamten den direkten Kundenverkehr zu betreuen hatten – wie es in der Bezugsscheinstelle der Fall war. Am 20. Januar 1942 ließ sich die Beamtin wegen »rapider Gewichtsabnahme und hieraus folgender nervöser Erschöpfung« krank schreiben.<sup>479</sup> Als der Oberbürgermeister 12 Tage später beim behandelnden Arzt nachfragte, ob er wegen des akuten Personalmangels die Patientin nicht bald wieder gesund schreiben könne, musste der Stadtbere erfahrene, dass seine Mitarbeiterin sich seither nicht wieder beim Arzt gemeldet hatte. Umgehend schickte OB Schmidt einen zornigen Brief an Else Ridder:

*»Herr Dr. med. Leitner, bei dem Sie in ärztlicher Behandlung stehen, hat mir heute mitgeteilt, dass Sie sich seit dem 20. Januar ds. Jrs. nicht wieder bei ihm in seiner Sprechstunde vorgestellt haben. Ich kann es nicht billigen, dass in gegenwärtiger Zeit Gefolgschaftsmitglieder so lange Zeit hingehen lassen, ohne sich erneut dem behandelnden Arzt vorzustellen. Ich weise sie deshalb hiermit an, sich umgehend bei Herrn Dr. med. Leitner in seiner Sprechstunde erneut vorzustellen. Herr Dr. med. Leitner ist schon von mir benachrichtigt worden.«<sup>480</sup>*

Zwei Tage später stellte sich jedoch heraus, dass Else Ridder sich bereits am 26.1. von ihrer Krankenkasse für einen Erholungsurlaub nach Mellenbach hatte beurlauben lassen<sup>481</sup>, ohne ihrer Dienststelle davon Mitteilung zu machen. Am 9.2. kehrte sie schließlich wieder an ihren Arbeitsplatz zurück.

Nur fünf Monate später kam es erneut zu Unstimmigkeiten wegen einer Erkrankung Else Ridders. Wie sie schreibt, hatte sie am 10.6.1942 am Arbeitsplatz eine Ohnmacht erlitten – »bedingt durch einen organischen Herzmuskelfehler« – und ging zur Erholung nach Hause, ohne sich offiziell abzumelden. Auch am nächsten Tag fehlte sie unentschuldigt.<sup>482</sup> In ihrem nachträglichen Entschuldigungsbrief führt sie an, es sei nicht das erste Mal gewesen, dass sie Herzanfälle hatte – obgleich doch die Einstellungsuntersuchung vermerkt hatte, keine organischen Leiden seien festzustellen. Ridders Hausarzt bestätigte in einem Attest den schweren Erschöpfungszustand seiner Patientin und empfahl, zur Wiederherstellung ihrer Arbeitsfähigkeit, ihr den 21-tägigen Jahresurlaub zu gewähren.<sup>483</sup> Daraufhin bekam die Beamtin drei Wochen arbeitsfrei.

478 »[...] bestätige ich Ihnen hiermit, dass die Obengenannte [Else Ridder, E. C.] die Voraussetzung der aktiven Betätigung in der NSDAP erfüllt. Ich bitte Sie, der Pgn. Else Ridder die Zeit ihres aktiven Einsatzes in der NS-Frauenschaft vom 1.7.30 bis 30.1.33 auf Ihr Besoldungsdienstalter in Anrechnung zu bringen. [...] wird das Besoldungsdienstalter in der Reichsbesoldungsgruppe A 9 mit Wirkung vom 1.1.41 auf den 1. Dezember 1935 hiermit festgesetzt. Die sich daraus ergebenden höheren Bezüge sind an die Genannte nachzuzahlen.« StAJ. B I, I d 72. p.121: NSDAP Gauleitung Thüringen in Weimar an Oberbürgermeister Schmidt, 20.11.1941.

479 Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.129: Bescheinigung der AOK Jena, 6.2.1942.

480 StAJ. B I, I d 72. p.126 v.: Brief Oberbürgermeister Schmidt an Else Ridder, 4.2.1942.

481 Vgl. ebd. p.129: Bescheinigung der AOK Jena, 6.2.1942.

482 Vgl. ebd. p.131: Brief Else Ridder an die Hauptabteilung der Stadtverwaltung, 12.6.1942.

483 Vgl. ebd. p.132: Ärztliches Attest Dr. med. Leitner, Weigelstr. 1, 12.6.1942.

Den größten Ärger handelte sich Else Ridder in der Weihnachtszeit 1942 ein. Sie hatte Urlaub für die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr beantragt, den sie vom Leiter des Ernährungs- und Wirtschaftsamtes nicht genehmigt bekam. »Sie war darüber sehr enttäuscht und weinte.«<sup>484</sup> Trotzdem verließ sie bereits am 23. Dezember in der Mittagspause den Dienst, um mit dem Zug zu ihrer Schwägerin nach Bielefeld zu fahren. Else Ridders Bruder Helmut galt zu dieser Zeit bereits als vermisst. Am 28. Dezember schickte die Beamtin ein Telegramm aus Bielefeld an das Wirtschaftsamt:

*»krank geworden +++ versuche arzt zu erreichen +++ hoffe in naechsten tagen zu fahren +++ else = ridder<sup>485</sup>«*

Erst am 4. Januar 1943 kehrte Else Ridder nach Jena zurück und wurde sogleich zu ihrem Vorgesetzten zitiert. In einer Erklärung versucht sie, ihr Verhalten zu rechtfertigen. Das Protokoll sei hier ausführlich vorgestellt, weil es in einem größeren Textzusammenhang – anders als die sonstigen kurzen Gesuche oder Krankmeldungen – Einblick in ihre Denk- und Argumentationsweise gibt:

*»Fräulein Else Ridder [...] erklärte auf Vorhalt:*

*Mein Bruder ist schon seit längerer Zeit vermisst. Seine Ehefrau wohnt in Bielefeld. Ich hatte mit meiner Schwägerin verschiedene Sachen zu besprechen und weil ich ihr auch um die Weihnachtsfeiertage nahe sein wollte, war es nötig, dass ich nach Bielefeld fuhr.*

*Ich legte daher am Sonnabend, dem 19.12. oder am Montag, dem 21.12.42, auf dem Dienstwege ein Urlaubsgesuch vor, in dem ich um Beurlaubung ab 23.12. 13 Uhr bis einschl. 24.12.42 bat. Es waren noch Haushalts- Reinigungsarbeiten zu erledigen und Fahrtvorbereitungen zu treffen.*

*Wohl am Montag vor Weihnachten sagte mir der Bezirksstellenleiter Herr Kochendörfer dem Sinne nach: »Mit Ihrem Urlaub steht es mau, Sie müssen eigentlich noch zum Oberbürgermeister, weil viele Urlaubsgesuche vorliegen und den anderen Urlaubsgesuchen auch nicht entsprochen werden konnte.« Herr Kochendörfer ging dann alsbald aus dem Inselhof weg zum Rathaus, weil dort die Kleiderkartenarbeiten vorwärts zu bringen waren.*

*Ich gebe ja zu, dass ich mich, wenn ich die mir durch Herrn Kochendörfer bekannt gegebene Entscheidung des Leiters des Ernährungs- und Wirtschaftsamtes nicht als endgültige hätte hinnehmen wollen, alsbald noch mit Herrn Diplom-Volkswirt Dittmer selbst bzw. Herrn Oberbürgermeister hätte in Verbindung setzen müssen.*

*Weil jedoch damals (vom 19. bis mit 21. 12. 42) eine ebenfalls im Inselhof beschäftigte Arbeitskameradin (Frau Luge) trotz des Arbeitsdranges die Möglichkeit hatte, dem Dienst fernzubleiben, hatte ich wohl die Mitteilung von Herrn Kochendörfer an mich nicht als die endgültige angesehen und blieb deshalb vom 23.12.42 an der Arbeitsstelle fern.*

484 StAJ. B I, I d 72. p.137: Mitteilung (unleserlicher Verfasser) an Oberbürgermeister Schmidt, 16.1.1943.

485 Ebd. p.136: Telegramm Else Ridder an das Wirtschaftsamt der Stadt Jena, 28.12.1942.

*Ich fuhr am 24. 12. 1942 nach Bielefeld, bekam aber dort eine Gallenkolik, weswegen ich dann leider verhindert war, bis zum 28. 12. 1942 nach Jena zurückzufahren und den Dienst an diesem Tage wieder aufzunehmen. Einen Arzt hatte ich wegen dieser Erkrankung in Bielefeld nicht, kann deshalb auch ein ärztliches Zeugnis über die Arbeitsunfähigkeit nicht vorlegen.<sup>486</sup>«*

Dem Oberbürgermeister erschien diese Erklärung »nicht sehr glaubwürdig«; er stellte eine grobe Pflichtverletzung, einen »unerhörten Disziplinbruch« fest, und verfügte einen erneuten Verweis an Else Ridder. Von einer weiteren Bestrafung sah er nur deshalb ab, weil ihr Bruder als kriegsvermisst galt.<sup>487</sup>

Else Ridder war nicht gewillt, diese Disziplinierung kommentarlos hinzunehmen. In einem Brief an den Oberbürgermeister wehrt sie sich empört gegen den Vorwurf, sie habe den Dienst zwischen dem 28.12. und 4.2. eigenmächtig versäumt, und räumte lediglich ihre Schuld in Bezug auf das Fehlen 23./24.12. ein. Außerdem bezweifelte sie die Formulierung in dem Verweis, durch ihr Fernbleiben hätte sie den Betrieb »gefährdet«, da sie ja schließlich nicht als Schlüsselperson oder wenigstens Sachbearbeiterin eingesetzt sei. Sie könne, als Altparteigenossin, wohl verlangen, dass ihrer Aussage geglaubt werde.<sup>488</sup>

Mit diesem Brief muss Else Ridder den Oberbürgermeister in höchste Wut versetzt haben; seiner Einschätzung nach hatte er sich schließlich mit dem Verweis für die mildeste aller möglichen Bestrafungen entschieden:

*»[...] Ich habe nur mit Rücksicht darauf, dass Sie zu der Familie ihres vermissten Bruders gefahren sind, von einer strengeren Bestrafung, nämlich von einer erheblichen Geldstrafe, die Sie an und für sich durch ihre Tat verwirkt hätten, abgesehen.*

*Ich hatte eigentlich geglaubt, dass Sie das einsehen und von weiteren Schritten, insbesondere Einreichung von Schriftsätzen, absehen würden. [...]*

*Als Alt-Parteigenossin und Beamtin mussten Sie die Meinung der Partei und der maßgeblichen Reichsstellen über das Reisen in der Weihnachts- und Neujahreszeit genügend kennen und unbedingt beachten. Es ist durch Rundfunk, Presse usw. eingehend und nachdrücklich darauf hingewiesen worden, die Züge in dieser Zeit ausschließlich für Wehrmachtsangehörige freizuhalten. Auf Grund dieser Anordnungen war ich auch unbedingt verpflichtet, allen meinen Gefolgschaftsmitgliedern für die Weihnachts- und Neujahreszeit Urlaub, der mit Eisenbahnfahrt verbunden war, abzulehnen [...]*

*Wo bliebe die notwendige Ordnung, wenn solche Fälle bei der Gefolgschaft allgemein einreißen würden? [...] Wenn Sie dann in Bielefeld tatsächlich reiseunfähig erkrankt wären, würde es Ihnen als Beamtin auch sehr leicht möglich gewesen sein, eine Bescheinigung von zuständiger Stelle darüber zu bekommen.*

*Äußerstenfalls hätten Sie als Beamtin Ihre Aufnahme in eine Bielefelder Heilanstalt beantragen oder den Amtsarzt in Bielefeld wenigstens um Ausstellung einer Bescheinigung über Ihre Reiseunfähigkeit anfragen können. [...]*

486 Ebd. p.138: schriftliche Erklärung Else Ridder, 9.1.1943.

487 Vgl. ebd. p.138 v.: Oberbürgermeister Schmidt an das Rechtsamt der Stadt Jena, 23.1.1943.

488 Vgl. ebd. p.144: Brief Else Ridder an Oberbürgermeister Schmidt, 19.2.1943.

*Ich hoffe, dass die Angelegenheit hiermit endgültig erledigt ist und weiterer Schriftwechsel in gegenwärtiger Kriegszeit erspart bleibt.*<sup>489</sup>«

Schon vor dem ›Urlaubsstreit‹ hatte sich Else Ridder an ihrem Arbeitsplatz eindeutig nicht wohlfühlt; um so mehr musste sie ein Wiedersehen mit der Schwägerin und einen temporären Rückzug in die ihr verbliebene Familie ersehnen. Um dieses Ziel zu erreichen, nahm sie sogar die Schwierigkeiten mit dem Arbeitgeber in Kauf – es muss ihr klar gewesen sein, dass ein nachträglich verschicktes Telegramm und das Fehlen eines Attestes die Sache nicht ins Reine bringen würde.

Möglicherweise wurden Else Ridder an diesem Punkt auch die Schattenseiten der Verbeamtung bewusst. Sie war als Beamtin in besonderer Weise an ihren Arbeitgeber und an staatliche Vorgaben gebunden, und die Sicherheit ihrer Anstellung ging einher mit der fehlenden Möglichkeit, selbst über ihren Arbeitsplatzwechsel zu bestimmen – umso mehr durch die im Krieg erlassene allgemeine Arbeitspflicht.<sup>490</sup> Ob sie möglicherweise mit ihren wiederholten Disziplinverstößen eine Entlassung aus städtischen Diensten – vergeblich – zu provozieren versuchte, ist eine gewagte Spekulation. Ihre zunehmende Unzufriedenheit und Isolierung am Arbeitsplatz ist jedoch deutlich erkennbar.

Else Ridder unternahm umgehend den Versuch, die Stadtverwaltung zu verlassen, indem sie um eine einjährige Beurlaubung für den Besuch eines Sonderlehrgangs an der städtischen Wohlfahrtsschule bat.<sup>491</sup> Mit dieser Strategie konnte sie zwei Ziele verbinden: einerseits vorerst dem ungeliebten Arbeitsplatz zu entkommen, andererseits im Alter von 47 Jahren endlich eine formale berufliche Weiterqualifizierung anzustreben. Aus Weimar erhielt Else Ridder am 27.1.1943 die Genehmigung<sup>492</sup>, und auch der Oberbürgermeister gab zunächst seine Zustimmung. Es ist davon auszugehen, dass ihm nicht etwa daran gelegen war, ihr damit einen Gefallen zu tun, aber auf diese Weise wusste er sich selber für die nächste Zeit vor weiteren Auseinandersetzungen mit der ›schwierigen‹ Mitarbeiterin verschont. Während ihrer Beurlaubung sollte Else Ridder keine Bezüge erhalten; das Arbeitsamt wollte eine Verkäuferin als Ersatz schicken.<sup>493</sup>

Einen Tag später erhielt Else Ridder dann allerdings eine telefonische Mitteilung aus dem Personalamt, »dass eine Beurlaubung zum Besuch der Wohlfahrtsschule, der Lage entsprechend, im Augenblick doch nicht möglich«<sup>494</sup> sei. Umgehend schickte die enttäuschte Beamtin einen

489 StAJ. B I, I d 72. p.145: Brief Oberbürgermeister Schmidt an Else Ridder, 22.2.1943.

490 »Im Vorfeld des Krieges wurden weitere Schritte zur Kontrolle des Arbeitsmarkts unternommen, indem nun in bestimmten Bereichen nicht nur die Einstellung von Arbeitskräften, sondern auch die Lösung von Arbeitsverhältnissen der Zustimmung der Arbeitsämter bedurfte. Damit war das Modell geschaffen, das mit dem 1. September 1939 für die gesamte Kriegswirtschaft verbindlich wurde. Parallel hierzu wurde den Arbeitseinsatzbehörden das Recht übertragen, bestehende Arbeitsverhältnisse zunächst auf zwölf Monate beschränkt, ab März 1939 dann auf Dauer zu lösen und die betroffenen Arbeitnehmer auf neue Dienststellen zu verpflichten. Mit der Einführung dieser zivilen Dienstpflicht wurde die Arbeitsvertragsfreiheit für die Betroffenen vollständig aufgehoben, [...]. Der am 21. März 1942 zum Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz (GBA) ernannte Gauleiter von Thüringen, Fritz Sauckel, erhielt weitreichende Vollmachten zur Mobilisierung und Lenkung von Arbeitskräften, um die Lücken in der Belegschaft vieler Rüstungsbetriebe zu schließen.« Recker, Marie-Luise: Sozialpolitik. In: Benz, Wolfgang u.a. (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. S. 298–324. Hier: S.301f.

491 Vgl. StAJ. B I, I d 72. p.141: Mitteilung vom 22.1.1943.

492 Vgl. ebd. p.141 v.: Mitteilung vom 27.1.1943.

493 Vgl. ebd. p.142: Notiz des Oberbürgermeisters, 27.1.1943.

494 StAJ. B I, I d 72. unpag.: Brief Else Ridder an Oberbürgermeister Schmidt, 28.1.1943.

Brief an den Oberbürgermeister. In einem ungewöhnlich offenen Schreiben legt sie dar, wie viel ihr daran liegt, die Schreibtischtätigkeit hinter sich zu lassen:

*»Nachdem mir [...] die Mitteilung gemacht wurde, dass eine Beurlaubung [...] nicht möglich wäre, hat mich [sic!] persönlich sehr enttäuscht. [...]*

*Sehr glücklich war ich, endlich eine gute Ausbildung zu bekommen, da ja die Zukunft noch größere Anforderungen an jeden Einzelnen stellt. [...]*

*Der Grund, dass ich für die Wohlfahrtsschule oder für die Kreisabteilung Hilfsdienst um Urlaub bat, ist folgender: Seit 1.8.41 bin ich nach dem Wirtschaftsamt versetzt worden, seit einem Jahr arbeite ich im Inselhof. Je länger der Krieg dauert, umso mehr habe ich den Wunsch, in eine soziale Arbeit zurückzukommen. Ich nehme eine Arbeit ein, die jede 20jährige ausüben kann. [...]*

*Wenn mir der Schulbesuch nun nicht ermöglicht werden kann, dann möchte ich herzlich darum bitten, mich wenigstens ins Wohlfahrtsamt zu versetzen, da ja die Arbeiten dort meinen Anlagen und meiner früheren Tätigkeit mehr entsprechen. Wenn ich dabei etwas Aussendienst übernehmen könnte, wäre ich sehr dankbar. Eine Beurlaubung für den Osten wird wohl nicht in Frage kommen?*

*[...] Bezirksstellenleiter Herr Kochendörfer [...] war sehr ehrlich zu mir. Mein Gefühl hatte mich nicht getäuscht. Er sagte z. B.: »Ich bin gar nicht zufrieden mit Ihnen, Sie leisten Ihr Arbeitspensum nicht, es kommen zu viele Fehler vor, Sie haben von früh an nur die NSF im Kopfe u. s. w.« Dazu kann ich keine Stellung nehmen, aber ich habe mich mit verantwortlich gefühlt und war oft Mittags und Abends sehr kaputt.*

*Soweit ich werdende Mütter abzufertigen hatte, Trauerkleidung ausgab oder sonstige Auskunft zu geben hatte, dauerte es vielleicht mal etwas länger, je nachdem der Fall lag. Ich habe nicht gewusst, dass ich so ein Schuldkonto auf mir habe. An seichten Gesprächen habe ich mich nicht beteiligt.*

*Für die NSF konnte ich im Jahre 1942 so gut wie nichts leisten. Eine Sitzung mit den Ortsabteilungsleiterinnen im Monat hielt ich ab und sonst gab ich kaum eine Arbeitsanweisung, weil ich es einfach nicht mit meiner Berufsarbeit vereinbaren konnte. Dafür war eine hauptamtliche Sacharbeiterin eingesetzt.*

*Auf meine Gesundheit will ich keine Rücksicht genommen haben, obwohl die sehr in Frage steht, aber auf eine Versetzung in eine Arbeit, meinen Anlagen entsprechend, bitte ich höflichst, Verständnis entgegen zu bringen und meinem Wunsche zu entsprechen.<sup>495</sup>«*

Von diesem Brief, der im Gegensatz zu ihren sonstigen Schreiben einen deutlich sanfteren, fast resigniert-angepassten Tonfall aufweist, ließ sich der Oberbürgermeister beeindrucken. Tatsächlich konnte Else Ridder vier Tage später im Wohlfahrtsamt arbeiten; eine Mitarbeiterin aus dem Rechnungsprüfungsamt wurde an ihren Schreibtisch im Wirtschaftsamt versetzt.<sup>496</sup> Sollte

<sup>495</sup> Ebd.

<sup>496</sup> Vgl. StAJ. B I, I d 72. unpag. v.: Mitteilung vom 30.1.1943.

der Oberbürgermeister jedoch geglaubt haben, mit dieser Maßnahme seien alle Konflikte für die Zukunft ausgeschlossen, so musste er sich drei Wochen später eines besseren belehren lassen. Am 19.2. schickte die Beamtin ihren Einspruch bezüglich des Verweises an ihren obersten Dienstherrn ab; dieser verbat sich mit seinem Antwortschreiben vom 22.2. – wie oben gezeigt – jede weitere schriftliche Eingabe.

Auch an ihrem neuen Arbeitsplatz kam es abermals zu Konflikten. Im Mai 1943 war Else Ridder fast einen Monat krankgeschrieben, und wieder ließ sie sich von der Krankenkasse beurlauben, ohne vorher ihren Arbeitgeber zu benachrichtigen.<sup>497</sup> Zuerst verbrachte sie zwei Wochen bei Verwandten in Kleinhettstedt; im Anschluss daran reiste sie auf Empfehlung der Kreisfrauenschäftsleiterin für weitere zwei Wochen zu einem Erholungsaufenthalt der NSV nach Burgk.<sup>498</sup> Dieses Mal entschied sich der Oberbürgermeister dafür, nicht die direkte Auseinandersetzung mit Else Ridder zu suchen. Er ließ sie lediglich durch seine Mitarbeiter »belehren«, dass er ihr Verhalten nicht billige:

*»Für die Abwesenheit eines Gefolgschaftsmitgliedes zur Erholungskur und ähnlichem ist unbedingt meine Genehmigung einzuholen. Auch wäre es Pflicht von Frl. Ridder gewesen, über ihre Angelegenheit der weiteren Krankschreibungen oder Verschiebung durch die NSV mit ihrer beteiligten Dienststelle persönlich und nicht nur, wie es nach dem Bericht erfolgt ist, telefonisch zu verhandeln.«<sup>499</sup>*

## Die »Entbeamtung« – Freiheit durch die Frauenschaft?

Im Dezember 1943 beantragte die Kreisfrauenschäftsleiterin beim Thüringer Innenministerium die Lösung des Beamtenverhältnisses von Else Ridder. Ridder habe sich entschlossen, hauptamtlich in den Dienst der Frauenschaft überzutreten, da sie keine Möglichkeit mehr sehe, »bei der Stadtverwaltung sozial arbeiten zu können.«<sup>500</sup> Der Oberbürgermeister gab hierzu sein Einverständnis trotz des immer akuter werdenden Personalmangels, unter der Voraussetzung, dass sie in einer schriftlichen Erklärung »auf alle ihr aus dem Beamtenverhältnis erwachsenen Ansprüche und Befugnisse« verzichte.<sup>501</sup> Somit wurde innerhalb eines Tages aus der Beamtin wieder eine ganz normale Angestellte ohne Pensionsberechtigung. Vom 1. Januar 1944 an leitete sie hauptamtlich die Abteilung Hilfsdienst der örtlichen Frauenschaft – möglicherweise bis zum Ende des Dritten Reiches, mit dem in der Arbeitsbiographie von Else Ridder ein weiterer Bruch gekommen war.

Über den weiteren Lebenslauf und den Verbleib von Else Ridder kann nichts mehr in Erfahrung gebracht werden; die entsprechenden Akten des Einwohnermeldeamtes existieren nicht mehr. Ob und inwiefern die knapp 50jährige nach dem »Zusammenbruch« des nationalsozialistischen Systems einen Neuanfang geschafft hat, bleibt unbekannt.

497 Vgl. ebd. p.47: Mitteilung Wohlfahrtsamt an die Personalabteilung, 4.6.1943.

498 Vgl. ebd. p.49: Niederschrift vom 11.6.1943.

499 Ebd. p.49 v.: Notiz Oberbürgermeister Schmidt, 15.6.1943.

500 StAJ. B I, I d 72. p. unpag.: Niederschrift vom 28.12.1943.

501 Vgl. ebd. unpag.: Mitteilung Oberbürgermeister Schmidt, 28.12.1943.

## Resümee: Einzelkämpferin in der Nische?

Um einen Punkt vorwegzunehmen: die Frage, warum eine Frau wie Else Ridder sich frühzeitig und bewusst für die Mitgliedschaft in einer undemokratischen und menschenverachtenden Partei entschieden hatte, kann entweder gar nicht, oder ganz provokativ mit einer Gegenfrage beantwortet werden. Warum hätte sie es nicht tun sollen? Aus ihrer Perspektive, der einer Waise, die durch die Wirtschaftswirren der 1920er Jahren ihren bisherigen sozialen Status, ihre Möglichkeiten und Privilegien verloren hatte, die einer unverheirateten, jungen Frau ohne Berufsbildung, aus vermutlich konservativ-mittelbäuerlichem Milieu offengestanden waren, sprach sicherlich kaum etwas gegen, aber einiges für ein Engagement in dieser Partei. Dass sie in ihren politischen Interessen nicht das linke Lager wählte, dem die grundbesitzende Schicht per se schon verdächtig war, liegt nahe. Die ›bauernfreundliche‹ Ideologie und Politik der Nationalsozialisten<sup>502</sup> war aus der Perspektive Else Ridders ungleich attraktiver. Ein weiterer Einflussfaktor mag die frühe und machtvolle Präsenz der NSDAP in Thüringens Öffentlichkeit schon ab Mitte der 20er Jahre gewesen sein.<sup>503</sup> Von ihrer familiären Herkunft her war Else Ridder traditionell auf ein Dasein als Landwirtin oder bürgerliche Ehefrau prädestiniert gewesen, und auch in ihrer Erwerbslaufbahn wählte sie die ihrer Erfahrungswelt nächstliegende Möglichkeit einer Tätigkeit im hauswirtschaftlichen Metier. Dementsprechend groß konnte ihre Identifikation mit den frauenpolitischen Zielen der Nazi-Partei ausfallen: Konzentration auf die ›naturgemäß‹ weiblichen Bereiche des Hauses und der Sozialarbeit, sowie tatkräftige Unterstützung der ›draußen‹ für die Interessen des ›Volkes‹ agierenden Männer.

Ihre ›Ausnahmekarriere‹ vom mittellosen, ungelernten Kindermädchen ländlicher Herkunft zur Beamtin in der Stadtverwaltung liegt begründet in der Tatsache, dass sie als »alte Kämpferin« der NSDAP von staatlichen Privilegien profitieren konnte. Beim näheren Hinsehen zeigen sich jedoch deutliche Risse im Bild vom linearen sozialen Aufstieg aufgrund der Parteimitgliedschaft. Eine gleichwertige Teilhabe von Frauen am politischen und öffentlichen Leben war in der Nazi-Ideologie nicht vorgesehen, und dementsprechend galten die »alten Kämpferinnen« in ihrer Beschränkung auf Basisarbeit und Aktivitäten in den Frauenorganisationen als den Männern nicht ebenbürtig. Ohne ihren wahrhaft ›kämpferischen‹ Einsatz für die eigenen Interessen wäre für Else Ridder auch als Parteimitglied seit der ›Machtübernahme‹ nicht automatisch eine Verbesserung ihrer Situation erfolgt. Dementsprechend boten die ersten Jahre unter dem nationalsozialistischen Regime für Else Ridder noch keine Sicherheit der Lebensumstände; im Gegenteil – bis 1936 muss-

502 Besonders das am 29. September 1933 erlassene »Reichserbhofgesetz« (RGBl I. S.685) wird Else Ridder, deren Familie den Hof in der Inflation verloren hatte, sehr positiv aufgenommen haben. Denn dieses Gesetz schützte »arische« landwirtschaftliche Güter ab einer Größe von 7,5 ha vor der Veräußerung und wollte sicherstellen, dass der Besitz per Anerbenrecht immer in Händen der Familie – vorzugsweise des männlichen Erben – blieb. Von dieser Regelung konnten Else Ridder und ihr Bruder zwar im Nachhinein nicht mehr reell profitieren, doch schon allein der symbolische Wert einer solchen Inschutznahme des ›Bauernstandes‹ ist in seiner möglichen Auswirkung auf die Regimeverbundenheit nicht zu unterschätzen.

503 »1927 bis 1929 wechselten dreimal die Landesregierungen. Den Nutzen aus solchen Entwicklungstrends und Konstellationen zog die NSDAP, die sich nach ihrem bayrischen Putschfiasko 1923 im Bunde wie in Konkurrenz mit den ›völkischen‹ Gruppen neu formierte. Im Gegensatz zu anderen Ländern konnte sie sich in Thüringen schon seit dem März 1924 wieder legal und uneingeschränkt bewegen. So gedieh das Land zu einem bevorzugten NS-Aufmarschgebiet. Hitler erwog sogar, die NSDAP-Reichsleitung nach Weimar zu verlegen. Seit 1924 entstanden zahlreiche NSDAP-Ortsgruppen, 1925 eine Thüringer Gauleitung.« John, Jürgen: Einführung. In: Ders. (Hg.9: Quellen zur Geschichte Thüringens 1918–1945. S. 35.

te sie sich durch viel Eigeninitiative mit ständig wechselnden, kurzfristigen Arbeitsgelegenheiten ›über Wasser halten‹.

Ihre Biographie trägt – trotz ihrer aktiven Vernetzung in NS-Verbänden – über weite Strecken hinweg stattdessen Züge einer ›Einzelkämpferin‹, die für die Erfüllung ihrer Bedürfnisse sorgte; und dabei auch mitunter in Kauf nahm, die Rechte und Ansprüche anderer eindeutig zu verletzen. Mit zunächst unermüdlicher Energie setzte sich Else Ridder dafür ein, eine angemessene Bezahlung, erweiterte Handlungsspielräume und eine entsprechende Wertschätzung ihrer Arbeit und ihres beruflichen Status zu erlangen – stieß dabei allzu oft an die Barrieren der Bürokratie und der für Frauen vorgegebenen Lebensentwürfe: von Anfang an, aber auch in ihrer Zeit als Parteimitglied, konnte man bei der Verweigerung von Privilegien immer wieder mit ihrer fehlenden Berufsausbildung argumentieren. Als durch die zunehmende Arbeitsbelastung in der Kriegswirtschaft immer weniger auf individuelle Bedürfnisse Rücksicht genommen wurde und Else Ridder mit ihren Bitten und Anfragen nicht länger zum Erfolg kam, erweiterte sie ihre Strategie um bewusste Disziplinverstöße, indem sie eigenmächtig von ihrem Arbeitsplatz fernblieb, sich häufig krankschreiben ließ und unerlaubt Urlaub nahm. Die Zurechnung zur Kategorie ›weiblich‹ blieb für ihre Entwicklungschancen letztlich bestimmender als die Kategorie ›nationalsozialistisch‹, egal wie stark sie sich persönlich mit den Zielen der Nazipolitik identifiziert haben mag.

Auch in anderer Hinsicht stieß sie immer wieder an Grenzen. In ihrer Nische der weiblichen Sozialberufe galt nach wie vor das Ideal der unverheirateten, alleinstehenden Mitarbeiterin, die aus einem traditionellen Fürsorge- und Bevormundungsverständnis ganz selbstverständlich in das System von Kost und Logis, bei entsprechend geringer Bezahlung, einbezogen wurde. Die Lebensrealität der Wirtschaftlerin stand diesem Entwurf unvereinbar gegenüber; sie sorgte – wie so viele andere Frauen – mit ihrer Erwerbsarbeit nicht nur für sich selbst, sondern für ein weiteres Familienmitglied, obgleich sie rechtlich dazu nicht verpflichtet gewesen wäre. Bis zum Schluss konnte sich Else Ridder den Wunsch auf eine reguläre Berufsausbildung nicht erfüllen; doch mit Hilfe der Frauenschaftskontakte schaffte sie es, immerhin während des Höhepunkts der Arbeitseinsatzlenkung, den mittlerweile verhassten Arbeitsplatz in der Stadtverwaltung zu verlassen und eine bezahlte Stelle im Netzwerk der NS-›Sozialarbeit‹ zu bekommen. Als Leiterin der Abteilung »Hilfsdienst« war Else Ridder sicherlich auch wieder autoritären Betriebsstrukturen unterworfen, doch immerhin befand sie sich nun nach Jahren der Degradierung wieder in einer leitenden Position und konnte sich einer Aufgabe widmen, mit der sie sich – nach ihrem eigenen Bekunden – identifizierte. Die Erreichung dieses Ziels war ihr so viel wert, dass sie dafür ohne zu zögern ihren Beamtenstatus mit all seinen Privilegien aufgab. Finanziell hatte ihr die Verbeamtung über die ganzen Jahre hinweg ohnehin kaum eine Verbesserung gebracht.

Man kann die Biographie von Else Ridder als ein bewegtes Auf und Ab lesen, durch die spezifischen wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und insbesondere durch die geschlechterspezifischen Rahmenbedingungen in bestimmte Richtungen gedrängt. Oder als Beispiel für eine auf der unteren Ebene in den Nationalsozialismus verstrickte ›Parteiaktivistin‹. Man kann sie lesen als die Geschichte einer Frau, die sich in ihrem Wunsch nach persönlichen Vorteilen und der Wiedergewinnung von Privilegien einer skrupellosen Partei verschrieb und zur Erreichung ihrer Ziele immer wieder bewusst die Interessen anderer verletzte. Man kann sie auch lesen als den Lebenslauf einer Frau, die sich – trotz ihrer ungünstigen Startposition – mit ihrer unterprivilegierten Situation und einem hohen Maß an Fremdbestimmung nie zufrieden geben wollte.



## V. Barrieren

### V.1. Hire and Fire

Inwieweit konnten sich die Verfügbarkeit von Frauenarbeitsplätzen vor Ort, unterschiedliche betriebliche und staatliche Maßnahmen zur Einbeziehung oder Fernhalten von Frauen vom Arbeitsmarkt als Barrieren für weibliche Arbeitsbiographien erweisen? Wirtschaftliche Schwankungen führen, besonders in ihren Extremfällen, zu entsprechenden Einstellungs- und Entlassungswellen auf dem Arbeitsmarkt; prinzipiell ist davon stets die Gesamtheit der Arbeitnehmer betroffen. Allerdings waren in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts oft die Frauen in besonderem Maße von dem Wechselspiel zwischen Anwerbung und Kündigung betroffen. Denn einerseits waren sie insgesamt die vergleichsweise billigeren Arbeitskräfte, wodurch sie für die Arbeitgeber besonders begehrt und dadurch gerade in Krisenzeiten ihre Arbeitsplätze oft sicherer als die der »teureren« Männer waren<sup>1</sup>, andererseits jedoch unterlag das Phänomen weiblicher Erwerbsarbeit durch kulturelle Normen und wechselnde sozialpolitische Interessenlagen bereits seit dem 19. Jahrhundert den verschiedensten staatlichen Lenkungsmaßnahmen, die entweder in einer Förderung oder einer Behinderung der Frauenbeschäftigung resultierten.

Eine Analyse des weiblichen Arbeitsmarkts von 1927 bis 1933 im Arbeitsamtbezirk Jena<sup>2</sup> zeigt deutlich, dass die Personalpolitik der Firma Zeiss sich deutlich von derjenigen in umliegenden Betrieben absetzte und unmittelbare Auswirkungen auf die Arbeitsplatzchancen von Frauen in der Stadt hatte. In der Berufsgruppe »ungelernte Arbeiter« waren im Stadtkreis Jena nur 27,1 % der beschäftigten Frauen verheiratet, gegenüber einem Anteil von 55 % verheirateter Frauen in den Kahlaischen, und einem Anteil von 45,5 % Frauen in den Eisenberger Industriebetrieben.<sup>3</sup> Bei Zeiss stellte man bevorzugt die ledigen Frauen ein.<sup>4</sup> Außerdem wurden in Jena die zwischen

---

1 Auch Friedmann/Pfau kommen in ihren Forschungen zu der These, dass Frauen »nicht auf den Arbeitsplätzen arbeiten, die in der Krise zuerst abgebaut werden.« Allerdings gehen sie dabei von der Grundlage aus, dass besonders das verarbeitende Gewerbe krisenanfällig sei, und in diesem Erwerbszweig die Frauen stets eine Minderheit, während die Mehrheit in der Dienstleistung beschäftigt waren. Für den Fall der Firma Zeiss greift diese Argumentation also nur bedingt, da es sich hierbei um einen Produktionsbetrieb handelt, der dieser These nach insgesamt als besonders krisenanfällig eingestuft werden kann. Vgl. Friedmann, Petra/Pfau, Birgit: Frauenarbeit in der Krise – Frauenarbeit trotz Krise? In: Leviathan, Heft 2, 1985, S. 155–186. Hier: S. 173.

2 Diese Analyse – in Form einer Dissertation an der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Jena – verfolgte das Ziel, die »Notwendigkeit« einer Verstärkung der nationalsozialistischen Arbeitsmarktpolitik in der Beschränkung weiblicher Erwerbsmöglichkeit auf die häuslichen Dienste argumentativ zu untermauern. Von dieser ideologischen Vorbelastung abgesehen bilden die Statistiken über den weiblichen Arbeitsmarkt in Jena 1927–1933 einen erhellenden Einblick in die Rahmenbedingungen der Frauenerwerbstätigkeit. Vgl. Junghans, Fritz: Der weibliche Arbeitsmarkt des Arbeitsamtsbezirkes Jena. Seine Gestaltung seit dem Bestehen der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung und seine Entwicklung in den Krisenjahren. Dissertation, Jena 1934. Großalmerode 1934.

3 Vgl. Junghans, Fritz: Der weibliche Arbeitsmarkt des Arbeitsamtsbezirkes Jena. S.36/37.

4 »Die Berufsgruppe 23 [= ungelernte Arbeiterinnen, E. C.] besteht im Stadtgebiet Jena im Gegensatz zu den anderen

14 und 24-jährigen Arbeiterinnen bevorzugt, während in Eisenberg und Kahla der Höchstanteil von den 26 bis 40-jährigen Frauen eingenommen wurden.<sup>5</sup> In der Branche der kaufmännischen Angestellten sieht das Ungleichgewicht zwischen Jena und den umliegenden Städten ähnlich aus, wenn hier auch allgemein die Anzahl der verheirateten Frauen niedriger lag.<sup>6</sup> Verheiratete und ältere Frauen hatten in Jena demnach generell schlechtere Chancen auf eine Stelle in Fabrik und Büro; ihnen blieben im Wesentlichen nur noch die häuslichen Dienste – die Branche, die zahlenmäßig den größten Arbeitgeber für die Stadt ausmachte.<sup>7</sup> Auch die Zahl der weiblichen Facharbeiterinnen war in der Stadt Jena im Vergleich zu den anderen Städten am geringsten: »Die für den Bezirk Jena in der feinmechanisch-optischen Industrie von der Berufszählung erfassten weiblichen Erwerbstätigen sind fast ausschließlich Hilfsarbeiterinnen. In der Industrie der Steine und Erden, also im Jenaer Bezirk in der Porzellanindustrie, werden sowohl weibliche Fachkräfte als auch Hilfsarbeiterinnen beschäftigt.«<sup>8</sup> Während die Kahlaer Porzellanindustrie in zahlreichen Fertigungsabschnitten eine ›weibliche Branche‹ war, blieben die optischen Werke in Jena stark auf die männlichen Arbeitskräfte ausgerichtet.

Das Phänomen, Frauen bei günstiger Konjunkturlage massiv für die Erwerbsarbeit zu mobilisieren, findet in der Firma Zeiss um das Jahr 1905 seinen Anfang. Nach Ernst Abbes Tod wurde das Stiftungsstatut<sup>9</sup> in einem für den Betrieb effizienten Sinne interpretiert, und nach und nach mehr Arbeiterinnen eingestellt. Für die Kriegsproduktion der Jahre 1914–1918 warb die Industrie ebenfalls massiv Frauen an und war dabei so erfolgreich, dass der Staat schließlich Aufrufe gegen die Anwerbung von landwirtschaftlichen Arbeitskräften für die Industriearbeit erließ, um die Landwirte nicht ihrer Mägde und Dienstbotinnen zu berauben.<sup>10</sup> Gleich nach dem Ersten Weltkrieg war die Fabrikpflegerin Elisabeth Heintzen dafür zuständig, die schlimmsten Härtefälle bei der massenhaften Entlassung der Frauen abzufedern.<sup>11</sup> In den Monaten nach der

---

Unterbezirken ebenfalls aus einem größeren Teil Lediger. Diese Erscheinung geht auf die von der Firma Zeiß betriebene Personalpolitik zurück.« Junghans, Fritz: Der weibliche Arbeitsmarkt des Arbeitsamtsbezirkes Jena. S. 36.

5 Vgl. ebd. S.35.

6 Vgl. ebd. S. 36/37.

7 Dementsprechend nehmen in der nach Berufsgruppen sortierten Arbeitssuchendenstatistik der Jahre 1927–1933 die häuslichen Dienste durchweg den größten prozentualen Anteil in Jena ein. Die Prozentzahl schwankt zwischen 27,5 % im Dezember 1927 und 64,5 % in der Wirtschaftskrise im September 1929, liegt durchschnittlich bei ca. 40 %. Vgl. Junghans, Fritz: Der weibliche Arbeitsmarkt des Arbeitsamtsbezirkes Jena. S.21.

8 Junghans, Fritz: Der weibliche Arbeitsmarkt des Arbeitsamtsbezirkes Jena. Seine Gestaltung seit dem Bestehen der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung und seine Entwicklung in den Krisenjahren. Dissertation, Jena 1934. Großalmerode 1934. S. 14.

9 Vgl. Kapitel III.4 unter »Die Firma Zeiss und das Stiftungsstatut – Sonderfall Frauenarbeit?«

10 »Gegen das Anwerben weiblicher Arbeitskräfte auf dem Lande für die Industrie. Industrielle Unternehmer, kriegswirtschaftliche Werkstätten, kurzum alle städtischen Betriebe, versündigen sich am Vaterlande, wenn sie jetzt noch immer Frauen vom Lande anstellen oder gar durch Agenten anwerben lassen. Jeder Unternehmer muss sich sagen, dass er durch die Einstellung von ländlichen Arbeitskräften sich selbst schädigt, denn er entzieht der Landwirtschaft die Kräfte, die für seine und seiner Arbeiter Ernährung zu sorgen haben! [...]« BACZ 3455. p.61: Abschrift aus den amtlichen Mitteilungen des Kriegsamtes vom 17.3.1917.

11 »Die Demobilmachungsverordnung, als arbeitsmarktpolitisches Regulativ, sah folgende Bestimmungen vor: Erstens sollten all die Frauen entlassen werden, die nicht auf Erwerbsarbeit angewiesen waren, zweitens jene Frauen, deren Männer einen Arbeitsplatz hatten, drittens Frauen, die während des Krieges neu in die Erwerbsarbeit hineingekommen waren, viertens jene Frauen, die Positionen ausübten, die vormals Männer innegehabt hatten und schließlich gab es fünftens noch die Möglichkeit zur Entlassung nach der Länge der Beschäftigungsdauer.« Priemel, Isabel/Schuster, Annette: Frauen zwischen Erwerbstätigkeit und Familie. Historische und aktuelle Entwicklungen.

Novemberrevolution entwickelte sich Unfrieden im Betrieb, weil sich etliche Mitarbeiter durch ihre Kündigung im Nachteil wähten, während – nach ihrer Wahrnehmung – »die Töchter von Werkmeistern und sonstiger guter Bekannter, die zum Teil erst Mitte des Jahres eingestellt waren, im Dienste der Firma Zeiss verblieben. Dagegen musste mancher männliche Angestellte durch Kündigung ausscheiden, was für manchen eine bittere Enttäuschung war, aber auch eine große Verbitterung [...] zur Folge hatte.«<sup>12</sup> Hier zeigt sich der »Geschlechterkampf« um die Arbeitsplätze am konkreten Beispiel und man sieht, dass die Verdrängung der Frauen aus dem Zeiss-Betrieb – in Folge der Demobilmachungsverordnung vom 28. März 1919<sup>13</sup> – nicht in allen Fällen so strikt zu ihren Ungunsten verlief – möglicherweise nicht nur aufgrund der Fürsprache von Freunden und Bekannten, sondern auch weil die Frauenarbeitsplätze für die Firma schlicht billiger waren und sich für den Produktionsablauf bewährt hatten.

In den Wirtschaftskrisen der 1920er und frühen 1930er Jahre waren Männer und Frauen bei Zeiss von der Kurzarbeit und den Entlassungen betroffen. Allerdings blieb das Zahlenverhältnis zwischen als arbeitssuchend Registrierten und offenen Stellen für Frauen durchweg erheblich günstiger als für die Männer.<sup>14</sup> Nach der Erinnerung eines ehemaligen Mitarbeiters bewirkte die Wirtschaftskrise im Oktober 1930 wieder eine besonders heftige Welle des Personalabbaus, nachdem die Kurzarbeit allein nicht zur Bewältigung des Problems ausgereicht hatte. Neben den älteren Mitarbeitern traf es vor allem die verheirateten Frauen, die schon vor 1933 als »Doppelverdiener« gebrandmarkt wurden – ihre teils heftigen Proteste an den Leiter der Personalabteilung zeitigten allerdings keinen Erfolg<sup>15</sup>; im Jahr 1931 verschlimmerte sich die Krise noch und weitere Entlassungswellen folgten. Von 1933 an propagierte die nationalsozialistische Regierung ganz offiziell die Entlassung von Frauen zugunsten von arbeitslosen Männern. In der Firma Zeiss versuchte man anfänglich, diese Politik umzusetzen, indem man abermals verlobte und verheiratete Frauen mit Abgangsentschädigungen lockte und damit zu einigem Erfolg kam. Bei insgesamt 94 Frauen wird in den Personalbüchern als Austrittsgrund explizit der »Austausch mit Mann«, beziehungsweise »Austausch mit Verlobtem«, zweimal überdies der »Austausch mit Bruder«

---

Pfaffenweiler 1990. S. 60.

12 BACZ 18827. Erinnerungen des Zeiss-Pensionärs Karl Kuhnla. 1957.

13 »Konnte die Verordnung vom März 1919 noch damit gerechtfertigt werden, dass den Frauen lediglich das Terrain wieder genommen wurde, das sie erst im Kriege gewonnen hatten, so schlug die Verordnung des Reichsarbeitsministeriums vom 1. Dezember 1919 der mit dem Anciennitätsprinzip argumentierenden Rechtfertigung der überstürzten und übermäßigen Frauenentlassungen direkt ins Gesicht: Diese neue Verordnung [...] ermöglichte auch die Entlassung zahlloser bereits vor Kriegsausbruch erwerbstätig gewesener Frauen, die dringend auf ihren Lohn bzw. ihr Gehalt angewiesen waren [...]« Bajohr, Stefan: Die Hälfte der Fabrik. S.47. Vgl. auch Priemel, Isabel/Schuster, Annette: Frauen zwischen Erwerbstätigkeit und Familie. S. 60.

14 Vgl. Junghans, Fritz: Der weibliche Arbeitsmarkt des Arbeitsamtsbezirkes Jena. S.10.

15 »[...] trat im Oktober 1930 eine schwere Wirtschaftskrise im ganzen deutschen Vaterlande ein, die natürlich auch das Zeiss-Werk nicht unverschont ließ. Wieder Abbau. Obwohl die GL [= Geschäftsleitung, E. C.] versuchte, die Krise ohne Abbau zu meistern, gelang es nicht, und das unvermeidliche musste geschehen. Zunächst wurde versucht, die wöchentliche Arbeitszeit auf 44 Std. herabzusetzen, ältere Mitarbeiter, teils dauernd, teils vorübergehend, zu pensionieren, die Frauen, deren Männer bei Zeiss oder Schott beschäftigt sind, unter Gewährung des üblichen Hochzeitsgeschenks also Doppelverdiener zu entlassen [...].«[hilfe: Anführungszeichen ergänzt](#) Oder bei den verheirateten Frauen: »Warum muss denn ich gerade gehen? Ich kenne die und die, die arbeiten auch noch, warum wird denn denen nicht auch gekündigt? Und so stürmten die Betroffenen auf Dr. Schrade ein, aber die eiserne Ruhe, die er besaß, brachte ihn nicht aus seiner Fassung, und das Alles, bei einer kaum einjährigen Tätigkeit. Aber das war erst der Anfang der Krise. Im Jahre 1931 verschärfte sich die Krise. In den Werkstätten wird die Arbeitszeit auf 40 Stunden herabgesetzt.« BACZ 18827.

## V. Barrieren

genannt. Insgesamt fällt diese Aktion jedoch kaum ins Gewicht; Höhepunkt war der 30.9.1933, an dem gleichzeitig 38 Frauen ihren Arbeitsplatz aufgaben<sup>16</sup>. Danach waren es nur noch Einzelfälle, der letzte Arbeitsplatztausch fand im Juli 1935 statt. Denn bereits zu Beginn dieser Aktion wurde erkannt, dass Männer auf den ›Frauenarbeitsplätzen‹ weitaus weniger effektiv arbeiteten, und man baute eine entsprechende ›Sicherheitsleine‹ für die Firma und die Frauen ein:

*»Im ersten Halbjahr soll bei Nichteignung des Mannes die Frau unter Wiederherstellung ihrer alten Rechte wieder eingestellt werden. Wird der Mann im ersten Halbjahr wegen Nichteignung oder Arbeitsmangel entlassen und macht die Frau von ihrem Recht des Wiedereintritts keinen Gebrauch, so erhält die Frau die Abgangsentschädigung, die ihr im Fall ihrer Kündigung durch die Firma zugestanden hätte. [...] Stirbt der Mann innerhalb der ersten 5 Jahre nach seinem Eintritt, so hat die Frau Anspruch auf Wiedereinstellung, oder, falls die Firma diese ablehnt, Anspruch auf die von ihr früher erworbene Abgangsentschädigung. [...]«<sup>17</sup>*

Bereits im Juli 1934 kam die Geschäftsleitung ganz von der Strategie ab, Frauen für ihren freiwilligen Austritt aus der Firma zu belohnen: »Nachdem die Zahl unserer weiblichen Geschäftsangehörigen die Mindestgrenze unterschritten hat und wir wieder neue weibliche Kräfte einstellen müssen, soll das statutarische Recht wieder gehandhabt werden, dass bei freiwilligem Ausscheiden eine Abgangsentschädigung nicht gezahlt wird.«<sup>18</sup> Offensichtlich war das Projekt gescheitert, beziehungsweise zu erfolgreich verlaufen und der Umkehreffekt setzte ein: paradoxerweise hatten einige Frauen ihren Arbeitsplatz freigemacht und wurden nun ein Jahr später durch neu eingestellte Frauen ersetzt. Mit dem Beginn des 2. Weltkriegs ließ sich die Idee vom Abbau des weiblichen Personals ohnehin nicht mehr durchhalten. Die Männer, die ab 1933 durch die Lenkungsmaßnahmen einen Arbeitsplatz gefunden hatten, wurden ab 1939 zum Kriegsdienst eingezogen und hinterließen in ihren Betriebe eine Lücke, die im Verlauf der Kriegsjahre von Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern, aber schließlich auch von den heimischen weiblichen Arbeitskräften gefüllt werden musste. Zu Kriegsbeginn ließ die Regierung noch die Parole verlauten, auf den vermehrten Arbeitseinsatz von Frauen verzichten zu wollen:

*»[...] In Arbeiten, die bisher von Männern verrichtet wurden, sind Frauen und Mädchen nur einzusetzen, wenn männliche Arbeitskräfte nicht zur Verfügung stehen.«<sup>19</sup>*

So heißt es in einer Stellungnahme des Kriegsministeriums vom November 1939. Im Zeisswerk wurde diese Passage handschriftlich mit der zynischen Randbemerkung »Männer fehlen eben!« kommentiert. Nachdem man sie zuvor nach Hause ›geschickt‹ hatte, wurden die Frauen anfangs zögerlich, ab 1941 immer energischer, in die Rüstungs- und andere Betriebe geholt:

*»Es sollen zunächst nur diejenigen Frauen wieder zur Arbeit herangezogen werden, die erst vor kurzer Zeit aus der Erwerbsarbeit ausgeschieden sind und deshalb*

16 Vgl. BACZ 23702, Namen der ausgetretenen Frauen 1918–1940.

17 BACZ 3455. p.77: Anschlag vom 7.7.1933.

18 BACZ 3455. p.83: Anschlag vom 16.7.1934.

19 BACZ 6721. Arbeitseinsatz, allgemein. Einsatz von weiblichen Arbeitskräften 1939–1944. p.unpag: Die Frauenarbeit im Kriege. Stellungnahme aus dem Arbeitsministerium. Abschrift eines Artikels im Deutschen Reichsanzeiger und Preußischen Staatsanzeiger Nr. 259 vom 4.11.1939.

*verhältnismäßig rasch ihre volle berufliche Leistungsfähigkeit wiedererlangen. [...] Die Frauen sind vorzuladen, von besonders geeigneten Fachkräften auf ihre vaterländische Pflicht hinzuweisen und zur Wiedereingliederung in das Erwerbsleben zu gewinnen. [...]»<sup>20</sup>«*

Mit der Einführung der Meldepflicht für bislang nicht berufstätige Frauen im Frühjahr 1943<sup>21</sup> verstärkte sich die Einbeziehung weiblicher Arbeitskräfte auch im Zeiss-Werk um ein Weiteres. Wenige Monate vor Kriegsende wurden sogar die umliegenden hauswirtschaftlichen Berufsschulen und privaten Haushaltungsschulen geschlossen und deren Schülerinnen zur Fabrikarbeit verpflichtet.<sup>22</sup> Für den Einsatz in »schweren Fertigungen« und in der Nachtschicht sollten bevorzugt die Zwangsarbeiterinnen aus Osteuropa eingesetzt werden<sup>23</sup>, bis man schließlich auch hier die volle weibliche »Reserve« ausschöpfte. In welcher Weise sich die Folgen der Kriegszerstörung und Demontage speziell auf die Arbeitsplatzsicherheit von Frauen bei Zeiss auswirkte, ist nach gegenwärtigem Kenntnisstand nicht detailliert zu klären. Die weiblichen Hilfskräfte, die in den letzten Kriegsjahren speziell zur Aufrechterhaltung der Rüstungsproduktion eingestellt worden waren, wurden allerdings zunächst wieder entlassen.<sup>24</sup> Fest steht jedoch, dass die forcierte Einbeziehung von Frauen in die Industriebetriebe der DDR erst ab Mitte der 1960er Jahren zur Umsetzung kam<sup>25</sup>, und dementsprechend noch über lange Zeit auch die Firma Zeiss ein ausgesprochener »Männerbetrieb« blieb – trotz der »Einstellungswelle von Frauen zu Beginn der 50er Jahre. Die vom [Maschinenbau-]Ministerium für die Feinmechanik/Optik festgelegte Frauenquote von 60 % bis 80 % hat Carl Zeiss allerdings nicht erfüllt. 1951 waren von 100 Beschäftigten 31 Frauen.«<sup>26</sup>

Im Zeitraum zwischen 1900 und 1960 war die Firma Zeiss mit ihren – den gesamtwirtschaftlichen Tendenzen folgenden – höchst wechselhaften Einstellungs- und Entlassungswellen in Hinblick auf das Angebot und die Sicherheit von Frauenarbeitsplätzen sehr unstabil. Frauen, die in jenen Jahrzehnten eine Stelle bei Zeiss suchten und behalten wollten, waren von den Folgen dieser Politik direkt betroffen, je nachdem, zu welchem Zeitpunkt konkret sie in die Erwerbstätigkeit einsteigen und wann sie wieder aussteigen wollten – dementsprechend erwies sich für die Einzelnen die jeweils aktuelle »Hire and Fire«-Politik entweder als Barriere oder als Chance. Die Aussage einer historischen Arbeitsmarkttheorie, dass »gemäß Reservearmee these Frauenarbeit als Manövriermasse des Strukturwandels fungiert, also ihre Zunahme bzw. Abnahme

20 Ebd. p.unpag: Abschrift eines Schnellbriefs vom Reichsarbeitsminister an die Präsidenten der Landesarbeitsämter, 6.7.1941.

21 Vgl. Benz, Wolfgang u.a. (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus. S. 304. Insgesamt bekamen knapp 1,5 Millionen der durch die Meldepflicht erfassten 3 Millionen Frauen einen Arbeitsplatz zugewiesen. Vgl. Bajohr, Stefan: Die Hälfte der Fabrik. S. 290f.

22 Vgl. BACZ 6721. p.unpag: Abschrift eines Artikels aus »Wirtschaftsblätter für den Gau Thüringen«, 21. Jg., 27.10.1944.

23 Vgl. ebd. p.unpag: Anweisung des Reichsministers für Rüstung und Kriegsproduktion, 5.10.1944.

24 Vgl. Kasten, Birgit: Krisen, Kinder, Wirtschaftsmacht. Carl Zeiss Jena in der DDR. In: Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. S. 170–189. Hier: S. 179.

25 Nach einer Statistik über die weiblichen Berufstätigen der DDR in den verschiedenen Wirtschaftsbereichen betrug der Frauenanteil in der Industrie im Jahr 1949 noch 25,5 %, der Sprung auf über 40 % war erst im Jahr 1969 erfolgt. Vgl. Nickel, Hildegard Maria: »Mitgestalterinnen des Sozialismus« – Frauenarbeit in der DDR. In: Helwig, Gisela/ Nickel, Hildegard Maria (Hgg.): Frauen in Deutschland 1945–1992. S. 233–256. Hier: Tab. 2, S. 237.

26 Kasten, Birgit: Krisen, Kinder, Wirtschaftsmacht. In: Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. S. 179.

primär als Reflex wirtschaftlicher Expansions- bzw. Schrumpfungsprozesse erscheint<sup>27</sup>, kann am Beispiel Zeiss demnach generell nachvollzogen werden. Der Einwand, dieser Mechanismus treffe nicht auf »qualifizierte Frauenarbeit«<sup>28</sup> zu, ist für den Untersuchungszeitraum in dieser Firma allerdings mit einem deutlichen Fragezeichen zu versehen. Schließlich waren nicht nur die ungelernten Arbeiterinnen, sondern auch die kaufmännischen Angestellten von den Einstellungs- und Entlassungswellen betroffen. Es wird hier wieder deutlich<sup>29</sup>, wie unscharf der Begriff der »qualifizierten«<sup>30</sup> Frauenarbeit definiert ist, und dass er als Erklärungsansatz nicht taugt. Die Frage ist, wo man die Trennung zwischen »qualifiziert« und »unqualifiziert« ansetzen sollte; das Vorhandensein einer formalen Berufsausbildung ist offensichtlich nicht ausreichend.

## V.2. Geschlecht und Status

### Putzfrauen – marginal und zentral

Welche Barrieren begegneten denjenigen Frauen im Arbeitsalltag, die innerhalb eines Betriebes den beruflich, sozial und finanziell niedrigsten Rang einnahmen?<sup>31</sup> Eine Lohntabelle aus dem Jahr 1902 über »Hausleute, Packer, Scheuerfrauen, Saaldiener und Pförtner«<sup>32</sup> gibt Auskunft über die untersten Chargen im Zeisswerk. Mit einem Stundenlohn von 20 Pfennig im Jahre 1902 und einer täglichen Arbeitszeit von 5 Stunden, also einem Tageslohn von einer Mark, standen die Putzfrauen in der Bezahlung noch weit hinter ihren männlichen Kollegen, die als Hausleute und Saaldiener mit einem wöchentlichen Mindestlohn von 16 Mark rechnen konnten; als Verheiratete standen ihnen 18 Mark zu.<sup>33</sup> Die Firma war bemüht, durch akribische Berechnungen auch bei den ohnehin begrenzten Verdienstmöglichkeiten für diese Frauen weitere Sparmaßnahmen durchzusetzen. Dies zeigt folgendes Beispiel, das sich wie eine Parabel über die Anwendung moderner betriebswirtschaftlicher Kalkulation auf die Frauen liest, sehr deutlich:

*»Reinigung der Räume im Verwaltungsgebäude. Zwecks Beseitigung verschiedener Misstände ist der Fußboden im Personalbüro mit Linoleum belegt worden unter der Bedingung, dass die entstandenen Kosten (ca. 300–400 M) durch Ersparnis an den Reinigungskosten wieder eingebracht werden. Das Zimmer kostet seither rund*

27 Willms, Angelika: Modernisierung durch Frauenarbeit? Zum Zusammenhang von wirtschaftlichem Strukturwandel und weiblicher Arbeitsmarktlage in Deutschland 1882–1939. In: Pierenkemper, Toni/Tilly, Richard (Hgg.): Historische Arbeitsmarktforschung. Entstehung, Entwicklung und Probleme der Vermarktung von Arbeitskraft. Göttingen 1982. S. 37–71. Hier: S. 41.

28 Ebd. S. 41

29 Vgl. das Beispiel der weiblichen Angestellten in der Weimarer Republik, die ungeachtet ihrer Qualifikation sehr häufig mit der Gefahr des Arbeitsplatzverlustes konfrontiert waren. Kap. II.2.

30 Willms, Angelika: Modernisierung durch Frauenarbeit? S. 41.

31 Im Gegensatz zu einer umfangreichen historischen »Dienstmädchenforschung«, in deren Zentrum die in städtischen Haushalten beschäftigten »Mädchen für alles« des ausgehenden 19. Jahrhunderts stehen, gibt es kaum Forschungsarbeiten, die sich explizit mit dem Arbeitsalltag und den Lebensbedingungen von Putzfrauen beschäftigen. Vgl. Duda, Silke: Die unsichtbaren Arbeiterinnen. Frauen in Reinigungsberufen. Bielefeld 1990.

32 BACZ 703. Löhne und Arbeitszeiten der Hausleute, Packer, Scheuerfrauen, Saaldiener und Pförtner. 1902–1928. p.1: Aufstellung über die Personalkosten für die Scheuerfrauen, undatiert, aus dem Aktenzusammenhang auf das Jahr 1902 zu datieren.

33 Vgl. ebd. p.2: Lohntabelle vom 1.1.1905.

*M 130 jährl. zu reinigen. Wenn nun immer 1 Tag um den andern gewischt wird, so wird die Hälfte (d. i. 65 M) gespart; der Linoleumbelag macht sich also in ca. 5 Jahren bezahlt, halten tut er aber vielleicht 3 mal so lang. Bei dieser Gelegenheit ist die Frage aufgeworfen worden, ob diese Einrichtung nicht in allen Zimmern des Verwaltungsgebäudes einzuführen ist. Nach Steinhauers Angabe wurden jetzt für Reinigung der Contorräume rund M. 3000 ausgegeben bei täglicher Reinigung. Wenn nicht täglich, sondern nur ein Tag um den anderen gewischt würde, könnte annähernd die Hälfte dieser Kosten gespart werden. Mehrere Scheuerfrauen würden überflüssig sein.<sup>34</sup>«*

Tatsächlich folgte man dem Vorschlag und erstellte eine Namensliste der Reinigungskräfte mit dem Ziel, darunter die »unproduktivsten« auszusortieren:

*»Frau Bartholomä, Scheffler (Witwe, 4–5 Kinder), Beyer (Mann hier, keine Kinder, kräftig), Richter (Mann Rückenmarksschaden, unpünktlich, unnütz, schon gekündigt), Roßner (Söhne im Geschäft, sehr ordentlich!, Söhne erwachsen), Pfeifer (über 60), Tükrodt (2 W)<sup>35</sup>, Gerber (3 W), Tröger (Tochter v. Pfeifer, 3 Kinder, Frau), Köber (Frau, 4–5 Kinder), Görbert.<sup>36</sup>«*

Die Neuverlegung des Linoleumbodens in allen Verwaltungsräumen scheint sich noch eine Weile hingezogen haben, aber im Februar 1904 erging schließlich eine Entscheidung über die Entlassungen:

*»Folgenden Scheuerfrauen ist heute zum 15. März zu kündigen: Frau Scheffler, Pfeifer, Görbert, Köber, Beyer, Bartholomä, Tröger. In Folge einer Änderung in unserem Reinigungswesen haben wir keine Verwendung mehr für ihre Dienste. Den übrigen 4 Frauen (Richter, Roßner, Pickrodt, Gerber) ist folgender Akkordvertrag zum Unterzeichnen vorzulegen [...]»<sup>37</sup>«*

Nach welchen Kriterien die Frauen ausgewählt wurden, wird hier nicht ersichtlich; es war weder die Rücksicht auf zu ernährende Kinder noch auf den Familienstand, und auch die Arbeitsleistung war letztendlich nicht der entscheidende Punkt. Einerseits wurde die Witwe Scheffler mit mehreren Kindern bedenkenlos entlassen, andererseits die scheinbar schon gekündigte, als »unnütz« deklarierte Frau Richter weiterbeschäftigt. Sicher hingegen ist, dass durch die Entlassung der meisten ihrer Kolleginnen auf die verbliebenen Mitarbeiterinnen erheblicher Druck entstand. Denn die neuen Arbeitsverträge für die Scheuerfrauen bedeuteten eine beträchtliche Verschlechterung:

»

34 BACZ 703. p.1: Aufstellung über die Personalkosten für die Scheuerfrauen, undatiert, aus dem Aktenzusammenhang für das Jahr 1902 zu datieren.

35 Die Bedeutung der Abkürzung »W« ist ungeklärt.

36 BACZ 703. p.18: Mitteilung, undatiert, aus dem Aktenzusammenhang auf Anfang 1904 zu datieren.

37 Ebd. p.19: Notiz vom 29.2.1904.

## V. Barrieren

1. *Die Unterzeichneten Frauen übernehmen die Reinigung der Räume in den Zeißwerken im bisherigen Maßstabe nach den Anordnungen von Herrn Steinhauer gemeinsam im Akkorde.*
2. *Sie haben dafür zu sorgen, dass die Räume stets in guter Ordnung sind u. erhalten dafür jede einen Monatslohn von 20 M. Es wird dabei angenommen, dass diese Arbeit von 6 Frauen bei täglicher fünfstündiger Arbeit ausgeführt werden kann.*
3. *Überstunden werden nicht bezahlt, ebenso wie es den Frauen freisteht, wenn sie die Arbeit in kürzerer Zeit gut ausführen können, nach Hause zu gehen.*
4. *Die Frauen haben sich den Anordnungen ihres Vorgesetzten Herrn Steinhauer zu fügen und jederzeit eine von diesem nicht anerkannte Arbeit nochmals besser auszuführen.*
5. *Falls die Frauen ihre Pflichten trotz wiederholter Vermahnung nicht erfüllen, steht es den Zeisswerken frei, die Arbeit auf Kosten der Frauen anderweit ausführen zu lassen. [...]*<sup>38</sup>

«

Mit diesem Vertrag setzte man die Frauen, deren Reinigungsleistungen keinesfalls mit einem in ein Akkordschema passenden monotonen oder simplen Handgriffen vergleichbar waren, einem liberalistischen Wirtschaftsprinzip aus, und auch die Bezahlung verringerte sich erheblich. Wenn man von der damals üblichen sechstägigen Arbeitswoche ausgeht, schrumpfte der Verdienst von monatlich 24–27 Mark auf 20 Mark. Die einzige Ausgleichsmöglichkeit bestand im schnelleren Putzen, was jedoch nicht genau zu kalkulieren war, denn der Verschmutzungsgrad der Räume fiel sicher nicht an jedem Tag gleich aus, und die Maßgabe lautete, den gleichen Reinigungsstandard zu halten wie bisher. Es ist jedoch ein Trugschluss, davon auszugehen, dass die Putzfrauen sich bedingungslos den neuen Verhältnissen unterordneten, nur weil sie qua Status, Qualifikation und Geschlecht am unteren Ende der Betriebshierarchie angesiedelt waren.

Aus Notizen des Personalbüros gehen betriebliche Überlegungen hervor, die Sparpläne letztlich doch nicht ohne Rücksichtnahme auf die Frauen durchzusetzen:

*»Bei Frau Tröger bleibts bei der Kündigung, da die Familienverhältnisse günstige sind. Bei Frau Beyer ebenfalls, da diese keine Kinder hat und sich durch Schneidern oder Privataufwartungen noch Verdienste schaffen kann.«*<sup>39</sup>

In der Argumentation tritt die Auffassung zutage, dass die Frauen für ihren Lebensunterhalt ganz selbstverständlich mehrere geringfügige Beschäftigungen gleichzeitig anzunehmen hatten. Auch wenn ihre Arbeit de facto keine Nebentätigkeit mehr war, sondern sie als Hauptverdiennerinnen fungierten, blieb durch diese Aufsplitterung die kulturelle Norm gewahrt, eine volle Erwerbstätigkeit stehe nicht im Zentrum ihres Alltags und ihrer Identität. Auf diese Weise fiel es den Frauen außerdem schwer, sich mit ihrer Berufstätigkeit in demselben Maße zu identifizieren, als gingen sie nur einer einzigen geregelten Beschäftigung nach. Von der psychischen

38 Ebd. unpag.: Korrigierter Entwurf des Arbeitsvertrages, 29.2.1904.

39 Ebd. unpag.: Korrigierter Entwurf des Arbeitsvertrages, Rückseite, 29.2.1904.



Mehrbelastung abgesehen, förderte eine Existenz als ›Dienerin mehrerer Herren‹ die Bereitschaft, nicht etwa vermehrtes Engagement am Arbeitsplatz als Mittel für einen beruflichen Aufstieg zu wählen, sondern stattdessen – als weit verbreitete Strategie in weiblichen Erwerbsbiographien – die Stelle des öfteren gegen eine vermeintlich bessere einzutauschen. Während in der Firma Zeiss für männliche Arbeitnehmer der Weg eingeschlagen wurde, die Lehrlinge auch für die Zukunft eng an die Firma zu binden, sah die Situation für weibliche Beschäftigte – zumal auf den untersten Hierarchieebenen – gegenteilig aus. Für eine Mehrheit der Frauen, die nicht als Alleinverdienerinnen auftraten, mag diese Tatsache keine Einschränkung bedeutet haben; die gebotene Flexibilität brachte ihnen sogar manche Vorteile. Umso härter traf sie diejenigen unter ihnen, die für einen begrenzten Zeitraum oder dauerhaft als einzige Verdienerinnen ihres Haushalts auftraten. Eine der gekündigten Frauen konnte die Stelle schließlich doch behalten, »da der Mann nur Steinbrucharbeiter ist und drei unerwachsene Kinder da sind«<sup>40</sup>, und sie lobend als ordentlich und arbeitsam bezeichnet wurde. Noch für eine weitere Putzfrau war das Kriterium Fleiß schließlich ausschlaggebend für die Rücknahme; viel Interessanter ist jedoch die zweite Begründung:

*»Sie muss aber einen Verweis bekommen wegen ihres losen Mundwerks (zänkisch). Für diese würde es schwierig sein, durch Privataufwendungen Ersatz zu schaffen.«<sup>41</sup>*

Einerseits wird hier eine Disziplinierungsmaßnahme gefordert, die sich passender Weise auch noch auf eine Klischeevorstellung in Bezug auf Frauen, insbesondere Frauen aus dem Reinigungsmetier bezieht. Man denke nur an die Redensart von den ›zänkischen Waschweibern‹. Andererseits wird diese eindeutig als negativ wahrgenommene Charaktereigenschaft von den Vorgesetzten nicht nur hingenommen, sie wird auch als Begründung gegen eine Entlassung herangezogen. In deren Wahrnehmung ist Frau Scheffler so wenig umgänglich, dass sie in Privathaushalten kaum eingestellt würde. Darauf nimmt man bei Zeiss Rücksicht und akzeptiert die schwierige Arbeiterin, um sie nicht der Arbeitslosigkeit auszuliefern. Dieses Beispiel zeigt die realen Brüche in dem Bild von einer streng auf Unterordnung hin orientierten Arbeitsordnung. Es kann außerdem neben dem § 99 aus dem Stiftungsstatut als weiteres Anzeichen für das Überleben paternalistischer Züge in der Betriebsführung bei Zeiss gelesen werden. In Einzelfällen ging demnach die Fürsorge für Betriebsangehörige seltsame Argumentationswege; soziale Verpflichtungen führten zur Akzeptanz ansonsten unerwünschter Eigenschaften. Von der anderen Seite her betrachtet ist dieser Fall ein Indiz dafür, dass die strengen Hierarchien, fehlende Aufstiegs- und Integrationsmöglichkeiten in die Firma, sowie die männliche Dominanz in Anzahl und Qualifikationsniveau nicht in einer völligen Anpassung seitens der Frauen resultierten. In einer unlängst erschienenen Anekdotensammlung über verschiedene Begebenheiten bei Zeiss und Schott gibt es auch eine kleine Erzählung über den ehemaligen Werkleiter Hugo Schrade, in der eine Putzfrau bei Zeiss als ähnlich ›vorwitzig‹ charakterisiert wird wie jene soeben vorgestellte Scheuerfrau, die aufgrund ihres »losen Mundwerks« der Kündigung entging:

*»Staub war der größte Feind der Produktion. Hier mussten besondere Sauberheitskriterien eingehalten werden. Das begann bereits beim Betreten der Abteilung, setzte*

40 Ebd.

41 Ebd.

## V. Barrieren

*sich aber auch beim Aufenthalt in ihr fort. Den ganzen Tag war eine Putzfrau mit dem Säubern des Linoleums beschäftigt.*

*Eines Tages, als sie gerade mit dem Wischen der Abteilung und der Eingangszone fertig war, legte sie auch die Fußabtreter zurecht. Dazu gab es ein Schild, das zum Fußabtreten aufforderte, es hing aber an der kurzzeitig offenstehenden Eingangstür und war deshalb nicht zu lesen.*

*Hugo Schrade steuerte auf diese Tür zu und durchschritt sie, ohne sich die Schuhe abzutreten. Die Putzfrau, die ihn persönlich nicht kannte, sah die geltenden Festlegungen missachtet und pffft ihn mit den Worten zurück: »Auch wenn Sie einen schönen grauen Anzug tragen, müssen Sie sich die Schuhe abputzen!«*

*Dr. Schrade machte auf der Stelle kehrt, ging zurück und trat seine Schuhe ordentlich ab. Der allseits beliebte Abteilungsleiter Müller, im ganzen Werk »Skalenmüller« genannt, schoss aus seinem Büro und wollte sich für die Worte der Putzfrau entschuldigen. Doch Dr. Schrade sah ihn freundlich lächelnd an und meinte: »Das war doch in Ordnung! Was sein muss, muss sein! Ich bedanke mich bei ihr!«<sup>42</sup>*

Die Gegenüberstellung des Ranghöchsten in der Firma mit einer Person aus den untersten Hierarchiestufen, die so weit vom Zentrum der Macht entfernt ist, dass sie ihren »Herrscher« nicht einmal erkennt, trägt nicht zufällig schwankhafte Züge. Es wird das Bild vermittelt von der Putzfrau als so weit unten in der Betriebshierarchie stehend – quasi schon außerhalb von ihr – dass sie die Position des »Narren« einnimmt, und die entsprechende »Narrenfreiheit« genießt. Es ist letzten Endes nicht von Belang, ob sich die Geschichte auch tatsächlich so ereignet hat, wie sie bis heute weitergetragen wird. Wichtig daran ist, welche Wahrnehmungen von »der Putzfrau schlechthin« darin geschildert werden: sie ist sehr auf die Erfüllung ihrer Arbeitspflichten konzentriert und streng über ihr Ressort – die Ein- und Erhaltung der Sauberkeit – achtend, bis zu einem gewissen Grade ignorant, allerdings nicht völlig unwissend, da sie den Herrn im »schönen grauen Anzug« ja eindeutig als etwas »Höheres« identifizieren musste und dennoch unerschrocken ihren Standpunkt vertritt. In der Anekdote bedarf es offensichtlich keinerlei Erklärung, dass es gerade die Putzfrauen in einem Betrieb sind, die ganz eindeutig von allen als die Rangniedrigsten identifiziert werden – denn gerade auf diesem Kontrast der Protagonisten beruht die Pointe des Schwanks. Es ist daher auch kein Zufall, dass die Putzfrau die einzige namenlose Figur in der Geschichte ist. Und es ist ebenfalls kein Zufall, dass die möglicherweise fiktive Putzfrau dieser Anekdote ähnliche Eigenschaften zugeschrieben bekommt, wie die reale »zänkische« Putzfrau in der Diskussion um die Kündigungen.

Tatsächlich finden sich in den Quellen mehrere bemerkenswerte Belege für die Unangepasstheit und Unerschrockenheit dieser Frauen. Es mag teils daran liegen, dass sich die Frauen ihrer Außenseiterposition durchaus bewusst waren und sich diese zu Nutze machten; teils liegt es wohl auch darin begründet, dass sie an Vergünstigungen ohnehin nicht viel zu erwarten – somit kaum mehr als ihren schlecht bezahlten Job zu verlieren – hatten, den sie ohne viel Aufhebens genauso gut in einer anderen Firma oder in einem Privathaushalt antreten konnten. Für das vergleichsweise »aufmüpfige« Verhalten der Putzfrauen spielt ebenfalls eine Rolle, dass es sich bei den meisten

<sup>42</sup> Kaufmann, Ernst: Prof. Dr. h.c. Hugo Schrade – unser »Hugo«. In: Beck, Hans G. (Hg.): Menschen bei Zeiss und Schott. Episoden, Geschichten, Anekdoten. Sammlung des Seniorenclubs Schott Zeiss Jena e.V. Jena 2002. S. 14f.

um bereits erfahrenere, oft jenseits der 50 stehende Frauen handelte.<sup>43</sup> Sie hatten im Gegensatz zu den meist sehr jungen Arbeiterinnen und weiblichen Angestellten schon eine größere Portion an Lebenserfahrung und damit einhergehendem Selbstbewusstsein aufzuweisen.

Mit diesem Selbstbewusstsein nutzten die Putzfrauen bei Zeiss auch die seit der Weimarer Republik zusätzlich eingeführten Instrumente der politischen Interessenvertretung innerhalb und außerhalb der Firma. Die sozialpolitische Kommission bei Zeiss setzte sich 1921 für eine bessere Bezahlung und gegen eine Arbeitszeitverkürzung der Putzfrauen ein.<sup>44</sup> Doch auch die Frauen selber ergriffen die Initiative und spannten den außerbetrieblichen »Deutschen Transportarbeiter-Verband« ein, um mit der Geschäftsleitung über bessere Arbeitsbedingungen zu verhandeln, wie folgender Brief zeigt:

*»Deutscher Transportarbeiterverband, Ortsverwaltung Jena. Jena, den 19. 2. 1921  
Unterzeichnete Organisation teilt der Firma Carl Zeiss folgendes mit. Die am  
15. 2. 21 abgehaltene Versammlung der Scheuerfrauen Ihres Betriebes stellte einmütig  
den Antrag an die Organisation des deutschen Transportarbeiterverbandes mit  
der Firma Carl Zeiss in 2 Forderungen zu verhandeln:*

- 1. Aufhebung der reduzierten Arbeitszeit*
- 2. Lohnaufbesserung pro Stunde 3 Mark neben der bestehenden Kinderzulage.*

*Zu Punkt 1 wurde begründet, dass genügend Arbeit vorhanden wäre, das die Scheuerfrauen durch die reduzierte Arbeitszeit es nicht möglich ist, die Abteilungen so rein zu halten, wie es im Interesse der Allgemeinheit notwendig wäre. Zu Punkt 2 ist die wirtschaftliche Not der Frauen groß, und es ist nicht möglich bei den jetzt bestehenden Löhnen wirtschaftlich auszukommen. Weiter besteht die Tatsache das in anderen Industriebetrieben hierorts weit höhere Löhne bezahlt werden als gefordert wurde.*

*Unterzeichnete Organisation erbittet um Angabe des Verhandlungstermines betreffs der angegebenen Forderungen. [...]»<sup>45</sup>*

Mit diesen Forderungen hatten die Putzfrauen allerdings im Krisenjahr 1921 keinen Erfolg und die Arbeitszeitverkürzung von 45 auf 33 Wochenstunden wurde durchgesetzt. Sechs Monate später holten sie sich dann abermals Unterstützung; diesmal von einem Vertreter des Betriebsrates und einem Vertreter des Erwerbslosenrates Jena.<sup>46</sup> Diese beiden setzten sich beim Wirtschaftsministerium in Weimar dafür ein, den Frauen rückwirkend wenigstens die Kurzarbeiterunter-

43 BACZ 711. Löhne, Arbeitszeit und Altersversorgung der Scheuerfrauen. 1920–1939. In einer handschriftlichen Liste (undatiert, laut Aktenzusammenhang auf das Jahr 1921 zu datieren) wurden die damals 42 bei Zeiss beschäftigten Putzfrauen mit Angaben über Namen, Familienstand, Beschäftigungsstatus des Ehemannes und Kinderzahl erfasst. Von diesen 42 waren nur 3 ledig, die anderen verheiratet bzw. verwitwet. 31 hatten 1 oder mehrere Kinder unter 14 Jahren. BACZ 711. Löhne, Arbeitszeit und Altersversorgung der Scheuerfrauen. 1920– 1939. p.28. In einer tabellarischen Erfassung vom 16.8.1928 wurden insgesamt 64 »Aufwartefrauen« gezählt, von denen nur 6 Frauen unverheiratet waren, von ihnen waren 3 ledige Mütter. 27 Frauen waren verwitwet, 11 Frauen waren geschieden bzw. lebten getrennt. 34 von den 64 Frauen waren zwischen 32 und 49 Jahre alt, 13 Frauen zwischen 50 und 60 Jahren, die jüngste war 22 Jahre, die älteste 75 Jahre alt.

44 Vgl. BACZ 711. p.5/p.6: Mitteilungen vom 15. und 16.3.1921.

45 BACZ 711. p.9: Brief des Deutschen Transportarbeiter-Verbandes an Fa.Carl Zeiss vom 19.2.1921.

46 Vgl. BACZ 711. p.11: Brief an Fa. Carl Zeiss vom 13.8.1921.

## V. Barrieren

stützungszahlungen zu gewähren. In Weimar wies man das Gesuch zurück mit der Begründung, trotz der mündlichen Zusage des Personalchefs Schomerus, die alleinstehenden Frauen wieder voll zu beschäftigen, handle es sich in jenem Fall nicht um vorübergehende Kurzarbeit, sondern dauerhafte Arbeitszeitverkürzung. 1921/22 waren Jahre des extremen wirtschaftlichen Drucks, den auch die Scheuerfrauen zu spüren bekamen. Um so energischer kämpften sie um die Erhaltung ihrer Arbeitsplätze und angemessener Bezahlung. Obwohl sie mit den Lohnforderungen keinen Erfolg hatten, gelang es ihnen zumindest, im ständigen Bewusstsein ihrer Vorgesetzten zu bleiben und die ein oder andere Entlassung zu verhindern. In der Auseinandersetzung um die Kündigungen gerieten schließlich sogar der Abteilungsleiter Franke mit dem Personalchef Schomerus in Streit. Franke legte am 31. 12. 1921 schriftlich bei Schomerus Beschwerde gegen die Entlassung einiger Putzfrauen ein, »speziell in 2 Fällen, wo Sie [Schomerus, E. C.] auf die soziale Lage gar keine Rücksicht genommen haben, die Sie doch bei Frauen im Betriebe immer mit in den Vordergrund stellen.«<sup>47</sup> Hier also auch wieder ein Hinweis auf die Betriebskultur der besonderen Schutzwürdigkeit beziehungsweise Schutzbedürftigkeit des weiblichen Teils der Belegschaft. Schomerus wies Franke allerdings zurecht und berief sich dabei ebenfalls auf die Firmengepflogenheiten, nämlich diejenige, langjährige Beschäftigte vor Kündigungen möglichst zu schützen. Der Einsatz der Putzfrauen für ihre Interessen machte also durchaus Sinn und brachte den Spielraum in punkto Kündigungen zu Tage, der in der Firma trotz der angespannten Wirtschaftslage noch bestehen blieb.

*»[...] Sie hätten also Zeit genug gehabt, Bedenken geltend zu machen, sowohl bezüglich der einzelnen Personen als auch bezügl. der Sache an sich. Ich habe die Kündigung schließlich ausgesprochen, weil ich annahm, damit in Ihrem Sinne zu handeln. Wir kündigen natürlich nicht, wenn wir mit der Kündigung Interessen der Firma u. damit der Allgemeinheit erheblich beeinträchtigt werden. Das ist bei einer der von Ihnen gewünschten Kündigung zweifellos der Fall, wie Sie wissen. Oft sind die Sch.Frauen schon so lange bei uns, dass es u.E. gegen die guten Sitten verstoßen würde, wenn wir ihnen kündigen würden.*

*Da Sie gegen die Kündigung der Scheuerfrauen Protest einlegen, bin ich bereit, sämtliche zurückzuziehen. [...]»<sup>48</sup>*

Wie sehr gerade die schlecht bezahlten weiblichen Reinigungskräfte in den Teuerungs Jahren 1921/22 unter Druck standen, zeigt noch ein weiteres Beispiel aus den Akten. Eine Wäscherin wurde des Diebstahls mehrerer Handtücher aus Firmeneigentum überführt:

*»Fr. Schleich<sup>49</sup> giebt an, daß sie von Fr. Witte<sup>50</sup> 150 M geliehen hatte. Da diese auf Rückzahlg. drängte, hat ihr Fr. Schleich Handtücher als Pfand gegeben, teils eigene, teils solche von Zeiss. Frau Schleich hat d. Betrag zurückgezahlt, als es jetzt die Nachzahlung vor Ostern gab. Die bei der Haussuchung beschlagnahmten Handtücher haben z. T. der Frau Witte selbst gehört, der sie daher auch zurückgestellt*

47 BACZ 711. p.18: Mitteilung Franke an Schomerus vom 31.12.1921.

48 Ebd. p.14: Mitteilung Schomerus an Franke vom 2.1.1922.

49 Name geändert.

50 Name geändert.

*word[en] sind. Angeblich haben nur 10 der Firma gehört. 17 J[ahre] war Fr. Schleich b[ei] d[er] F[irm]a als Wäscherin.<sup>51</sup>«*

Bei einer Belegschaft von mittlerweile an die 5000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern zu Beginn der 1920er Jahre<sup>52</sup> ist es nicht verwunderlich, dass es auch hin und wieder Probleme mit der Entwendung von Firmeneigentum gab. Doch das Besondere an jenem Vorfall ist, dass er sehr eindrücklich die materielle Not in jener Zeit vermittelt und die Perspektive der Putzfrauen verdeutlicht. Wenn der Arbeitslohn allein nicht ausreichte, und es dazu noch zum Zahlungsverzug von Seiten der Firma kam, waren manche Frauen darauf angewiesen, sich Geld zu leihen. Schließlich nahm sogar der Personalchef Rücksicht auf die verzweifelte Lebensumstände der Frauen beim Reinigungspersonal und beließ es in diesem Fall mit einer Verwarnung der Wäscherin, die sicherlich bereits durch die Hausdurchsuchung und die Hinzuziehung der Kriminalpolizei reichlich Beschämung erfahren hatte.

Eine weitere Begebenheit aus der Wäscherei charakterisiert die Frauen in der Wäscherei als »unerschrockene« Mitarbeiterinnen, die aus ihrer wörtlichen wie sinngemäßen Randposition im Schatten des Großbetriebes einen möglichst großen Nutzen zu ziehen versuchten. Andererseits wird besonders deutlich, welche Anstrengungen gerade diese geringst bezahlten Frauen auf sich nehmen mussten, um Berufs- und Familienarbeit zeitlich überhaupt bewältigen zu können – und dabei soviel an Energie und finanziellen Ressourcen einzusparen wie irgend möglich. Gelegenheit hierzu bot sich den Wäscherinnen in ihrem sonst kaum wahrgenommenen Arbeitsalltag durch die Mitnutzung der Firmeneinrichtungen für ihre privaten Zwecke. Probleme entstanden ihnen allerdings, nachdem die Fabrikpflegerin der Firma bei einem Kontrollgang in der Wäscherei folgende Entdeckungen gemacht hatte:

»

1. *Die Waschfrauen waschen in großem Umfang ihre eigene Wäsche in der Wäscherei. Es fand sich z. B. ein Morgenrock von Frau Feuerstein, ein Haufen Strümpfe, eine Strickjacke, 6–8 mal Bettwäsche des Frl. Benner und ein Haufen Handtücher.*
2. *Es fand sich ein Plätteisen der Frau Feuerstein vor, so dass anzunehmen ist, dass mit diesem Plätteisen die Privatsachen der Frauen geplättet werden.*
3. *Die Waschfrauen bleiben auch häufig nach Schluss der Arbeitszeit in dem Waschraum. »Wer zuletzt fertig ist, schließt ab.« Gemütliches Zusammensein mit Strümpfestopfen.*
4. *Die Frauen baden sich mehrmals in der Woche während der Arbeitszeit in der Badewanne. [...]*

*Es wird festgestellt, dass alle Frauen, auch Frau Klee, für sich Wäsche gewaschen haben. Äußerung von Frl. Benner: »Mir ist es so vorgemacht, ich habe es nachgemacht«. Auch haben die Frauen ihre Wäsche in der Waschküche gerollt. Herrn Hess*

51 BACZ 711. p.10: Mitteilung vom 21.3.1921.

52 Vgl. Tabelle mit den Beschäftigtenzahlen bei Zeiss 1905/06 – 1944/45. In: Walter, Rolf: Zeiss 1905–1945. (Carl Zeiss. Die Geschichte eines Unternehmens. Hrsg. von Wolfgang Mühlfriedel und Rolf Walter. Band 2). Köln 2000. S. 34.

## V. Barrieren

*wird aufgegeben, in Zukunft besser nachzusehen und auf Ordnung zu halten. Frau Klee soll in seiner Abwesenheit die Aufsicht führen. [...]»<sup>53</sup>«*

Die Waschfrauen nutzten ihren Arbeitsplatz und dessen Infrastruktur, die sie zu Hause sicher nicht hatten, so intensiv wie möglich, um ihre eigenen Hausarbeiten – allem voran die zeitraubende Wäschepflege – mit zu erledigen. Das schien schon einige Tradition zu haben und wurde intern von den direkten Vorgesetzten wohl auch geduldet. Was hier etwas abschätzig als »gemütliches Zusammensein mit Strümpfestopfen«<sup>54</sup> bemängelt wurde, gemahnt an die gesellige Komponente traditionaler weiblicher Gemeinschaftsarbeitsrunden wie z. B. den Spinnstuben.<sup>55</sup> Frauen trafen sich an einem Ort, um ihre Handarbeiten zu verrichten und gleichzeitig auf diese Weise an den Kosten für Heizmaterial und Beleuchtung zu sparen. Selbstverständlich waren solche Arbeitstreffen gleichzeitig Kommunikationsveranstaltungen, die ein gewisses Äquivalent für die den Männern vorbehaltenen Wirtshausbesuche darstellten. Mit dem Unterschied, dass die Männer sich zum reinen Vergnügen treffen konnten, ohne gleichzeitig noch Arbeiten zu erledigen. Die Zeissche Variante der weiblichen Handarbeitsrunde in der Wäscherei bedeutete für den modernen Industriebetrieb einen Anachronismus, der nicht mehr geduldet werden sollte.

Aus den 1920er und 30er Jahren sind vom weiblichen Dienstleistungspersonal mehrere Bittbriefe um Lohnerhöhungen oder Erleichterungen der Arbeitsbedingungen erhalten<sup>56</sup>, was ein Hinweis darauf ist, dass die Lebensbedingungen für diese Frauen stets prekär blieben, trotz manchen Entgegenkommens von Seiten der Firma. Vom März 1936 stammt ein Brief der Garderobenfrauen aus dem Volkshaus<sup>57</sup>, in dem sie ihre Arbeitsbedingungen und soziale Lage schildern:

*»[...] Die Geschäftsleitung gewährt uns für unsere Arbeit, die man doch eigentlich als Nachtarbeit ansehen darf, einen Stundenlohn von 30 Pfg. Wenn wir auch zugeben müssen, daß diese Arbeit keine zu schwere ist, so ist es doch gewiß, daß sie anstrengend, vor allem aber sehr aufreibend ist, zumal unsere Anwesenheit sehr oft bis in die spätesten Abendstunden, sogar die ganze Nacht hindurch bis zum nächsten Morgen erforderlich ist. Wenn man bedenkt, daß wir in dieser langen Zeit darauf angewiesen sind, mindestens noch einmal essen zu müssen, so ist das für uns eine*

53 BACZ 1153. Protokoll des Kontrollbesuchs der Fabrikpflegerin in der Wäscherei vom 15.12.1930.

54 Ebd.

55 Birgit Althans verbindet in ihrer Untersuchung die verschiedenen Formen traditionaler weiblicher (Hand-)arbeiten, wie z. B. das Waschen und das Ausbessern, und stellt fest, dass besonders bei diesen gemeinschaftlich ausgeführten, langwierigen und monotonen Arbeiten das Geschichtenerzählen und »Klatschen« ein konstitutives Element ist: »Damit ist der Klatsch beim Waschen Teil der oralen Traditionen des arbeitsbegleitenden Liedersingens und Geschichtenerzählens, was Untersuchungen von Volkskundlern, Historikern und Ethnologen, die sich mit oralen Traditionen von neuzeitlichen Arbeitsöffentlichkeiten beschäftigt haben, bestätigt haben. [...] Walter Benjamin erklärt, wie sehr das Geschichtenerzählen und das Erinnern an die kontinuierliche Beschäftigung der Hände gebunden ist; orale Traditionen wie Spinnstubengeselligkeiten zeigen, dass die Organisation der kollektiven Verrichtung monotoner Handarbeiten ohne das vorzeitige Engagement von Geschichtenerzählern undenkbar ist.« Althans, Birgit: Der Klatsch, die Frauen und das Sprechen bei der Arbeit. Frankfurt/Main 2000. S. 42.

56 z. B. BACZ 711. p.49: Bitte der Aufwartefrauen um Erhöhung der Weihnachtsbeihilfe 1935 vom 11.12.1935, ebd. p.65: Bitte der Frauen vom Hausdienst um Ausgleich der Überstunden vom 8.5.1939.

57 Das Volkshaus in Jena besteht seit 1903, wurde auf Betreiben Ernst Abbes errichtet und durch die Zeiss-Stiftung finanziert. Der große Komplex hinter dem ehemaligen Zeiss-Hauptwerk beherbergte seit seiner Errichtung unter anderem eine öffentliche Bibliothek und einen großen Veranstaltungssaal. Vgl. Liebold, Birgit/Franz, Margret (Hgg.): Volkshaus Jena 1903–2003. Versuch einer Chronik. Quedlinburg 2003.

*doppelte Ausgabe, auch wenn wir noch so einfach leben. Wir sind alle sehr arme Frauen, zum Teil sind unsere Männer ohne Arbeit, zum Teil sind wir Wittwen ohne sonstigen Erwerb. [...]*<sup>58</sup>«

Doch bei weitem nicht in allen Fällen entsprach die Geschäftsleitung den zahlreich vorgebrachten Bitten, und bei allem Bemühen um eine soziale Firmenpolitik gegenüber den »armen Frauen«, orientierte man sich doch ganz selbstverständlich an den Prinzipien bestmöglicher Wirtschaftlichkeit und überwachte deren Arbeitsleistung regelmäßig auf das Allerstrengste. Dieser Logik folgend wurden etwa im Jahr 1929 die Scheuerfrauen überprüft und daraufhin eine Empfehlung abgegeben, sieben der Frauen zu entlassen, weil sie zu alt, schwach, kränklich, zu »dick, daher unbeholfen«<sup>59</sup> oder aufgrund ihrer Schwächlichkeit nur »schlecht zu verwenden«<sup>60</sup> seien. Insgesamt gesehen waren die Frauen im Dienstleistungsbereich des Zeiss-Betriebes die Gruppe mit den niedrigsten Löhnen – doch ihre Kolleginnen im Jenaer Glaswerk verdienten noch weniger. Dennoch machte ein Angestellter<sup>61</sup> der Personalabteilung bei Schott sich Gedanken über eine möglicherweise überhöhte Bezahlung des putzenden Personals:

*»[...] Die Scheuerfrauen bei Zeiss verdienten vor dem Kriege 28 Pfg. die Stunde.*

*Bei der vorletzten Lohnregulierung erhielten sie 30 Pfg. die Stunde. Wir waren bei Schott gezwungen diese Bezahlung zu übernehmen, obwohl sie im Verhältnis zu der Bezahlung der im Betrieb beschäftigten Frauen sehr hoch war.*

*Wir haben jetzt festgestellt, dass bei Zeiss aber zu diesem Lohn noch je nach der Kinderzahl 2,4 und 6 Pfg. Zuschlag gewährt werden. Auf diesen Lohn sind jetzt 20 % zugeschlagen worden. Es werden also den Scheuerfrauen bei Zeiss jetzt Stundenlöhne von 36 bis 43 Pfg. gezahlt, d. h. 128 bis 153 % der Friedensbezahlung. Ich habe gegen eine derart hohe Bezahlung der Scheuerfrauen grosse Bedenken, da die Bezahlung weit über dem liegt, was wir unseren ständig beschäftigten Frauen und Mädchen im Lohn zahlen. Unsere Akkordarbeiterinnen verdienen bei intensiver Arbeit (Verarbeitung von täglich 7000 Gläsern) pro Std. durchschnittlich 47 Pfg. Diese Bezahlung ist aber nicht niedrig, da im Frieden bei gleicher Leistung etwa 40 Pfg. im Durchschnitt verdient wurden. Es wird deshalb höflichst um Nachprüfung der Bezahlung der Scheuerfrauen gebeten. [...]*<sup>62</sup>«

In der Argumentation tritt deutlich zutage, dass die Akkordarbeiterinnen im Glaswerk nur unwesentlich mehr verdienten als die Reinigungskräfte, und anstatt das Problem in der generell schlechten Bezahlung der weiblichen Arbeitskräfte insgesamt zu sehen, wurde selbstverständlich versucht, die Löhne der Putzfrauen nach unten hin zu korrigieren, damit man bei Schott nicht fürchten musste, seine Scheuerfrauen an die etwas besser zahlende Schwesterfirma zu verlieren.

58 BACZ 711. p.51: Mitteilung der Garderobenfrauen an die Geschäftsleitung vom 30.3.1936.

59 BACZ 711. p.3: Liste überprüfter Scheuerfrauen vom 13.5.1929.

60 Ebd.

61 Unterschrift unleserlich.

62 BACZ 711. p.26: Schreiben der Personalabteilung des Jenaer Glaswerks an die Geschäftsleitung der Firma Carl Zeiss vom 25.11.1924.

## Die Lebenserinnerungen der Putzfrau Alma Auer

Die meisten Kenntnisse über den Arbeitsalltag und die Lebensumstände der Putzfrauen jener Zeit gehen nur implizit aus den vom Personalbüro erstellten Firmenakten über Löhne und Arbeitszeit, oder aus den einzelnen Bittschreiben der Frauen an die Geschäftsleitung hervor. Umso höher ist der Wert einer Quelle einzuschätzen, welche die Perspektive der handelnden Subjekte ganz direkt freilegt und über die Fragen nach Bezahlung und Arbeitszeit hinausgeht. Daher sollen im Folgenden die schriftlichen Lebenserinnerungen der Aufwartefrau Alma Auer<sup>63</sup> ausführlich vorgestellt werden. In einer Retrospektive auf ihr Arbeitsleben fasst sie pointiert, sehr eindrücklich und durchaus kritisch ihre zwanzig Jahre bei Zeiss zusammen. Die Umstände ihres Firmeneintritts, die Hauptsorgen im Alltag und ihre Sicht auf die Umwelt sind sicherlich typisch für eine Vertreterin der Generation, die als Erwachsene mit den Konsequenzen des Ersten Weltkriegs konfrontiert, und die dann über Inflations- und Krisenjahre hinweg im Alter auch noch dem Zweiten Weltkrieg ausgesetzt war:

*»Als Aufwartefrau habe ich den Zeißwerken 20 1/2 Jahre gedient. Mein Mann Eduard Auer ist am 11. April 1917 in Frankreich gefallen. Ich stand da, 39 Jahre alt mit 4 Kindern. Der älteste Fritz wurde 18 Jahr, der jüngste ging noch in die Schule.«<sup>64</sup>*

Besonders eingepägt haben sich die Gefühle aus den schlimmsten Notjahren, das Ausgeliefertsein an die Entscheidung des Wohlfahrtsamtes, die Empörung über die Unverschämtheit der Beamten und die umso größere Genugtuung, sich schließlich doch aus eigener Kraft das dringend benötigte Paar Schuhe selbst kaufen zu können:

*»Nun wie ich ins Zeißwerk kam: Ich hatte bei der Fürsorgestelle Antrag auf ein Paar Schuhe gestellt. Da wurde mir frech gesagt: Wenn mich meine Kinder nicht genügend unterstützten, sollte ich sie nausschmeißen. In unserer nächsten Versammlung habe ich das vorgebracht, wo ich dann zum Stadtrat Hädrich geladen wurde. Denn ich wollte ja arbeiten und keine Almosen empfangen. Wo mich dann Stadtrat Hädrich bei der Firma Zeiß untergebracht hat. Da habe ich dann für mein verdientes Geld ein Paar Schuhe im Laden unter dem Johannistor gekauft (Marke Salamander), welche ich heute noch im Garten anziehe, und immer daran denke.«<sup>65</sup>*

Den Arbeitsalltag erinnert die Putzfrau als körperlich sehr anstrengend. Die durchweg männlichen Vorgesetzten werden meist positiv geschildert, aber ohne eigentliches Verständnis für die technischen Erfordernisse und Arbeitsabläufe beim Putzen. Mit leiser Ironie erzählt Alma Auer die Begegnung mit den »Obersten« in der Firma. Es wird deutlich, welches Selbstbewusstsein

<sup>63</sup> Im Bestand des Unternehmensarchivs Carl Zeiss Jena befinden sich zwischen 36 autobiographische Aufzeichnungen von ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Die Mehrzahl der Berichte wurde im Jahr 1955 verfasst und an die Firma eingereicht, die letzte stammt aus dem Jahr 1959. Aus einigen Lebenserinnerungen geht hervor, dass in der Werkszeitung ein Aufruf an die Zeiss-Pensionäre ergangen war, ihre Erinnerungen an die Zeit in der Firma niederzuschreiben und einzureichen. Nur zwei der Lebenserinnerungen stammen von Frauen: die der Putzfrau Alma Auer (BACZ 18800), und diejenige der Fabrikpflegerin Elisabeth Heintzen (BACZ 18820), siehe Kap. IV.2.

<sup>64</sup> BACZ 18800. Erinnerungen der Zeiss-Pensionärin Alma Auer. 11.7.1955.

<sup>65</sup> Ebd.



eine einfache Reinigungsfrau aufbringen musste, um – im Arbeitskittel, wortwörtlich »auf den Knien« und mit schmutzigen Händen – die Herren im Anzug anzusprechen und ihr Anliegen vorzubringen. In Erinnerung ist aber auch noch ausdrücklich der Stolz auf die deutlich sichtbaren Ergebnisse der geleisteten Arbeit – so gering diese auch innerhalb der Betriebshierarchie eingeschätzt worden sein mag:

*»Unser Meister war Herr Sander, der Obermeister Steinhauer, ein alter lieber Mann, aber Schrupper zum sauber machen durften nicht eingeführt werden. Alles mußte auf den Knien gemacht werden. Dazu noch mit kaltem Wasser. Einmal scheuerten wir in einem großen Maschinenraum schmierig und ölig, da kam Herr Kotthaus und Herr Opitz durch den Saal. Ich faßte Mut mit meinen schmierigen Händen und Scheuerlappen und fragte: Könnten die Herren nicht bewerkstelligen und uns zum Scheuern warmes Wasser beschaffen. Herr Kotthaus sagte: Ja, da müssen Sie sich an die zuständige Stelle wenden. Und das war Opitz. Nun, es dauerte vielleicht ein viertel Jahr, schon waren Wagen mit aufgeschraubten Fässern da. In einem Fasse war heißes Wasser und in den andern aufgelöste Soda. Wir waren stolz, wenn der gescheuerte Saal schön sauber fertig war und nicht verschmiert aussah. Paul Kaufmann und Karl Volkert mußten uns fortwährend Wasser zufahren. Wir mußten früh 5 Uhr zur Stelle sein, eine Stechuhr gab die Zeit an, wer ein bar Minuten zu spät kam, dem wurde 1/4 Stunde abgezogen. Von 7 – 1/2 8 Uhr war Frühstückspause.«<sup>66</sup>*

In einer knappen Passage scheint eine weitere Problematik im Arbeitsalltag der Putzfrauen auf: sie sind einerseits Außenstehende im Betrieb, weil sie weder in die Produktions- noch in die Verwaltungsprozesse einbezogen sind, weil sie altersmäßig und vom niedrigen sozialen wie finanziellen Status her sich von den übrigen Frauen in der Firma abheben, weil ihre Arbeitszeiten sich nur teilweise mit den anderen im Werk überschneiden. Und doch sind sie »mittendrin« in der Firma, denn außer den höchsten Chefs und den Hausmeistern haben meist nur sie Zutritt zu allen Gebäuden und allen Räumen, können sich im Rahmen ihrer Tätigkeit quasi frei bewegen. Die Kombination all dieser Faktoren konnte zu einem generellen Misstrauen gegenüber den Putzfrauen führen, wann immer Gegenstände im Werk als beschädigt oder gar vermisst galten. Im Zweifelsfall waren es immer die Putzfrauen:

*»Eine Zeit lang kamen fortwährend Cigarren weg in den Confirenzzimmern. Der Verdacht kam auf uns. Trotzdem Herr Steinmann und Herr Sander uns in Schutz nahmen. Eines Tages in der Frühstückspause brachte Herr Sander den Cigarrendieb an den Schuldern angefaßt, und stellte ihn uns vor. (Er war erfaßt.)«<sup>67</sup>*

Die Jahre des Nationalsozialismus ließen auch den Arbeitsalltag von Alma Auer nicht unberührt. Mit ihrer Bitte um zwei Wochen Urlaub wurde sie unversehens in eine kleine propagandistische Aktion der NS-Frauenschaft verwickelt, aber der Zufall kam ihr zu Hilfe und so musste sie nicht mit ihrem Gesicht und Namen als Zeugin für die vermeintlichen Wohltaten der nationalsozialistischen Organisation herhalten:

---

<sup>66</sup> BACZ 18800.

<sup>67</sup> Ebd.

## V. Barrieren

*»Urlaub krichten wir nicht. Unser Sander sagte: Ihr habt genug Urlaub von nachmittags 2 Uhr ab. Aber daß wir früh 1/2 4 aufstehen mußten, das wurde nicht bedacht. Ich war die älteste in unserer Abteilung, deshalb sollte ich 14 Tage Urlaub kriegen. Von der Frauenschaft wollte mich eine Frau vertreten. Na gut, sie wurde in ein Büro getan und meine Arbeit mußten unsere Frauen mit machen. Als die 14 Tage um waren, wollte sie sich mit mir vor dem Zeißwerke Haupteingang Teichgraben fotografieren lassen, was der Pförtner aber nicht zugelassen hat. Hier wird nicht fotografiert und wollte der anderen Frau den Aparat wegnehmen, wo es noch eine Rauferei gab. Mir war es gerade recht, das ich nicht durch Händedruck meinen Dank aussprechen und fotografieren lassen mußte. Denn im Grunde hatte sie ja gar nicht meine Arbeit gemacht.<sup>68</sup>«*

Auch das bislang nur wenig beleuchtete Thema der Zwangsarbeiterinnen bei Zeiss hat sich mit einer kurzen, aber prägnanten Episode ungeschönt in Alma Auers Erinnerungen festgesetzt. Diese knappe, gleichzeitig sehr bewegende Schilderung lässt aufhorchen, weil sie die These vom menschlichen Umgang mit den Zwangsarbeitern bei Zeiss – zumindest der westlichen Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter – doch mit einem Fragezeichen versehen. Gleichzeitig kommt die Frage auf, welche innerlichen Verarbeitungs- oder Verdrängungsprozesse die tägliche Begegnung mit den ZwangsarbeiterInnen im Werk bei den Einheimischen auslöste :

*»Noch etwas was mir zu Herzen ging. Wir hatten eine Zeit lang Russen und Belgier Frauen dabei, welche in der Frühstückspause nichts zu essen hatten. Uns war es streng verboten, wir durften nichts von unserem Brote abgeben, etliche weinten, es war herzerreißend das anzusehen. Ich fragte ob sie nichts krichten. Die Antwort war: Die kriegen Abends. Wenn sie nun alles aufessen und nichts aufheben, ist ihre Schuld.<sup>69</sup>«*

Zum Abschluss dieser kurzen Arbeitsautobiographie kommen auch noch ein paar schöne Erinnerungen an Betriebsausflüge mit dem Autobus auf. Bei aller Schlichtheit und scheinbarer Zurückhaltung dieser Zeilen scheint doch durch, dass Alma Auer im kollektiven Gedächtnis der Firma, wenn auch keinen eigenen Platz, dann doch zumindest ein »Plätzchen« für sich in Anspruch nehmen will. Ansonsten hätte sie sich auch nicht die Mühe gemacht, noch 13 Jahre nach ihrem Ausscheiden aus dem Betrieb dem Aufruf aus dem Zeisswerk zu folgen und ihre persönlichen Erinnerungen als Putzfrau somit als genauso erinnerungswürdig einzustufen, wie die eines Linsenschleifers, eines Konstrukteurs oder eines anderen höheren Angestellten. Die 77-Jährige gab ihren handgeschriebenen Brief am 13.7.1955 direkt beim Pförtner<sup>70</sup> ab, in der Hoffnung, man möge sich für ihre Aufzeichnungen interessieren:

*»So, das sind meine hauptsächlichen Erinnerungen während meiner Tätigkeit im Zeißwerke. Hoffentlich findet meine kleine Niederschrift noch ein Plätzchen.*

---

<sup>68</sup> Ebd.

<sup>69</sup> BACZ 18800.

<sup>70</sup> Handschriftlicher Vermerk auf der ersten Seite der Lebenserinnerungen Alma Auers: »eing. 13.7.55, Ph [Namenskürzel], Entgegennahme vom Pförtner«. BACZ 18800. Lebenserinnerungen der Zeiss-Pensionärin Alma Auer, 11.7.1955.

*Frau Alma Auer, geb. 27.9.77 in Storcksdorf Kreis Rudolstadt. Schule besucht in Milbitz bei Paulinzella. Im Zeißwerk eingetreten am 19.4.22, ausgeschieden am 24.9.42. 20 1/2 Jahr gedient.<sup>71</sup>«*

## V.3. Geschlecht und Verdienst

Es stellt sich die Frage, inwieweit der Wunsch nach beruflicher und finanzieller Weiterentwicklung für die Frauen sich zur Barriere auf dem Erwerbsweg entwickeln konnte. Dieser Punkt könnte auch neue Aspekte liefern für den genauen Blick auf die konkreten Ursachen für die häufig konstatierte hohe Fluktuationsrate<sup>72</sup> der Frauen in den Betrieben – jenseits von Verheiratung und Schwangerschaft. Die Frage hinsichtlich einer besseren Bezahlung und gehobenen beruflichen Position scheint für den untersuchten Zeitraum 1900–1950 zunächst naiv, wenn man davon ausgeht, dass während der vielen Krisenperioden in diesen Jahrzehnten es für die Mehrzahl der Beschäftigten ein Anliegen war, überhaupt eine Arbeitsstelle zu finden und zu behalten. Allerdings wäre es voreilig, den weiblichen Arbeitssuchenden pauschal ein niedriges Anspruchsniveau in Bezug auf ihren Arbeitsplatz zu unterstellen, denn das hieße, den erwerbstätigen Frauen keinen Status als in ihrem Eigeninteresse selbständig handelnde und denkende Menschen anzuerkennen, die auch unter schwierigsten Voraussetzungen stets mehr im Blick hatten als die pure Befriedigung der Primärbedürfnisse nach Nahrung und Wohnung. Nur weil de facto die weiblichen Arbeitskräfte meist am untersten Ende der Lohn- und Berufsskala angesiedelt waren<sup>73</sup>, lässt das nicht darauf schließen, dass sie sich alle fraglos damit zufrieden gaben und nicht auch eigene Strategien entwickelten, um sich innerhalb der begrenzten Wahlmöglichkeiten noch die für sie beste Alternative herauszufinden. Anhand von kleineren Fundstücken soll noch einmal das Thema der Bezahlung und der Aufstiegsmöglichkeiten weiblicher Arbeitskräfte pointiert beleuchtet werden, in einem Betrieb, der ansonsten wegen seiner überdurchschnittlichen Bezahlung überregional bekannt war.

### Schlechte Bezahlung bei Zeiss?

Bereits 1911 bestand in Jena eine Ortsgruppe des »Kaufmännischen Verbands für weibliche Angestellte e. V.«<sup>74</sup>, dem reichsweit mitgliederstärksten Verein für weibliche Angestellte<sup>75</sup>, dessen

<sup>71</sup> BACZ 18800.

<sup>72</sup> Beispielsweise konstatiert Birgit Kasten für das Jahr 1951 im optischen Betrieb der Firma Zeiss eine jährliche Fluktuationsrate von 20 % unter den Frauen. Vgl. Kasten, Birgit: Krisen, Kinder, Wirtschaftsmacht. In: Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. S. 179.

<sup>73</sup> An dieser Stelle zur Orientierung ein Einblick in die Lohnsituation der Arbeiterinnen und Arbeiter in der Optischen und feinmechanischen Industrie im Jahr 1936 (Wochenverdienst in Reichsmark): Facharbeiter: 52,81; Angelernte Arbeiter: 42,89; Hilfsarbeiter: 35,56; Arbeiterinnen: 25,01. (Quelle: Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches 1936. Nach: Winkler, Dörte: Frauenarbeit im »Dritten Reich«. S. 203.

<sup>74</sup> Die weiblichen Angestelltenvereine entstanden seit dem Ende des 19. Jahrhunderts als Pendant zu den Männern vorbehaltenen »Beamtenvereinen«, da diese bis in die 1930er Jahre hinein männerbündische Geselligkeitsformen pflegten und die Frauen als ungeliebte Konkurrenz betrachteten. Vgl. hierzu: Köhle-Hezinger, Christel: »Beamtenkultur« – Die Beamten der Maschinenfabrik Esslingen (ME). In: Jeggle, Utz (Hg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. Für hb – 17.9.1986. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 69). Tübingen 1986. S. 127–155.

<sup>75</sup> Vgl. Reimann, Erna: Die Frau als kaufmännische Angestellte im Handelsgewerbe. Berlin 1915. S. 65.

## V. Barrieren

Hauptsitz sich in Berlin befand.<sup>76</sup> Über seine Aktivitäten in Jena ist weiter nichts bekannt<sup>77</sup>, doch ein Brief des Ortsvereins Erfurt an die Firma Zeiss aus dem Jahr 1924 hat sich erhalten. In diesem Schreiben beschwert sich die Vorsitzende mit deutlichen Worten über das niedrige Lohnniveau der weiblichen Angestellten bei Zeiss. Es wird auch vermerkt, dass beim Verein ständig Klagen von Zeiss- Mitarbeiterinnen über ihre geringen Gehälter eingingen:

*»Fast in allen Thüringer Tarifen ist für die weiblichen Angestellten ein Abschlag von höchstens 10 [Prozent, E. C.] vorgesehen, wenn ihnen nicht das Gehalt der männlichen Angestellten in voller Höhe ausgezahlt wird (Apolda, Schmalkalden usw.). Vergleichen Sie dagegen die Unterschiede der männlichen und der weiblichen Angestellten der Firma Zeiss! Wir haben Differenzen bis zur Höhe von 35 und 40 % festgestellt. Und das in einem Betriebe, der, was Gerechtigkeit anbetrifft, an der Spitze der Thüringer Betriebe marschieren sollte! Und dabei immer noch die Unterschiede zwischen Gehalts- und Lohnempfänger bei Angestellten, von denen die gleichen Leistungen verlangt werden. Wir haben diese krassen Unterschiede bereits in einer Verhandlung mit der Betriebsleitung zur Sprache gebracht und ist uns auch von dem Vertreter der Betriebsleitung Abhilfe versprochen. Leider ist diese unterblieben oder doch so unzureichend ausgefallen, dass Ihre weiblichen Angestellten am schlechtesten in ganz Thüringen bezahlt werden.«<sup>78</sup>*

Auch wenn dies nur ein Einzelbeleg ist, kratzt er doch am Bild des finanziell großzügigen Betriebes<sup>79</sup>, was seine weiblichen Beschäftigten betrifft, und dieser Befund passt auch zu den übrigen, bislang konstatierten Formen paternalistischer Betriebskultur in Bezug auf Frauen. Proteste von Seiten der Betroffenen, ob organisiert oder individuell, scheinen kaum beachtet worden zu sein.<sup>80</sup> Ähnlich wie in der Stadtverwaltung Jena, schien man noch lange Zeit vom Prinzip der jungen, ledigen, bedürfnislosen, und in familiärem Anschluss ›mitverpflegten‹ Mitarbeiterin auszugehen, auch wenn es seit dem Ersten Weltkrieg immer mehr Ausnahmen von dieser Regel gab.

## Grenzen des Aufstiegs

Margarete Geiling war seit 1925 bei der Firma Zeiss beschäftigt. Zunächst war sie Arbeiterin in der »Mikrofasserei«; nach einem Jahr wurde sie zur Expedientin befördert und schließlich noch

76 Adressbuch der Stadt Jena, 1911, s.V. »Vereine«.

77 Im Jahr 1919 scheint sich die Ortsgruppe zwischenzeitlich aufgelöst zu haben; der entsprechende Eintrag im städtischen Adressbuch fehlt. Erst zwei Jahre später ist in der Stadt wieder ein Ortsverein vorhanden, der sich dieses Mal »Verband der weiblichen Handels- und Büroangestellten« nennt, und bis zur Gleichschaltung nach 1933 auch bestehen bleibt.

78 BACZ 691. unpag.: Brief des Verbands der weiblichen Handels- und Büroangestellten Erfurt an Firma Zeiss, 9.10.1924.

79 Zur Fortsetzung der pauschalen »Geschlechtsabzüge« bei der Bewertung von Arbeitsleistungen bis in unsere Tage vgl. Jochmann-Döll, Andrea/Krell, Gertraude: Die Methoden haben gewechselt, die »Geschlechtsabzüge« sind geblieben. Auf dem Weg zur Neubewertung von Frauenarbeit? In: Hausen, Karin/Krell, Gertraude (Hgg.): Frauenerwerbsarbeit. S. 133–148.

80 Auch Frau Czerny berichtet im Interview vom 8.4.2002 von den nach wie vor niedrigeren Frauenlöhnen bei Zeiss in den 1950er Jahren.

zwei weitere Jahre als »Werkstattsschreiberin« in einer Rohrbau- Justier-Abteilung eingesetzt, die sich vorwiegend mit Reparaturarbeiten befasste.<sup>81</sup> Zum 12. Januar 1932 wurde sie aufgrund der schlechten Auftragslage entlassen.<sup>82</sup> Gegen diese Entlassung klagte sie beim Arbeitsgericht unter Berufung auf die Nichteinhaltung der ordnungsgemäßen Kündigungsfrist von sechs Wochen. Im Kern der Verhandlung ging es allerdings um die Frage, welcher innerbetriebliche Status einer Werkstattsschreiberin zustand. Margarete Geiling reklamierte für sich die Position einer regulären kaufmännischen Angestellten, doch die Firmenanwälte hielten dagegen. Bei ihrem Aufgabengebiet handle es sich um rein »mechanische Schreibarbeiten« und eine »untergeordnete Dienstleistung«<sup>83</sup>. Die Argumentation stützte sich dabei auf eine detaillierte, oft fragwürdige, Herausarbeitung des Unterschiedes zwischen der »Leistung kaufmännischer Dienste«, zu denen es gewisser »kaufmännischer Fähigkeiten oder Kenntnisse«<sup>84</sup> bedürfe, und dem Aufgabenfeld einer Werkstattsschreiberin. Ihr wurden Tätigkeiten wie das Führen der Lohnkartei und der Registratur, das Führen des Haupt- und Nebenbuches, die Anlegung von Karteikarten, die Bearbeitung von Änderungsaufträgen und das Aus- und Umrechnen von Preisen als geringfügige, untergeordnete Arbeit angerechnet, weil sie fast immer eine Gegenzeichnung durch den Werkmeister erforderten. Nach einem bereits vorliegenden Urteil des Arbeitsgerichts Berlin wurde »das Vorliegen einer kaufmännischen Tätigkeit verneint mit der Begründung, dass es sich im wesentlichen um reine Übertragungsarbeiten und schriftliche Bekundungen tatsächlicher Art handele, die auch wenn hierzu eine über rein mechanische Schreibarbeiten hinausgehende Intelligenz gehöre, sich doch lediglich als Hilfsarbeiten für den Meister und als solche nur als mitwirkende Tätigkeit bei der Produktion darstellen.«<sup>85</sup>

Ein Aufstieg Margarete Geilings von der Arbeiterin zur einfachen Lohnangestellten wurde zugelassen, doch der Status einer kaufmännischen Angestellten wurde ihr nicht zuerkannt, unter anderem aufgrund eben der Überlegung, dass sie »aus dem Arbeiterstande hervorgegangen«<sup>86</sup> war und auch, weil sie über keine formale kaufmännische Ausbildung verfügte. Gegen diese Sichtweise protestierte Geilings Anwalt in seiner Klageschrift an das Arbeitsgericht, indem er die Forderung aufstellte, um eine Mitarbeiterin als kaufmännische Angestellte einzustufen, dürfe weder ihre Unterstellung unter einen Werkmeister, noch die Frage nach ihrer formalen Ausbildung von Bedeutung sein. Vielmehr sei »lediglich die Tätigkeit der Klägerin« selbst zu berücksichtigen, die er von ihrer Art und ihrem Anspruch her mit den weiblichen Handlungsgehilfen in den kaufmännischen Büros gleichsetzte:

*»Im praktischen Leben finden wir sehr oft Angestellte, die auf Grund ihrer guten Leistungen aus dem Arbeiterverhältnis in das Angestelltenverhältnis übergewechselt sind. Und nicht nur im Angestelltenberuf finden wir diese Erscheinung, auch höhere und höchste Beamte in Staat und Reich gibt es, die ihren Posten trotz keiner entsprechenden Vorbildung ebenso gut ausfüllen, wie gleichwertige Beamte mit entsprechender Vorbildung. Setzte man an den Posten der Klägerin eine Kraft mit*

81 Vgl. BACZ 599. Klage der Werkstattsschreiberin Geiling gegen Kündigung. 1931–1932. p.13: Protokoll vom 29.12.1931.

82 Vgl. ebd. p.2: Klageschrift Margarete Geiling an das Arbeitsgericht Jena, 14.12.1931.

83 Ebd. p.6: Personalabteilung der Firma Zeiss an das Arbeitsgericht Jena, 4.1.1932.

84 BACZ 599. p.5: Anlage 1 zum Schreiben der Personalabteilung der Firma Zeiss an das Arbeitsgericht Jena, 4.1.1932.

85 Ebd. p.6: Anlage 2 zum Schreiben der Personalabteilung der Firma Zeiss an das Arbeitsgericht Jena, 4.1.1932.

86 Ebd. p.5: Anlage 1 zum Schreiben der Personalabteilung der Firma Zeiss an das Arbeitsgericht Jena, 4.1.1932.

## V. Barrieren

*kaufmännischer Vorbildung, so würde diese im Rahmen der gegebenen Vorschriften und Richtlinien nicht anders arbeiten können wie die Klägerin.*<sup>87</sup> «

Mit dieser Sichtweise stand Margarete Geilings Rechtsanwalt allerdings allein gegen die Meinung der Firma Zeiss, des Jenaer Gerichts und einiger Urteile von auswärtigen Arbeitsgerichten in ähnlichen Fällen. Die Orientierung an der formalen Bildung, die feine Ausdifferenzierung zwischen ›unselbständigen‹ und ›verantwortlichen‹ Positionen, sowie das Beharren auf einer Trennung von Arbeiter- und Angestelltenwelt wurden nochmals klar festgeschrieben. Es sollte vermieden werden, dass sich weitere Frauen der Gruppe der weiblichen Handlungsgehilfen zurechnen konnten, die es durch ihre Organisation in Verbänden im Vergleich zu den ›einfacheren‹ Lohnangestellten geschafft hatten, sich »eine ganze Reihe rechtlicher Sondervorteile [...] (namentlich auf dem Gebiete der Kündigungsfristen und der Bezahlung in Krankheitsfällen)«<sup>88</sup> zu sichern. Margarete Geilings Klage wurde in allen Punkten abgewiesen, sie hatte die Gerichtskosten zu tragen. Allerdings zeigen der umfangreiche Schriftwechsel zu dem Rechtsstreit, in dem über lange Strecken und höchst detailliert versucht wird, die Argumentation im Sinne des Arbeitgebers zu begründen, und der Verweis auf mehrere Präzedenzfälle zum selben Thema, dass diese klare Abgrenzung zwischen sogenannten qualifizierten und unqualifizierten Tätigkeiten, zwischen einfacheren und anspruchsvolleren Tätigkeiten, die in den Betrieben sich de facto längst aufzulösen begonnen hatte auch von Seiten der Mitarbeiterinnen immer weniger akzeptiert wurde.

Während man betrieblicherseits sehr darauf bedacht war, den Arbeiterinnen und einfachen weiblichen Angestellten keine allzu großen Aufstiegsmöglichkeiten zu bieten, war es in der Firma schon seit längerem gang und gäbe, ›verdienten‹ Arbeitern im fortgeschrittenen Alter einen Wechsel von den Werkstätten in Verwaltung zu ermöglichen und sie noch über den weiblichen Schreibkräften zu positionieren. Dazu hat sich auch die ehemalige Zeiss-Angestellte Johanna Czerny im Interview geäußert.<sup>89</sup>

In der Firma Schott finden sich allerdings verschiedene Beispiele von Glasarbeiterinnen, die in die Position einer Werkstattschreiberin aufstiegen, um teilweise später sogar als reguläre »Büroangestellte« geführt zu werden. Manche von ihnen wechselten dabei mehrere Male zwischen der Beschäftigung als Arbeiterin und Angestellte hin und her, je nach dem Bedarf in der Firma.<sup>90</sup> Auf den unteren Ebenen war die Trennung zwischen Arbeiterinnen und Angestellten in der weiblichen Arbeitswelt spätestens seit den 1920er und 1930er Jahren längst nicht so strikt, wie die offizielle Lesart es glauben machen wollte. Eine eindeutige Kategorisierung nach diesen Kriterien würde

87 Ebd. p.15: Klageschrift Anwalt Zenker, Jena an das Arbeitsgericht Jena, 14.1.1932.

88 BACZ 599, Klage der Werkstattschreiberin Geiling gegen Kündigung, 1931–1932, p.5: Anlage 1 zum Schreiben der Personalabteilung der Firma Zeiss an das Arbeitsgericht Jena, 4.1.1932.

89 »Aber.. wir waren Frauen. Aber in der MINDERZAHL! Jaa. Doch. Denn wenn ich dran denke, mh, bei.. in dem Raum, wo ich gesessen hab, das waren.. zwei, drei, vier, fünf Männer – und zwei Frauen. [...] Doch, das waren wenige Frauen. Meist eben die, die dann die Schreibarbeiten machten, den Verwaltungskram. Und die Männer, die hatten ja oft, ähm, nen richtigen Beruf gelernt! Dreher, oder.. oder Fräser, so was, nicht? Die waren.. kamen viel manchmal aus der Werkstatt hoch, nicht? Wenn's meinetwegen jetzt körperlich nicht mehr so ging und so weiter.« Aus dem Interview mit Johanna Czerny vom 8.4.2002.

90 Z.B. SchAJ, 10/70: Personalakten Mau-Me [undatiert, ca. 1935–1953]: Luise Hahn, geb. 1902, im Werk zwischen 1935 und 1951. SchAJ, 10/78: Personalakten Bl-Bo [undatiert, ca. 1932–1950]: Elisabeth Borgwardt, geb. 1915, im Werk zwischen 1934 und 1953. SchAJ, 10/73: Personalakten Fa-Fe [undatiert, ca. 1940–1953]: Elise Feucker, geb. 1904, im Werk zwischen 1926 und 1953. SchAJ, 10/74: Personalakten Fi-Fl [undatiert, ca. 1934–1953]: Erika Fischer, geb. 1911, im Werk zwischen 1934 und 1953.

in Bezug auf weibliche Erwerbsarbeit sehr schwer fallen; sie entspricht nicht der Realität. Auf der Ebene der Fabrikarbeiterinnen ging man in den Firmen Zeiss und Schott bis 1945 noch nicht dazu über, Frauen eine reguläre Lehrstelle anzubieten. Während des Ersten Weltkriegs, mit einem weiblichen Belegschaftsanteil von über 50 % bei Zeiss, bot man den Frauen an den Maschinen zwar einzelne kurze Maßnahmen zur Weiterqualifikation, ohne dass sich dies jedoch in einem wesentlich veränderten beruflichen und finanziellen Status niederschlug.<sup>91</sup> Ein Abteilungsleiter, der Ende 1918 von seinen durchweg positiven Erfahrungen mit der Frauenarbeit berichtet, hegt an der prinzipiell gleichen Eignung der Kolleginnen keinerlei Zweifel: »Inwieweit ein Ersatz der Männer durch Frauen stattfinden könnte, bei derselben Erziehung und Ausbildung, die der junge Mann genießt, bedarf für mich keiner Frage. Diesbezügliche Ergebnisse dürften schon in den Siemens-Schuckertschen Werken vorliegen, die Anfang 1916 organisierte Arbeitsfelder für weibliche Lehrlinge einrichteten.«<sup>92</sup> Demnach gab es bei Zeiss auch schon relativ früh Vorgesetzte, die einer regulären Berufsausbildung für Arbeiterinnen durchaus offen gegenüberstanden. Allerdings brachte die Geschäftsleitung solche Überlegungen bis 1945 nicht zur Umsetzung, obwohl das Interesse seitens der Arbeiterinnen und mancher Abteilungsleiter vorhanden gewesen wäre.<sup>93</sup> Frauen, die »weiterkommen« wollten, hatten daher allgemein keine große Veranlassung, der Firma aus diesem Grunde über längere Jahre »treu« zu bleiben.

## V.4. Geschlecht und Ehre

Inwieweit konnten die soziale Kontrolle am Arbeitsplatz, die Gültigkeit ungeschriebener, aber verbindlicher Geschlechternormen und dessen Überwachung in einem Betrieb sich zu einer »unsichtbaren« Barriere für weibliche Arbeitsbiographien erweisen? In den Arbeits- und Fabrikordnungen sind bis heute die Rechte und Pflichten zwischen der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite festgelegt. Sie geben seit Beginn der Industrialisierung den Rahmen des Arbeitsalltags in einem Betrieb vor durch die Bestimmungen über Arbeitszeit, Arbeitsqualität, durch Ordnungs- und Verhaltensmaßregeln:

*»Verspätetes Erscheinen, willkürliches Verlassen des Arbeitssaales, müßiges Herumstehen oder Störungen bei der Arbeit werden geahndet. [...] In den Arbeitslokalen*

91 Bei der Firma Zeiss regte der »Verein für handwerksmäßige und gewerbliche Ausbildung der Frau an«, weitergehende Qualifizierungsmaßnahmen einzurichten, doch im Betrieb entschied man sich dafür, über eine kurze praktische Einarbeitung der Frauen direkt an der Maschine und einen gelegentlichen Vortrag im Zimmer des Werkstättenleiters nicht hinauszugehen. BACZ 691. p. 57/58: Brief Firma Zeiss an den Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau, 6.9.1918. Ingo Hugger konstatiert in seinen Forschungen über die Frauenarbeit im Ersten Weltkrieg bei der Firma Zeiss, dass knapp 90 % der Frauen unter der Bezeichnung »Hilfsarbeiterin« geführt wurden, und nur ganz vereinzelt im Personalbuch Berufsbezeichnungen wie »Dreherin«, »Bohrerin« oder »Werkzeugschleiferin« verzeichnet sind. Vgl. Hugger, Ingo: Frauenarbeit bei Zeiss 1914 bis 1919. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. S. 89–114. Hier: S. 104.

92 BACZ 691. p.94/95: Brief des Abteilungsleiters Kläber an den Verein für handwerksmäßige und gewerbliche Ausbildung der Frau, 6.9.1918.

93 Den wenigen Maßnahmen zur Weiterbildung während des Ersten Weltkriegs, hatten die Frauen in den Werkshallen mit der Aussicht, »etwas lernen zu können und in eine etwas gehobene Stellung zu kommen, gern und willig Folge geleistet.« Firmenintern wurden sie jedoch nach wie vor als reine »Ersatzkräfte« betrachtet und bezeichnet, daher resultierte die Weiterqualifizierung nicht in einer spürbaren Verbesserung des beruflichen Status. BACZ 691. p. 57/58: Brief Firma Zeiss an den Verband für handwerksmäßige und fachgewerbliche Ausbildung der Frau, 6.9.1918.

*muss Ruhe herrschen, anständiges und friedliches Betragen, Ordnung und Reinlichkeit beachtet werden.*<sup>94</sup>«

Selbstverständlich können diese Dokumente, die einen Idealzustand fixieren, nur bedingt als Quellen für den tatsächlichen Arbeitsalltag herangezogen werden, zumal sie über die informellen Verhaltensregeln für die Arbeitnehmer untereinander meist nur wenig aussagen. Aufschlussreicher ist es hingegen, sich mit den Konflikten zwischen den Angestellten und der Geschäftsführung – beziehungsweise mit den Konflikten innerhalb der Belegschaft zu befassen. Denn sie sind die Indikatoren kultureller wie gesellschaftlicher ›Normbrüche‹ im Mikrokosmos des Betriebs; sie beleuchten das Ausmaß der sozialen Kontrolle, denen die Firmenangehörigen unterlagen, sie spiegeln die expliziten Regeln und Rollenvorgaben ebenso wie den impliziten Wertekanon des menschlichen Miteinanders. In diesen Wertekanon eingeschlossen sind auch die Vorstellungen über das Verhalten der Geschlechter und die Beziehungen zwischen Männern und Frauen.

Im Bestand des Unternehmensarchivs Carl Zeiss befindet sich eine knapp zweihundert Seiten starke Akte, die mit dem Titel »Beschwerden aller Art« versehen ist.<sup>95</sup> In ihr sind innerbetriebliche Streitigkeiten aus den Jahren zwischen 1897 und 1918 dokumentiert. Es ist davon auszugehen, dass diese Dokumente nur die ›Spitze des Eisbergs‹ firmeninterner Auseinandersetzungen ausmachen, da die Mehrzahl der Beschäftigten sicher nicht wegen jeder Streitigkeit eine schriftliche Beschwerde einreichen. Die Beschwerdefälle der beiden letzten Jahre des Deutschen Kaiserreichs vermitteln darüber hinaus die zunehmend angespannte Situation in den Werkshallen durch die wachsende Unruhe und Widerständigkeit in den Reihen der durch Erschöpfung ausgelaugten Arbeiterinnen und Arbeiter.<sup>96</sup> An drei kurzen Beispielen sollen die unterschiedlichen Dimensionen von Konflikten aufgezeigt werden, die sich an der Thematik der Geschlechternormen, Geschlechterstereotypen und Geschlechterbeziehungen entzündeten.

### Ehrverletzung – Die ›Hure Müller‹ und die ›Hure Schindler‹

Max Salzmann unterhielt sich am Sonnabendnachmittag, den 18. Dezember 1908, mit vier männlichen Arbeitskollegen und ließ dabei die Bemerkung fallen: »Und wenn sie sich noch

94 Aus der Fabrikordnung einer Stickfabrik im schweizerischen Thurgau nach der Einführung des eidgenössischen Fabrikgesetzes von 1877. Abgedruckt in: Tanner, Albert: Das Schiffchen fliegt, die Maschine rauscht. Weber, Sticker und Unternehmer in der Ostschweiz. Zürich 1985. S. 151. Vgl. Köhle-Hezinger, Christel/Ziegler, Walter (Hgg.): »Der glorreiche Lebenslauf unserer Fabrik«. Zur Geschichte von Dorf und Baumwollspinnerei Kuchen. (Ein Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen). Weißenhorn 1991.

95 BACZ 665. Beschwerden aller Art. 1897–1918.

96 »18. April 1917: [...] In letzter Zeit ist wiederholt darüber Klage geführt worden, dass einzelne Geschäftsangehörige sich während der Arbeitszeit mit dem Lesen von Büchern oder Zeitungen beschäftigen. [...]« »4. Juli 1917: [...] Bei Verteilung der Nachtsuppe haben sich Missstände eingeschlichen: 1. Es verschwindet eine unverhältnismäßig große Zahl von Löffeln. 2. Viele Essnapfe werden zerbrochen. 3. Die Essnapfe werden nicht wie verabredet auf einer Sammelstelle wieder zusammengestellt [...]« »20. September 1917: [...] Gegen 12 Uhr aus dem Büro kommend sehe ich an der 2. Schleifbank Fr. Müller ohne Mütze arbeitend. Sie antwortet, sie habe Kopfschmerzen, ich sage, das ginge nicht, sie solle zur Schwester gehen und sich etwas geben lassen. Sie müsse entweder die Mütze aufsetzen oder nach Hause gehen. [...] Später komme ich wieder einmal vorbei. Da steht er [der Vorarbeiter, E. C.] an der Maschine und das Fr. daneben ohne Mütze. Ich frage sie, ob sie im Verbandszimmer gewesen sei. Nein. Fordere sie daher auf in Vertretung des Meisters entweder die Mütze aufzusetzen oder heimzugehen. Darauf sie mir antwortet, sie setze die Mütze nicht auf und ginge auch nicht heim. [...] Herr Röhligh hat sich dem Gespräch mit einigen Worten eingemischt, ich sollte das Fr. nicht immerfort anekeln. [...]« BACZ 266. 1897–1918.



mehr herausputzt, eine Hure bleibt sie doch!«<sup>97</sup> Noch am selben Tag beschwerte sich Salzmanns Arbeitskollegin Paula Müller bei der Personalabteilung, da sie von der Annahme ausging, seine Aussage habe sich auf sie bezogen. Personalleiter Schomerus ließ Müller und Salzmann zu sich rufen. Der Arbeiter erklärte, dass er mit seiner Aussage keinesfalls Paula Müller gemeint habe, »sondern ein anderes junges Mädchen gemeint war, dessen Namen ich nicht nennen möchte, damit es den Arbeitsplatz nicht verliert.«<sup>98</sup> In Bezug auf Paula Müller sagte er aus, es lägen ihm keinerlei Gründe vor, »Fräulein Müller für eine Hure zu halten.«<sup>99</sup> Des weiteren verpflichtete er sich, »in Zukunft alles zu vermeiden, was Fräulein Müller kränken oder reizen könnte.«<sup>100</sup> Im Gegenzug gab Paula Müller eine schriftliche Versicherung ab, dass sie mit Salzmanns Erklärung zufriedengestellt sei und »von einer weiteren Verfolgung der Angelegenheit vorbehaltlich der Zustimmung meines Rechtsanwalts absehen«<sup>101</sup> wolle.

Dieses kurze Intermezzo birgt in sich mehrere Indizien der inner- und außerhalb des Betriebes gültigen Geschlechterrollen und -stereotypen. Zunächst einmal fällt auf, dass der Arbeiter im Kreis seiner Geschlechtsgenossen eine Kollegin diffamiert, indem er feststellt, dass sie sich erstens übermäßig »herausputze«<sup>102</sup> und zweitens eine Hure sei. Die klassischen Klischees von der Putzsüchtigkeit der Frauen und die Unterstellung eines sexuell unbotmäßigen Lebenswandels treffen hier in einem Satz zusammen. Welche konkrete Ursache hinter Salzmanns Äußerung steht, bleibt offen, doch es wird deutlich, dass der Vorwurf der »Hurerei« für eine Mitarbeiterin eine der schlimmsten Ehrverletzungen bedeuten musste, die einer umgehenden – und zwar öffentlichen – Bereinigung bedurfte. Um schon den Hauch einer Möglichkeit zu unterbinden, dieses Gerücht könne im Werk über sie verbreitet werden, wendet sich Paula Müller noch am gleichen Tag an den obersten Zuständigen für Personalangelegenheiten. Max Salzmann kann mit seiner öffentlichen Versicherung, er habe nicht Paula Müller gemeint, seine Kollegin fürs erste zufrieden stellen. Trotzdem behält sie sich eine Rücksprache mit ihrem Rechtsanwalt vor, was ein weiteres deutliches Zeichen für die Gewichtigkeit der Angelegenheit ist. Durch die schriftliche Fixierung und die Unterschrift des Personalchefs bekommt die Klärung erst ihre eigentliche »Gültigkeit«. Eine Bereinigung des Problems nur unter den Beteiligten wäre demnach nicht ausreichend gewesen; die einzig angemessene Art für Paula Müller, sich zu »wehren« bestand darin, sich für ihren »Freispruch« öffentliche Zeugen zu holen.

Weiterhin fällt auf, dass Max Salzmann sich selbst von jeglichem Fehlverhalten freispricht, indem er seine Bemerkung auf eine andere Mitarbeiterin bezieht. Sein prinzipielles Recht, sich mit einer solchen Unterstellung über eine Arbeitskollegin zu äußern, scheint er keinesfalls in Zweifel zu ziehen. Er wird dafür auch in keiner Weise vom Personalchef gerügt. Im Gegenteil, Salzmann handelt aus seiner eigenen Perspektive heraus noch »anständig«, indem er die wahre Identität der Betroffenen nicht preisgeben will, damit sie ihren Arbeitsplatz nicht verliere. Der Arbeiter kennt die Reichweite seiner Äußerung und geht davon aus, dass allein die Verbindung seiner ehrenrührigen Bemerkung – ob nun wahr oder unwahr – mit der entsprechenden Mitarbeiterin für deren Kündigung ausreichte. Weibliche Arbeiterinnen und Angestellte hatten peinlichst darauf zu

97 BACZ 665. p.39: Protokoll vom 18.12.1908.

98 Ebd.

99 Ebd.

100 Ebd.

101 Ebd.

102 BACZ 665. p.39: Protokoll vom 18.12.1908.

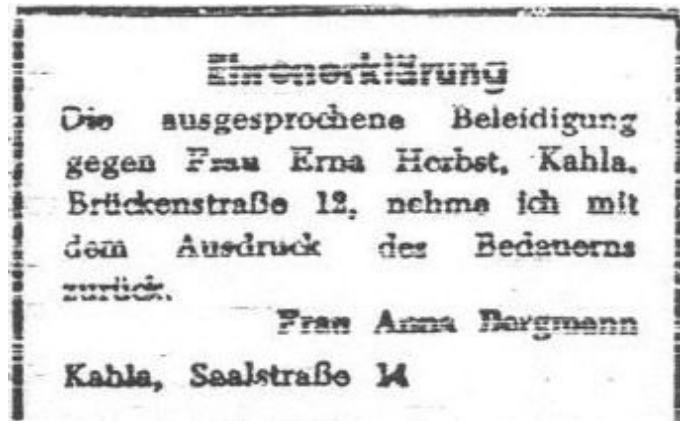


Abb. V.1.: Auch im Jahr 1950 war die öffentliche Wiederherstellung weiblicher Ehre noch von Bedeutung, wie dieser Zufallsfund in einer Jenaer Tageszeitung zeigt. (Quelle: Anzeige in »Das Volk« vom 19.12.1950)

achten, mit ihrem Verhalten keinerlei Angriffsfläche zu bieten und sicherzustellen, sich keines noch so flüchtigen Anzeichens der sexuellen ›Ausschweifigkeit‹ verdächtig zu machen, um nicht zum Gesprächsstoff in der Firma oder gar von der Kündigung bedroht zu werden.

Auch die Ehefrauen der männlichen Werksangehörigen unterlagen dieser strengen sozialen Kontrolle. Während des Ersten Weltkriegs schickte die Jenaer Polizeiverwaltung ein Schreiben an die Firma Zeiss, um über den »recht lockeren Lebenswandel« von der Ehefrau des in der Firma beschäftigten Sattlers Emil Schindler zu informieren.<sup>103</sup> Emil Schindler war zu jener Zeit zum Kriegsdienst eingezogen; seine Frau und die zwei minderjährigen Kinder erhielten eine Unterstützungszahlung durch den Betrieb. Seitens der Polizeiverwaltung erging nun die Aufforderung an die Firma, die Unterstützungszahlung einzustellen, da man vorhabe, der Frau ihre Kinder wegzunehmen – denn nach geltendem Recht waren Mütter nicht mit der vollen ›elterlichen Gewalt‹ ausgestattet<sup>104</sup>:

*»Die Frau führt nun seit längerer Zeit einen recht lockeren Lebenswandel und nimmt es mit ihrer Frauenehre nicht genau. Sie hat nachgewiesener- und zugestandenerma-*

103 Vgl. ebd. p.84: Brief der Polizeiverwaltung Jena an Firma Zeiss, 19.8.1915.

104 Möglicherweise steht hinter diesem Fall als Auslöser ein Ehestreit, aufgrund dessen der Ehemann die Kinder von der Frau zu entziehen suchte, und daher von den Behörden die Unterbringung seiner Kinder in einem Heim verlangte – Birthe Kundrus schildert in ihrer Untersuchung über Hamburg ganz ähnliche Fälle: »Grundlage und Ausdruck ihrer als gering erachteten Autorität als Mutter im öffentlichen Diskurs war ihre rechtliche Stellung. Nach dem BGB wurde zwar in § 1626 eine elterliche Gewalt konstituiert, in der außer dem Vater auch die Mutter das Recht und die Pflicht hatte, für die Person des Kindes zu sorgen. Nach § 1634 war sie aber zur Vertretung des Kindes nicht berechtigt, und bei Meinungsverschiedenheiten zwischen den Eltern ging die Meinung des Vaters vor. [...] Ein signifikantes Beispiel hierfür war die Diskussion, was mit den Kindern von »pflichtvergessenen« Müttern passieren sollte. So mehrten sich in Hamburg Fälle, in denen Eingezogene, die sich auf Urlaub befanden, die Allgemeine Armenanstalt um Unterbringung ihrer ehelichen Kinder in Waisenpflege nachsuchten. Sie gaben an, dass ihre Ehefrauen sich einem »unsittlichen Lebenswandel« ergeben würden oder empfanden das eheliche Verhältnis als zerrüttet.« Kundrus, Birthe: Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Hamburg 1995. S.197.

*ßen mehrfach mit anderen Männern, hauptsächlich Soldaten, Geschlechtsverkehr unterhalten, treibt sich auffällig viel auf der Straße und in Wirtschaften umher; unternimmt auch mit Mannspersonen Ausflüge in die Nachbarstädte und vernachlässigt so ihren Haushalt und ihre Kinder.<sup>105</sup>«*

Für den Personalchef der Firma Zeiss war die Angelegenheit nur ein begründeter Verwaltungsvorgang, da sich die Unterstützungszahlungen nach der Anzahl der zu verpflegenden Familienangehörigen richtete – er stimmte dem Gesuch der Polizeiverwaltung zu. Doch der Fall zeigt, wie wichtig die Einhaltung der »Frauen Ehre«<sup>106</sup> und »Frauenpflichten« im Jahr 1915 noch waren, und wie gut die soziale Kontrolle im mittlerweile weit über 50000 Einwohner zählenden Jena funktionierte.

### Geschlechterbeziehungen – verbal und körperlich

Else Zänker, 23 Jahre alt, berichtet am 26. Mai 1916 dem Personalchef über einen männlichen Vorarbeiter:

*»[...] Herr Vogel leitete den Zuschneiderraum und war dort mit 4 weiblichen Arbeitskräften tätig. Eine von diesen war ich. Ich habe gesehen, wie Herr Vogel sich die verschiedensten Scherze mit den Mädchen erlaubte, z. B. stellte er sein Bein hoch auf eine Lederkiste, nahm Frl. Schönmeier über das Knie und schlug sie auf das Gesäß. Ich weiß auch, dass Frl. Schönmeier einmal das Gleichgewicht verlor und ziemlich tief mit dem Kopf in die Lederkiste neigte und die Beine in die Höhe gingen. Auch Frl. Wolf hat er öfters auf das Gesäß geschlagen. Wenn Frl. Wolf merkte, dass Vogel sie schlagen wollte, dann ließ sie sich schnell fallen und setzte sich auf den Fußboden, damit er nicht schlagen konnte. Alles war scherzhaft gemeint. Mich selbst hat er nicht geschlagen und belästigt, da ich mir das nicht gefallen ließ.*

*Auch habe ich gesehen, dass Vogel die Mädchen öfters kitzelte und knuffte. Die Mädchen knufften und kniffen dann wieder. Es herrschte überhaupt ein ziemlich vertraulicher Ton. Vogel redete die Mädchen vielfach mit »Herzchen« und »Puppchen« an. Frl. Schönmeier nannte er »Röschen«. Auch sagte er zu den Mädchen »mein gutes Herz. [...]«<sup>107</sup>«*

Aus der Perspektive von Else Zänker ergibt sich ein ambivalentes Bild. Einerseits erscheint der Arbeitsalltag in der Zuschneiderei wie eine Szene aus dem Burleskentheater: eine derbe, fröhlich-frivole »Kabbele« zwischen dem Vorarbeiter und »seinen Mädchen«. Else Zänker betont in ihrer Schilderung wörtlich, dass alles nur scherzhaft gemeint war. Gleichzeitig jedoch weist sie ausdrücklich darauf hin, dass sie sich selbst eine derartige Annäherung Vogels nicht gefallen

<sup>105</sup> Zur während des I. Weltkriegs vielfach beklagten »Kriegsverwahrlosung« der Kinder und Jugendlichen, die oft mit der enormen Arbeits- und Unterhaltsbelastung ihrer alleinerziehenden Mütter zusammenhing, vgl. Kundrus, Birthe: Kriegerfrauen. S. 191/192.

<sup>106</sup> Zum Thema »Frauen Ehre« vgl. Frevert, Ute: »Mann und Weib, und Weib und Mann«. Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München 1995. S. 194–212.

<sup>107</sup> BACZ 665. p.98: Protokoll vom 26.5.1916.

## V. Barrieren

lassen habe und fasst sein Verhalten als »Belästigung«<sup>108</sup> auf – während es ihre Kolleginnen geschehen ließen und das Spiel mitspielten.

Auf die oben beschriebene Situation angesprochen, rechtfertigte sich Vogel – »37 Jahre alt und 18 Jahre im Betrieb, verheiratet und vier Kinder im Alter von drei bis neun Jahren«<sup>109</sup> – mit dem rein scherzhaften Charakter der Vorkommnisse. Er habe sich mit niemandem unsittlich eingelassen, sei lediglich »zu gutmütig dem Personal gegenüber gewesen«<sup>110</sup>. Er habe keine der Frauen gekniffen, sei lediglich von ihnen gekniffen worden. Bei der vertraulichen Anrede seiner Mitarbeiterinnen habe er sich »nichts gedacht«<sup>111</sup>; im Übrigen habe er auch manche der männlichen Kollegen mit »mein gutes Herze«<sup>112</sup> angeredet.

Es fällt auf, dass keine der Frauen aus der Abteilung sich aus Eigeninitiative heraus über Vogels Verhalten beschwerte. Die Angelegenheit wurde erst ein halbes Jahr nach seiner Versetzung in ein anderes Ressort zur Sprache gebracht – der Personalabteilung ging es in diesem Fall hauptsächlich um Gerüchte, Vogel unterhalte eine Liebesbeziehung mit einer verheirateten Kollegin.<sup>113</sup> Nun stellt sich weniger die Frage, ob einige von Vogels Mitarbeiterinnen möglicherweise die »Späße« Vogels auch als solche verstanden, und diese »Auflockerung« des anstrengenden Arbeitsalltags als harmlos einstufen und selbst daran teilhatten. Denn unabhängig davon, ob Vogel tatsächlich davon ausging, mit seinem Verhalten nur zu einem positiven Betriebsklima beizutragen – körperliche Grenzüberschreitungen beging er nur am weiblichen Personal. Zu sehen ist der Umstand, dass laut den Schilderungen in allen Fällen die Initiative von Vogel ausgingen, der als ihr Vorgesetzter über einen entsprechenden Autoritäts- und Machtvorsprung verfügte. Damit hatten die Frauen von vornherein keine Chance, als ebenbürtige »Mitspielerinnen« aufzutreten. Die Spielregeln machte Vogel. Wer nicht mitspielen wollte, – wie beispielsweise Else Zänker – zog sich zurück, ohne das Spiel selbst in Frage zu stellen.

## Lebenswandel – Martha Schnepf klagt gegen fristlose Entlassung

Aus einer 70 Seiten starken Akte im Zeiss-Betriebsarchiv über den Fall »Schnepf« ist folgendes zu erfahren: Am 13.6.1931 wurde die 47-jährige Handlungsgehilfin und Kriegerwitwe Martha Schnepf fristlos durch die Personalleitung der Firma Zeiss entlassen, und zwar wegen einer »Lebensführung, die den guten Sitten zuwiderläuft.«<sup>114</sup> Dem vorausgegangen war ein Brief an Martha Schnepfs Vorgesetzten, eingesandt von Schnepfs ehemaligem Lebensgefährten Fritz Schmidt, der fünf Jahre mit Martha Schnepf »in wilder Ehe«<sup>115</sup> zusammengelebt hatte. In

---

108 Ebd. p. 98: Protokoll vom 3.6.1916.

109 Ebd. p. 99: Protokoll vom 3.6.1916.

110 Ebd. p. 103: Protokoll vom 3.6.1916.

111 Ebd. p. 104: Protokoll vom 3.6.1916.

112 Ebd.

113 Bei den »Ermittlungen« um die vermutete Liebesbeziehung zwischen dem verheirateten Vorarbeiter und seiner ebenfalls verheirateten Kollegin Jahn, deren Ehemann zum Kriegsdienst eingezogen war, zeigt sich erneut das Ausmaß der sozialen Kontrolle und die Wirkmächtigkeit von Gerüchten innerhalb der Firma. Eine Mitarbeiterin hatte dem Personalbüro gemeldet, sie habe eines Abends Vogel in der Nähe des Volksbads warten sehen und unmittelbar danach Jahn in der nahe gelegenen Grietgasse getroffen; später seien die beiden gemeinsam Richtung »Paradies« [Parkanlage, E. C.] gegangen. Vgl. BACZ 665. p.100: Protokoll vom 31.5.1916.

114 BACZ 607. Klagesache Martha Schnepf gegen ihre fristlose Entlassung. 1931–1933. p.34: Abschrift des Urteils vom Arbeitsgericht Jena, 30.10.1931.

115 Ebd. p.36: Abschrift des Urteils vom Arbeitsgericht Jena, 30.10.1931.

dem Brief beklagt sich Schmidt über Schnepf und bezichtigt sie, während der Dauer eines Jahres gleichzeitig ein Verhältnis mit ihm und einem anderen Mann, Adolf Weise, gehabt zu haben. Adolf Weise wiederum sei zu jener Zeit noch verheiratet gewesen und stehe aufgrund seines Verhältnisses mit Schnepf bald vor dem Scheidungsrichter in Weimar. Eine eindeutige Forderung an die Firma Zeiss stellt Schmidt in seinem Brief nicht, doch er bringt deutlich zum Ausdruck, wie er »durch dieses seelenlose Weib keine Ruhe mehr«<sup>116</sup> finde und dass er nicht fassen könne, dass sie ihn »so schmäählich betrogen«<sup>117</sup> habe. Außerdem berichtet er, dass er eine Benachrichtigung an die Jenaische Zeitung eingesandt habe, in der er Martha Schnepf und ihren »Beischläfer« öffentlich benennt, sowie den genauen Termin für den Ehescheidungsprozess Weise in Weimar.<sup>118</sup> Schließlich schickt er noch eine Kopie seines Schreibens an die beiden in Leipzig und Ostthüringen wohnenden Schwager von Martha Schnepf.<sup>119</sup>

Martha Schnepfs Vorgesetzter legt das Schreiben der Personalabteilung vor. Diese erweist sich als willige Helferin für den Rachefeldzug des gekränkten Ex-Liebhabs. Noch am selben Tag wird Martha Schnepf zum Personalchef vorgeladen und mit dem Inhalt des Briefes konfrontiert. Sie behauptet, weder mit Weise noch mit Schmidt bekannt zu sein und wird zunächst an ihren Arbeitsplatz zurückgeschickt. Der direkte Vorgesetzte Schnepfs, Prokurist Nußpickel, hört sich jedoch in der Versandabteilung um, in der die Büroangestellte arbeitete und wollte dort festgestellt haben, dass »der ganze Sachverhalt [...] sämtlichen Damen der Versand-Abt. bekannt«<sup>120</sup> sei. Er befürwortet – »speziell im Interesse der jüngeren Damen«<sup>121</sup> die umgehende Versetzung der Mitarbeiterin in eine andere Abteilung und empfiehlt, zu überprüfen, ob nicht möglicherweise eine Entlassung »wegen ihres Lebenswandels«<sup>122</sup> in die Wege zu leiten sei.

Zunächst passiert jedoch nichts. Erst im Juni 1931 erfährt man im Personalbüro näheres über den abgeschlossenen Scheidungsprozess Adolf Weises, bei dem sowohl er als auch Martha Schnepf die Aussage verweigert hatten. Dies wertet man in der Firma als Schuldbeweis der Expedientin und konfrontiert sie mit der fristlosen Kündigung ohne Abgangsentschädigung wegen »Verstoßens gegen die guten Sitten nach § 79 des Stiftungsstatuts«<sup>123</sup>. Die folgenden neun Wochen muss Martha Schnepf in großer finanzieller Unsicherheit verbracht haben, da ihr aufgrund der »schuldhafte« Kündigung für diese Dauer vom Arbeitsamt das Arbeitslosengeld gesperrt wurde.<sup>124</sup> Nachdem eine Verhandlung des Angestelltenrates mit dem Personalbüro keinen Erfolg gezeigt hat<sup>125</sup>, wendet sie sich um Beistand an eine Jenaer Anwaltskanzlei, die einen Prozess gegen die Firma auf Einhaltung der Kündigungsfrist und Nachzahlung des Gehalts

116 Ebd.

117 Ebd. unpag.: Abschrift des Urteils vom Arbeitsgericht Jena, 30.10.1931.

118 »Der Absteiger Feldstraße 5 bei Martha Schnepf geb. Pfennig aus Wurzen, Abteilungsvorsteherin bei Fa. C. Zeiss – Autoversand. Ein Ehemann, der in Scheidung liegt, wie Herr Adolf Weise, Schlippenstraße Nr. 30, findet dort bei der obenbezeichneten die beste Unterkunft als Beischläfer. Selbiger war Hofarbeiter bei Zeiss. Interessante, nähere darüber sich beziehende Einzelheiten wird der am 12.2.31 in Weimar stattfindende Ehescheidungsprozess vorm. 9 Uhr hervorbringen.« BACZ 607. p.1: Brief Fritz Schmidt an Firma Zeiss, 20.2.1931.

119 Vgl. ebd. p.12: Protokoll der nichtöffentlichen Sitzung am Arbeitsgericht Leipzig, 25.8.1931.

120 Ebd. p.1 a: Mitteilung vom 17.2.1931.

121 Ebd.

122 Ebd.

123 BACZ 607. p.20: Klageschrift zum Rechtsstreit Martha Schnepf gegen Firma Zeiss, 10.10.1931.

124 Vgl. ebd. p.59: Brief Arbeitsamt Jena an Firma Zeiss, 4.8.1931.

125 Vgl. ebd. p.4: Brief Martha Schnepf an das Arbeitsgericht Jena, 29.6.1931.

anstrengt.<sup>126</sup> Am 24. September 1931 beginnt das Gericht mit der Zeugenvernehmung. Nach Martha Schnepps Aussage hatte Fritz Schmidt bei ihr über mehrere Jahre zur Untermiete gewohnt; sie hatte mit ihm ein Verhältnis, das sie jedoch beendete, nachdem sie erfahren hatte, dass Schmidt bereits seit 10 Jahren auswärtig verlobt war. Schmidt verließ Jena und heiratete die Verlobte. Ende Januar 1931 sei er überraschend bei ihr zu Hause aufgetaucht und habe Weise mit dem Plättbrett erschlagen wollen; sie selbst habe bei einer benachbarten Fleischerin Schutz suchen wollen, den diese ihr aber verweigert habe.

Fritz Schmidt erweist sich dem Gericht gegenüber als unglaubwürdiger Zeuge. Er sagt aus, die Behauptungen in seinem Brief an die Firma Zeiss seien »im großen und ganzen«<sup>127</sup> wahr gewesen; größtenteils spricht er bei seiner Darstellung des Sachverhaltes jedoch Vermutungen und Unterstellungen aus. Er ist wegen mehrerer Schlägereien der Jenaer Polizei kein Unbekannter mehr und nach Angaben von Schnepps Anwalt hat er seiner ehemaligen Geliebten auch schon »mit Erschießen und Augenausbrennen«<sup>128</sup> gedroht.

Am Ende des Prozesses gibt das Gericht Martha Schnepps Ansinnen statt; die Firma Zeiss wird verpflichtet, ihrer ehemaligen Mitarbeiterin das entgangene Gehalt zurückzuzahlen – insgesamt knapp 1000 Mark brutto.<sup>129</sup> In der Urteilsbegründung heißt es, nach der aktuellen Rechtslage im § 72 des HGB sei eine fristlose Entlassung nur zulässig, »wenn sich der Angeklagte eines unsittlichen Verhaltens schuldig macht und dieses nach außen«<sup>130</sup> hervortrete. Dieser Umstand liege im Fall Martha Schnepps nicht vor. Da sie unverheiratet sei, habe sie keinen Ehebruch begehen können, ein Liebesverhältnis mit Weise noch während ihres Zusammenseins mit Schmidt sei ihr nicht nachzuweisen und außerdem – so das Hauptargument – habe sich die ganze Angelegenheit immer nur in der Privatsphäre der Klägerin abgespielt und nicht am Arbeitsplatz. Auch die Anwälte Schnepps argumentieren, »die Ausübung geschlechtlichen Verkehrs, eines menschlichen Naturtriebes«, könne man in »heutiger Zeit« niemandem mehr als Verstoß gegen die »guten Sitten« vorhalten.<sup>131</sup>

Innerhalb weniger Jahre hatte sich also die öffentliche Rechtsprechung in Jena in Bezug auf die sexuelle Freiheit von Frauen massiv verändert. Zur gleichen Zeit jedoch verfolgte man in der Firma Zeiss noch die traditionelle Form des Paternalismus, nach der es unter anderem auch darum ging, die »jungen Damen« vor einer »Infektion« durch moralisch »fragwürdige« Geschlechtsgenossinnen zu schützen. Die Kultur der sexuellen Normen und Geschlechterrollen im Betrieb hielt mit den äußeren Veränderungen nicht Schritt, und so fühlte sich Martha Schnepps nach Bekanntwerden der Angelegenheit innerhalb ihrer Abteilung von ihren Kolleginnen und Kollegen »wie geächtet«<sup>132</sup> – eine Rückkehr in die Firma wäre demnach undenkbar gewesen. Auch in ihrem Wohnumfeld musste sie noch mit den Sanktionsmaßnahmen ihrer Nachbarinnen rechnen, die nicht bereit waren, ihr während der Bedrohung durch den Ex-Liebhaber Zuflucht zu gewähren – um ihren eigenen »Ruf« nicht zu beschädigen? Wie man sowohl an diesem Beispiel als auch an den Interviews sieht, war ein »guter Ruf« für Frauen noch bis weit in die 1950er Jahre und darüber

126 Vgl. ebd. p.2: Brief RA May und Dr. Ledermann, Jena an Firma Zeiss, 12.6.1931.

127 Ebd. p.9: Vernehmungsprotokoll Fritz Schmidt, ohne Datum.

128 Ebd. p.2 v.: Brief Rechtsanwälte May und Dr. Ledermann an Firma Zeiss, 12.6.1931.

129 Vgl. BACZ 607. p.34 v.: Urteil des Arbeitsgerichts Jena vom 31.10.1931.

130 Ebd. p.39 v.: Urteil des Arbeitsgerichts Jena vom 31.10.1931.

131 Vgl. ebd. p.21: Klageschrift an das Arbeitsgericht Jena, 10.10.1931.

132 Ebd. p.26: Protokoll der Firma Zeiss an das Arbeitsgericht Jena, 24.10.1931.

hinaus wichtig für deren soziale Akzeptanz am Arbeits- und Wohnort. Der weibliche Ehrbegriff, der sich seit dem 19. Jahrhundert immer mehr ausschließlich auf ein konformes Sexualverhalten hin verengt hatte, besaß seine Gültigkeit nicht nur im bürgerlichen Milieu.<sup>133</sup> Er bezog sich auch nicht mehr länger nur auf den Kreis der Familie, des Wohnorts, sondern zog zusammen mit den erwerbstätigen Frauen ein in die Büros und Fabriken. Insofern relativiert sich folgende These Ute Freverts: »In dem Maße, wie sich Frauen an jener männlichen Welt beteiligen durften, Berufe ergriffen und als Staatsbürgerinnen bürgerliche Ehrenrechte wahrnehmen konnte, relativierte sich denn auch die ehemals identitätsstiftende Bedeutung weiblicher Geschlechtsehre.«<sup>134</sup>

Über eine eventuelle Entlassung des Hofarbeiters Weise nachzudenken, der ebenfalls in der Firma Zeiss angestellt war, und der eindeutig in die Affäre verwickelt war, bestand hingegen nach der zeitgenössischen Perspektive kein Anlass. Die doppelte Moral für Frauen und Männer blieb auf der informellen Ebene auch trotz der geänderten Rechtsnormen bestehen.<sup>135</sup>

---

133 Zum weiblichen Ehrbegriff, dessen Gehalt seit dem Mittelalter, dessen Zuspitzung in der bürgerlichen Gesellschaft und dessen Pendant auch in städtischen ›Unterschichten‹ des 19./20. Jahrhunderts vgl. Frevert, Ute: »Mann und Weib, und Weib und Mann«. *Geschlechter-Differenzen in der Moderne*. München 1995. S. 194–212.

134 Ebd. S. 221.

135 »Lediglich für Frauen hatte man eine besondere, an den Körper und das Geschlecht – im doppelten Wortsinn – geknüpfte Ehre reserviert. Dass etwas Analoges auch für Männer existierte, wurde rundweg abgestritten. »Bei richtiger Erfassung des Ehrenlebens«, meinte ein Eingeweihter 1905, könne es eine »männliche Sexualehre« nicht geben.« Frevert, Ute: »Mann und Weib, und Weib und Mann«, S. 212.





## VI. Am Ende: Angekommen?

### Rückblick: Chancen und Barrieren

Menschliches Handeln lässt sich nicht strikt kategorisieren. Die Einteilung der Biographien nach Lebens- und Berufsstrategien diente als Hilfskonstruktion, um aus der jeweiligen Komplexität des Alltags und der Vielschichtigkeit von Individuen bestimmte Züge, Leitmotive, Brüche herauszulösen und sichtbar zu machen, ohne dabei das Entdeckte und Erkannte in ein zu starres Schema zu zwingen. Als methodischer Kunstgriff hat sich das Vorgehen bewährt, das im Wechselspiel zwischen Makro- und Mikrosicht kulturelle wie individuelle Muster präsentierte, auf deren Basis sich die Arbeits- und Lebenswege der Frauen abspielen. Bei näherem Hinsehen zeigt sich freilich, dass beispielsweise die »angepassten« Frauen ihre Eigeninteressen durchaus verfolgten, während die »widerständigen« Frauen in etlichen Punkten den Erwartungen ihres Umfelds entsprachen.

Während des gesamten Untersuchungszeitraums veränderte sich der Rahmen der Erwerbsmöglichkeiten für Frauen in Jena nur geringfügig. Quantitative Schwankungen ergaben sich aus dem Wechsel zwischen Wirtschaftskrisen und Kriegskonjunkturen, dagegen zogen die qualitativen Veränderungen – z. B. der Ausbau des Berufsschulwesens, die Einführung höherer Schulabschlüsse für Mädchen, oder die Institutionalisierung des Arbeitsamtes – kaum eine tatsächliche Verbesserung oder Ausweitung weiblicher Berufsperspektiven nach sich. Im Gegenteil: mit der zunehmenden Bürokratisierung und Formalisierung im Ausbildungswesen, und der Spezialisierung bzw. den Effektivierungsmaßnahmen in den Betrieben verstärkte sich die Differenzierung nach strikt geschlechtergetrennten Berufswelten erneut – sie nahm lediglich äußerlich ein moderneres Gesicht an. Wesentliche Neuerungen in den Erwerbs-, Ausbildungs- und Lebensbedingungen lassen sich anhand der vorgestellten Beispiele erst ab den 1960er Jahren nachweisen. Bis dahin werden die weiblichen Erwerbserfahrungen überwiegend durch Kontinuitäten und nicht durch Brüche definiert.<sup>1</sup> Die Schilderungen der interviewten Frauen bestätigen, dass trotz der staatlichen Lippenbekenntnisse über lange Jahre kein ernsthafter Versuch der Gleichstellung der Geschlechter in der Arbeitswelt gemacht wurde, bis man feststellte »dass die Belastung durch die Familie der wichtigste Grund war für das Stagnieren der Zahl der berufstätigen Frauen bzw. für die fehlende Bereitschaft der Frauen, an Qualifizierungslehrgängen teilzunehmen.«<sup>2</sup> Die Stadt blieb bezüglich des Arbeitsmarktes, aber auch darüber hinaus, geprägt von den größten Firmen Zeiss und Schott, die ihren Charakter als »Männerbetriebe« nicht nur hinsichtlich ihrer Beschäftigtenstruktur, sondern auch in ihrer Betriebskultur behielten. Daran änderten auch die

---

<sup>1</sup> Vgl. die Tatsache, dass in dem Band »DDR-Geschichte in Dokumenten« das Kapitel »Geschlechterpolitik im Wandel« erst mit Zeugnissen ab den 1960er Jahren einsetzt. Vgl. Judt, Matthias: DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse. Bonn 1998. S. 208–215.

<sup>2</sup> Obertreis, Gesine: Familienpolitik in der DDR 1945–1980 (= Forschungstexte Wirtschafts- und Sozialwissenschaften; Bd. 17). Opladen 1986. S. 323.

## VI. Am Ende: Angekommen?

einzelnen staatlich verordneten Maßnahmen – wie etwa die Betriebsfeiern zum 8. März<sup>3</sup> – nichts.<sup>4</sup>

Insgesamt zeichnet sich der Untersuchungszeitraum der vorliegenden Arbeit durch eine höchst instabile Integration von Frauen in die Berufswelt aus. Deutlich stärker als die männlichen Arbeitnehmer mussten Frauen auf die Einhaltung gesellschaftlicher Normen achten, wenn sie an ihrem Arbeitsplatz keine Nachteile verspüren wollten. Es fällt auf, dass von den hier vorgestellten Frauen zwei zwar einen für ihre Verhältnisse steilen beruflichen Aufstieg in ihrer Biographie aufweisen<sup>5</sup>, beide sich jedoch innerhalb von kurzer Zeit selbst dafür einsetzten, wieder in eine weniger ›belastende‹ Position zu kommen. Es wäre interessant, in weiteren Studien die Frage zu verfolgen, inwiefern Frauen bevorzugt dort mit Leitungsfunktionen betraut wurden, wo die Aussichten auf eine erfolgreiche Bewältigung der gestellten Aufgaben aufgrund ungünstiger Umstände oder mangelhaft ausgebildeter Strukturen besonders gering waren.<sup>6</sup>

Claudia Honegger weist in ihrer Diskursanalyse<sup>7</sup> nach, wie die wirtschaftliche, politische, religiös-philosophische und soziale Umbruchsituation im Europa des 18. Jahrhunderts in einer Neubestimmung des Weltbildes mündete, als dessen Resultat der »moderne Mensch«<sup>8</sup> stand: individualisiert, politisiert, weltoffen, gebildet. In diesem Wandlungsprozess bekamen Frauen ihre von diesen modernen Menschen- und Bürgerrechten und -pflichten ausgeschlossene Sonderrolle zugewiesen; im Ergebnis war die polare, komplementäre Geschlechterdifferenz als scheinbares Naturgesetz festgeschrieben.<sup>9</sup> In Ergänzung hierzu möchte ich formulieren: die ersten ›Auflösungserscheinungen‹ der seit dem 18. Jahrhundert neu markierten Geschlechterordnung setzten bereits zum Ende des 19. Jahrhunderts ein – ablesbar auch am Beginn der Frauenbewegung. Sie fanden durch die Begleiterscheinungen der Weltkriege – das verstärkte Auftreten von Frauen im öffentlichen Raum – in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch eine massive Steigerung, trotz der deutlichen Bemühungen in den Nachkriegsjahren, die ›alten‹ Geschlechternormen wieder zu stabilisieren.<sup>10</sup> In der Arbeitswelt zogen sich Männer und Frauen jedoch auf ihre traditionellen

3 »Zum Frauentag. Da wurde gratuliert und da kriegte man ein Blümchen von denen extra. Aber wir hatten auch dabei: ›Die Weiber!«, gell? ›Was die nur wollen!«, gell? Wir waren ›die Tippsen‹ und so was, gell.« Aus dem Interview mit Johanna Czerny vom 8.4.2002.

4 Vgl. auch Ansorg, Leonore: »Irgendwie war da kein System drin.« Strukturwandel und Frauenerwerbstätigkeit in der Ost-Prignitz (1968–1989). In: Lindenberger, Thomas (Hg.): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Köln u.a. 1999. S. 75–118. Speziell zum sporadischen und unüberlegten Charakter vieler Frauenfördermaßnahmen S. 76–78.

5 Vgl. Kap. IV.5 Erika Weise, Kap. IV.7 Else Ridder.

6 Man denke an die Wahl Angela Merkels zur Bundeskanzlerin der – nach wochenlangen Verhandlungen knapp zustande gekommenen – Großen Koalition am 22.11.2005.

7 Vgl. Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850. 2. Aufl. Frankfurt/New York 1992.

8 Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. S. 4.

9 »Am Ende des 18. Jahrhunderts scheinen die kulturellen Systematisierungen selbst noch eigentümlich im Fluss; vor allem die Geschlechterbestimmungen bleiben zum Teil noch »durchschaut« oder werden mit biographischen Gegenevidenzen konfrontiert, bevor dann typisch moderne menschliche Kompetenzen wie »Weltoffenheit«, »Autonomie« und »Individuierung« direkt in die männliche Physiologie eingeschrieben werden.« Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. S. 4.

10 »Vieles deutet darauf hin, dass beide Nachkriegsgesellschaften historische Entwicklungsphasen waren, in denen der Prozess der »Vergeschlechtlichung« der Gesellschaftsordnung mit großer Identität stattfand, d. h. die durch die Anforderungen des Krieges bedrohte Geschlechterhierarchie nach dem Krieg mit großer Vehemenz wieder festgeschrieben wurde, um die Gesellschaft zu stabilisieren.« Hagemann, Karen: Heimat – Front. Militär, Gewalt und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege. In: dies./Schüler-Springorum, Stefanie (Hgg.): Heimat-

Rollen zurück und bestätigten damit eher Erwartungen, als sie ändern zu wollen. Mit einem enormen Aufwand an Argumentation und Administration erhielt man auf der Arbeitgeberseite die Stabilität der Segregation aufrecht, während auf der anderen Seite die Frauen unter nicht minder großer Anstrengung versuchten, ihre eigenen Lebenskonzepte und -wege in all ihren unterschiedlichen Facetten einem Idealbild von Weiblichkeit und weiblichem Lebenslauf zuzuordnen. Wären die Geschlechterrollen tatsächlich voll funktionierende Angebote gewesen, dann wäre es allerdings diesbezüglich nicht so oft zu Konflikten gekommen. Die Frauen versuchten zum Beispiel schon früh, paternalistische und ›beschützende‹ Maßnahmen zu unterlaufen, indem sie so weit wie möglich das vor allem im Sozialbereich übliche Kost-und-Logis-System mieden. Das Konstruierte an der Geschlechterdifferenz tritt nirgends so deutlich zu Tage wie in der rationalisierten Erwerbslandschaft des 20. Jahrhunderts, wo immer kompliziertere Begründungsmuster dafür herhalten mussten, warum Frauen weniger Lohn erhalten, oder warum sie für bestimmte Berufe besonders - beziehungsweise nicht - geeignet waren. Dies gilt umso mehr, als sich innerhalb weniger Jahre die Argumentation in das Gegenteil verkehrte, um der veränderten (Bedarfs-)Realität zwischen Kriegskonjunkturen und Wirtschaftsrezessionen gerecht zu werden.

Ist also die Qualifikation der entscheidende Schlüssel für die angestrebte Gleichstellung auf dem Arbeitsmarkt? Nach dieser Vorstellung sind die fehlende oder ungenügende berufliche Qualifikation weiblicher Arbeitnehmer und die mangelnde Professionalisierung der von Frauen gewählten Berufe das Haupthindernis für deren gleichberechtigte Integration in die Erwerbswelt.<sup>11</sup> Wiewohl die hier porträtierten Frauen mehrheitlich ohnehin am unteren formalen Qualifikationsspektrum angesiedelt waren – und somit der Masse weiblicher Arbeitnehmerinnen entsprachen – ging auch das Erreichen eines formalen Abschlusses keineswegs mit einem besser bezahlten oder höher angesehenen Arbeitsplatz einher. Zudem wird deutlich, dass formale Qualifikationen den Frauen gegenüber vorwiegend im Sinne eines Ausschlussmechanismus fungierten: Ein mangelndes Ausbildungsangebot für Mädchen, familiäre Überlegungen, nicht zu viel Zeit und Geld in den Bildungsweg der Töchter zu investieren oder investieren zu können, sowie kulturelle Konventionen über ›angemessene‹ Männer- und Frauenberufe resultierten in eingeschränkten Ausbildungschancen für die Mehrzahl der Frauen. Je mehr man sich in der Vergabe und Bezahlung von Arbeitsplätzen an einem formalen Ausbildungsabschluss orientierte, anstatt an der tatsächlichen Kompetenzen und Leistungen, desto einfacher wurde es, die Ungleichbehandlung der Geschlechter fortzusetzen und Frauen von einem Aufstieg innerhalb ihrer Firma auszuschließen. De facto unterschieden sich die formale Qualifikation und das Bildungsniveau zwischen den Männern und Frauen in Büro und Fabrik überdies nicht in dem Maße, dass dadurch das deutliche Gefälle in der Bezahlung, der Handlungskompetenz und dem sozialen Status zu rechtfertigen waren.

Gegenüber einer staatlichen Förderung ihrer Talente und einer Weiterqualifizierung in den DDR-

---

Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege. Frankfurt/Main 2002. S. 13–52. Hier: S. 16.

<sup>11</sup> Hierzu stellte Knapp anhand einer Diskursanalyse bereits 1993 fest, dass »Qualifikationen [...] nichts völlig Sachliches, sondern mindestens auf zweifache Weise »gendered« sein – und zwar einerseits durch die Definitionsmacht der meist männlich dominierten »Gremien des Ausbildungs-, Weiterbildungs- und Berufssystems«, und andererseits durch die permanente Um- und Neudefinition beruflicher Qualifikationen, die für die Ausübung des einen oder anderen Berufs als notwendig erachtet werden, mit der je nach Bedarf wechselnden Affizierung dieser Qualifikationen an das männliche und weibliche Geschlecht. Knapp, Gudrun- Axeli: Segregation in Bewegung. In: Hausen, Karin/Krell, Gertraude (Hgg.): Frauenerwerbsarbeit. S. 37.

## VI. Am Ende: Angekommen?

Jahren waren die interviewten Frauen recht zurückhaltend. Sie alle schilderten das Empfinden, dass sie letztendlich auf sich allein gestellt waren und - unter vielfach schwierigen Bedingungen – für sich selbst die beste Lösung finden mussten. Ihre Erfahrungswelt war bereits aus früheren Jahren geprägt durch eine dirigistische Arbeitsmarktpolitik ›von oben‹, die nicht nach einer optimalen Förderung individueller Talente und Neigungen fragte, sondern eine flexible Anpassung an die Erfordernisse der Kriegs- und Nachkriegswirtschaft verlangte. An ihrem Arbeitsplatz stießen sie sehr schnell an die Grenzen der Verbesserungs- und Entwicklungsmöglichkeiten<sup>12</sup>; sofern sie sich überhaupt an einer solchen Verbesserung versuchten und nicht von vornherein mit ihrem Platz beschieden. Gründe dafür mögen auch darin zu suchen sein, dass sie die allgemeine Geringschätzung der Frauenarbeit im Betrieb und das Fehlen von weiblichen Vorbildern deutlich wahrnahmen und ein Misstrauen gegenüber politischen Forderungen entwickelt hatten, die von außen vorgegeben und nicht im Dialog mit den Frauen entstanden waren.

Ein Kernproblem bestand darin, dass jede einzelne Arbeitnehmerin von vornherein der Klasse ›Frau‹ zugerechnet wurde, während die tatsächlichen Kenntnisse und Kompetenzen wenig Berücksichtigung fanden. Vorwiegend aus dieser kategorialen Zurechnung konstituierte sich ihre informelle betriebliche Position, während die formale Hierarchiestufe bereits durch ihre Ausbildung in einem speziell für Frauen vorgesehenen Beruf geschehen war.<sup>13</sup> In den Akten, den Stellungnahmen der Administrationen, Arbeitgeber, Personalchefs, männlichen Kollegen usw. erscheinen die Frauen immer als relativ homogene ›Masse‹<sup>14</sup> ohne Eigenschaften.<sup>15</sup> Die fehlende Möglichkeit für die Arbeitnehmerinnen, sich im gleichen Umfang wie Männer als beruflich handelnde Individuen zu sehen, und andererseits von ihrem Umfeld als solches wahrgenommen zu werden<sup>16</sup>, bedingten sich gegenseitig: das Ergebnis war eine relativ stabile beiderseitige ›Betriebsblindheit‹. Die alltägliche Dominanz von ›Frauenberufen‹ und ›Männerberufen‹ als ideelle wie reale Norm, die realistische Ausrichtung der Heranwachsenden an den finanziellen Möglichkeiten der Eltern, die kulturelle Ausrichtung auf den ›Hausfrauen- und Mutterberuf‹, ließen die Entwicklung einer eigenen Vorstellung von der beruflichen Zukunft praktisch nur auf der Ebene der heimlichen Wünsche und Phantasien zu. Zwar war die soziale Zugehörigkeit eine ebenfalls wichtige Größe für die weiblichen Erwerbswege, doch die Kriegs-, Zwischenkriegs-

12 Vgl. das Beispiel Grete Berg, die sich zur Kunstlehrerin weiterqualifizieren wollte, aber an den formalen Anforderungen und der mangelnden Vereinbarkeit mit ihren ›Familienpflichten‹ scheiterte. Kap. IV.6.

13 Z.B. Bürogehilfin und die anderen »Gehilfinnenberufe« des 20. Jahrhunderts.

14 »Um zu zeigen, dass und wie moderne Differenzierungen und Generalisierungsschübe in den kulturellen Weltbildern seit der Aufklärung erkaufte wurden durch Entdifferenzierung, Redundanz und Individualitätsverluste auf Seiten »der Frau«, genügt freilich auch nicht der Hinweis auf den Willen zur Macht und zur Ideologie eines patriarchalen Gesamtakteurs.« Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. S. 5.

15 »Abstrahiert wird dabei von Unterschieden innerhalb der Geschlechter, wie sie sich etwa aus der sozialen und kulturellen Herkunft, der Ausbildung, Qualifikation usw. ergeben.« Knapp, Gudrun-Axeli: Segregation in Bewegung. In: Hausen, Karin/Krell, Gertraude (Hgg.): Frauenerwerbsarbeit. S. 37.

16 »»Deshalb müsste es vor allem als Aufgabe des modernen Denkens betrachtet werden, das Phänomen der individuellen Differenzierung zu fassen und die Ausdrucksmittel zu schaffen, die ein solches Verständnis erst ermöglichen. Wer sich in Generalisationen wie »der Mann« und »das Weib« bewegt, hat den Boden für eine individualisierende Psychologie schon verloren (Rosa Mayreder, Zur Kultur der Geschlechter, 1910, S.79)«. Auf diese allein hat sich die Berufsberatung einzustellen. Nur auf die immer tiefere Erfassung der individuellen Eignung sollten diejenigen Instanzen, die für die bestmögliche Verteilung der Arbeitskräfte im Wirtschaftsleben Sorge tragen, ihr Augenmerk richten.« Sachs, Hildegard: Psychologie und Berufsberatung. Die Bedeutung der systematischen Berufseignungspsychologie für die Verteilung der Arbeitskräfte im Wirtschaftsleben. Nebst einem Anhang über das Problem einer glücklicheren Eingliederung der Frauen in das Berufsleben. Langensalza 1925. S. 138.

und Nachkriegsjahre des 20. Jahrhunderts führten mit ihren Brüchen und Kehrtwendungen in einigen Fällen dazu, dass sich andere Faktoren als ausschlaggebend erwiesen.

Die äußeren Hindernisse und Beschränkungen auf den Wegen weiblicher Erwerbstätigkeit spiegeln sich deutlich in den Frauenbiographien und bieten keine Überraschungen, da die meisten von ihnen auch noch in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts eine große Rolle spielen: Vorurteile, ungleiche Personalpolitik, starre Geschlechterrollen, eingeschränkte Berufswahlmöglichkeiten vor Ort, staatliche Arbeitsmarktlenkung, mangelnde Vereinbarkeit von Berufstätigkeit und Familie beziehungsweise fehlende Entlastung der Frauen bei der Hausarbeit durch die Lebenspartner, durchgängig schlechtere Bezahlung der Frauen, strengerer Verhaltenskodex für Frauen am Arbeitsplatz. Es zeigte sich, dass trotz dieser Bedingungen die einzelnen Frauen ihre Situation ganz unterschiedlich einschätzten, selbst wenn sie ganz ähnliche objektive Lebensumstände mitbrachten.

Interessant ist daher, einen Blick darauf zu werfen, wie die Frauen auf den Umgang mit diesen Barrieren vorbereitet waren, und wie sie individuell auf die Barrieren reagierten. Hier zeigt sich die entscheidende Rolle des Bewusstseins hinsichtlich eigener Wünsche und Bedürfnisse, sowie die Notwendigkeit eines stärkenden Selbstvertrauens. Wenn man davon ausgeht, dass die Sozialpsychologie für eine gelungene Identitätsfindung und Persönlichkeitsentfaltung ganz notwendig Entwicklungsräume voraussetzt, so hatten die vorgestellten Frauen hierfür nur bedingt Gelegenheit.<sup>17</sup> Die Mehrzahl der Porträtierten verfügten über sehr eingeschränkte Möglichkeiten, ihre eigene Identität aufzubauen. Im Vergleich zu ihnen hatten ihre Brüder und die jüngeren Geschwister mehr selbstbestimmungsfähige Freizeit. Vor diesem Hintergrund erklärt sich auch die tiefe Einprägung der BDM-Erinnerungen bei den Interviewten; sie hat sich vor allem bei denjenigen gehalten, die ansonsten wenig Freiraum und Bestätigung anderweitig gefunden hatten. Die Chance, eigene (Berufs-)wünsche zu entwickeln, sie wahrzunehmen und äußern zu dürfen – und zwar zunächst einmal unabhängig von der tatsächlichen Aussicht auf eine Verwirklichung – wird so zu einer entscheidenden Basis für die spätere Arbeitsbiographie. Eine freie, von den Eltern unbeeinflusste Berufswahl war für beide Geschlechter in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts kaum vorgesehen und möglich. Aber die Bandbreite der theoretischen Auswahl, das Vorhandensein persönlicher Vorbilder, die Rückgriffsmöglichkeiten auf familiäre Berufstraditionen, die kulturelle Selbstverständlichkeit beruflicher Existenz fielen für die Mädchen deutlich geringer aus als für Jungen. Fehlende oder vorhandene ideelle Unterstützung der eigenen Talente und Pläne durch das direkte Umfeld, und damit einhergehend der Aufbau von Selbstbewusstsein, wird so zu einem wichtigen Schlüssel für die Strategien der Frauen in der Arbeitswelt – umso mehr, als die äußeren Bedingungen für weibliche Berufstätigkeit eher widrig waren. Denn nicht nur während des Aufwachsens, auch im späteren Erwerbsalltag war die Entwicklung eines beruflichen Selbstbewusstseins aufgrund der durchgängigen Marginalisierung weiblicher Erwerbsarbeit stark eingeschränkt. Die Fähigkeit, auch in einem solch ungünstigen Umfeld eigene Chancen für das und im Erwerbsleben wahrzunehmen, und sich selbst als handlungsmächtig zu erleben, erwies

---

<sup>17</sup> »Die klassische sozialpsychologische Konzeption von Jugend als psychosozialem Moratorium zur Identitätsfindung, zur individuellen Persönlichkeitsbildung setzt Freiräume, auch ganz konkret in Raum und Zeit, voraus. [...] Die selbstbestimmungsfähige Frei-Zeit der Mädchen hing von der [...] Einbeziehung in Hausarbeit und von der Arbeitszeit der Berufstätigen ab.« Bilden, Helga/Diezinger, Angelika: Historische Konstitution und besondere Gestalt weiblicher Jugend – Mädchen im Blick der Jugendforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann (Hg.): Handbuch der Jugendforschung. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage, Opladen 1993. S. 201–222. Hier: S. 208f.

## VI. Am Ende: Angekommen?

sich als entscheidend für die Frage, inwieweit die eigenen Ziele entwickelt und verfolgt werden konnten.

In der vorliegenden Untersuchung brachten scheinbar jene Frauen in den ›weiblichen Nischen‹ am ehesten ein berufliches Selbstbewusstsein auf, in denen diese durch den einstmaligen starken bildungsbürgerlichen Hintergrund, und aus der Anknüpfung an christlich-humanistische Traditionen der Caritas, ein selbstsicheres ›Sendungsbewusstsein‹ entwickeln konnten: die weiblichen Heil- und Pflegeberufe. Dort verpflichteten sich die Frauen ganz der als Berufung empfundenen Aufgabe, und verzichteten von vornherein bewusst auf die von ihnen als hinderlich wahrgenommene Familiengründung. Es gibt Brüche in diesem Bild: auch die Werbedame Martha Beeg trat mit einem starken Selbstbewusstsein in ihrem Berufsleben auf, obgleich – oder weil – sie als geschiedene bürgerliche Frau keine günstige Startposition mitbrachte. Das ungelernete Dienstmädchen Else Ridder schaffte, begünstigt zwar durch ihre Systemkonformität, hauptsächlich durch ihren eigenen Einsatz mitten im zweiten Weltkrieg im Alter von fast 50 Jahren den Einstieg in ihren eigentlichen Wunschberuf. Die vormals schüchterne Hausfrau Grete Berg entwickelte, unterstützt vom Zuspruch in ihrer Gemeinde, eigene Pläne für eine Lehrerinnenausbildung, und zog sich auch nach deren Scheitern nicht mehr in die Position der ›Vollzeit-Hausfrau‹ zurück. Interessant ist, dass gerade aus den schriftlichen Zeugnissen weiblicher Arbeitsbiographien eine Identifikation oder Auseinandersetzung mit dem eigenen beruflichen Handeln erkennbar ist, während sich die Frauen im Interview weniger gestatteten, die Bedeutung ihres Berufslebens allzu sehr in den Vordergrund zu stellen: Rituale weiblicher Bescheidenheit. Im Gespräch mussten sie einem kulturellen Leitbild folgen, das besagte, dem bis in unsere Zeit wirkenden Ideal rastlosen weiblichen Arbeitsfleißes im Haus zu entsprechen<sup>18</sup> und ihre Berufsarbeit nicht ins Zentrum zu stellen.

Einige der interviewten Frauen transferierten ihre in der Arbeitswelt kaum befriedigten Wünsche nach Anerkennung, (Handlungs-)freiheit und Selbstbestimmung, soweit irgend möglich, auf ihre Familie und die Kinder. Obgleich ihre Erwerbstätigkeit quantitativ eine mindestens ebenso tragende Rolle spielte, betrachteten sie ihre Familie als den eigentlichen Lebensmittelpunkt – selbst wenn sich dort die Verhältnisse de facto als mindestens so problematisch gestalteten wie am Arbeitsplatz: Verlust des Ehepartners, Konflikte bei der Kindererziehung oder Reibungen mit anderen Verwandten. In ihren Selbstbildern, Zielen und Erinnerungen konzentrierten die Frauen sich dennoch auf diesen ihnen übertragenen Arbeitsbereich im Privaten, wenn sie auch hier aufgrund der Präsenz von Mutter oder Schwiegermutter oft nicht ›ihr eigener Chef‹ waren. Auch wenn diese Frauen möglicherweise ebenso engagiert und aktiv an ihrem Arbeitsplatz waren,

<sup>18</sup> »Tätige Tugend, Arbeit und Fleiß, Ordnung und Sparsamkeit waren der »Schmuck der Bürgerin«, wobei »Arbeit und Fleiß« öffentlich zur Schau getragen werden konnte: »Auch die promenierende Bürgerin hatte [...] das Arbeitskörbchen oder den Arbeitsbeutel als Zeichen ihrer fraulichen Pflichten bei sich zu tragen – und wenn man sich niedersetzt.. und die Herren Konversation machen, holen die Frauen oft auch wirklich eine Handarbeit hervor.« [...] Bei bäuerlichen und besonders den unteren Schichten war dies keine Neuerung. Arbeiten in Ruhe und Geselligkeit, in »Muse«, beim Sitzen und Gehen, war hier schon lange Gewohnheit und Tradition. Notwendigkeit und Anstand vermischten sich dabei, Not verlor ihren »unanständigen« Charakter. Sie geniere sich, so erzählte mir eine hochbetagte, vermögende und angesehene Lehrerin mit Pension und Status – mit dem stattlichsten Hausbesitz im ganzen Dorf – »tagsüber« spazierenzugehen; so laufe sie einfach, »im Schurz und mit dem Häckle« (der Harke) auf dem Friedhof, so weibliches Arbeiten, elterliche Grabpflege vorgehend.« Köhle-Hezinger, Christel: Sich würdig benehmen. Anmerkungen zum Ritual der Würde. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Bd. 30, 1993. S.11–27. Hier: S. 15f.

ihre Kenntnisse und Ideen einbrachten, so hatten sie es nie gelernt, diesem Bereich ihres Lebens eine tragende Rolle zuzuweisen, mit allen entsprechenden Vor- und Nachteilen. Nach außen hin hatten sie nach ihrem Selbstverständnis keine Karriere aufzuweisen, sich somit auch nicht in ihrer Identität deutlich auf ihren Beruf bezogen. Trotzdem hielten auch diese Frauen bis weit über die Pensionierung hinaus die Kontakte zum ehemaligen KollegInnenkreis, waren immer noch über die Vorgänge in ›ihrer‹ Firma auf dem Laufenden. Dies ist ein weiteres Zeichen dafür, dass die scheinbare Ausblendung des ›Erwerbsteils‹ weiblicher Biographien lediglich der Ausdruck einer kulturell erlernten Perspektive ist.

## Ausblick: Selbstwert, Ziele, Vorbilder, Netzwerke

Die Erwerbsrealität zeichnet sich bis heute dadurch aus, dass Frauen meist nicht so vollständig in die Arbeitswelt integriert sind wie ihre männlichen Kollegen, sondern nur bis zu einer gewissen – unsichtbaren – Barriere. Diese Barriere konnte im Untersuchungszeitraum etwa die Heimkehr der Soldaten aus dem Krieg sein, die gesellschaftlich festgeschriebene Prädisposition des über den geringeren Verdienst ausgedrückten Wertes verschiedener Tätigkeiten, ein lenkendes Gespräch bei der Ausbildungsberaterin im Arbeitsamt, oder das Stolpern über die kulturellen Normen weiblicher Ehre. Die Position von Frauen im Berufsleben bleibt aber auch heute insgesamt weitaus instabiler, nicht nur aufgrund der nach wie vor zwischen den Geschlechtern meist ungleich verteilten Aufgaben bei Haushaltsführung und Kindererziehung. Solange also die Geschlechterstereotypen sich noch zäh der Relativierung widersetzen<sup>19</sup>, und solange die Rufe nach gleicher Berufsqualifizierung und Professionalisierung, nach Aufwertung der ›typischen‹ Frauenberufe, Chancengleichheit bei der Stellenvergabe, gleicher Förderung am Arbeitsplatz, gleicher Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und ausreichenden Möglichkeiten der Vereinbarkeit von Beruf und Familie nicht zu einem befriedigenden Ergebnis geführt haben, ist es eine Basisforderung, heranwachsenden Frauen den Aufbau eines stabilen Selbstbewusstseins für das Entwickeln und Verfolgen eigener Berufsziele ermöglichen. Grundlagen für den Aufbau eines guten Selbstwertgefühls müssen durch die erwachsenen Bezugspersonen in Familie und Schule gelegt, und können durch die Schaffung und die Pflege von beruflichen Frauennetzwerken verstärkt und gefördert werden. Ohne die schemenhaften Indizien aus der vorliegenden Arbeit generalisieren zu wollen, scheint es doch interessant, die Frage weiter zu verfolgen, inwiefern besonders die Unterstützung und Anerkennung der Töchter durch ihre Väter von entscheidender Bedeutung sein für die Herausbildung von Selbstvertrauen und für die Verfolgung von Berufszielen sein kann. Zumindest entsteht aus dem hier ausgewerteten Material der erste Eindruck, dass diejenigen Frauen, die seit ihrer Kindheit eine positive Beziehung zu ihren Vätern hatten, sich von Anfang an mit mehr Selbstvertrauen und Selbstverständlichkeit durch ihr Erwerbsleben bewegten.<sup>20</sup> Wenn die Heranwachsenden in ihrem Umfeld Vorbilder und MentorInnen finden,

19 Vgl. die in den Medien nach wie vor propagierten Frauen- und Männerbilder, die in ihrer Gesamtheit kaum eine Änderung erfahren haben. Warum wird etwa in einem Bundestagswahlkampf an einer Kanzlerkandidatin immer wieder auf Frisur und Kleidung referiert, während beim männlichen Politiker die Inhalte die tragende Rolle spielen? »Macht macht elegant. Seitdem die Hamburger Modedesignerin Bettina Schoenbach sich um die modischen Belange der designierten Kanzlerin kümmert, hat diese deutlich an Eleganz gewonnen. [...]« Manager- Magazin, 27.10.2005.

20 Erika Zorn (II.1), die von ihrem Vater »verwöhnt« wurde, weigerte sich, weiterhin als Dienstmädchen zu arbeiten, scheiterte allerdings an der Umsetzung ihrer Zukunftspläne. Johanna Czerny (IV.2), deren Vater ihr den beruflichen

## VI. Am Ende: Angekommen?

und später im Berufsleben sich stärker auf die gegenseitige Unterstützung in Netzwerken statt auf gegenseitige Konkurrenz konzentrieren, fällt der Umgang mit den nach wie vor bestehenden Barrieren leichter. Selbstverständlich entfallen dadurch nicht die Forderungen nach deutlichen Verbesserungen der Rahmenbedingungen für weibliche Berufstätigkeit und nach betrieblichen Strukturen, die es sowohl Männern als auch Frauen ermöglichen, in der ›Familienphase‹ ihren Anteil an Haushalt und Kindererziehung zu übernehmen.

Seit etlichen Jahren wird über die »Krise der Arbeitsgesellschaft«<sup>21</sup> und ein »Europa ohne Arbeit«<sup>22</sup> debattiert. Angesichts der anhaltend hohen Arbeitslosigkeit, die eine immer flexiblere Anpassung der Erwerbstätigen an die Vorgaben der Arbeitgeberseite zu erfordern scheint, mag es utopisch klingen, von einer Verbesserung der Situation für Frauen auszugehen. Wenn Politiker unter dem Motto »Sozial ist, was Arbeit schafft«<sup>23</sup> unter anderem die Förderung von Jobs in Privathaushalten anstreben<sup>24</sup> – eine neue Generation von Dienstmädchen? – klingt das nicht unbedingt nach einem Schritt auf dem Weg zur beruflichen Gleichstellung der Geschlechter. Die derzeitige Situation auf dem Arbeitsmarkt, ohne wirklich erkennbare Entspannungstendenz, scheint die Lage der weiblichen Erwerbstätigen und Erwerbssuchenden noch zu verschlechtern. Bislang stellten erwerbstätige Frauen häufig die *Notwendigkeit* des Geldverdienens in den Vordergrund ihrer Berufsmotivation. In ihrer Wahrnehmung waren sie dabei beeinflusst durch das immer noch wirksame bürgerliche Leitideal der ›versorgten‹ Frau, die nur im Ausnahmefall dazu gezwungen sein sollte, einen Beruf zu ergreifen. Doch vielleicht bringt die gegenwärtig durch wirtschaftlichen Druck verstärkte Tendenz zur beruflichen Selbständigkeit und die damit einhergehende wichtige Erfahrung der Frauen, dass sie für sich selber sorgen *können*, auch positive Impulse. Daran gewöhnt, in einem System, das nie wirklich auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten war, sich eigene Wege zu suchen und mit Barrieren umzugehen, sind vielleicht gerade Frauen besser für die Zukunft auf dem Arbeitsmarkt gerüstet. Zunehmender Zwang zu Mobilität, Anpassung und Wechsel, anstatt linearer Langzeitkarrieren – das ist nichts Neues für weibliche Erwerbswege. Dazu erzogen, auf gemeinschaftliche Ziele hinzuarbeiten, sich um eine gute Kommunikation zu kümmern und eigene Eitelkeiten zurückzustellen, sind Frauen für eine zunehmend vernetzte Arbeitswelt die idealen Kandidatinnen. Die Erwerbsrealität hat sie nie

---

Wunschtraum des Försters mitgab, und der für seine Tochter erreichte, dass sie beim Arbeitsamt vom Haushaltspflichtjahr entbunden wurde, erreichte auf ihrer ersten festen Arbeitsstelle durch unerschrockene Nachfrage bei ihrem Chef als einzige ihrer Kolleginnen die Übernahme in das »Beamtenverhältnis«. Brigitte Lohmann (IV.3) (»Und da hat der Vater mich, so mich an der Schulter gepackt und hat gesagt: »Meine GROßE! Das haste mal wieder fein gemacht!« Jaa..«) hatte ein »großes Mundwerk« und unternahm mehrere, von den Vorgesetzten blockierte, Versuche, innerhalb ihres Betriebes aufzusteigen. Eva Münzer (IV.7), deren Vater überdurchschnittlich viel Zeit mit der Betreuung und Unterhaltung seiner Kinder verbrachte, setzte gegen alle äußeren Widerstände ihren Ausbildungswunsch zur Krankenschwester durch.

21 Vgl. Matthes, Joachim (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. deutschen Soziologentages. Frankfurt/Main 1983. Dathe, Dietmar (Hg.): Wege aus der Krise der Arbeitsgesellschaft. Beiträge und Ergebnisse der 4. Tagung »Sozialunion in Deutschland«. Berlin 1995.

22 Vgl. Slupetzky, Walter (Hg.): Europa ohne Arbeit? Beiträge zur Zukunft der Arbeitsmarktpolitik. Stuttgart 1997. Schmidt, Klaus Günter (Hg.): Europa ohne Arbeit? Arbeitslosigkeit, Beschäftigungspolitik, Integrationsprojekte. Opladen 1999.

23 Aus dem Reformpapier der CDU/CSU. Zit. n. DER SPIEGEL vom 8.4.2004.

24 »Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) will verstärkt neue Arbeitsplätze in Privathaushalten ermöglichen. Die große Koalition habe vereinbart, dass der private Haushalt als Arbeitgeber fungieren könne, sagte sie in einem »Focus«-Interview. Für eine alternde Gesellschaft seien Dienstleistungen im Haushalt eine wichtige Sache, ebenso für die Kinderbetreuung – besonders in Familien mit vielen Kindern.« Tageszeitung DIE WELT vom 28.11.2005.



verwöhnt, vielleicht können sie sich deshalb den heutigen Veränderungen und Einschnitten auch besser stellen.

## VI. *Am Ende: Angekommen?*

# A. Quellen

## A.1. Stadtarchiv Jena (StAJ)

Adressbücher der Stadt Jena. 1893–1947/48:

- BI, I d 72      Ridder, Else. Heimleiterin des Städt. Rentnerheims. 1921–1943.
- B Xa 45        Bezirkshebammen. 1898–1926.
- D I d, 1        Stellenpläne für Beamte und Angestellte der Stadt Jena. April 1935.
- D I d 57        Günther, Charlotte. Heimleiterin d. Kinderheims Jena-Mitte. 1923–1936.
- D II 33        Leichenaufhebungen, tödliche Unfälle usw. 1920–1940.
- I E 896        Allgemeine Personalangelegenheiten. 1.4.-31.12. 1927.

## A.2. Betriebsarchiv Carl Zeiss Jena (BACZ)

- 201            Personalangelegenheiten im Gefolge der nationalsozialistischen Machtübernahme. 1933.
- 264            Bekanntmachungen. 1912–1915.
- 265            Allgemeine Anschläge. 1916–1920.
- 284            Bewerbungen und Neueinstellungen. 1901–1921.
- 287            Bewerbungen und Neueinstellungen von Personal. August/September 1921.
- 288            Bewerbungen und Neueinstellungen. 1921–1933.
- 300            Monatlicher Personalstand nach Angestellten, Arbeitern und Filialen. 1897–1915.
- 389            Zeiss-Werkzeitung Heft 1. 1945. Manuskripte, Korrekturen und sonstige Vorbereitungen bis zum vollendeten I
- 599            Klage der Werkstattschreiberin Geiling gegen Kündigung. 1931–1932.
- 607            Klagesache Martha Schnepf gegen ihre fristlose Entlassung. 1931–1933.
- 648            Regelung der Akkordpreise. 1904–1909.
- 665            Beschwerden aller Art. 1897–1918.
- 691            Frauenarbeit. 1905–1934.
- 703            Löhne und Arbeitszeiten der Hausleute, Packer, Scheuerfrauen, Saaldiener und Pfortner. 1902–1928.
- 711            Löhne, Arbeitszeit und Altersversorgung der Scheuerfrauen. 1920–1939.
- 1152          Betriebswohlfahrtseinrichtungen. 1930–1941.
- 1153          Betriebswohlfahrtseinrichtungen. 1912–1937.
- 1382          Vorträge und Veröffentlichungen von Dr. Schomerus. 1944.
- 1387          Wochenarbeitsplan der Fabrikpflegerin und ihrer Mitarbeiterin. Undatiert, zw. 1914 und 1919.
- 2409          Handakten des Rechtsanwalts Dr. Fischer zum Rechtsstreit über die Bezahlung der Frauenarbeit im Zeisswerk
- 2410          Rechtsabteilung. Handakten der Rechtsanwälte Dr. Kronfeld und Heinecke zum Rechtsstreit über die Bezahlun
- 3455          Personal-Hauptleitung. Anschläge und Mitteilungen. 1899–1937.
- 6721          Arbeitseinsatz, allgemein. Einsatz von weiblichen Arbeitskräften. 1939–1944.
- 6873          Betriebskrankenkasse. Mitgliederstatistik. 1914–1934.

## A. Quellen

- |       |  |
|-------|--|
| 6966  | Tätigkeitsanweisung der Fabrikpflegerin. 1913.           |
| 18800 | Erinnerungen der Zeiss-Pensionärin Alma Auer. 11.7.1955. |
| 18820 | Lebenserinnerungen Elisabeth Heintzens. November 1955.   |
| 18827 | Erinnerungen des Zeiss-Pensionärs Karl Kuhnla. 1957.     |
| 23702 | Namen der ausgetretenen Frauen. 1918–1940.               |
| 23712 | Namen der ein- und ausgetretenen Männer. 1883–1889.      |

### A.3. Unternehmensarchiv Schott & Gen. Jena (SchA)

Schott-Werkszeitschrift »Der Glasmacher«, Nr. 8, 15. Juli 1950, 1. Jahrgang.

- |          |  |
|----------|--|
| 10/70    | Personalakten Mau-Me [undatiert, ca. 1935–1953]                    |
| 10/73    | Personalakten Fa-Fe [undatiert, ca. 1940–1953]                     |
| 10/74    | Personalakten Fi-Fl [undatiert, ca. 1934–1953]                     |
| 10/77    | Personalakten Cä-BI. 1934–1952.                                    |
| 10/78    | Personalakten BI-Bo [undatiert, ca. 1932–1950]                     |
| 10/99    | Frau Beeg verlässt Jenaer Glaswerk. 1950.                          |
| 10/124 a | Arbeiterverzeichnisse [undatiert, ca. 1907/1908]                   |
| 10/124 b | Arbeiterverzeichnisse [undatiert, ca. 1907/1908]                   |
| 13/34    | Werbeabteilung. Besprechungsprotokolle mit Moholy-Nagy. 1935–1937. |
| 13/35    | Werbung. 1935–1941.  |
| 13/69    | Werbeabteilung. 1937.  |
| 19/11    | Briefe Martha Beegs an die Firma Schott & Gen. 1932–1938.          |
| II 9/105 | Abgänge von Werksangehörigen nach Westdeutschland. 1950–1953.      |

### A.4. Interviews<sup>1</sup>

- mit Grete Berg am 10.4.2002
- mit Johanna Czerny am 8.4.2002
- mit Brigitte Lohmann am 17.6.2002
- mit Helga Möller am 16.1.2002
- mit Eva Münzer am 15.5. und 24.5. 2002
- mit Erika Weise am 13.5.2002
- mit Inge Zeisig am 23.1., 7.3. und 5.4. 2002

---

<sup>1</sup> Die Namen aller Interviewpartnerinnen wurden geändert, um Anonymität zu gewährleisten.

## A.5. Literaturverzeichnis

Alheit, Peter/Dausien, Bettina: Arbeitsleben. Eine qualitative Untersuchung von Arbeiterlebensgeschichten. Frankfurt/Main 1985.

Althans, Birgit: Der Klatsch, die Frauen und das Sprechen bei der Arbeit. Frankfurt/Main 2000.

Ansorg, Leonore: »Irgendwie war da kein System drin«. Strukturwandel und Frauenerwerbstätigkeit in der Ost-Prignitz (1968–1989). In: Lindenberger, Thomas (Hg.): Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR. Köln u.a. 1999. S. 75–118.

Assmann, Aleida: Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose. In: Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, K. Ludwig (Hgg.): Materialität der Kommunikation. 2. Aufl. Frankfurt/Main 1995. S. 237–251.

Auffermann, L.: Neuzeitliche Haushaltsführung. In: Hausbuch für die deutsche Familie. Hrsg. vom Reichsbund der Standesbeamten Deutschlands e.V.. Berlin 1930. S.106–121.

Bajohr, Stefan: Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914–1945. Marburg 1979.

Bautz, Friedrich Wilhelm/Bautz, Traugott (Hgg.): Biographisch-bibliographisches Kirchenlexikon. Hamm 1993–2003.

Bayer, Tilde/Hoff, Uta/Meyer, Wolfgang: Schott in Jena 1884 bis 1949 (= Die Reihe Archivbilder). Erfurt 2003.

Beck, Hans G. (Hg.): Menschen bei Zeiss und Schott. Episoden, Geschichten, Anekdoten. Sammlung des Seniorenclubs Schott Zeiss Jena e.V. Jena 2002.

Benz, Wolfgang u.a. (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus (= Digitale Bibliothek 25). Berlin 1999.

Bertaux, Daniel/Bertaux-Wiame, Isabelle: Autobiographische Erinnerungen und kollektives Gedächtnis. In: Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«. Mit einem neuen Vorwort zur Taschenbuchausgabe von Lutz Niethammer. Frankfurt/Main 1985. S. 146–165.

Bertram, Barbara: »Nicht zurück an den Kochtopf« – Aus- und Weiterbildung in Ostdeutschland. In: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hgg.): Frauen in Deutschland 1945–1992. Bonn 1993. S. 191–214.

Bilden, Helga/Diezinger, Angelika: Historische Konstitution und besondere Gestalt weiblicher Jugend – Mädchen im Blick der Jugendforschung. In: Krüger, Heinz-Hermann (Hg.): Handbuch der Jugendforschung. 2., erweiterte und aktualisierte Auflage, Opladen 1993. S. 201–222.

## A. Quellen

Böhm, Albert: Geschichte der Jenaer Schulen. Unveröffentlichtes Manuskript in 2 Bänden. (Stadthausarchiv Jena) Böhnke, Bärbel (Hg.): »Ich hab mich hochgetippt«. Frauenarbeit im Büro. Quickborn 1998.

Böth, Gitta: Der Stromverbraucher wird entdeckt? In: Böth, Gitta u.a. (Hgg.): Der Weg ins Licht. Zur Geschichte der Elektrifizierung des märkischen Sauerlandes (= Begleitband zur Ausstellung des Westfälischen Freilichtmuseums Hagen, 25. April – 31. Oktober 1989). Hagen 1989. S. 129–142.

Bock, Gisela: Ganz normale Frauen. Täter, Opfer, Mitläufer und Zuschauer im Nationalsozialismus. In: Heinsohn, Kirsten u.a. (Hgg.): Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt/New York 1997. S. 245–277.

Borscheid, Peter: Die »taylorisierte« Hausfrau. Zu den Auswirkungen der Rationalisierungs- bewegung auf den Privathaushalt der 20er Jahre. In: Gerhard, Hans-Jürgen (Hg.): Struktur und Dimension. Festschrift für Karl Heinrich Kaufhold zum 65. Geburtstag. Bd. 2.: Neunzehntes und zwanzigstes Jahrhundert (= Veröffentlichungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Beiheft 133). Stuttgart 1997. S. 477–484.

Bourdieu, Pierre: Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital. Soziales Kapital. In: ders.: Die verborgenen Mechanismen der Macht. Hg. von Margareta Steinrück. Hamburg 1992. S. 49–80.

Braudel, Fernand: Geschichte und Sozialwissenschaften – Die »longue durée«. In: Wehler, Hans- Ulrich (Hg.): Geschichte und Soziologie. Königstein/Taunus, 2. Aufl. 1984, S. 189–215 (zuerst als: Histoire et sciences sociales. La Longue Durée. In: Annales 13, 1958. S. 725–753).

Bricks, Wolfgang/Gans, Paul: Raumordnung, Industrieansiedlung, Bevölkerungs- bewegung. In: Heiden, Detlev/Mai, Gunther (Hgg.): Nationalsozialismus in Thüringen. Weimar u.a. 1995. S. 189–212. Bruch, Rüdiger vom/ Müller, Rainer A. (Hgg.): Historikerlexikon. Von der Antike bis zum 20. Jahrhundert. München 1991.

Brunner, Otto: Das »ganze Haus« und die alteuropäische »Ökonomik«. In: Oeter, Ferdinand (Hg.): Familie und Gesellschaft. Tübingen 1966. S.23–56.

Budde, Gunilla-Friederike (Hg.): Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Elf Beiträge. Göttingen 1997.

Bühler, Grit: Mythos Gleichberechtigung in der DDR. Politische Partizipation von Frauen am Beispiel des Demokratischen Frauenbunds Deutschlands. Frankfurt/New York 1997.

Burkhardt, Falk: Zeugschmiedmeister, Ziegeleibesitzer und Stadtbürger. Zum politischen Kar- riereprofil des Jenaer Handwerkers Johann David Böhme. In: Hahn, Hans-Werner u.a. (Hgg.): Bürgertum in Thüringen. Lebenswelt und Lebenswege im frühen 19. Jahrhundert. Rudolstadt 2001. S. 303–333.

Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Übers. von Kathrina Menke. Frankfurt/Main 1991. Butler, Judith: Ort der politischen Neuverhandlung. Der Feminismus braucht die Frauen, aber er muss nicht wissen, »wer« sie sind. In: Frankfurter Rundschau. Nr. 176 vom 27.7.1993. S.10.

- Cämmerer, Charlotte von: Die Fabrikpflegerin. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Bd.46, 1918/19. S. 214–224.
- Clemens, Petra: Die aus der Tuchbude. Alltag und Lebensgeschichten Forster Textilarbeiterinnen. Münster 1998. Dathe, Dietmar (Hg.): Wege aus der Krise der Arbeitsgesellschaft. Beiträge und Ergebnisse der 4. Tagung »Sozialunion in Deutschland«. Berlin 1995.
- Dauskardt, Michael/Gerndt, Helge (Hgg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde- Kongresses in Hagen vom 7. bis 11. Oktober 1991. Münster 1993.
- Diederichs, Ulf: Jena und Weimar als verlegerisches Programm. Über die Anfänge des Eugen Diederichs Verlages in Jena. In: John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. Doppelstadt Jena-Weimar. Weimar u.a. 1995. S. 51–80.
- Derschau, Dietrich von: Personal: Entwicklung der Ausbildung und der Personalstruktur im Kindergarten. In: Erning, Günter u.a. (Hgg.): Geschichte des Kindergartens. Bd. 2: Institutionelle Aspekte, systematische Perspektiven, Entwicklungsverläufe. Freiburg/Breisgau 1987. S. 67–81.
- Dörr, Margarete: »Wer die Zeit nicht miterlebt hat?«. Frauenerfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in den Jahren danach. 3 Bde. Frankfurt/Main u.a. 1998.
- Duda, Silke: Die unsichtbaren Arbeiterinnen. Frauen in Reinigungsberufen. Bielefeld 1990. Dünkel, Barbara/Fesel, Verena: Von der Sozialen Frauenschule zur NS-Volkspflegeausbildung. Das Hamburger Sozialpädagogische Institut 1917–1945. Hamburg 1999.
- Duncker, Arne: Gleichheit und Ungleichheit in der Ehe. Persönliche Stellung von Mann und Frau im Recht der ehelichen Lebensgemeinschaft 1700–1914. Köln/Weimar/Wien 2003. Ein altes Haus lernt niemals aus. Aus den Erinnerungen einer 80-jährigen. Festschrift zum Jubiläum der Grete- Unrein-Schule Jena. Herausgegeben vom Förderverein Grete-Unrein-Schule Jena e.V. Jena 1992.
- Ek-Nilsson, Katarina: Die zwei »M« in der Technik: Modernität, Männlichkeit. In: Köhle-Hezinger, Christel u.a. (Hgg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Marburg 1997. München/Berlin 1999. S. 425–430.
- Elendt, Erika: Das kranke Kind und seine Pflegerin. Zur Geschichte der Kinderkrankenpflege in Jena von 1917 - 1987. Jena 1992.
- Elle, Gertrud: Vom Helfen und Heilen. Erinnerungen einer Pfarrfrau aus einem Dreivierteljahrhundert. Berlin 1966. Essner, Cornelia: Die »Nürnberger Gesetze« oder Die Verwaltung des Rassenwahns 1933–1945. Paderborn u.a. 2002.
- Falkenhausen, Franz Ferdinand von u.a. (Hgg.): Carl Zeiss in Jena 1846 bis 1946. Erfurt 2004. Fraser, Nancy: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann. Frankfurt/Main 1994.
- Friedmann, Petra/Pfau, Birgit: Frauenarbeit in der Krise – Frauenarbeit trotz Krise? In: Leviathan, Heft 2, 1985, S. 155–186.

## A. Quellen

Frevert, Ute: »Mann und Weib, und Weib und Mann«. Geschlechter-Differenzen in der Moderne. München 1995. Fügner, Jens: Amerikanisches Intermezzo. Jena zwischen Drittem Reich und Sowjetischer Besatzungszone (April bis Juli 1945). In: Stutz, Rüdiger (Hg.): Macht und Milieu. Jena zwischen Kriegsende und Mauerbau. Rudolstadt 2000. S. 25–52.

Gast, Gabriele: Die politische Rolle der Frau in der DDR (= Studien zur Sozialwissenschaft, Bd. 17). Düsseldorf 1973.

Gaugele, Elke: Schurz und Schürze. Kleidung als Medium der Geschlechterkonstruktion. Köln 2002. Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Übersetzt von Brigitte Luchesi und Rolf Bindemann. Frankfurt/Main 1983.

Gerhard, Ute: Grenzziehungen und Überschreitungen. Die Rechte der Frauen auf dem Weg in die politische Öffentlichkeit. In: Dies. (Hg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. München 1997. S. 509–546.

Gerhard, Ute: Die staatliche institutionalisierte »Lösung« der Frauenfrage. Zur Geschichte der Geschlechterverhältnisse in der DDR. In: Kaelble, Hartmut (Hg.): Sozialgeschichte der DDR. Stuttgart 1994. S. 383–403.

Gerhard, Ute: Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert. Mit Dokumenten. Frankfurt/Main 1978.

Gerth, Kerstin/Wimmer, Wolfgang: Ernst Abbe 1840–1905. Wissenschaftler, Unternehmer, Sozialreformer. Herausgegeben vom Carl Zeiss Archiv. o.O. 2005.

Glaue, Helene: Hundertzehn Jahre Haupt-Frauenverein Jena. Jena 1925.

Gold, Helmut/Koch, Annette (Hgg.): Fräulein vom Amt. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Deutschen Postmuseum Frankfurt, vom 4.5. – 15. 8. 1993. München 1993.

Gräfe, Marlis u.a. (Hgg.): Die Geheime Staatspolizei im NS-Gau Thüringen 1933–1945. I. Halbband (= Quellen zur Geschichte Thüringens 24/I). 2. Aufl. Erfurt 2005.

Gramsch, Robert: Zwischen zwei Diktaturen. Die Jenaer Studentenschaft 1945–1949. In: Stutz, Rüdiger (Hg.): Macht und Milieu. Jena zwischen Kriegsende und Mauerbau. Rudolstadt 2000. S. 53–80.

Großmann, Katrin: Das Ende der befestigten Stadt. Stadtentwicklung in der Zeit der Entfestigung der Städte am Beispiel Gießen. Hg. von Christine Weiske. Chemnitz 2000.

Grünbaum-Sachs, Hildegard: Zur Krisis in der Hauswirtschaft. Langensalza 1926.

Gysi, Jutta/Meyer, Dagmar: Leitbild: berufstätige Mutter. DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe. In: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hgg.): Frauen in Deutschland 1945–1992. Bonn 1993. S. 139–165.



Hagemann, Karen: Ausbildung für die »weibliche Doppelrolle«. Berufswünsche, Berufswahl und Berufschancen von Volksschülerinnen in der Weimarer Republik. In: Hausen, Karin (Hg.): Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen. Göttingen 1993. S. 214–236. Hagemann, Karen: Heimat – Front. Militär, Gewalt und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege. In: dies./Schüler-Springorum, Stefanie (Hgg.): Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege. Frankfurt/Main 2002. S. 13–52.

Hagemann-White, Carol: Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. In: Feministische Studien 11 (1993). Bd. 2. S. 68–78. Halm, Evelyn: Der Aufbruch Jenaer Lehrerinnen. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. Frauen in Jena 1900 bis 1930. Rudolstadt 2001. S. 35–68.

Hausen, Karin: Arbeit und Geschlecht. In: Kocka, Jürgen/Offe, Klaus (Hgg.): Geschichte und Zukunft der Arbeit. Frankfurt/Main 2000. S. 343–361.

Hausen, Karin/Krell, Gertraude (Hgg.): Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart. München 1993.

Hausen, Karin: Frauenerwerbstätigkeit und erwerbstätige Frauen. Anmerkungen zur historischen Forschung. In: Budde, Gunilla-Friederike (Hg.): Frauen arbeiten. Weibliche Erwerbstätigkeit in Ost- und Westdeutschland nach 1945. Göttingen 1997. S. 8–32.

Hausen, Karin (Hg.): Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen. Göttingen 1993.

Heerwagen, Gunther: Munitionsfabrik Hallschlag/Kehr. Bericht der Fabrikpflegerin Anna Nieder über die von ihr angetroffenen Verhältnisse und ihre bisherige Tätigkeit auf den Eifler Sprengstoffwerken an die Frauenarbeits- Nebenstelle des Kriegsamtes vom 30.6.1917. In: Prümer Landbote. Zeitschrift des Geschichtsvereins »Prümer Land«. Heft 30, 1991. S. 27–34.

Heiden, Detlev/Mai, Gunther (Hgg.): Nationalsozialismus in Thüringen. Weimar/Köln 1995. Heinsohn, Kirsten, u.a.: Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland. Frankfurt/Main 1997.

Hellmann, Birgitt: Die Entwicklung der klinischen Geburtshilfe in Jena. In: Hellmann, Birgitt/Schmucker, Eva (Hgg.): Hebamme oder Entbindungsanstalt? Zur Geschichte der Geburtshilfe in Jena seit 1664. Rudolstadt 2000. S. 9–28.

Hellmann, Birgitt: »Die Studenten sollen die Nächte nicht außer ihrem Logis zubringen, noch andere Ungezogenheiten verüben«. Alltag in Jena in der Mitte des 18. Jahrhunderts. In: Bauer, Joachim u.a. (Hgg.): Logenbrüder, Alchemisten und Studenten. Jena und seine geheimen Gesellschaften im 18. Jahrhundert. Rudolstadt 2002. S. 9–17.

Hellmuth, Edith/Mühlfriedel, Wolfgang: Carl Zeiss. Die Geschichte eines Unternehmens 1846–1905. Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hgg.): Frauen in Deutschland 1945–1992. Bonn 1993. Hennecke, Franz J.(Hg.): Schulgesetzgebung in der Weimarer Republik vom 11. August

## A. Quellen

1919 bis 24. März 1933. Sammlungen von Rechtsvorschriften des Reiches und der Länder Baden, Bayern und Preußen. Köln/Wien 1991. Herbert, Ulrich: »Die guten und die schlechten Zeiten«. Überlegungen zur diachronen Analyse lebensgeschichtlicher Interviews. In: Niethammer, Lutz (Hg.): »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. Bd. 1., 2. Aufl. Berlin/Bonn 1986. S. 67–96.

Hoerning, Erika M. (Hg.): Biographische Sozialisation (= Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 17). Stuttgart 2000.

Hoerning, Erika M.: Biographische Sozialisation. Theoretische und forschungspraktische Verankerung. Eine Einleitung zu den Beiträgen. In: Hoerning, Erika M. (Hg.): Biographische Sozialisation (= Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 17). Stuttgart 2000.

Holzrichter, Birgit: Leibesertüchtigung. In: Buchholz, Kai u.a. (Hgg.): Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900. Bd 2. Darmstadt 2001. S. 387–400. Honegger, Claudia: Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750–1850. 2. Aufl. Frankfurt/Main 1992.

Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. Frauen in Jena 1900 bis 1933. Rudolstadt 2001. Horn, Gisela: Frauenleben im Umbruch: Die Schriftstellerin Helene Voigt-Diederichs. In: John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. Doppelstadt Jena-Weimar. Weimar u.a. 1995. S. 81–90. Horn, Gisela (Hg.): Die Töchter der Alma mater Jenensis. Neunzig Jahre Frauenstudium an der Universität Jena. Rudolstadt 1999.

Hugger, Ingo: Frauenarbeit bei Zeiss 1914 bis 1919. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. Frauen in Jena 1900–1933. Rudolstadt 2001. S. 89–114.

Hugger, Ingo: Gewerbliche Frauenarbeit im Deutschland des Ersten Weltkrieges. Vier Fallbeispiele. Magisterarbeit Jena 2001. (unveröffentlicht).

Jochmann-Döll, Andrea/Krell, Gertraude: Die Methoden haben gewechselt, die »Geschlechtsabzüge« sind geblieben. Auf dem Weg zur Neubewertung von Frauenarbeit? In: Hausen, Karin/Krell, Gertraude (Hgg.): Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart. München 1993. S. 133–148.

John, Johannes (Hg.): Reclams Zitaten-Lexikon. Stuttgart 1992.

John, Jürgen: Ernst Abbes Sozialpolitik in ihrer Zeit (1). In: Stolz, Rüdiger/Wittig, Joachim (Hgg.): Carl Zeiss und Ernst Abbe. Leben, Wirken und Bedeutung. Wissenschaftshistorische Abhandlung. Jena 1993. S. 458–488.

John, Jürgen: Quellen zur Geschichte Thüringens, Bd. 3, 1918 – 1945. Erfurt 1996.

John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. Doppelstadt Jena Weimar (= Bausteine zur Jenaer Stadtgeschichte Bd. 2). Weimar/Köln/Wien 1995.

Joris, Elisabeth/Witzig, Heidi: *Brave Frauen, aufmüpfige Weiber. Wie sich die Industrialisierung auf Alltag und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820–1940)*. 3. Aufl. Zürich 1995.

Judt, Matthias: *DDR-Geschichte in Dokumenten. Beschlüsse, Berichte, interne Materialien und Alltagszeugnisse*. Bonn 1998.

Junghans, Fritz: *Der weibliche Arbeitsmarkt des Arbeitsamtsbezirkes Jena. Seine Gestaltung seit dem Bestehen der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung und seine Entwicklung in den Krisenjahren*. Diss. Jena 1934. Großalmerode 1934.

Kassel, Brigitte: *Das Geschlecht der Qualifikation ist männlich. Ausbildung und Qualifikation in der Metallindustrie vor 1930*. In: Hausen, Karin (Hg.): *Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen*. Göttingen 1993. S. 125–146.

Kasten, Birgit: *Krisen, Kinder, Wirtschaftsmacht. Carl Zeiss Jena in der DDR*. In: Markowski, Frank (Hg.): *Der letzte Schliff. 150 Jahre Arbeit und Alltag bei Carl Zeiss. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung von Nov. bis Jan. 1998 in Jena*. Berlin 1997. S. 170–189.

Kastner, Dieter: *Kinderarbeit im Rheinland. Entstehung und Wirkung des ersten preußischen Gesetzes gegen die Arbeit von Kindern in Fabriken 1839*. Köln 2004.

Katscher, Leopold: *Socialsekretäre und Fabrikpfleger*. In: *Die Gegenwart. Wochenzeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben*. Hrsg. Von Adolf Heilborn. Berlin, 35. Jg. (1906), Bd. 70, vom 15.12.1906. S.370–372.

Katscher, Liselotte: *Krankenpflege und Zweiter Weltkrieg. Der Weg der Schwesternschaft des Evangelischen Diakonievereins Herbst 1939 – Ende 1944*. Stuttgart 1992.

Keller, Jana: *Frau und Arbeit 1945. Das Beispiel Zeiss*. In: Moritz, Marina (Hg.): *Zeitbrüche – Lebensbrüche. Frauenalltag in Thüringen 1945. Begleitbuch für die gleichnamige Ausstellung des Museums für Thüringer Volkskunde Erfurt vom 27. April bis 27. August 1995*. Erfurt 1995. S. 71–84.

Keun, Irmgard: *Das kunstseidene Mädchen*. Berlin 1932.

Kluge, Barbara: *Peter Petersen und der Jena-Plan*. In: John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): *Zwischen Konvention und Avantgarde*. Doppelstadt Jena-Weimar. Weimar u.a. 1995. S. 161–180.

Koch, Annette: *Die weiblichen Angestellten in der Weimarer Republik*. In: Gold, Helmut/Koch, Annette (Hgg.): *Fräulein vom Amt. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung im Deutschen Postmuseum Frankfurt/Main vom 4. Mai – 15. August 1993*. München 1993. S. 163–176.

Koch, Herbert: *Geschichte der Stadt Jena*. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1966. Mit einem Nachwort von Jürgen John. Jena/Stuttgart 1996.

Kock, Lisa: *»Man war bestätigt und man konnte was! « Der Bund Deutscher Mädels im Spiegel der Erinnerungen ehemaliger Mädelführerinnen*. Münster 1994.

## A. Quellen

Köhle-Hezinger, Christel: »Beamtenkultur« – Die Beamten der Maschinenfabrik Esslingen (ME). In: Jeggler, Utz (Hg.): Tübinger Beiträge zur Volkskultur. Für hb – 17.9.1986. (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 69). Tübingen 1986. S. 127–155.

Köhle-Hezinger, Christel: Frauen in der Maschinenfabrik Esslingen. Eine Problemskizze. In: Frauenalltag - Frauenforschung. Beiträge der 2. Tagung der AG Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 22. bis 25. Mai 1986 in Freiburg. Frankfurt/Main 1988. S. 310–318.

Köhle-Hezinger, Christel/Ziegler, Walter (Hgg.): »Der glorreiche Lebenslauf unserer Fabrik«. Zur Geschichte von Dorf und Baumwollspinnerei Kuchen. (Ein Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen). Weissenhorn 1991.

Köhle-Hezinger, Christel/Scharfe, Martin (Hgg.): Männlich – weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg 1997. Münster 1999.

Köhle-Hezinger, Christel: Die Maschinenfabrik Esslingen 1846–1965. Eine Fabrik verändert die Stadt (= Esslingen - Geschichte, Persönlichkeiten, Wirtschaft. 8/1991). Esslingen 1991.

Köhle-Hezinger, Christel: Sich würdig benehmen. Anmerkungen zum Ritual der Würde. In: Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung, Bd. 30, 1993. S.11–27.

Köhle-Hezinger, Christel: Von der »Roten ME« zur »Braunen ME«. Die Maschinenfabrik Esslingen als Fallbeispiel. In: Von Weimar bis Bonn: Esslingen 1919 – 1949. Begleitband zur Ausstellung »Von Weimar bis Bonn« im Alten Rathaus und an elf Stellen in der Stadt vom 15. Mai bis 18. August 1991. Sigmaringen 1991. S. 27- 47.

Köhle-Hezinger, Christel: Willkommen und Abschied. Zur Kultur der Übergänge in der Gegenwart. In: Zeitschrift für Volkskunde, 92. Jg., 1996/I, S. 1–19.

Kracauer, Siegfried: Die Angestellten. Frankfurt/Main 1930.

Kruse, Anna-Paula: Krankenpflegeausbildung seit Mitte des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. Stuttgart/Berlin/Köln 1995.

Küchler, Petra: Zur Konstruktion von Weiblichkeit. Erklärungsansätze zur Geschlechterdifferenz im Lichte der Auseinandersetzung um die Kategorie Geschlecht. Pfaffenweiler 1997.

Kühne, Thomas: Staatspolitik, Frauenpolitik, Männerpolitik. Politikgeschichte als Geschlechtergeschichte. In: Medick, Hans/Trepp, Anne-Charlott (Hgg.): Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektiven. Göttingen 1998. S. 171–231.

Kuhlmann, Carola: Alice Salomon. Ihr Lebenswerk als Beitrag zur Entwicklung der Theorie und Praxis sozialer Arbeit. Weinheim 2000.

Kundrus, Birthe: Kriegerfrauen. Familienpolitik und Geschlechterverhältnisse im Ersten und Zweiten Weltkrieg. Hamburg 1995.

Landwehr, Rolf/Baron, Rüdiger (Hgg.): Geschichte der Sozialarbeit. Hauptlinien ihrer Entwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. 2. Aufl. Weinheim/Basel 1991.

Lange, Peter: Jena um die Jahrhundertwende. In: Stolz, Rüdiger/Wittig, Joachim (Hgg.): Carl Zeiss und Ernst Abbe. Leben, Wirken und Bedeutung. Wissenschaftshistorische Abhandlung. Jena 1993. S. 425–447.

Liebold, Birgit/Franz, Margret (Hgg.): Volkshaus Jena 1903–2003. Versuch einer Chronik. Quedlinburg 2003. Lindemann, Gesa: Wider die Verdrängung des Leibes aus der Geschlechterkonstruktion. In: Feministische Studien 11 (1993). Bd. 2. S. 44–54.

Lipp, Carola: Alltagskulturforschung in der empirischen Kulturwissenschaft und Volkskunde. In: Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.): Alltagskultur, Subjektivität und Geschichte. Zur Theorie und Praxis von Alltagsgeschichte. Münster 1994. S. 78–93.

Lipp, Carola: Der industrialisierte Mensch. Zum Wandel historischer Erfahrung und wissenschaftlicher Deutungsmuster. In: Dauskardt, Michael/Gerndt, Helge (Hgg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7. bis 11. Oktober 1991. Münster 1993. S. 17–38.

Lipp, Carola (Hg.): Schimpfende Weiber und patriotische Jungfrauen. Frauen im Vormärz und in der Revolution 1848/49. Moos/Baden-Baden 1986.

Lorentz, Ellen: Büro 1880 – 1930. Frauenarbeit und Rationalisierung (= Arbeitsheft 11 der IG Metall zur Humanisierung des Arbeitslebens). Frankfurt/Main 1984.

Lux, Stefan u.a.: Lexikon des internationalen Films. Hg. Vom Katholischen Institut für Medieninformation (KIM) und der Katholischen Filmkommission für Deutschland. Band L bis N. Völlig überarbeitete und erweiterte Neuauflage. Hamburg 1995. S. 4004.

Maase, Kaspar: Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnographie. In: Eisch, Katharina/Hamm, Marion (Hgg.): Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse (=Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Bd. 93). Tübingen 2001. S. 255–271.

Maierhof, Gudrun/Schröder, Katinka: Sie radeln wie ein Mann, Madame! Als die Frauen das Rad eroberten. Dortmund 1992.

Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. 150 Jahre Arbeit und Alltag bei Carl Zeiss. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung von Nov. bis Jan. 1998 in Jena. Berlin 1997.

Markowski, Frank: Schmeißt Kotthaus aus dem Fenster! Arbeitskonflikte bei Carl Zeiss von der Jahrhundertwende bis zur Rationalisierung in der Weimarer Republik. In: Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. 150 Jahre Arbeit und Alltag bei Carl Zeiss. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung von Nov. bis Jan. 1998 in Jena. Berlin 1997. S. 76–95.

## A. Quellen

- Martin, Ursula: Im Bewusstsein weiblicher Art leben und arbeiten. Frauenstudium und Jenaer Studentinnenverein bis 1918. Hg. von den Städtischen Museen Jena in der Reihe »Dokumentation« (Bd.5). Jena 1997. Mattausch, Wolf-Dieter: Sport. In: Benz, Wolfgang u.a. (Hgg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus (= Digitale Bibliothek 25). Berlin 1999. S. 609–619.
- Mayer, Christiane: »Industriebildung« als Erziehung zur Erwerbstätigkeit von Mädchen im 18. und 19. Jahrhundert in Deutschland. In: Dickmann, Elisabeth/Friese, Marianne (Hgg.): Arbeiterinnengeschichte im 19. Jahrhundert. Studien zum sozio-kulturellen Wandel und zum politischen Diskurs in den Frauenbewegungen in Deutschland, England, Italien und Österreich. Münster/Hamburg 1994. S. 271–295.
- Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. 150 Jahre Arbeit und Alltag bei Carl Zeiss. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung von Nov. bis Jan. 1998 in Jena. Berlin 1997.
- Matthes, Joachim (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. deutschen Soziologentages. Frankfurt/Main 1983.
- Metz-Becker, Marita: »Hab' aber auch gar nichts gehabt auf der Welt«. Zur Lebenssituation von Frauen in einem Westerwälder Dorf. Eine soziokulturelle Untersuchung anhand von narrativen Interviews. Bonn 1987.
- Metz-Becker, Marita: Der verwaltete Körper. Die Medikalisierung schwangerer Frauen in den Gebäuhäusern des frühen 19. Jahrhunderts. Frankfurt/Main 1997.
- Meyer-Braun, Renate: Elektrizität im Haushalt. In: Christiansen, Jörn (Hg.): Bremen wird hell. 100 Jahre Leben und Arbeiten mit Elektrizität (= Veröffentlichungen des Bremer Landesmuseums für Kunst und Kulturgeschichte, Focke-Museum, 92). Bremen 1993. S. 178–195.
- Miller-Kipp, Gisela (Hg.): »Auch Du gehörst dem Führer«. Die Geschichte des Bundes Deutscher Mädel (BDM) in Quellen und Dokumenten. Weinheim/München 2001.
- Mittelsdorf, Frank u.a.: Die neueingeschriebenen Studentinnen des Sommersemesters 1919. In: Horn, Gisela (Hg.): die Töchter der Alma mater Jenensis. 90 Jahre Frauenstudium an der Universität von Jena. Rudolstadt 1999. S. 331–355.
- Moczarski, Norbert u.a. (Hgg.): Zwangsarbeit in Thüringen 1940–1945. Quellen aus den Staatsarchiven des Freistaates Thüringen. 2. Aufl. Erfurt 2002.
- Mogge, Winfried: Jugendbewegung. In: Kerbs, Diethart/Reulecke, Jürgen (Hgg.): Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933. Wuppertal 1998. S. 181–196.
- Moholy-Nagy und Jenaer Glas. Neue Werbung für Schott 1933–1937. Hg. vom Schott GlasMuseum. (Kunsthandlung Huber & Treff) Jena 2005.
- Müller, Carl Wolfgang: Wie Helfen zum Beruf wurde. Band 1. Eine Methodengeschichte der Sozialarbeit 1883–1945. 3. Aufl. Weinheim/Basel 1991.
- Müller, Heidi: Dienstbare Geister. Leben und Arbeitswelt städtischer Dienstboten (= Schriften des Museums für Deutsche Volkskunde Berlin, Bd. 6). Berlin 1985.

- Müller, Heidi: Frauenarbeit als Faktor im Industrialisierungsprozess am Beispiel Badens. In: Dauskardt, Michael/Gerndt, Helge (Hgg.): Der industrialisierte Mensch. Vorträge des 28. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Hagen vom 7. bis 11. Oktober 1991. Münster 1993. S. 105–113.
- Müller-Rückert, Gabriele: Frauenleben und Geschlechterverhältnis in der ehemaligen DDR. Weibliche Lebenswelten im Spiegel literarischer »Frauengeschichten« und sozialwissenschaftlicher Auswertung. Bielefeld 1993.
- Münch, Paul (Hg.): Ordnung, Fleiß und Sparsamkeit. Texte und Dokumente zur Entstehung der »bürgerlichen Tugenden«. München 1984.
- Mütze, Klaus: Die Macht der Optik. Industriegeschichte Jena 1846–1996. Band 1: Vom Atelier für Mechanik zum Rüstungskonzern 1846–1946. Weimar 2004.
- Naumann-Winter, Petra: Das Radfahren der Damen. Bildbetrachtungen zum Diskurs über Modernisierung und Technisierung um 1900. In: Köhle-Hezinger, Christel/Scharfe, Martin (Hgg.): Männlich – weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg 1997. Münster 1999. S. 430–434.
- Neugebauer, Andrea: »Frauen, welche ein Hauswesen zu versorgen haben, werden nicht angenommen«. Frauenarbeit in den Opelwerken von 1880–1945, in: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte (ZUG) 44, 1999, S. 172–195.
- Nickel, Hildegard Maria: »Mitgestalterinnen des Sozialismus« – Frauenarbeit in der DDR. In: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hgg.): Frauen in Deutschland 1945–1992. Bonn 1993. S. 233–256.
- Nienhaus, Ursula: Berufsstand weiblich. Die ersten weiblichen Angestellten. o.O. 1991.
- Nienhaus, Ursula: Vater Staat und seine Gehilfinnen. Die Politik mit der Frauenarbeit bei der Deutschen Post (1864–1945). Frankfurt/Main 1995.
- Niethammer, Lutz (Hg.): Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. 3 Bände. Berlin/Bonn 1983.
- Niethammer, Lutz (Hg.): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Die Praxis der »Oral History«. Mit einem neuen Vorwort zur Taschenbuchausgabe von Lutz Niethammer. Frankfurt/Main 1985.
- Niethammer, Lutz/Plato, Alexander von/Wierling, Dorothee (Hgg.): Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen. Berlin 1991.
- Nölting, Claudia: Von Menschen, Maschen und Maschinen. Eine bilderreiche Geschichte der Sauerländer Strümpfe. Burgsteinfurt 1995.
- Obertreis, Gesine: Familienpolitik in der DDR 1945–1980 (= Forschungstexte Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, Bd. 17). Opladen 1986.

## A. Quellen

Obst-Harnisch, Elisabeth: Die Frau im Handel. In: Der Kaufmann und das Leben. Beiblatt zur Zeitschrift für Handelswissenschaft und Handelspraxis, Nr. 2/1926, S.10–11. Abgedruckt in: Horlebein, Manfred: Quellen und Dokumente zur Geschichte der kaufmännischen Berufsbildung 1818–1984. Köln/Wien 1989. S. 157–159.

Petzold, Lali: Die Anfänge organisierter bürgerlicher Frauenbewegung. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. Frauen in Jena 1900 bis 1933. Rudolstadt 2001. S. 9–34.

Planert, Ute: Antifeminismus im Kaiserreich. Diskurs, soziale Formation und politische Mentalität. Göttingen 1998.

Plumpe, Werner: Menschenfreundlichkeit und Geschäftsinteresse. Die betriebliche Sozialpolitik Ernst Abbes im Lichte der modernen Theorie. In: Markowski, Frank (Hg.): Der letzte Schliff. 150 Jahre Arbeit und Alltag bei Carl Zeiss. Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung von Nov. bis Jan. 1998 in Jena. Berlin 1997. S. 10–33.

Popp, Adelheid. Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin. In: dies: Erinnerungen. Aus meinen Kindheits- und Mädchenjahren. In einem Band neu herausgegeben von Hans J. Schütz. Bonn 1991.

Potthoff, Heinz: Hauswirtschaft und Volkswirtschaft. Düsseldorf 1928. Priemel, Isabel/Schuster, Annette: Frauen zwischen Erwerbstätigkeit und Familie. Historische und aktuelle Entwicklungen. Pfaffenweiler 1990.

Prüfer, Agnes: Vom Liebesdienst zur Profession. Krankenpflege als weiblicher Beruf 1918–1933. Hagen 1997.

Raddatz, Rolf: Berufsbildung im 20. Jahrhundert. Eine Zeittafel. Bielefeld 2000.

Reinicke, Peter: Die Sozialarbeit im Betrieb. Von der Fabrikpflege zur Betrieblichen Sozialberatung. In: Soziale Arbeit. Bd. 6/7, 1988. S. 202–213.

Renner, Renate/Zimmermann, Susanne: Der Jenaer Kinderarzt Jussuf Ibrahim (1877–1953) und die Tötung behinderter Kinder im Nationalsozialismus. In: Hoßfeld, Uwe u.a. (Hgg.): »Kämpferische Wissenschaft«. Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus. Köln/Weimar/Wien 2003. S. 437–451.

Rölke, Bettina: Das Programm der Volkshochschule Jena in den Jahren 1919–1932. In: 1919 bis 1994. 75 Jahre Volkshochschule Jena. Hg. von der Volkshochschule der Stadt Jena. Rudolstadt 1994. S. 85–115.

Rönnefarth, Gabriele: Jüdische Geschäftsleute, Rechtsanwälte und Ärzte in Jena im 20. Jahrhundert. In: Kirsche, Brigitta u.a. (Hgg.): Juden in Jena. Eine Spurensuche. Jena 1998. S. 74 – 103.

Rosenthal, Gabriele (Hg.): Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Thematisierung als Vergangenheitsbewältigung. Essen 1986.



Rübenstahl, Margarete: »Wilde Schwestern«. Krankenpflegereform um 1900. Frankfurt/Main 1994.

Ruhl, Klaus-Jörg: Verordnete Unterordnung. Berufstätige Frauen zwischen Wirtschaftswachstum und konservativer Ideologie in der Nachkriegszeit (1945–1963). München 1994. Rund um die Uhr. Frauenalltag in Stadt und Land zwischen Erwerbsarbeit, Erwerbslosigkeit und Hausarbeit. 3. Tagung der Kommission Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 2.-5. Juni 1988 am Institut für Europäische Ethnologie Marburg. Herausgegeben von der AG Frauenforschung in der Volkskunde Marburg. Marburg 1988.

Sachs, Hildegard: Entwicklungstendenzen in der Arbeitsnachweisbewegung (= Abhandlungen des Staatswissenschaftlichen Seminars zu Jena, 15). Jena 1919.

Sachs, Hildegard: Psychologie und Berufsberatung. Die Bedeutung der systematischen Berufseignungspsychologie für die Verteilung der Arbeitskräfte im Wirtschaftsleben. Nebst einem Anhang über das Problem einer glücklicheren Eingliederung der Frauen in das Berufsleben. Langensalza 1925.

Sachs, Hildegard: Ein Wort an die Lehrerschaft. In: Die Lehrerin. Organ des allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins. Jg. 32, 1915/16, H.20, S.78.

Sachse, Carola: Anfänge der Rationalisierung der Hausarbeit. »The One Best Way of Doing Anything?«. In: Orland, Barbara (Hg.): Haushaltsträume. Ein Jahrhundert Technisierung und Rationalisierung im Haushalt. Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung. Hg. von der Arbeitsgemeinschaft Hauswirtschaft e.V. und der Stiftung Verbraucherinstitut. Königstein/Taunus 1990. S. 49–62.

Sachße, Christoph: Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871–1929. 2., überarbeitete Auflage. Opladen 1994.

Salomon, Alice: Charakter ist Schicksal. Lebenserinnerungen. Hg. von Rüdiger Baron und Rolf Landwehr. Aus dem Englischen übersetzt von Rolf Landwehr. Weinheim und Basel 1983.

Salomon, Alice: Fünfundzwanzig Jahre Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit. In: Blätter für soziale Arbeit. 10. Jg. Nr. 11/12 1918. S. 41–44.

Scheid, Eva-Maria: Die Küche – die Fabrik der Hausfrau. Diss. Marburg 1985.

Scheiffele, Walter: Jenaer Glas – Vom Herd auf den Tisch. In: Andritzky, Michael (Hg.): Oikos. Von der Feuerstelle zur Mikrowelle. Haushalt und Wohnen im Wandel. Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung. Gießen 1992. S. 156–162.

Schier, Barbara: Alltagsleben im »Sozialistischen Dorf«. Merxleben und seine LPG im Spannungsfeld der SED- Agrarpolitik 1945–1990. Münster 2001.

Schmidt, Klaus Günter (Hg.): Europa ohne Arbeit? Arbeitslosigkeit, Beschäftigungspolitik, Integrationsprojekte. Opladen 1999.

## A. Quellen

Schmidt, Margot: Krieg der Männer – Chance der Frauen? Der Einzug von Frauen in die Büros der Thyssen AG. In: Niethammer, Lutz (Hg.): »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll«. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. Bd. 1., 2. Aufl. Berlin/Bonn 1986. S. 133–162.

Schmidt, Margot: Im Vorzimmer. Arbeitsverhältnisse von Sekretärinnen und Sachbearbeiterinnen bei Thyssen nach dem Krieg. In: Niethammer, Lutz (Hg.): »Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist.« Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930 bis 1960. Bd. 2. Berlin/Bonn 1983. S. 191–232.

Schmucker, Eva: Hebammen in Jena – Autoritäten und Untergebene zugleich. In: Hellmann, Birgitt/Schmucker, Eva: Hebamme oder Entbindungsanstalt? Zur Geschichte der Geburtshilfe in Jena seit 1664. Rudolstadt 2000. S. 33–58.

Schmucker, Eva: Heimatfront. Rotkreuzhelferinnen in Jena im Ersten Weltkrieg. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. Frauen in Jena 1900 bis 1933. Rudolstadt 2001. S. 69–88. Schröder-Auerbach, Cornelia: Eine Jugend in Jena. In: John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. Doppelstadt Jena Weimar (= Bausteine zur Jenaer Stadtgeschichte Bd. 2). Weimar/Köln/Wien 1995. S. 1–20.

Schüle, Annegret: »Die Spinne«. Die Erfahrungsgeschichte weiblicher Industriearbeit im VEB Leipziger Baumwollspinnerei. Leipzig 2001.

Schulte, Regina: Die Heimkehr des Krieges. Das Phantasma vom Stillstand der Frauen. In: dies.: Die verkehrte Welt des Krieges. Studien zu Geschlecht, Religion und Tod. Frankfurt/New York 1998. S. 15–34.

Schultze, Joachim H.: Jena. Werden, Wachstum und Entwicklungsmöglichkeiten der Universitäts- und Industriestadt. Jena 1955.

Scott, Joan W.: Gender and the politics of history. New York 1988.

Scott, Joan W.: Gender: eine nützliche Kategorie der historischen Analyse. In: Kaiser, Nancy (Hg.): Selbst Bewusst. Frauen in den USA. Leipzig 1994. S. 27–75.

Scott, Joan W.: Die Zukunft von gender. Fantasien zur Jahrtausendwende. In: Honegger, Claudia/Arni, Caroline (Hgg.): Gender – die Tücken einer Kategorie. Joan W. Scott, Geschichte und Politik. Beiträge zum Symposium anlässlich der Verleihung des Hans-Sigrist-Preises 1999 der Universität Bern an Joan W. Scott. Zürich 2001. S. 39–64.

Siebers, Ruth: Zwischen Normalbiographie und Individualisierungssuche. Empirische Grundlagen für eine Theorie der Biographisierung. Münster/New York 1996.

Slupetzky, Walter (Hg.): Europa ohne Arbeit? Beiträge zur Zukunft der Arbeitsmarktpolitik. Stuttgart 1997.

Soeffner, Hans-Georg: Auslegung des Alltags – Alltag der Auslegung. Zur wissenschaftlichen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik. Frankfurt/Main 1989.

Spieker, Ira: Ladenfräuleins und Geschäftsfrauen. Ideale und Realitäten von Frauen im Handel zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (MAGW), Bd. 130/131, 2000/2001, S. 203–214.

Staewen-Ordemann, Gertrud (Hg.): Kameradin. Junge Frauen im deutschen Schicksal 1910–1930. Berlin 1936. Statut der von Ernst Abbe errichteten Carl-Zeiss-Stiftung zu Jena. Text der Neuredaktion von 1906 mit den Varianten der Erstausgabe von 1896 (= Separatabdruck aus: Abbe, Ernst: Sozialpolitische Schriften. Jena 1906. S. 262–402).

Steiner, Jürgen: Das Jenaer Glaswerk und die Folgen des Zweiten Weltkriegs (1945–1952). In: Stütz, Rüdiger (Hg.): Macht und Milieu. Jena zwischen Kriegsende und Mauerbau. Rudolstadt 2000. S. 203–230.

Steiner, Jürgen/Hoff, Uta: Vom Versuchslaboratorium zum Weltunternehmen. Das Jenaer Glaswerk 1884–1934. In: John, Jürgen/Wahl, Volker (Hgg.): Zwischen Konvention und Avantgarde. Doppelstadt Jena-Weimar. Weimar u.a. 1995. S. 209–232.

Stiefel, Katrin: Grete Unrein. In: Horn, Gisela (Hg.): Entwurf und Wirklichkeit. Frauen in Jena 1900 bis 1933. Rudolstadt 2001. S. 165–198.

Stiefel, Katrin: »Die rein intellektuelle Frau lehnen wir radikal ab«. Die Arbeitsgemeinschaft Nationalsozialistischer Studentinnen (ANSt) an der Universität Jena 1931–1936. In: Hoßfeld, Uwe (Hg.): »Kämpferische Wissenschaft«. Studien zur Universität Jena im Nationalsozialismus. Köln 2003. S. 290–310.

Stolz, Rüdiger/Wittig, Joachim: Carl Zeiss und Ernst Abbe. Leben, Wirkung und Bedeutung. Wissenschaftshistorische Abhandlung. Jena 1993.

Straub, Jürgen: Biographische Sozialisation und narrative Kompetenz. Implikationen und Voraussetzungen lebensgeschichtlichen Denkens in der Sicht einer narrativen Psychologie. In: Hoerning, Erika M. (Hg.): Biographische Sozialisation (= Der Mensch als soziales und personales Wesen, Bd. 17). Stuttgart 2000. S. 137–163. Hier: S. 138.

Stutz, Rüdiger: Im Schatten von Zeiss. Die NSDAP in Jena. In: Heiden, Detlev/Mai, Gunther (Hgg.): Nationalsozialismus in Thüringen. Weimar u.a. 1995. S. 119–142.

Stutz, Rüdiger (Hg.): Macht und Milieu. Jena zwischen Kriegsende und Mauerbau. Rudolstadt 2000.

Suhr, Susanne: Die weiblichen Angestellten. Berlin 1933. Zit. n.: Lorentz, Ellen: Büro 1880 – 1930. Frauenarbeit und Rationalisierung (= Arbeitsheft 11 der IG Metall zur Humanisierung des Arbeitslebens). Frankfurt/Main 1984.

Theweleit, Klaus: Männerphantasien, Band I, Frankfurt/Main 1977.

Trappe, Heike: Emanzipation oder Zwang? Frauen in der DDR zwischen Beruf, Familie und Sozialpolitik. Berlin 1995.

## A. Quellen

Troßbach, Werner: Das »ganze Haus« – Basiskategorie für das Verständnis der ländlichen Gesellschaft in der frühen Neuzeit? In: Blätter für deutsche Landesgeschichte. Bd. 123, 1993, S. 277–314.

Vechtel, Anne: Der Deutsch-Evangelische Frauenbund. Im Zwiespalt zwischen Protestantismus, Nationalsozialismus und Frauenbewegung. In: Kuhn, Annette (Hg.): Frauenleben im NS-Alltag. Bonner Studien zur Frauengeschichte Bd. 2. Pfaffenweiler 1994. S. 204–216. Hier: S. 205f.

Walter, Rolf: Zeiss 1905–1945 (= Carl Zeiss. Die Geschichte eines Unternehmens. Hg. von Wolfgang Mühlfriedel und Rolf Walter. Bd. 2). Köln 2000.

Wendt, Wolf Rainer: Geschichte der sozialen Arbeit. Von der Aufklärung bis zu den Alternativen und darüber hinaus. 3., überarb. und erw. Aufl. Stuttgart 1990.

Werner, Meike G.: Moderne in der Provinz. Kulturelle Experimente im Fin de Siècle Jena. Begleitband zur Ausstellung »Moderne in der Provinz« in den Städtischen Museen Jena 2003. Göttingen 2003.

Wieland, Daniela: Geschichte der Frauenemanzipation in Deutschland und Österreich. Düsseldorf 1983.

Wierling, Dorothee: Die älteste Schwester. Bertha Uhlig, Direktorin für Soziales, 59 Jahre. In: Niethammer, Lutz /Plato, Alexander von/Wierling, Dorothee (Hg.): Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR. 30 biographische Eröffnungen. Berlin 1991. S. 478–498.

Willms, Angelika: Modernisierung durch Frauenarbeit? Zum Zusammenhang von wirtschaftlichem Strukturwandel und weiblicher Arbeitsmarktlage in Deutschland 1882–1939. In: Pierenkemper, Toni/Tilly, Richard (Hgg.): Historische Arbeitsmarktforschung. Entstehung, Entwicklung und Probleme der Vermarktung von Arbeitskraft. Göttingen 1982. S. 37–71.

Winkler, Herbert: Die Monotonie der Arbeit. Ein Beitrag zum Problem des psychischen Verhaltens bei gleichförmiger körperlicher Arbeit. Leipzig 1922.

Winkler, Dörte: Frauenarbeit im »Dritten Reich«. Hamburg 1977.

Wobbe, Theresa: Die erste Generation von Wissenschaftlerinnen. Institutionelle Kontexte für Neuankömmlinge in Deutschland und den Vereinigten Staaten. In: Horn, Gisela (Hg.): Die Töchter der Alma mater Jenensis. 90 Jahre Frauenstudium an der Universität von Jena. Rudolstadt 1999. S. 15–33.

Wolff, Horst-Peter (Hg.): Biographisches Lexikon zur Pflegegeschichte. Who was who in Nursing History. Bd. 2. München/Jena 2001.

Wolff, Kerstin: Stadtmütter. Bürgerliche Frauen und ihr Einfluss auf die Kommunalpolitik im 19. Jahrhundert. Königstein i. Taunus 2003.

Wörner-Heil, Ortrud: Frauenschulen auf dem Lande. Reifensteiner Verband (1897–1997). 2. Aufl. Kassel 1997.

Wunderlich, Frieda: Fabrikpflege. Ein Beitrag zur Betriebspolitik. Berlin 1926.

Zängl, Wolfgang: Deutschlands Strom. Die Politik der Elektrifizierung von 1866 bis heute. Frankfurt/Main 1989.

Zeller, Susanne: Ausbildung und Erwerbsbedingungen von kommunalen Fürsorgerinnen im Wohlfahrtswesen der Weimarer Republik. Ein Beitrag zur Geschichte der Sozialarbeit als »Frauen-Beruf«. o.O. 1986.

Zelnhefer, Siegfried: Die Reichsparteitage der NSDAP in Nürnberg (= Band 2 der Schriftenreihe des Dokumentationszentrums Reichsparteitagsgelände, herausgegeben von den Museen der Stadt Nürnberg). Nürnberg 2002.

Zimmermann, Susanne (Hg.): Überweisung in den Tod. Nationalsozialistische »Kindereuthanasie« in Thüringen (= Quellen zur Geschichte Thüringens 25). Erfurt 2005.

## *A. Quellen*

## B. Kurzbiographien der porträtierten Frauen

### B.1. Beeg, Martha

geb. 1898 in Gruna (Kreis Delitzsch), berufstätig als Verkäuferin und Kontoristin in verschiedenen deutschen Städten, Heirat und Umzug nach Nürnberg 1919, Geburt dreier Kinder zwischen 1920 und 1924. Ab spätestens 1932 Leiterin der Lehrküchen der Städtischen Werke Nürnberg. Ab Februar 1932 inoffizielle Werbetätigkeit für Jenaer Glasprodukte in Nürnberg. Von Oktober 1936 bis Mitte 1938 festangestellte reisende Werbedame für das Jenaer Glaswerk Schott & Gen. Danach Umzug nach Jena und Leitung der werkseigenen Versuchsküche. Scheidung 1939. Flucht in die BRD im Sommer 1950. 1950–1952 Mitarbeit im Landshuter Betrieb des Jenaer Glaswerks, 1952–1959 angestellt im neuen westdeutschen Stammwerk der Firma Schott & Gen. in Mainz. Ruhestand ab 1959. Sterbedatum unbekannt.

### B.2. Berg, Grete

geb. 1922 in Kunitz bei Jena, aufgewachsen in Kunitz. Besuch der Volksschule und der einjährigen Mädchenberufsschule, Nebentätigkeit als Kindermädchen, kaufmännische Ausbildung in einer Jenaer Versicherungsfiliale 1937–1939. 1939–1945 erwerbstätig als Versicherungsangestellte. Heirat 1946. Unterbrechung der Berufstätigkeit mit Geburt des ersten Kindes 1948. 1951 Geburt des zweiten Kindes. 1965–1966 Teilzeitarbeit als Kunstlehrerin in der Kunitzer Volksschule. Leiterin des Tageshorts für Schulkinder. Bis 1982 in Teilzeit erwerbstätig als Gemeindeangestellte. 1982 Pensionierung. Umzug von Kunitz nach Jena 1993. 1994 Tod des Ehemanns.

### B.3. Czerny, Johanna

geb. 1924 in Jena, aufgewachsen in Jena. Besuch der Volksschule und der einjährigen Mädchenberufsschule. 1940–1942 Ausbildung zur Bürogehilfin. 1942/43 freiwilliger Arbeitsdienst in Römhild und Kriegshilfsdienst in Suhl. 1943–1948 Büroangestellte bei der Firma Zeiss. 1948 Heirat, Unterbrechung der Berufstätigkeit. 1951 Geburt eines Kindes. 1952 Scheidung, Rückkehr in die Erwerbstätigkeit. 1952–1953 in der Verwaltung der Universitätsklinik Jena. 1953–1984 Büroangestellte bei der Firma Zeiss. Pensionierung 1984.

#### **B.4. Heintzen, Elisabeth**

geb. 1883 in Varel b. Oldenburg. Besuch der Vorschule und der Höheren Töcherschule. Kurse für Kinderpflege und Krankenpflege in Köln und Dessau. 1911/12 Ausbildung zur Wohlfahrts-pflegerin am Christlich-Sozialen Frauenseminar Hannover. Anschließend verschiedene Praktika in Kinderpflegeeinrichtungen und Krankenhäusern; Tätigkeit als Gemeindehelferin. 1913 Umzug nach Jena, Anstellung als Fabrikpflegerin der Firma Zeiss. 1952 Eintritt in den Ruhestand. 1965 Umzug in ein Altersheim in Apolda. Verstorben am 8.10.1965.

#### **B.5. Lohmann, Brigitte**

geb. 1918 in Jena, aufgewachsen in Jena. Besuch der Volksschule und der einjährigen Mädchenberufsschule. 1934–1937 Ausbildung als Handelsgehilfin in einem Jenaer Darm- und Fellhandlungs-geschäft. Ab 1937 Büroangestellte bei der Firma Schott. Heirat und Geburt des Sohnes 1941. 1945 Ehemann im Krieg vermisst. Ab Mitte der 1950er Jahre Mitglied in der Schott-Theatergruppe, ehrenamtliche Betreuerin bei Kinderfreizeiten. Pensionierung 1979, danach noch mehrere Jahre Aushilfe in der Werkskantine.

#### **B.6. Münzer, Eva**

geb. 1925 in Weimar, aufgewachsen im Thür. Eichsfeld. 1932–1940 Privatunterricht bei Haus-lehrerin, danach Lyzeum Sondershausen. 1944 Umzug nach Weimar. Abitur 1945. Ausbildung zur Bankkauffrau, 1945 abgebrochen. Umzug nach Jena, bis 1948 Tätigkeit im Kunstgewerbe. 1948–1951 Ausbildung zur Kinderkrankenschwester an der Jenaer Kinderklinik. 1951–1985 Kinderkrankenschwester und Stationsschwester an der Jenaer Kinderklinik. 1985 Pensionierung.

#### **B.7. Ridder, Else**

geb. 1896 in Großhettstedt b. Arnstadt/Thür. Besuch der Volksschule, anschl. »Pensionsjahr« in Rudolstädter Privathaushalt. 1914/15 Kindermädchen in Köln. 1916–1920 Haushaltsführung im Elternhaus. 1920 Umzug nach Jena, Beschäftigung als Hausangestellte. 1921 Pflegerin in d. Nervenlinik Jena. 1921–1931 Wirtschaftlerin der städtischen Kinderheime Jena. 1930 Eintritt in die NSDAP. 1931–1934 Führung eines privaten Mittagstischs in Jena. 1934/35 Leiterin des Mütterheims Jena-Löbstedt. Sommer 1936 »Wirtschaftsschwester« im Kreisversorgungsheim Friedrichshall b. Meiningen. 1937 Leiterin des Kinderheims Schweizerhöhe Jena und Helferin bei der NSV-Kreisamtsleitung, Abt. »Winterhilfswerk«. 1938 Ernennung zur Beamtin auf Lebenszeit. 1938–1941 Leiterin des städt. Rentnerheims Jena. 1941–1943 Tätigkeit im städt. Wirtschaftsamt, Bezugsscheinstelle. 1943 Tätigkeit im städt. Wohlfahrtsamt Jena. 1944 Lösung des Beamten-verhältnisses, hauptamtliche Leitung der Abteilung »Hilfsdienst« der Jenaer NS-Frauenschaft. Weitere Tätigkeiten und Sterbedatum unbekannt.



## **B.8. Weise, Erika**

geb. 1918 in Jena, aufgewachsen in Jena. 1926–1934 Besuch der Volksschule und der Jenaplan-Reformschule. 1934/35 Hausangestellte in Berlin und Leipzig, Absolvierung des Pflichtjahrs der Mädchenberufsschule; mehrere Monate Hausangestellte in Jena. 1936 freiwilliges Landjahr/Reichsarbeitsdienst nahe Jena. Danach Angestellte in einem landwirtschaftlichen Großbetrieb im Thür. Eichsfeld. Heirat 1941, 1942 Geburt des ersten Kindes. Mehrere Jahre erwerbsunfähig, Arbeit im Haushalt des Schwiegervaters. 1944 Tod des Ehemannes. 1946 Umzug nach Jena. Beschäftigung als Arbeiterin im Jenaer Glaswerk, gewerkschaftliches Engagement, Eintritt in die SED. 1952 »Instrukteurin für Literatur« in Eisenberg. 1953 Geburt des zweiten Kindes, hauptamtliche Bürgermeisterin in einer Landgemeinde nahe Eisenberg. 1958–1961 Leiterin eines Altenheimes nahe Eisenberg, nebenamtliche Bürgermeisterin. Mehrere lange Klinikaufenthalte. 1964 Umzug nach Jena, Arbeiterin im Jenaer Glaswerk. Pensionierung 1980.

## **B.9. Zeisig, Inge**

geb. 1922 in Jena, aufgewachsen in Jena. 1930–1938 Besuch der Volksschule, anschließend Absolvierung des einjährigen Pflichtjahrs der Mädchenberufsschule. Hauswirtschaftliches Pflichtjahr, anschließend dreijährige kaufmännische Lehre in Jenaer Textilgeschäft. Bis Mai 1945 hauptamtliche Tätigkeit bei der Hitlerjugend Jena. 1945–1947 Ausbildung zur Kinderkrankenschwester in der Kinderklinik Jena, bis 1952 Kinderkrankenschwester ebd. 1952–1959 Leitung der Zeiss-Kinderkrippe Jena. 1959–1986 Oberschwester in der Kinderklinik Jena. 1986 Pensionierung.

*B. Kurzbiographien der porträtierten Frauen*

# Eidesstattliche Erklärung

Hiermit erkläre ich an Eides statt:

Die derzeit geltende Promotionsordnung der Philosophischen Fakultät an der Friedrich-Schiller-Universität Jena ist mir bekannt. Die vorliegende Dissertationsschrift habe ich selbst angefertigt, alle benutzten Quellen und Hilfsmittel habe ich in meiner Arbeit angegeben. Bei der Auswahl und Auswertung des Materials sowie bei der Herstellung des Manuskripts hat mich niemand unterstützt. Weder habe ich einen Promotionsberater in Anspruch genommen, noch haben Dritte unmittelbar oder mittelbar geldwerte Leistungen für Arbeiten erhalten, die im Zusammenhang mit dem Inhalt der vorgelegten Dissertation stehen. Ich habe nicht die gleiche Arbeit, eine in wesentlichen Teilen gleiche Arbeit oder eine andere Abhandlung bei einer anderen Hochschule als Dissertation eingereicht.

Jena, den 8. März 2006 Eva V. Chen